

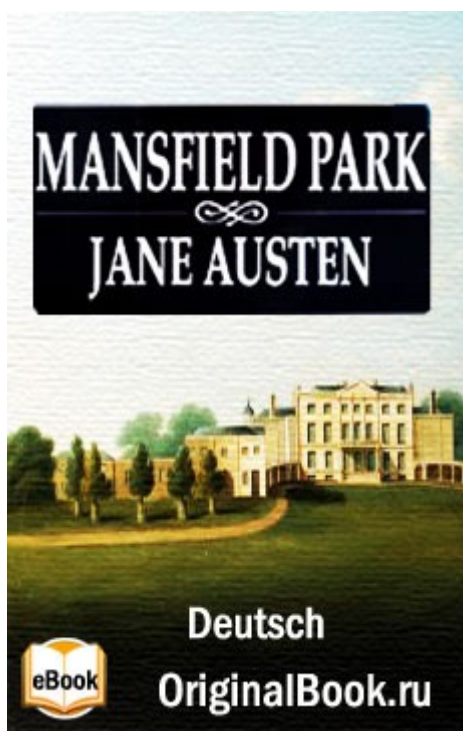
# MANSFIELD PARK

## JANE AUSTEN

---

Original:

[Mansfield Park](#)



1814

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT VON TRUDE FEIN

NACHWORT VON MAX WILDI

Als Fanny Price den Heiratsantrag des begüterten Henry Crawford ablehnt, muß sie wieder in die bedrückende Atmosphäre ihres ärmlichen Elternhauses zurück. Der Grund für ihre Ablehnung: Fanny liebt ihren Cousin Edmund, der ihr zunächst auch aufrichtig zugetan ist – bis er in den Bann von Henrys Schwester, der redegewandten Lady Crawford, gerät und für Fanny verloren scheint.

Ebook: <http://originalbook.ru>

## **Mansfield Park. Jane Austen**

### **1. Kapitel**

Vor etwa dreißig Jahren hatte Miss Maria Ward aus Huntingdon, mit nicht mehr als siebentausend Pfund Mitgift, das Glück, Sir Thomas Bertram, den Besitzer von Mansfield Park in der Grafschaft Northampton, zu fesseln und so in den Rang einer adeligen Dame mit großem Einkommen, einem stattlichen Haus und allen anderen Vorteilen einer solchen Stellung erhoben zu werden. Ganz Huntingdon ereiferte sich über die glänzende Partie, und sogar ihr Onkel, der Rechtsanwalt, gab zu, daß ihr mindestens dreitausend Pfund fehlten, um darauf billigerweise Anspruch machen zu dürfen. Sie hatte zwei Schwestern, denen ihre Standeserhöhung zugute kommen konnte, und diejenigen ihrer Bekannten, die Miss Ward und Miss Frances ebenso hübsch fanden wie Miss Maria, zögerten nicht zu prophezeien, daß sie sicherlich fast gleich gut heiraten würden. Doch offenbar gibt es auf dieser Welt weniger reiche Männer als hübsche Mädchen, die sie verdienen würden. Als ein halbes Dutzend Jahre verflossen waren, mußte Miss Ward sich damit begnügen, Pastor Norris, einem wenig begüterten Freund ihres Schwagers, die Hand zum Ehebund zu reichen, und Miss Frances traf es noch schlechter. Miss Ward machte nämlich, bei Licht betrachtet, gar keine so üble Partie; Sir Thomas war glücklicherweise in der Lage, seinem Freund die Pfarre von Mansfield zu verschaffen, und Mr. und Mrs. Norris traten ihr Eheglück mit einem Jahreseinkommen von nicht viel weniger als tausend Pfund an. Miss Frances aber heiratete, wie man so sagt, um es ihrer Familie zu geben, und besorgte dies aufs gründlichste, indem sie sich in einen Marineleutnant, einen jungen Mann ohne Kinderstube, ohne Geld und ohne Konnexionen, verliebte. Sie hätte kaum eine unglücklichere Wahl treffen können. Sir Thomas besaß gute Beziehungen, die er gern zum Nutzen von Lady Bertrams Schwester eingesetzt hätte, denn wie es ganz allgemein seinen Grundsätzen entsprach, recht zu tun, so verlangte im besonderen Fall sein Stolz, alle, die ihm nahestanden, in geachteter Position zu sehen. Doch in der Berufssphäre des jungen Mannes versagte Sir Thomas' Einfluß, und ehe er noch dazu kam, nach anderen Wegen zu suchen, hatte ein vollkommener Bruch zwischen den Schwestern stattgefunden. Er war die natürliche Folge des Verhaltens sämtlicher Beteiligten, wie es bei einer so unvernünftigen Heirat kaum anders kommen konnte. Um nutzlosen Vorhaltungen und Predigten zu entgehen, hatte Mrs. Price ihrer Familie nichts von der ganzen Sache geschrieben, bevor sie unwiderruflich verheiratet war. Lady Bertram, eine Frau von sehr ruhiger Gemütsart und äußerst phlegmatischem Temperament, hätte es dabei bewenden lassen, ihre Schwester aufzugeben und nicht weiter an die Geschichte zu denken; doch Mrs. Norris war von einem aktiven

Kampfgeist beseelt, der nur dadurch befriedigt werden konnte, daß sie Fanny einen langen, zornigen Brief schrieb, in dem sie die Torheit ihres Vorgehens darlegte und sämtliche nur möglichen schlimmen Folgen an die Wand malte. Mrs. Price fühlte sich nun ihrerseits gekränkt und beleidigt; und ihre Antwort, die beide Schwestern ihre Erbitterung entgelten ließ und so schrecklich despektierliche Bemerkungen über Sir Thomas' Hochmut enthielt, daß Mrs. Norris sie unmöglich für sich behalten konnte, setzte jedem verwandtschaftlichen Verkehr für lange Zeit ein Ende.

Sie lebten so weit voneinander entfernt und bewegten sich in so verschiedenen Kreisen, daß im Lauf der nächsten elf Jahre die Möglichkeit, gegenseitig etwas von ihrem Dasein zu hören, beinahe ausgeschlossen schien; zumindest mußte es Sir Thomas geradezu wunderbar vorkommen, daß Mrs. Norris von Zeit zu Zeit in der Lage war, in zornigem Ton zu berichten, Fanny hätte schon wieder ein Kind bekommen. Nach Ablauf von elf Jahren jedoch konnte Mrs. Price es sich nicht mehr leisten, Stolz oder Groll zu hegen und auf eine verwandtschaftliche Beziehung zu verzichten, von der sie möglicherweise Hilfe erhoffen durfte. Eine große und immer noch größer werdende Familie, ein dienstunfähig gewordener Mann, der aber darum nichts von seiner Vorliebe für lustige Gesellschaft und einen guten Trunk eingebüßt hatte, ein äußerst schmales Einkommen, das kaum für die notwendigsten täglichen Bedürfnisse ausreichte – all das veranlaßte sie, sich wieder um die Verwandten zu bemühen, die sie so leichtfertig aufgegeben hatte. Sie schrieb Lady Bertram einen Brief, der von so großer Zerknirschung und Verzagttheit, einem solchen Überfluß an Kindern und einem so betrüblichen Mangel an allen anderen Dingen zeugte, daß er jedermann versöhnlich stimmen mußte. Die arme Frau sah ihrem neunten Wochenbett entgegen; und nachdem sie diesen Umstand beklagt und die Gönner- und Patenschaft ihrer Verwandten für das erwartete Kind erbeten hatte, vermochte sie ihre Hoffnung nicht zu verhehlen, daß sie vielleicht auch etwas für die Zukunft der acht bereits vorhandenen Kinder tun würden. Ihr Ältester wäre zehn Jahre alt, ein prächtiger, aufgeweckter Bursche, den es in die Welt hinaus trieb – aber was konnte sie dazu tun? Bestünde vielleicht die Möglichkeit, daß er sich später einmal Sir Thomas bei der Verwaltung seiner westindischen Besitzungen nützlich erweisen könnte? Keine Stellung würde ihm zu gering erscheinen. Oder was hielte Sir Thomas von Woolwich? Oder wie sollte man es anfangen, einen Jungen in den Fernen Osten zu schicken?

Der Brief blieb nicht ohne Frucht. Er stellte wieder Frieden und Freundschaft her. Sir Thomas sandte freundliche Ratschläge und Versprechungen, Lady Bertram Geld und Kinderwäsche, und Mrs. Norris schrieb die dazugehörigen Briefe.

Das waren die unmittelbaren Folgen des Briefes, und innerhalb Jahresfrist sollte er sich für Mrs. Price noch bedeutsamer auswirken. Mrs. Norris bemerkte häufig, sie könne ihre arme Schwester mit all den vielen Kindern nicht aus dem Kopf bringen; soviel sie auch alle schon für sie getan hätten, empfände sie das Bedürfnis, noch mehr zu tun. Und schließlich gestand sie ihren Wunsch, ihrer armen Schwester wenigstens die Sorgen und Kosten für ein Kind aus ihrer großen Schar gänzlich abzunehmen. Wie wäre es, wenn sie gemeinsam die Fürsorge für das älteste Töchterchen übernehmen würden? Das Kind sei jetzt neun Jahre alt, also in einem Alter, das mehr Aufmerksamkeit erfordere, als die geplagte Mutter ihm beim besten Willen widmen könnte. Verglichen mit der Größe dieser Wohltat seien die Mühen und Auslagen, die sie mit sich brächte, gering einzuschätzen ... Lady Bertram stimmte augenblicklich zu. «Ich glaube, wir könnten nichts Besseres tun», sagte sie, «lassen wir das Kind gleich kommen.»

Sir Thomas konnte nicht so rasch und vorbehaltlos seine Einwilligung geben. Er zögerte und überlegte. Es sei eine ernste Verantwortung; ein Mädchen, das in seinem Haus aufwüchse, müßte späterhin auch standesgemäß versorgt werden, sonst wäre es keine Wohltat, sondern eine Grausamkeit, es von seiner Familie zu trennen. Er dachte an seine eigenen vier Kinder – an seine zwei Söhne – an die Möglichkeit einer Jugendliebe zwischen Cousin und Cousine – und so weiter. Doch kaum hatte er begonnen, seine Bedenken bedächtig darzulegen, als Mrs. Norris ihm mit ihrer Antwort ins Wort fiel, die sämtlichen aufgezählten und nicht aufgezählten Einwendungen Rechnung trug:

«Mein lieber Sir Thomas, ich verstehe Sie vollkommen und achte und schätze die Großmut und Feinfühligkeit Ihrer Bedenken, die so sehr im Einklang mit Ihrer ganzen Lebensführung stehen! Und in der Hauptsache bin ich völlig Ihrer Meinung, daß man ein Kind, das man sozusagen in die Hand genommen hat, auch weiterhin versorgen muß, soweit man dazu imstande ist. Ich persönlich bin wohl die Letzte, die für einen solchen Zweck ihr Scherflein verweigern würde! Da ich selbst keine Kinder habe, wüßte ich nicht, wem ich das wenige, das ich besitze, einmal zukommen lassen soll, wenn nicht den Kindern meiner leiblichen Schwestern – und mein guter Norris denkt sicher genau so, aber Sie wissen, große Worte und Versprechungen sind nicht meine Sache. Lassen wir uns nicht durch Bagatellen von einer guten Tat abschrecken! Wenn man ein Mädchen ordentlich erzieht und geziemend in die Welt einführt, kann man zehn zu eins wetten, daß sie die Möglichkeit finden wird, sich gut zu versorgen, ohne daß es irgend jemand weitere Kosten verursacht. Ich darf wohl sagen, eine Nichte von uns, Sir Thomas, eine Nichte von Ihnen, kann nur Vorteile davon haben, wenn sie hier

aufwächst. Ich behaupte nicht, daß sie je ihren Cousins gleichkommen wird, das gewiß nicht! Aber sie würde unter so günstigen Voraussetzungen in die hiesige Gesellschaft eingeführt, daß sie aller menschlichen Voraussicht nach eine sehr anständige Partie machen wird. Sie denken an Ihre Söhne – aber wissen Sie nicht, daß gerade dies am allerwenigsten zu befürchten wäre? Wenn sie doch wie Geschwister zusammen aufwachsen! Es ist einfach moralisch unmöglich, ich habe noch nie von so einem Fall gehört. Es wäre im Gegenteil das einzige sichere Mittel, einer solchen Verbindung vorzubeugen. Nehmen Sie an, sie ist ein hübsches Mädchen, und Tom oder Edmund bekämen sie von heute in sieben Jahren zum erstenmal zu Gesicht – ja, das könnte Unheil geben. Allein die Vorstellung, daß wir sie fern von uns in Armut und Elend haben großwerden lassen, könnte genügen, damit einer der lieben, gutherzigen Jungen sich in sie verliebt. Aber wenn die Kinder zusammen aufwachsen, wird keiner der Jungen sie je als etwas anderes als eine Schwester ansehen, und wäre sie schön wie ein Engel!»

«Es ist viel Wahres an dem, was Sie sagen», versetzte Sir Thomas, «und fern sei es mir, einem Plan, der der Situation aller Beteiligten so gut entsprechen würde, eingebildete Hindernisse in den Weg zu legen. Ich wollte nur bemerken, daß wir uns nicht leichtfertig darauf einlassen dürfen. Wenn er Mrs. Price wirklichen Nutzen und uns selber Ehre eintragen soll, müssen wir uns verpflichten oder uns innerlich für verpflichtet halten, das Mädchen später einmal standesgemäß zu versorgen, auch wenn sich keine so günstige Möglichkeit bietet, wie Ihr Optimismus Sie erwarten läßt.»

«Oh, ich verstehe Sie!» rief Mrs. Norris. «Sie sind die Großmut und Weisheit in Person, und wir werden in diesem Punkt sicher stets der gleichen Meinung sein! Sie wissen ja, was ich tun kann, tue ich von Herzen gern für meine Lieben. Und wenn ich für dieses kleine Mädchen auch nicht ein Hundertstel der Zuneigung empfinden kann, die ich Ihren lieben Kindern entgegenbringe, wenn sie mir auch in keiner Hinsicht jemals so nahestehen wird, so könnte ich es mir doch nie verzeihen, falls ich je imstande wäre, sie zu vernachlässigen. Ist sie nicht meiner Schwester Kind? Wie könnte ich da zusehen, daß sie Mangel leidet, solange ich auch nur einen Bissen Brot habe, den ich mit ihr teilen kann? Mein lieber Sir Thomas, bei all meinen Fehlern habe ich ein warmes Herz. Arm wie ich bin, würde ich mir lieber das Notwendigste versagen, als auf eine großmütige Tat zu verzichten. Wenn Sie also nichts dagegen haben, werde ich gleich morgen meiner armen Schwester schreiben und ihr unseren Vorschlag unterbreiten. Und sobald alles abgemacht ist, werde ich dafür sorgen, daß das Kind nach Mansfield gebracht wird; Sie sollen damit keine Mühe haben. Meine eigene Mühe, das wissen Sie ja, achte ich gering. Ich werde meine Nanny eigens nach

London schicken – sie kann dort bei ihrem Vetter, dem Sattlermeister, übernachten und das Kind in Empfang nehmen. Von Portsmouth aus kann man es leicht mit der Postkutsche nach London expedieren, unter dem Schutz irgendeiner anständigen Person, die zufällig die gleiche Reise macht. Ich nehme an, daß sich immer die eine oder andere achtbare Handwerkersfrau finden läßt, die gerade nach London fährt.»

Abgesehen von dem Anschlag auf Nannys Vetter erhob Sir Thomas nun keine Bedenken mehr. Nachdem man seinem Wunsch gemäß einen zwar weniger sparsamen, aber respektableren Treffpunkt festgesetzt hatte, konnte alles als erledigt gelten, und man genoß bereits die Freude an dem guten Werk. Strenggenommen, hätten nicht alle Anwesenden das gleiche Anrecht auf dieses angenehme Gefühl gehabt, denn während Sir Thomas fest entschlossen war, dem auserkorenen Kind ein treuer Beschützer und Versorger zu sein, hatte Mrs. Norris nicht die mindeste Absicht, sich die Sache etwas kosten zu lassen. Solange es ums Reden und Plänemachen ging, war ihre Mildtätigkeit unbegrenzt, und niemand verstand es besser, die anderen zur Freigebigkeit anzuspornen; sie liebte es, alles zu dirigieren, doch nicht minder liebte sie ihr Geld und wußte mit dem ihren ebenso sparsam umzugehen, wie das ihrer Verwandten großzügig auszugeben. Da sie auf ein geringeres Einkommen hin geheiratet hatte, als es ihren jahrelangen Erwartungen entsprach, hatte sie von Anfang an strengste Sparsamkeit für notwendig gehalten; und was ursprünglich bloße Vorsicht gewesen, wurde ihr bald zum Bedürfnis, zum Gegenstand ihrer unermüdlichen Besorgnis, die sich ja auf kein Kind richten konnte. Hätte Mrs. Norris für eine größere Familie zu sorgen gehabt, wäre an Ersparnisse wohl nicht zu denken gewesen; da sie dieser Sorgen enthoben war, hinderte sie nichts, ihrem Hang zur Sparsamkeit zu frönen, und sie mußte sich nicht die Freude versagen, ihrem Einkommen, das sie und ihr Mann ohnehin niemals verbrauchten, jährlich noch ein Sümmchen hinzuzufügen. Im Banne dieser fixen Idee, der keinerlei wahre Zuneigung zu ihrer Schwester entgegenwirkte, konnte sie für sich nichts anderes erstreben als den Ruhm, eine so kostspielige gute Tat geplant und organisiert zu haben. Möglicherweise kannte sie sich auch so wenig, daß sie nach diesem Gespräch in der glücklichen Überzeugung ins Pfarrhaus heimkehrte, die großmütigste Schwester und Tante der Welt zu sein.

Als die Angelegenheit demnächst wieder zur Sprache kam, erklärte sie ihre Ansichten deutlicher. Aus ihrer Antwort auf Lady Bertrams gleichmütige Frage: «Zu wem soll das Kind zuerst kommen, Schwester, zu dir oder zu uns?» erfuhr Sir Thomas mit einigem Erstaunen, daß Mrs. Norris absolut nicht in der Lage sei, sich persönlich mit dem Kind zu belasten. Er hatte in dem kleinen Mädchen vor allem eine erwünschte Vermehrung der Pfarrersfamilie, eine hochwillkommene Gefährtin für die kinderlose

Tante gesehen und merkte erst jetzt, wie gründlich er sich geirrt hatte. Mrs. Norris erklärte nachdrücklich, zu ihrem großen Bedauern käme ein Aufenthalt der Kleinen bei ihr überhaupt nicht in Frage, zumindest unter den jetzigen Umständen. Bei der schlechten Gesundheit ihres armen Norris sei das gänzlich ausgeschlossen: er sei ebensowenig imstande, Kinderlärm zu ertragen wie zu fliegen. Natürlich, wenn seine Gicht sich jemals bessern sollte, wäre das etwas anderes; dann würde sie gern und ohne der Unbequemlichkeit zu achten, ihr Teil tun. Doch gerade jetzt nähme der arme Norris jede Minute ihrer Zeit in Anspruch, und schon die bloße Erwähnung eines solchen Plans würde ihn zweifellos aufs höchste beunruhigen.

«Dann soll sie lieber zu uns kommen», bemerkte Lady Bertram mit größter Seelenruhe, und nach einer kurzen Pause fügte Sir Thomas würdevoll hinzu: «Ja, dieses Haus soll ihr Heim sein. Wir wollen uns bemühen, unsere Pflicht an ihr zu tun. Hier wird sie auch den Vorteil gleichaltriger Gefährten und eines regelmäßigen Unterrichts genießen.»

«Sehr richtig!» rief Mrs. Norris. «Das sind zwei sehr wichtige Erwägungen, und für Miss Lee kommt es ganz aufs gleiche heraus, ob sie drei oder nur zwei Mädchen zu unterrichten hat – das kann keinen Unterschied machen. Ich wünschte nur, ich könnte mich nützlicher erweisen, aber was in meinen Kräften steht, das tue ich. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die mit ihrer eigenen Mühe sparen. Meine Nanny soll sie abholen, wie unbequem es auch für mich sein mag, meine Haushälterin drei Tage lang zu entbehren. Ich denke, Schwester, du wirst das Kind in die kleine, weiße Dachstube neben den alten Kinderzimmern einquartieren. Das wird am besten sein, ganz in der Nähe von Miss Lee und nicht weit von den Kindern. Und nebenan wohnen die Stubenmädchen – eine von ihnen könnte ihr beim Anziehen helfen und ihre Kleider versorgen, denn ich nehme an, du wirst von Ellis nicht verlangen wollen, daß sie dieses Kind so wie die anderen bedient. Ich sehe wirklich nicht, wo du sie sonst unterbringen könntest.»

Lady Bertram hatte keine Einwendungen zu machen. «Ich hoffe nur, sie wird sich als gutgeartetes Kind erweisen», fuhr Mrs. Norris fort, «und das außerordentliche Glück zu würdigen wissen, daß sie solche Verwandte besitzt.»

«Sollte sie wirklich schlecht geartet sein», sagte Sir Thomas, «so dürfen wir sie um unserer eigenen Kinder willen nicht in der Familie behalten, aber es besteht kein Grund, etwas so Schlimmes zu erwarten. Wahrscheinlich werden wir vieles an ihr bemerken, was wir zu ändern wünschen. Wir müssen uns auf grobe Unwissenheit, eine gewisse Niedrigkeit der Anschauungen und betrüblich vulgäre Manieren gefaßt

machen, aber diese Fehler sind nicht unheilbar und können auch, wie ich hoffe, ihren Gefährten nicht gefährlich werden. Wären meine Töchter jünger als sie, hätte ich es sehr ernsthaft überlegt, ihnen eine solche Hausgenossin zu geben. Doch wie die Dinge liegen, ist für unsere Kinder von einer solchen Gemeinschaft nichts zu befürchten und für das kleine Mädchen viel Gutes zu erhoffen.»

«Genau meine Meinung!» rief Mrs. Norris.

«Ich habe es noch heute morgen zu meinem Mann gesagt. Es wird eine Erziehung für das Kind sein, habe ich gesagt, wenn sie nur mit ihren Cousinen zusammensein darf. Sogar wenn Miss Lee ihr nichts beibrächte, würde sie von ihnen allein Bravheit und Gescheitheit lernen.»

«Hoffentlich wird sie meinen armen Mops nicht quälen», meinte Lady Bertram. «Ich habe gerade erst Julia dazu gebracht, ihn in Ruhe zu lassen.»

«Eine gewisse Schwierigkeit sehe ich voraus, meine liebe Mrs. Norris», bemerkte Sir Thomas, «nämlich den Mädchen, wenn sie heranwachsen, den Unterschied, der zwischen ihnen besteht, auf die richtige Art klarzumachen: meinen Töchtern einzuprägen, wer sie sind, ohne daß sie deswegen auf ihre Cousine herabschauen, und diese wiederum, ohne sie allzusehr zu entmutigen, nicht vergessen zu lassen, daß sie keine Miss Bertram ist. Ich wünsche, daß sie sehr gute Freundinnen werden, und möchte um keinen Preis bei meinen Töchtern die geringste Überheblichkeit gegenüber ihrer Cousine fördern, aber darum werden sie doch niemals Gleichgestellte sein. Ihr Rang, ihr Vermögen, ihre rechtmäßigen Ansprüche und Erwartungen müssen und werden immer verschieden sein. Das ist ein sehr heikler Punkt, und Sie müssen uns in unseren Bemühungen beistehen, genau die richtige Linie zu treffen.»

Mrs. Norris erklärte sich ganz zu seinen Diensten; und wenn sie ihm auch darin beistimmte, daß es eine äußerst schwierige Sache sei, ermutigte sie ihn doch zu der Hoffnung, daß sie es mit vereinten Kräften leicht schaffen würden.

Man wird ohne weiteres glauben, daß Mrs. Norris ihrer Schwester nicht vergeblich schrieb. Mrs. Price schien zwar etwas erstaunt, daß man sich für ein Mädchen entschieden hatte, wo sie doch so viele prächtige Söhne besaß, nahm jedoch das Anerbieten dankbarst an und versicherte, daß ihre Tochter ein wohlgeratenes, gutartiges Kind sei, das ihnen sicher niemals Anlaß geben würde, sie wieder von sich zu stoßen. Sie schilderte sie des weiteren als etwas zart und schwächlich, drückte aber ihre zuversichtliche Hoffnung aus, daß die Luftveränderung eine wesentliche



Besserung bewirken würde. Arme Frau! Sicherlich dachte sie dabei, daß allen ihren Kindern eine Luftveränderung guttun würde.

## 2. Kapitel

Das kleine Mädchen legte die lange Reise glücklich zurück und wurde in Northampton von Mrs. Norris in Empfang genommen, die sich auf diese Weise den Ruhm errang, sie als Allererste willkommen zu heißen, um sie dann, im Bewußtsein der eigenen Wichtigkeit schwelgend, den anderen zuzuführen und ihrem Wohlwollen zu empfehlen.

Fanny Price war damals gerade zehn Jahre alt, und obwohl sie auf den ersten Blick nichts besonders Gewinnendes an sich hatte, lag doch in ihrem Persönchen nichts, was ihre Verwandten abstoßen konnte. Sie war klein für ihr Alter und weder durch strahlende Farben noch durch sonst eine auffallende Schönheit ausgezeichnet. Überaus schüchtern und ängstlich, schien sie sich geradezu in sich selbst zu verkriechen, doch ihr Benehmen war, wenn auch linkisch, so doch nicht vulgär, sie hatte ein süßes Stimmchen, und wenn sie sprach, wirkte sie beinahe hübsch. Sir Thomas und Lady Bertram nahmen sie sehr gütig auf. Sir Thomas, der bemerkte, wie dringend sie der Ermutigung bedurfte, tat sein möglichstes, um sie aufzumuntern, doch sein strenges, gewichtiges Wesen war ihm dabei sehr hinderlich. Lady Bertram, die sich nicht halb soviel Mühe gab und auf zehn seiner Worte höchstens eines äußerte, schien dem kleinen Mädchen dank ihrem gutmütigen Lächeln von vornherein die weniger schreckeinflößende Gestalt zu sein.

Die jungen Leute waren alle zu Hause und beteiligten sich sehr nett, mit viel Gutherzigkeit und Unbefangenheit an der Begrüßung, zumindest die beiden Söhne, die mit ihren sechzehn und siebzehn Jahren in den Augen der kleinen Cousine die ganze Erhabenheit erwachsener Männer besaßen. Verlegener wirkten die beiden Mädchen; als die Jüngeren empfanden sie mehr Scheu vor dem Vater, der sie bei diesem Anlaß recht ungeschickterweise durch längere Ansprachen auszeichnete, doch sie waren viel zu sehr an Gesellschaft und Bewunderung gewöhnt, um so etwas wie natürliche Schüchternheit zu besitzen. Der völlige Mangel an Selbstvertrauen ihrer kleinen Cousine erhöhte ihre eigene Zuversicht, so daß sie bald imstande waren, ihr Gesicht und ihr Kleid mit überlegener Gleichgültigkeit zu mustern.

Sie waren eine schöne Familie: die Söhne groß und gutaussehend, die Töchter ausgesprochen hübsch, alle prächtig gewachsen und für ihr Alter sehr gut entwickelt, so daß die jungen Verwandten sich in ihrem Äußeren nicht weniger auffällig unterschieden als in der gesellschaftlichen Gewandtheit, die sie ihrer Erziehung verdankten. Niemand hätte geglaubt, daß zwischen den Mädchen ein so geringer Altersunterschied bestand. Zwischen der Jüngeren und Fanny lagen nicht mehr als zwei Jahre. Julia Bertram war erst zwölf Jahre alt, Maria ein Jahr älter. Und über all dem fühlte sich der kleine Gast so unglücklich wie nur möglich. Angstvoll und in quälender Verlegenheit, voller Sehnsucht nach dem Elternhaus, das sie gerade erst verlassen hatte, wagte sie nicht, den Blick aufzuheben, und vermochte kaum ein hörbares Wort herauszubringen, ohne daß ihr die Tränen kamen. Mrs. Norris hatte auf der ganzen Fahrt von Northampton auf sie eingeredet, welch ein erstaunliches Glück ihr widerfahren sei und daß sie an Dankbarkeit und Artigkeit niemals genug tun könne, um sich dieser märchenhaften Fügung würdig zu zeigen. Ihr Kummer wurde noch durch das Bewußtsein gesteigert, daß es schlecht und verwerflich von ihr sei, sich nicht glücklich zu fühlen. Auch die Müdigkeit nach der langen, langen Reise war kein geringes Übel. Vergeblich war Sir Thomas' gutgemeinte Herablassung, vergeblich die aufdringlichen Versicherungen von Mrs. Norris, daß sie doch bestimmt ein artiges Mädchen sein würde; umsonst lächelte Lady Bertram ihr zu und ließ sie sogar neben sich und Mops auf dem Sofa sitzen; ja selbst der Anblick einer Stachelbeertorte vermochte ihr keinen Trost zu bringen. Sie konnte kaum zwei Bissen hinunterwürgen, ehe die Tränen sie wieder überwältigten, und so wurde sie schließlich zu Bett geschickt, um im Schlaf ihren Kummer zu vergessen.

«Nun, das ist kein vielversprechender Anfang», bemerkte Mrs. Norris, sobald Fanny das Zimmer verlassen hatte. «Nach allem, was ich ihr unterwegs gesagt habe, hätte ich ein besseres Benehmen erwartet. Ich habe ihr erklärt, wieviel für sie davon abhängt, daß sie sich von Anfang an gut aufführt. Wir wollen nur hoffen, daß sie nicht bockig ist – ihre arme Mutter hatte einen sehr bockigen Charakter, aber mit einem Kind muß man nachsichtig sein – und ich weiß nicht, ob es tatsächlich gegen sie spricht, daß sie ungern ihr Elternhaus verläßt; mit all seinen Fehlern war es doch ihr Heim, und sie versteht noch nicht, was für einen guten Tausch sie gemacht hat. Immerhin darf man nichts übertreiben.»

Es dauerte jedoch länger, als Mrs. Norris zu gestatten geneigt war, bis Fanny sich mit der Neuheit von Mansfield Park und der Trennung von allen, an denen sie hing, abfand. Ihr Schmerz war tief, und da niemand ihn verstand, geschah auch nichts, um

ihn zu lindern. Niemand meinte es böse mit ihr, doch es rührte auch niemand einen Finger, um es ihr behaglicher zu machen.

Der schulfreie Tag, der den Fräulein Bertrams eigens bewilligt wurde, damit sie sich in Muße mit ihrer Cousine bekannt machten, förderte die Freundschaft nur wenig. Nach der Entdeckung, daß Fanny nur zwei Schärpen besaß und niemals Französisch gelernt hatte, konnten sie nicht umhin, sie zu verachten; und als sie merkten, daß sie von dem Duett, das sie ihr lebenswürdigerweise vorspielten, sehr wenig beeindruckt war, blieb ihnen nichts übrig, als ihr großmütig ein paar unbeliebte Spielsachen zu schenken und sie sich selber zu überlassen, während sie ihrerseits sich der gerade im Schwange stehenden Lieblingsbeschäftigung zuwandten: künstliche Blumen verfertigen oder Goldpapier verwüsten.

Ob in der Nähe ihrer Cousinen oder fern von ihnen, ob im Schulzimmer, im Salon, im Garten – Fanny fühlte sich überall verlassen und verloren. Jeder Ort und jede Person flößten ihr Angst ein. Sie war entmutigt durch Lady Bertrams Schweigsamkeit, verängstigt durch Sir Thomas' strenge Miene und ganz überwältigt von Mrs. Norris' ständigen Ermahnungen. Die Cousinen demütigten sie durch Bemerkungen über ihre Kleinheit und verspotteten ihre Schüchternheit. Miss Lee staunte über ihre Unwissenheit, und die Stubenmädchen kicherten beim Anblick ihrer Kleider. Und wenn sich zu diesen Kränkungen die Erinnerung an ihre Geschwister gesellte, unter denen sie als Spielgefährtin, Lehrerin und Wärterin immer eine so wichtige Rolle gespielt hatte, wollte ihr das Herz verzagen.

Die Großartigkeit des Hauses beeindruckte sie, brachte ihr aber keinen Trost. Die Räume waren so groß und so hoch, daß sie sich nicht unbefangen darin bewegen konnte. Was sie berührte, fürchtete sie zu beschädigen. So schlich sie in ständiger Angst umher und verkroch sich oft in ihr eigenes Kämmerchen, um nach Herzenslust zu weinen. Das kleine Mädchen, über dessen unerhörtes Glück man sich abends, wenn es gute Nacht gesagt hatte, im Salon unterhielt, beschloß jeden kummervollen Tag damit, daß es sich in den Schlaf schluchzte. Auf diese Weise verging eine Woche, und ihr stilles, passives Wesen ließ nichts von ihrem Jammer ahnen, bis eines Morgens ihr Vetter Edmund, der jüngere der beiden Söhne, sie weinend auf der Treppe zum Dachboden kauern sah.

«Mein liebes, kleines Cousinchen», sagte er mit der ganzen Freundlichkeit eines vortrefflichen Charakters, «was ist denn passiert?» Er setzte sich zu ihr und gab sich alle Mühe, ihre Beschämung, in dieser Lage überrascht zu werden, zu überwinden und sie zum Sprechen zu bringen. War sie krank? Hatte jemand sie gescholten? Oder hatte

es mit Maria und Julia Streit gegeben? Vielleicht verstand sie ihre Aufgabe nicht, und er könnte es ihr erklären? Gab es nichts, was er ihr bringen oder für sie tun könnte? Lange Zeit brachte er nichts anderes aus ihr heraus als abgerissene Worte: «Nein, nein – wirklich nicht –, danke, nein ...» Doch er ließ nicht locker, und kaum hatte er begonnen, von ihrem Elternhaus zu sprechen, als ihr heftiger werdendes Schluchzen ihm den Grund ihres Kummers verriet. Er versuchte, sie zu trösten.

«Du bist traurig, weil du deine Mama verlassen mußt, meine liebe, kleine Fanny», sagte er. «Das zeigt, daß du ein sehr liebes, gutes Mädchen bist. Aber denke daran, du bist hier bei deinen nächsten Verwandten, die dich liebhaben und glücklich machen möchten. Komm, gehen wir ein bißchen im Park spazieren. Du mußt mir von deinen Geschwistern erzählen.» Als er die Sache weiterverfolgte, entdeckte er, daß unter allen Geschwistern, an denen ihr kleines Herz hing, einer war, bei dem ihre Gedanken öfter als bei den übrigen weilten. Es war William, von dem sie immer wieder sprach und nach dem sie sich am meisten sehnte, William, der Älteste, ein Jahr älter als sie, ihr ständiger Gefährte und bester Freund, in jeder Not ihr Fürsprecher bei der Mutter (deren Liebling er war). William hätte nicht leiden wollen, daß sie wegginge – er hatte gesagt, es würde ihm bange nach ihr sein ...

«Aber William wird dir doch sicher schreiben?» – Ja, das hätte er versprochen, aber gesagt, sie müsse zuerst schreiben. – «Und wann schreibst du ihm?» Sie ließ den Kopf hängen und antwortete zögernd, sie wisse nicht – sie habe kein Papier ...

«Wenn das die ganze Schwierigkeit ist, werde ich dir Papier geben und alles, was du sonst brauchst, und du kannst schreiben, wann du Lust hast. Würde es dir Freude machen, ihm einen Brief zu schicken?»

«O ja – sehr!»

«Dann tun wir es gleich. Komm, gehen wir ins Frühstückszimmer, dort finden wir alles Nötige und bleiben ganz ungestört.»

«Aber – wird der Brief auch zur Post kommen?» «Verlaß dich auf mich. Er wird mit allen anderen Briefen zusammen abgeschickt werden, und William braucht nichts dafür zu bezahlen, weil dein Onkel ihn frankieren wird.»

«Der Onkel!» wiederholte Fanny erschrocken. «Ja, wenn du den Brief geschrieben hast, werde ich ihn meinem Vater bringen, damit er ihn frankiert.» Fanny hielt das für ein kühnes Unterfangen, leistete aber

keinen weiteren Widerstand, und gemeinsam gingen sie ins Frühstückszimmer, wo Edmund ihr einen Bogen zurechtmachte und linierte – mit nicht geringerer Hilfsbereitschaft, als ihr eigener Bruder hätte zeigen können, und sehr wahrscheinlich mit größerer Präzision. Während sie schrieb, saß er die ganze Zeit neben ihr und kam ihr, je nach Bedarf, bald mit seinem Federmesser, bald mit seiner Orthographie zu Hilfe. Doch außer diesen Aufmerksamkeiten, die sie tief empfand, erwies er ihrem Bruder eine Freundlichkeit, die sie mehr als alles andere hinriß: er fügte mit eigener Hand Grüße an seinen Vetter William hinzu und sandte ihm beigeschlossen eine halbe Guinee. Fanny war von ihren Gefühlen so überwältigt, daß sie es für ausgeschlossen hielt, ihnen Ausdruck zu verleihen; doch ihre glückstrahlende Miene und ein paar naive Worte genügten, um ihre ganze Dankbarkeit und Freude zu offenbaren, und ihr Vetter begann sie interessant zu finden. Er plauderte weiter mit ihr, und alles, was sie sagte, überzeugte ihn von ihrem zärtlichen Gemüt und ihrem ernsthaften Streben, recht zu tun; ihre große Schüchternheit und ein sehr feines Empfinden für ihre Stellung empfahlen sie noch mehr seiner Aufmerksamkeit. Er hatte sie niemals wissentlich gekränkt, doch jetzt sah er, daß man ihr mit zu wenig tätiger Freundlichkeit entgegengekommen war. Er bemühte sich vor allem, ihre Angst vor sämtlichen Hausbewohnern zu zerstreuen, und gab ihr eine Menge gute Ratschläge, wie sie mit Maria und Julia spielen und fröhlich sein sollte.

Von diesem Tag an begann Fanny sich wohler zu fühlen. Sie wußte jetzt, daß sie einen Freund besaß, und die Freundlichkeit ihres großen Veters verlieh ihr den anderen gegenüber mehr Mut. Das Haus schien ihr nicht mehr so fremd und seine Bewohner weniger furchterregend; wenn es unter ihnen auch welche gab, die ihr immer Angst einflößen würden, begann sie doch wenigstens, sich an ihre Art zu gewöhnen und sich damit abzufinden. Die kleinen Ungeschicklichkeiten und Tölpelereien, die anfangs auf alle Hausbewohner und nicht zuletzt auf sie selber so peinlich gewirkt hatten, verschwanden von selbst. Sie zitterte nicht mehr vor Angst, wenn sie vor ihrem Onkel erscheinen mußte, und Tante Norris' Stimme ließ sie nicht mehr ganz so heftig aufschrecken. Ihren Cousinen wurde sie mit der Zeit eine ganz annehmbare Spielgefährtin. Wenn sie auch an Alter und Kräften nicht an sie heranreichte und daher unwürdig war, bei allem mitzutun, gab es doch Spiele, bei denen man gut eine Dritte brauchen konnte, besonders wenn diese Dritte von nachgiebigem, gefälligem Wesen war, so daß die Mädchen, wenn Tante Norris sich nach Fannys Sünden erkundigte oder Bruder Edmund für Fannys Rechte eintrat, großmütig erklären konnten, daß Fanny «ein ganz gutes Ding» sei.

Edmund selbst war unveränderlich lieb und gut zu ihr, und von Tom hatte sie nichts Schlimmeres zu erdulden als die Scherze, die jeder junge Mann von siebzehn Jahren einem zehnjährigen Mädelchen gegenüber für angebracht hält. Er trat gerade in die Welt ein und befand sich in der zuversichtlichen Hochstimmung und der großmütigen Laune eines ältesten Sohnes, der einzig zum Zweck des Amüsierens und Geldausgebens geboren zu sein meint. Die Aufmerksamkeiten, mit denen er seine kleine Cousine beehrte, entsprachen ganz seiner privilegierten Stellung: er machte ihr hübsche Geschenke und lachte sie aus.

Je mehr sich Fannys Aussehen und Benehmen besserten, mit desto größerer Befriedigung betrachteten Sir Thomas und Mrs. Norris ihr gutes Werk. Sie waren sich einig, daß sie zwar nichts weniger als gescheit, aber ein lenksames, kleines Geschöpf wäre, das ihnen keinen wesentlichen Ärger verursachen würde. Diese geringe Meinung von Fannys Fähigkeiten wurde auch von anderen geteilt. Fanny konnte lesen, schreiben und handarbeiten, aber mehr hatte man ihr nicht beigebracht. Ihre Cousinen hielten sie für unerhört dumm, weil sie von vielen Dingen, die ihnen längst vertraut waren, keine Ahnung hatte, und in den nächsten Wochen brachten sie ständig neue Berichte über Fannys Unwissenheit in den Salon. «Mama, denken Sie nur, sie kann die Landkarte von Europa nicht zusammenstellen – sie kennt nicht einmal die wichtigsten Flüsse Rußlands – sie hat nie etwas von Kleinasien gehört – sie weiß den Unterschied zwischen Aquarell und Pastell nicht! – Wie komisch! – Haben Sie je so etwas gehört?»

«Liebe Kinder», sprach dann wohl die feinfühlige Tante, «das ist wirklich arg, aber ihr könnt auch nicht erwarten, daß jeder so begabt ist und soviel gelernt hat wie ihr selber.»

«Aber, Tante, sie weiß rein gar nichts! Denken Sie nur, gestern abend haben wir sie gefragt, wie sie von hier nach Irland fahren würde, und sie hat gesagt, über die Insel Wight! Sie kennt nichts als die Insel Wight und nennt sie einfach <die Insel>, als ob es sonst auf der Welt keine Insel gäbe. Ich hätte mich geschämt, so dumm zu sein, als ich noch viel jünger war als sie. Ich kann mich überhaupt an keine Zeit erinnern, wo ich nicht schon eine Menge Dinge wußte, von denen sie keine Ahnung hat. Denken Sie nur, wie lang es her ist, daß wir die Könige von England in der richtigen Reihenfolge aufsagen gelernt haben, mit dem Datum der Thronbesteigung und den wichtigsten Ereignissen ihrer Regierung!»

«Ja», fiel die andere ein, «und die römischen Kaiser bis zu Severus hinunter und dazu noch die ganze heidnische Mythologie und alle Metalle, Halbmetalle, Planeten und berühmten Philosophen!»

«Das stimmt, mein Herzchen, aber ihr seid mit einem wunderbaren Gedächtnis begnadet, und eure arme Cousine hat wahrscheinlich überhaupt keines. Wie in allen anderen Dingen gibt es auch bei dem Gedächtnis der einzelnen Menschen große Unterschiede, und darum müßt ihr Mitleid mit eurer Cousine haben und sie nachsichtig behandeln. Vergeßt nicht, gerade weil ihr so gescheit und begabt seid, müßt ihr Bescheidenheit üben, denn soviel ihr auch schon wißt, habt ihr doch noch viel zu lernen.»

«Ja, ich weiß, bis wir siebzehn Jahre alt sind. Aber ich muß Ihnen noch etwas von Fanny erzählen, es ist zu komisch. Denken Sie nur, sie sagt, sie möchte weder Musik noch Zeichnen lernen!»

«Das ist wirklich sehr dumm von ihr und beweist einen großen Mangel an Ehrgeiz und Talent, mein Herzchen. Aber ich weiß nicht, ob es nicht im Grunde besser so ist, denn ihr wißt ja (ich selbst habe es euch gesagt), wenn eure guten Eltern auch so edel sind, sie mit euch zusammen zu erziehen, so ist es doch durchaus nicht nötig, daß sie so gebildet wird wie ihr. Im Gegenteil, es ist viel wünschenswerter, daß ein Unterschied bestehenbleibt.»

Das waren die Ratschläge, die Mrs. Norris zur Erziehung ihrer Nichten beisteuerte, und es ist nicht verwunderlich, daß es ihnen bei all ihren vielversprechenden Talenten und Kenntnissen doch völlig an einigen weniger verbreiteten Fertigkeiten mangelte, wie etwa Selbsterkenntnis, Großmut und Bescheidenheit. Alles an ihnen wurde vortrefflich ausgebildet – bis auf das Gemüt. Sir Thomas wußte nichts von diesem Mangel, denn obwohl er ein wahrhaft treubesorgter Vater war, verstand er es nicht, seine Zärtlichkeit zu zeigen, und seine zurückhaltende Art dämpfte jeden Gefühlserguß.

Lady Bertram kümmerte sich überhaupt nicht um die Erziehung ihrer Töchter. Dazu hatte sie keine Zeit. Sie verbrachte den Tag hübsch angezogen auf ihrem Sofa über einer endlosen Handarbeit, die weder nützlich noch schön war, und interessierte sich mehr für Mops als für ihre Kinder, zeigte sich aber diesen gegenüber sehr duldsam, solange sie nicht ihre Bequemlichkeit störten. In allen wichtigen Angelegenheiten ließ sie sich von Sir Thomas, in den minder bedeutenden Fragen des Alltags von ihrer Schwester leiten. Auch wenn sie mehr Zeit gefunden hätte, sich ihren Töchtern zu widmen, wäre ihr dies überflüssig erschienen. Sie waren der Obhut einer Gouvernante und den richtigen Lehrern anvertraut, und mehr brauchten sie ja nicht. Was Fannys vermeintliche Dummheit beim Unterricht betraf, konnte Lady Bertram nur sagen, das sei schade, aber manche Menschen wären eben dumm, und Fanny müsse sich mehr

Mühe geben; sie wüßte nicht, was man sonst tun könnte; und abgesehen von ihrer Dummheit könne sie dem armen, kleinen Ding nichts vorwerfen – im Gegenteil, sie fände sie sogar sehr flink und anständig, wenn sie ihr etwas auszurichten oder zu holen auftrüge.

So lebte sich Fanny mit allen ihren Fehlern, als da sind Unwissenheit und Schüchternheit, in Mansfield Park ein, lernte ein gut Teil ihrer Anhänglichkeit an das Elternhaus auf ihr neues Heim zu übertragen und wuchs nicht gerade unglücklich neben ihren Cousinsen auf. Maria und Julia waren nicht böartig, und wenn sie Fanny auch oft überheblich behandelten, so dachte diese doch zu gering von sich, um sich beleidigt zu fühlen.

Etwa um die Zeit, als Fanny in die Familie eintrat, fühlte sich Lady Bertram durch leichte Kränklichkeit und große Trägheit bewogen, das Haus in London aufzugeben, wo sie bisher jedes Jahr einige Frühlingsmonate verbracht hatten. Sie blieb nun ständig auf dem Land und überließ es Sir Thomas, seine Pflichten im Parlament zu erfüllen, ohne sich viel den Kopf zu zerbrechen, ob ihre Abwesenheit zu seinem Behagen beitrug oder es schmälerte. Auf dem Lande fuhren die jungen Damen also fort, ihr Gedächtnis und ihre Duette zu üben und dabei unversehens zu großen, stattlichen Mädchen heranzuwachsen. Ihr Vater sah mit Befriedigung, daß ihr Aussehen, ihr Benehmen und ihre Bildung durchaus seine Erwartungen erfüllten. Sein ältester Sohn war leichtsinnig und verschwenderisch und hatte ihm schon viele Sorgen gemacht, doch von seinen anderen Kindern durfte er sich das Allerbeste versprechen. Solange seine Töchter den Namen Bertram trugen, würden sie ihm neuen Glanz verleihen, und wenn sie ihn einmal ablegten, durfte er hoffen, daß sie standesgemäße Verbindungen eingingen. Edmunds Charakter, sein ausgezeichnete Verstand und sein aufrechter Sinn sprachen dafür, daß er ein nützliches, geachtetes und glückliches Dasein führen würde. Er war zum Geistlichen bestimmt.

Über allen Sorgen und Freuden, die ihm seine eigenen Sprößlinge bereiteten, vergaß Sir Thomas die Kinder seiner armen Schwägerin nicht. Er unterstützte sie großzügig bei der Erziehung und Versorgung ihrer Söhne, sobald diese alt genug waren, einen Beruf zu wählen. Obwohl Fanny von ihrer eigenen Familie fast völlig abgeschnitten war, empfand sie jedesmal tiefste Befriedigung, wenn sie von der Güte ihres Onkels gegenüber ihren Brüdern oder von einer günstigen Wendung in deren Leben hörte. Ein Mal, ein einziges Mal in all den Jahren, ward ihr das Glück zuteil, mit William zusammenzukommen. Die übrigen bekam sie nie zu Gesicht; niemandem schien es in den Sinn zu kommen, daß sie einmal die Ihrigen besuchen könnte, und daheim schien niemand nach ihr zu verlangen. Doch William, der sich bald nach ihrer Übersiedlung



entschlossen hatte, zur See zu gehen, wurde eingeladen, eine Woche bei seiner Schwester zu verbringen, ehe er seinen Dienst antrat. Man kann sich die Zärtlichkeit des Wiedersehens, die Seligkeit des Beisammenseins, die Stunden übermütiger Fröhlichkeit und die Augenblicke ernsthafter Beratung, die es mit sich brachte, lebhaft ausmalen – die zuversichtliche Zukunftsfreude und strahlende Laune des Bruders bis zum letzten Augenblick und den Schmerz der Schwester, als er endgültig gegangen war. Zum Glück fiel der Besuch in die Weihnachtsferien, so daß sie sich wenigstens bei ihrem Vetter Edmund Trost holen konnte; und er erzählte ihr so bezaubernd von Williams künftigen Taten und Ehren, daß sie nach und nach einzusehen begann, daß die Trennung auch ihre guten Seiten haben könnte. Edmunds Freundschaft versagte nie. Auch als er Eton verließ, um nach Oxford zu gehen, änderte sich nichts an seiner Zuneigung, und er fand eher noch häufiger Gelegenheit, sie zu beweisen. Ohne je zu betonen, daß er mehr für sie tat als die übrigen Familienmitglieder, oder zu befürchten, daß er zuviel tun könnte, trat er stets treulich und mit großer Feinfühligkeit für Fanny ein. Er bemühte sich, die anderen von ihren wertvollen Eigenschaften zu überzeugen und gleichzeitig Fannys Schüchternheit zu überwinden, die das Zutagetreten dieser guten Eigenschaften erschwerte. Ihm verdankte sie Rat, Trost und Ermutigung.

Da sie von allen anderen zurückgesetzt wurde, reichte seine Unterstützung allein nicht aus, sie in die erste Reihe zu stellen, doch ansonsten waren seine Bemühungen von unschätzbarem Wert für die Ausbildung ihres Geistes. Er wußte, daß sie klug war und eine rasche Auffassung sowie Vernunft und Feingefühl besaß. Allein ihre Leseleidenschaft mußte, unter der richtigen Leitung, zu wahrer Bildung führen. Miss Lee lehrte sie Französisch und hörte ihr die tägliche Geschichtslektion ab, doch Edmund wies sie auf die Bücher hin, die ihre Mußestunden verzauberten; er bestärkte sie in ihrem Geschmack und gab ihr ein sicheres Urteil. Erst durch ihn wurde das Lesen zur nützlichen Beschäftigung, weil er mit ihr über das Gelesene sprach und die Schönheiten eines Buches ins rechte Licht setzte. Zum Dank dafür liebte sie ihn mehr als jeden anderen Menschen auf Erden, William ausgenommen. Ihr Herz war zwischen beiden geteilt.

### **3. Kapitel**

Das erste wichtigere Familienereignis, das eintrat, als Fanny etwa fünfzehn Jahre zählte, war der Tod von Pastor Norris. Es brachte natürlich gewisse Veränderungen und Umstellungen mit sich. Mrs. Norris verließ das Pfarrhaus und übersiedelte zuerst ins Herrenhaus und später in ein kleines Haus im Dorf, das zu Sir Thomas' Besitz gehörte. Über den Verlust ihres Gatten tröstete sie sich mit der Überlegung, daß sie

eigentlich sehr gut ohne ihn auskam, und über die Verminderung ihres Einkommens mit der Einführung noch drastischerer Sparmaßnahmen.

Die Pfarre war von jeher für Edmund bestimmt; wäre sein Onkel einige Jahre früher gestorben, hätte man sie ordnungsmäßig durch irgendeinen befreundeten Geistlichen betreuen lassen, bis Edmund alt genug wäre, sein Amt anzutreten. Doch Tom hatte inzwischen bereits soviel Geld verschwendet, daß es sich als notwendig erwies, anderweitig über die Pfründe zu verfügen, und der jüngere Bruder mußte für den Leichtsinns des älteren büßen. Zum Familienbesitz gehörte noch eine zweite Pfarre, die auf Edmund wartete, und dieser Umstand erleichterte Sir Thomas' Gewissen ein wenig. Doch er empfand diese Regelung als arge Ungerechtigkeit gegenüber seinem jüngeren Sohn und bemühte sich ernsthaft, dieses Gefühl auch dem älteren einzuprägen; davon erhoffte er sich einen nachhaltigeren Eindruck als von allem, was er sonst sagen oder tun könnte.

«Ich erröte für dich, Tom», sprach er mit seiner würdevollsten Miene. «Ich erröte, daß ich gezwungen bin, zu diesem Mittel zu greifen, und ich darf wohl annehmen, daß auch du tiefe Beschämung empfindest. Du hast deinen Bruder für zehn, zwanzig, dreißig Jahre, vielleicht für sein ganzes Leben, um mehr als die Hälfte der ihm zustehenden Einkünfte gebracht. In Zukunft mag es mir oder dir (wie ich hoffe) möglich sein, ihm das einträglichere Amt zurückzuerstatten, aber du darfst nie vergessen, daß damit nicht mehr als sein selbstverständlicher Rechtsanspruch erfüllt würde und daß ihn in Wirklichkeit nichts für das sichere Einkommen entschädigen kann, das er jetzt durch die Dringlichkeit deiner Schulden verliert.»

Tom hörte seinem Vater zwar mit einiger Zerknirschung zu, entschlüpfte ihm aber so rasch wie möglich und war in seinem erfreulichen Egoismus bald imstande, einige tröstliche Überlegungen anzustellen: erstens, daß er nicht halb soviel Schulden gemacht hätte wie einige seiner Freunde, zweitens, daß sein Vater sich doch gar zu langweilig über die Sache ausgelassen hätte, und drittens, daß der nächste Inhaber der Pfarre, wer immer er sein mochte, ja doch aller Wahrscheinlichkeit nach bald sterben würde.

Der Nachfolger von Pastor Norris wurde ein gewisser Dr. Grant, der sich in Mansfield niederließ und als kräftiger Mann von fünfundvierzig Jahren nicht gerade geneigt schien, die freundlichen Erwartungen des jungen Mr. Bertram zu

erfüllen. Aber nein, meinte der, so ein kurzhalsiger, schlagflüssiger Kerl, der sich mit allen guten Dingen vollstopfte, würde schon rechtzeitig abkratzen.

Dr. Grant besaß eine um etwa fünfzehn Jahre jüngere Frau, aber keine Kinder, und dem Eintreffen des Paares gingen die üblichen wohlwollenden Gerüchte voraus, daß sie höchst achtbare und angenehme Leute seien.

Nun war der von Sir Thomas erwartete Zeitpunkt gekommen, zu dem, wie er stets geglaubt hatte, seine Schwägerin ihren Anspruch auf ihre Nichte geltend machen würde. Mrs. Norris' veränderte Umstände und Fannys reiferes Alter schienen nicht nur angetan, alle früheren Bedenken gegen ein Zusammenleben der beiden zu zerstreuen, sondern ließen es im Gegenteil als die vorzüglichste Lösung erscheinen; da Sir Thomas' Vermögenslage nicht nur durch die Verschwendungssucht seines ältesten Sohnes, sondern auch durch kürzlich erlittene Verluste aus seinen westindischen Besitzungen einigermaßen gelitten hatte, wäre es ihm nicht unerwünscht gewesen, von den Kosten für Fannys Unterhalt und der Verpflichtung ihrer künftigen Versorgung entlastet zu werden. Er war so fest davon überzeugt, es werde bald zu dieser Veränderung kommen, daß er seine Frau auf diese Wahrscheinlichkeit vorbereitete; und da Fanny zufällig anwesend war, als die Sache Lady Bertram zum erstenmal wieder in den Sinn kam, bemerkte diese in aller Ruhe: «Jetzt wirst du uns also verlassen, Fanny, und bei meiner Schwester leben. Wie wird es dir dort gefallen?»

Fanny war derart überrascht, daß sie nur die Worte ihrer Tante zu wiederholen vermochte:

«Sie verlassen, Tante?»

«Ja, mein Kind, warum verwundert dich das? Du bist jetzt fünf Jahre bei uns gewesen, und meine Schwester hatte stets die Absicht, dich zu sich zu nehmen, wenn ihr Mann nicht mehr da wäre. Aber du mußt trotzdem immer herüberkommen und mir meine Stickmuster einrichten.»

Die Nachricht war für Fanny ebenso schrecklich wie unerwartet. Sie hatte niemals etwas Gutes von ihrer Tante Norris erfahren und war nicht imstande, sie zu lieben.

«Es wird mir sehr schwerfallen, von hier fortzugehen», stammelte sie.

«Ja, Kind, das glaube ich dir. Das ist ganz natürlich. Es kann wohl keinem Menschen besser gehen, als es dir bei uns ergangen ist.»

«Ich hoffe, ich bin nicht undankbar, Tante», sagte Fanny bescheiden.

«Nein, liebes Kind, sicher nicht. Du warst immer ein sehr braves, gutes Mädchen.»

«Und ich soll niemals wieder hier leben?»

«Niemals, mein Kind. Aber du wirst ja auch dort ein behagliches Heim haben. Es kann für dich keinen Unterschied machen, in welchem Haus du wohnst, dort oder hier.»

Fanny verließ das Zimmer mit bleischwerem Herzen. Ihr erschien der Unterschied gewaltig, sie konnte nicht mit Gleichmut an ein Zusammenleben mit ihrer Tante denken. Sobald sie Edmund begegnete, gestand sie ihm ihren Kummer.

«Edmund», sagte sie, «mir steht etwas ganz Schlimmes bevor. Du hast es oft zuwege gebracht, mich mit Dingen auszusöhnen, die mir zuerst schrecklich vorgekommen sind, aber diesmal wird es dir nicht gelingen. Ich soll für immer zu Tante Norris übersiedeln.»

«Nein, wirklich!»

«Ja, Tante Bertram hat es mir gerade gesagt. Es ist schon fest abgemacht. Ich muß von hier fort und im Weißen Haus wohnen – wahrscheinlich, sobald sie dort eingerichtet ist.»

«Weißt du, Fanny, wenn der Plan dir nicht zuwider wäre, würde ich ihn ausgezeichnet finden.»

«O Edmund!»

«Bis auf deine Abneigung spricht alles dafür.

Es ist sehr vernünftig von Tante Norris, daß sie dich zu sich nehmen will. Sie könnte nirgends eine bessere Freundin und Gesellschafterin finden, und es freut mich, daß sie sich diesmal nicht von ihrem Geiz beeinflussen läßt. Du wirst ihr eine Tochter sein. Macht es dir wirklich so großen Kummer, Fanny?»

«Ja, ich bin sehr unglücklich. Hier habe ich alles so lieb – das Haus und alles. Dort ist nichts, was ich liebhaben kann. Du weißt ja, wie Tante Norris zu mir ist.»

«Als Kind hat sie dich wirklich nicht nett behandelt – in diesem Punkt kann ich sie nicht in Schutz nehmen. Aber zu uns war sie nicht viel anders – sie hat es nie verstanden, mit Kindern umzugehen. Jetzt, wo du bald erwachsen bist, wird das anders werden. Es kommt mir vor, daß sie dich schon jetzt freundlicher behandelt. Und wenn du erst ihre ständige Gefährtin bist, wirst du ihr sehr viel bedeuten – es kann gar nicht anders kommen.»

«Ich werde niemals einem Menschen etwas bedeuten.» «Warum nicht? Was sollte dich daran hindern?» «Alles ... meine Stellung ... meine Dummheit und Ungeschicklichkeit ...»

«Was deine Dummheit und Ungeschicklichkeit betrifft, meine liebe, kleine Fanny, darfst du mir glauben, daß du keine Spur davon besitzt, außer wenn du so unpassendes Zeug redest. Jeder, der dich richtig kennt, wird dich schätzen und lieben. Du hast einen guten Verstand, ein liebes, sanftes Wesen und ein dankbares Gemüt, das keine Freundlichkeit unerwidert lassen kann. Ich wüßte nicht, wer sich besser zur Freundin und Gesellschafterin eignen könnte.»

«Du bist zu gut», sagte Fanny, über solches Lob errötend. «Wie kann ich dir jemals genug für deine gute Meinung danken? Ach, Edmund, wenn ich von hier weg muß, werde ich bis zu meiner letzten Stunde niemals vergessen, wie gut du zu mir gewesen bist.»

«Ich will hoffen, daß du mich von hier bis zum Weißen Haus nicht vergessen wirst», sagte Edmund lachend. «Fanny, du tust, als müßtest du zweihundert Meilen weit reisen, anstatt einfach den Park zu durchqueren. Du wirst genau so zu uns gehören wie bisher, wir werden an jedem Tag, den Gott gibt, zusammenkommen. Der einzige Unterschied wird darin bestehen, daß du, wenn du mit der Tante allein lebst, dich besser entfalten wirst. Hier gibt es zu viele, hinter denen du dich verstecken kannst. Bei ihr wirst du gezwungen sein, den Mund aufzutun und deine Meinung zu äußern.»

«Ach, sag das nicht!»

«Doch, ich muß es sagen, und ich sage es gern. Gerade jetzt scheint mir Tante Norris viel geeigneter, sich um dich zu kümmern, als meine Mutter. Es liegt in ihrer Natur, daß sie sich höchst energisch für jeden Menschen einsetzt, an dem sie wirklich Interesse hat. Sie wird dich dazu bringen, daß du dich selber richtig einschätzt.»

Fanny seufzte. «Ich kann es nicht so ansehen wie du», sagte sie. «Ich möchte gern glauben, daß du recht hast, und ich bin dir schrecklich dankbar, daß du mir helfen willst, mich mit dem Unabwendbaren abzufinden. Wenn ich nur denken dürfte, daß der Tante wirklich etwas an mir liegt! Es wäre so schön, zu wissen, daß ich einem Menschen etwas sein kann! – Hier, das weiß ich, bin ich niemandem wichtig, und doch hänge ich so sehr an dem Ort.»

«Den Ort, Fanny, wirst du nicht verlassen, auch wenn du das Haus verläßt. Du wirst ganz wie immer über Park und Garten verfügen. Sogar dein anhängliches kleines Herz braucht über eine Veränderung, die nur dem Namen nach eine ist, nicht zu

erschrecken. Du wirst die gleichen Spaziergänge machen, deine Bücher aus der gleichen Bibliothek wählen, die gleichen Gesichter um dich sehen, auf dem gleichen Pferd reiten – genau wie bisher.»

«Ja, das ist wahr. Mein liebes, altes graues Pony! Ach, Edmund, wenn ich daran denke, wie ich mich vor dem Reiten gefürchtet, mit welcher Angst ich zugehört habe, wenn die Rede darauf kam, daß es mir guttun würde! (Wie habe ich immer gezittert, daß Onkel den Mund auf tun würde, wenn das Gespräch auf Pferde kam!) Und wenn ich mich erinnere, wie lieb du dich bemüht hast, mir Vernunft zuzusprechen und mir meine Angst auszureden und zu versichern, daß es mir nach einer Weile Freude machen würde – und wenn ich denke, wie recht du behalten hast, könnte ich beinahe hoffen, daß du auch diesmal richtig prophezeist.»

«Siehst du! Und ich bin ganz überzeugt, daß das Zusammenleben mit Tante Norris deinem Geist und Gemüt ebenso guttun wird wie das Reiten deiner Gesundheit, und daß es dir Glück bringen wird.»

Damit endete das Gespräch. Was seinen praktischen Nutzen für Fanny betraf, hätte es ebensogut nicht stattfinden können, denn Mrs. Norris hatte nicht die leiseste Absicht, sie zu sich zu nehmen. Auch jetzt war ihr diese Möglichkeit nur als eine Gefahr in den Sinn gekommen, die sie sorgfältig zu vermeiden gedachte. Um allen diesbezüglichen Erwartungen vorzubeugen, hatte sie unter den Häusern der Pfarrgemeinde das allerkleinste gewählt, das noch als halbwegs herrschaftlich gelten konnte; das sogenannte «Weiße Haus» bot gerade Raum für sie, ihre Dienstboten und ein Gastzimmer, dessen Unentbehrlichkeit Mrs. Norris unablässig betonte. Das Gastzimmer im Pfarrhaus war niemals benützt worden, jetzt aber vergaß sie bei keiner Gelegenheit zu bemerken, daß sie für allfällige Besuche unbedingt ein Gastzimmer benötige. Jedoch alle ihre Vorsichtsmaßnahmen schützten sie nicht davor, daß man ihr bessere Absichten zutraute; vielleicht hatte auch gerade ihr ständiges Herumreiten auf der Notwendigkeit eines Gastzimmers Sir Thomas zu der Annahme verführt, es sei in Wirklichkeit für Fanny bestimmt. Eine beiläufige Bemerkung Lady Bertrams brachte Klarheit in die Sache.

«Ich denke, Schwester, wenn Fanny jetzt bei dir wohnen wird, brauchen wir Miss Lee nicht länger zu behalten.»

Mrs. Norris fuhr beinahe in die Luft. «Bei mir wohnen? Meine Liebe, was soll das heißen?»

«Ja, wird sie denn nicht bei dir wohnen? Ich dachte, du hättest es mit Sir Thomas abgemacht?»

«Ich? Niemals! Ich habe darüber mit keiner Silbe zu Sir Thomas gesprochen und er nicht zu mir. Fanny bei mir wohnen! Das Allerletzte, was jeder, der uns beide kennt, für wünschenswert halten könnte! Du meine Güte! Was sollte ich mit Fanny anfangen? Ich, eine arme, hilflose, verlassene Witwe, die zu nichts mehr taugt, die keine Kraft mehr hat – was sollte ich mit einem Kind in diesem Alter, einem fünfzehnjährigen Mädchen anfangen? Das ist genau das Alter, in dem sie ständige Beaufsichtigung brauchen und auch das geduldigste Gemüt auf eine harte Probe stellen. Sir Thomas kann es nicht so gemeint haben, dazu ist er mir ein zu guter Freund. Niemand, der es gut mit mir meint, könnte so etwas vorschlagen. Wie ist Sir Thomas darauf gekommen, dir davon zu sprechen?»

«Ich weiß wirklich nicht. Er hält es vielleicht für richtig.» «Aber was hat er gesagt? Er kann unmöglich gesagt haben, es sei sein Wunsch, daß ich Fanny zu mir nehme. Nein, das kann nicht sein aufrichtiger Wunsch sein!»

«Er hat nur gesagt, er hielte es für sehr wahrscheinlich – und ich habe das auch gedacht. Wir dachten beide, es würde dir ein Trost sein. Aber wenn du sie nicht willst, ist nichts weiter darüber zu sagen. Hier stört sie nicht.»

«Liebste Schwester, wie könnte sie mir ein Trost sein? Bedenke doch meinen unglücklichen Zustand! Hier sitze ich, eine arme, trostlose Witwe, die den besten aller Gatten verloren hat. Meine Gesundheit ist bei der schweren Pflege draufgegangen, von meiner seelischen Stimmung will ich gar nicht reden, meine Ruhe auf dieser Welt ist dahin, nichts ist mir geblieben! Ich habe kaum genug, um mich standesgemäß zu erhalten, um wenigstens so zu leben, daß ich dem Andenken des teuren Verschiedenen keine Schande mache – wie kann es mir da ein Trost sein, eine solche Last auf mich zu nehmen!

Sogar wenn ich es um meiner selbst willen wünschte, wäre es dem armen Mädchen gegenüber ein Unrecht. Hier ist sie in guten Händen und hat ein gesichertes Dasein. Ich muß mich allein durch meine Sorgen und Schwierigkeiten hindurchkämpfen, so gut ich es eben vermag.»

«Es macht dir also nichts, ganz allein zu leben?» «Liebste Schwester, taue ich für etwas anderes als für Einsamkeit? Von Zeit zu Zeit hoffe ich einen lieben Gast in meinem bescheidenen Heim zu sehen (für meine Freunde wird stets ein Bett bereit

sein), aber ansonsten werde ich den Rest meiner Tage in tiefster Abgeschlossenheit verbringen. Wenn ich nur recht und schlecht durchkomme – mehr verlange ich nicht.»

«Aber, Schwester, gar so schlecht geht es dir doch nicht. Sir Thomas sagt, du wirst über sechshundert Pfund im Jahr verfügen.»

«Ich klage nicht, Lady Bertram, ich klage nicht. Ich weiß, daß ich nicht mehr so leben kann wie früher. Da heißt es eben, sich einschränken, wo man kann, und besser haushalten lernen. Früher habe ich aus dem vollen gewirtschaftet, aber jetzt werde ich mich nicht schämen, Sparsamkeit zu üben. Meine Stellung hat sich ja ebenso sehr verändert wie mein Einkommen. Vieles, was mein armer Norris seinem Amt als Pfarrer der Gemeinde schuldig war, kann von mir nicht gefordert werden. Niemand weiß, wie viele Bedürftige in unserer Küche mitgegessen haben. Im Weißen Haus wird strengere Aufsicht geführt werden. Ich muß mich eben nach meinem Einkommen richten, sonst gerate ich ins Elend. Und ich gestehe, es wäre mir eine große Befriedigung, wenn es mir gelänge, darüber hinaus noch jedes Jahr eine Kleinigkeit zurückzulegen.»

«Oh, das wird dir sicher gelingen. Das hast du doch immer getan, nicht wahr?»

«Mein Ziel, liebe Schwester, ist es, denen, die nach mir kommen, von Nutzen zu sein. Wenn ich reicher zu sein wünsche, ist es um deiner Kinder willen. Ich habe für niemand sonst zu sorgen. Ich wäre froh, wenn ich ihnen eine Kleinigkeit hinterlassen könnte, die ihrer nicht unwürdig ist.»

«Das ist sehr lieb von dir, aber mach dir um sie keine Gedanken. Sie werden sicher gut versorgt sein, das wird Sir Thomas schon veranlassen.»

«Du weißt ja, daß seine Einkünfte sich empfindlich verringern werden, wenn die Besetzung in Antigua weiterhin so schlecht trägt.»

«Ach, das wird bald in Ordnung kommen. Ich weiß, daß Sir Thomas deswegen schon einen Brief geschrieben hat.»

«Also, liebe Schwester», schloß Mrs. Norris, indem sie sich zum Gehen wandte, «ich kann nur wiederholen, daß es mein einziger Wunsch ist, deiner Familie von Nutzen zu sein – und falls Sir Thomas je wieder darauf zu sprechen kommt, daß ich Fanny zu mir nehmen sollte, wirst du ihm mitteilen können, daß meine angegriffene Gesundheit und meine seelische Stimmung das jetzt leider nicht zulassen. Abgesehen von allem anderen hätte ich gar kein Bett für sie, denn mein Gastzimmer muß ich meinen Freunden zur Verfügung halten.»



Lady Bertram erzählte ihrem Mann genug von diesem Gespräch, um ihn erkennen zu lassen, daß er sich in den Absichten seiner Schwägerin gründlich getäuscht hatte, und diese hatte von diesem Augenblick an auch nicht die leiseste Anspielung von ihm zu befürchten. Es erstaunte ihn nur, daß sie es ablehnte, etwas für die Nichte zu tun, für deren Adoption sie sich so eifrig eingesetzt hatte. Doch da sie es auch ihm gegenüber nicht an Andeutungen fehlen ließ, daß alles, was sie besaß, dereinst seinen Kindern gehören sollte, fand er sich bald mit dieser Bevorzugung ab, die für ihn vorteilhaft und schmeichelhaft war und ihn überdies befähigen würde, selber ein übriges für Fanny zu tun.

Fanny erfuhr bald, wie überflüssig ihre Angst vor einer Trennung gewesen war, und ihre kindliche Freude darüber tröstete Edmund ein wenig über seine Enttäuschung, denn er glaubte noch immer, daß der Plan zu ihrem Besten gewesen wäre. Mrs. Norris nahm das Weiße Haus in Besitz, die Grants trafen im Pfarrhaus ein, und nach diesen Ereignissen ging alles in Mansfield weiter seinen gewohnten Gang.

Die Grants erwiesen sich als liebenswürdige, gesellige Leute und erwarben sich rasch die Sympathie ihrer neuen Bekannten. Allerdings hatten sie auch ihre Fehler, wie Mrs. Norris bald herausbekam. Dr. Grant legte großen Wert auf gutes Essen und mußte jeden Tag ein üppiges Dinner haben; Mrs. Grant hingegen – anstatt alle Kunst aufzubieten, um ihn mit bescheidenen Mitteln zufriedenzustellen – hielt sich eine Köchin, die einen ebenso hohen Lohn bezog wie die Köchin in Mansfield Park selbst! Und die Hausfrau persönlich ließ sich kaum jemals in den Wirtschaftsräumen blicken! Von solchen Übelständen mit Gleichmut zu sprechen, lag einfach nicht in Mrs. Norris' Natur. Und die Unmengen von Butter und Eiern, die jetzt regelmäßig im Pfarrhaus verbraucht wurden! Niemand habe mehr für großzügige Gastlichkeit übrig als sie selber, sagte Mrs. Norris – niemandem sei Kleinlichkeit verhaßter – sie dürfe wohl behaupten, daß es zu ihrer Zeit im Pfarrhaus an nichts gefehlt und daß es in keinem schlechten Ruf gestanden habe – aber eine solche Großtuerei sei ihr einfach unverständlich! In einer Landpfarre die große Dame spielen – das passe eben nicht, und sie möchte meinen, ihre eigene Vorratskammer sollte für Mrs. Grant gerade noch gut genug sein. Dabei habe Mrs. Grant nicht mehr als fünftausend Pfund Mitgift bekommen – soviel sie auch herumfrage, höre sie nichts anderes.

Lady Bertram lauschte diesen Ausbrüchen ohne großes Interesse. In die Entrüstung einer in ihrer Sparsamkeit gekränkten Hausfrau konnte sie sich nicht hineindenken, fühlte sich aber als anerkannte Schönheit durch den Umstand beleidigt, daß Mrs. Grant, die nicht einmal hübsch zu nennen war, sich so glänzend versorgt hatte. Sie drückte ihr Erstaunen über diesen Punkt fast ebensooft, wenn auch weniger weitläufig

aus, wie Mrs. Norris ihrer Empörung über Mrs. Grants Verschwendungssucht Luft machte.

Diese Dinge hatten etwa ein Jahr lang einen willkommenen Gesprächsstoff abgegeben, als sich ein neues Ereignis ankündigte; und diesmal war es von solcher Bedeutung für die Familie, daß es wohl einigen Raum in den Gedanken und Unterhaltungen der beiden Damen beanspruchen durfte. Sir Thomas fand es notwendig, persönlich nach Antigua zu reisen, um seine dortigen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Er nahm seinen ältesten Sohn mit, den er auf diese Weise von einigen höchst unerwünschten Freunden loszumachen hoffte. Sie verließen England mit der Aussicht, fast ein Jahr lang fernzubleiben.

Die Unerläßlichkeit der Reise aus finanziellen Gründen und die Hoffnung, daß sie sich für seinen Sohn günstig auswirken würde, erleichterten Sir Thomas den schweren Entschluß, sich von seiner Familie zu trennen und insbesondere seine Töchter in diesem für sie so bedeutungsvollen Lebensabschnitt der Führung anderer zu überlassen. Er glaubte nicht, daß Lady Bertram ganz der Aufgabe gewachsen sei, ihnen gegenüber seine Stellung einzunehmen oder, besser gesagt, ihre eigene Stellung richtig auszufüllen; doch er hatte genügend Vertrauen in Mrs. Norris' Wachsamkeit und Edmunds richtiges Urteil, um ohne Besorgnis um seine Töchter abzureisen.

Lady Bertram sah es gar nicht gern, daß ihr Mann sie verließ. Doch ihre Seelenruhe wurde durch keinerlei Angst um seine Sicherheit, keine Sorge um sein Wohlbefinden getrübt. Sie gehörte zu den Menschen, die sich nicht vorstellen können, daß irgend etwas gefährlich oder schwierig oder anstrengend sein könnte, was ihnen nicht selber zustößt.

Sehr waren bei diesem Anlaß die jungen Damen zu bedauern, nicht etwa wegen ihres Kummers, sondern weil sie nichts Derartiges empfanden. Sie brachten ihrem Vater, der ihren Vergnügungen niemals günstig gesinnt schien, keine Liebe entgegen, und seine Abwesenheit war ihnen betrüblicher Weise höchst erwünscht. Sie fühlten sich von jedem Zwang befreit. Auch wenn sie im Augenblick nicht an irgendein bestimmtes Vergnügen dachten, das Sir Thomas ihnen vermutlich nicht gestattet hätte, empfanden sie ganz allgemein, daß sie jetzt ihre eigenen Herrinnen wären und niemand ihnen Schranken auferlegen würde. Fanny fühlte sich ebenso erleichtert wie ihre Cousinen und war sich dessen gleichfalls bewußt, doch ihrem zärtlicheren Gemüt erschien dieses Gefühl als Undank, und sie grämte sich aufrichtig darüber, daß sie nicht imstande war, sich zu grämen. Sir Thomas, der soviel für sie und ihre Brüder getan hatte, verweist – vielleicht auf Nimmerwiedersehen – und sie hatte ihn ohne Träne

wegziehen gesehen! Welch schändliche Gefühllosigkeit! Obendrein hatte er ihr am allerletzten Morgen gesagt, er hoffe, daß sie William im Lauf des nächsten Winters wiedersehen werde, und hatte ihr aufgetragen, dem Bruder zu schreiben und ihn nach Mansfield einzuladen, sobald das Geschwader, zu dem er gehörte, nach England zurückkehrte. Wie lieb und fürsorglich war das gewesen! Und hätte er nur ein Lächeln für sie gefunden und sie «meine liebe, kleine Fanny» genannt, wäre alle seine frühere Kälte und Strenge augenblicklich vergessen gewesen. Doch wie es seine Art war, hatte er seine Rede mit einem Satz beendet, der sie aufs tiefste kränkte: «Wenn William nach Mansfield kommt, wirst du hoffentlich in der Lage sein, ihm zu beweisen, daß die vielen Jahre, die seit eurer Trennung verflossen sind, für dich nicht gänzlich ohne Nutzen waren – obwohl ich fürchte, daß er eine sechzehnjährige Schwester finden wird, die in vielen Punkten noch allzusehr einer zehnjährigen gleicht.» Als ihr Onkel davongefahren war, weinte Fanny bitterlich über diese Worte, und ihre Cousinen, die ihre geröteten Augen sahen, erklärten sie prompt zur Heuchlerin.

#### 4. Kapitel

Tom Bertram hatte in den letzten Jahren so wenig Zeit zu Hause verbracht, daß man ihn nur dem Namen nach vermissen konnte. Nun entdeckte Lady Bertram zu ihrem Erstaunen, wie gut es auch ohne seinen Vater ging. Edmund wußte ihn trefflich zu ersetzen: er tranchierte bei Tisch den Braten, verhandelte mit dem Verwalter, korrespondierte mit dem Anwalt, zahlte der Dienerschaft den Lohn aus und ersparte ihr jede nur denkbare Mühe oder Anstrengung, bis auf das Adressieren ihrer Briefe.

Die Nachricht von der glücklichen Überfahrt und guten Ankunft der beiden Reisenden traf mit der frühesten Post ein, doch nicht so früh, daß Mrs. Norris nicht Zeit gehabt hätte, in den gräßlichsten Befürchtungen zu schwelgen. Sie suchte auch Edmund damit anzustecken, sooft sie ihn allein erwischte. Da sie sich darauf verließ, daß eine allfällige Katastrophe ihr zuerst zu Ohren kommen würde, hatte sie sich schon zurechtgelegt, wie sie den anderen die furchtbare Kunde schonend beibringen wollte – bis Sir Thomas' Mitteilung, daß er und sein Sohn lebend und gesund in Antigua angekommen waren, sie nötigte, ihre Aufregung und ihre zartfühlend vorbereitenden Reden bis auf weiteres zu unterdrücken.

Der Winter kam und verging, ohne daß sich dafür Verwendung bot. Die Berichte lauteten weiterhin durchaus günstig. Und Mrs. Norris hatte soviel damit zu tun, ihre Nichten zu verschiedenen Unterhaltungen zu begleiten, ihre Toiletten zu begutachten,

ihre Talente zur Schau zu stellen und nach ihren künftigen Bräutigamen Ausschau zu halten, daß sie – da ihr ja obendrein noch die Sorge für ihren eigenen Haushalt, die Einmischung in den Haushalt ihrer Schwester und die Kontrolle über Mrs. Grants verschwenderisches Treiben oblag – nur sehr wenig Zeit fand, sich auch noch mit Befürchtungen um die Abwesenden zu befassen.

Die Fräulein Bertram nahmen nun den ihnen gebührenden Platz unter den jungen Damen der Nachbarschaft ein, und da sie Schönheit und glänzend ausgebildete Talente mit natürlicher Unbefangenheit und den lebenswürdigsten gesellschaftlichen Manieren verbanden, erwarben sie sich bald die allgemeine Gunst und Bewunderung. Ihre Eitelkeit war so befriedigt, daß sie ganz frei davon schienen und auf jede Vornehmthuerei verzichteten; und die Komplimente über ihr feines Benehmen, die von ihrer Tante eingeheimst und ihnen wiedererzählt wurden, bestärkten sie noch in der Überzeugung, keine Fehler zu besitzen.

Lady Bertram ging nicht mit ihren Töchtern in Gesellschaft. Sie war so träge, daß selbst die mütterliche Freude, sich an den Erfolgen und Vergnügungen ihrer Kinder zu weiden, ihr keiner persönlichen Unbequemlichkeit wert schien. Diese Pflicht trat sie an ihre Schwester ab, die sich nichts Besseres wünschte, als so ehrenvoll zu repräsentieren, und ausgiebig die Gelegenheit genoß, in Gesellschaft zu fahren, ohne auf eigene Kosten Pferde mieten zu müssen.

Fanny nahm nicht an den winterlichen Lustbarkeiten teil, aber es beglückte sie, daß sie sich jetzt als Gesellschafterin ihrer Tante anerkanntermaßen nützlich machte, wenn alle anderen ausgeflogen waren; da Miss Lee nicht mehr in Mansfield weilte, war sie Lady Bertram an solchen Abenden natürlich unentbehrlich. Sie plauderte mit ihr, hörte ihr zu, las ihr vor, und diese stillen Abende zu zweit, an denen sie keinen unfreundlichen Ton zu gewärtigen hatte, waren ihrem Gemüt, das sich sonst kaum jemals vor peinlichen Überraschungen sicher fühlte, eine unbeschreibliche Wohltat. Von den Vergnügungen ihrer Cousinen, besonders von den Bällen und mit wem Edmund getanzt hatte, ließ sie sich gar zu gern erzählen; sie dachte aber viel zu gering von ihrer eigenen Stellung, um sich einzubilden, sie könnte jemals daran teilnehmen, so daß sie ganz unbefangen zuhörte. Alles in allem war es ein erfreulicher Winter für sie; er brachte zwar keinen William nach England, doch die nie versagende Hoffnung auf sein baldiges Eintreffen war auch etwas Schönes.

Der Frühling beraubte sie ihres lieben Freundes, des alten, grauen Ponys, und eine Zeitlang drohte dieser Verlust sich auch auf ihre Gesundheit auszuwirken. Obwohl es allgemein anerkannt wurde, wie wichtig das Reiten für sie war, wurde nichts

unternommen, um ihr ein anderes Reittier zu beschaffen; sie könnte ja, bemerkten ihre Tanten, immer, wenn ihre Cousinen nicht ausritten, eins von deren Pferden benützen. Doch da die jungen Damen an jedem schönen Tag regelmäßig ihre Pferde vorführen ließen und gar nicht daran dachten, ihre scheinbare Gefälligkeit bis zur Aufopferung eines wirklichen Vergnügens zu treiben, kam diese Zeit natürlich nie. So trabten sie an jedem schönen April- und Maimorgen fröhlich davon, und Fanny saß entweder den ganzen Tag bei der einen Tante zu Hause oder machte über Antreiben der anderen lange Spaziergänge, die über ihre Kräfte gingen. Lady Bertram liebte es nicht, sich Bewegung zu machen, und hielt deshalb körperliche Betätigung auch für jeden anderen für überflüssig, während Mrs. Norris, die den ganzen Tag auf den Beinen war, meinte, daß alle Leute so viel herumlaufen sollten. Edmund war nicht zu Hause, sonst hätte er dem Übel früher abgeholfen. Als er bei seiner Heimkehr Fannys Lage und deren mißliche Folgen für ihre Gesundheit erkannte, gab es für ihn nur eines. «Fanny muß ein Pferd haben!» lautete die entschiedene Erklärung, die er allem, was die Lässigkeit seiner Mutter und die Sparsamkeit seiner Tante einzuwenden hatten, entgegensetzte. Mrs. Norris meinte, man könne sicher unter den Wirtschaftspferden eine ruhige, alte Mähre auftreiben, die für Fanny noch reichlich gut genug wäre – oder auch ein Pferd vom Verwalter ausborgen – oder vielleicht würde Doktor Grant ihnen hie und da das Pony leihen, das seine Post abzuholen pflegte; sie müsse schon sagen, sie fände es absolut überflüssig und sogar unschicklich, daß Fanny, im Stil ihrer Cousinen, ein regelrechtes eigenes Reitpferd besitzen sollte. Das sei sicher niemals Sir Thomas' Absicht gewesen – und sie müsse schon sagen, eine solche Anschaffung in seiner Abwesenheit zu machen und die großen Auslagen für den Stall noch zu erhöhen, und dies zu einer Zeit, wo ein bedeutender Teil seiner Einkünfte gefährdet schien – das sei nicht zu verantworten. «Fanny muß ein Pferd haben!» lautete Edmunds einzige Antwort. Mrs. Norris wollte das nicht einsehen. Lady Bertram hingegen gab ihrem Sohn recht. Sie war ganz seiner Meinung, daß es notwendig sei und daß auch sein Vater es für notwendig halten würde – sie fand nur, die Sache habe keine Eile, sie bat ihn nur, Sir Thomas' Rückkehr abzuwarten, dann könne Sir Thomas alles selbst entscheiden. Im September würde er wieder daheim sein, was könnte es schaden, bis zum September zu warten?

Obwohl Edmund sich nicht so sehr über seine Mutter als vielmehr über seine Tante ärgerte, die ihre Nichte nicht der kleinsten Rücksicht wert fand, konnte er doch über ihre Bedenken nicht einfach hinweggehen. Er entschied sich schließlich für einen Ausweg, der den Vorwurf allzu großer Eigenmächtigkeit seinem Vater gegenüber ausschloß und gleichzeitig Fanny ohne weiteren Aufschub die Reitgelegenheit verschaffte, die sie nicht länger entbehren durfte. Er besaß drei eigene Pferde, von

denen aber keines für eine Dame geeignet war: zwei Jagdpferde und ein sehr brauchbares Reisepferd. Dieses letztere beschloß er gegen ein Tier umzutauschen, das seine Cousine tragen konnte. Er wußte, wo ein solches zu haben war, und der Handel war bald abgeschlossen. Die neue Stute erwies sich als ein Juwel; ein Mindestmaß an Mühe verwandelte sie in ein ideales Reitpferd für Fanny, die nun fast unbeschränkt über sie verfügen durfte. Fanny hätte nie gedacht, daß irgendein anderes Tier ihr je so lieb sein könnte wie das alte, graue Pony, doch ihre Freude an Edmunds Stute übertraf bei weitem jeden früheren Genuß; und der Gedanke, daß sie dieses Vergnügen einzig Edmunds Güte verdankte, erhöhte ihr Glück so sehr, daß sie keine Worte fand, um es auszudrücken. Ihr Vetter war für sie der Inbegriff alles Guten und Großmütigen. Es schien ihr, als wisse niemand außer ihr, ihn richtig zu würdigen, und als könne sie ihre Dankesschuld ihm gegenüber niemals abtragen. Ihr Gefühl für ihn war aus Achtung, Dankbarkeit, Vertrauen und Zärtlichkeit gemischt.

Da das Pferd faktisch wie auch dem Namen nach Edmunds Eigentum blieb, konnte es Mrs. Norris dulden, daß es zu Fannys Gebrauch bestimmt war; und hätte Lady Bertram je wieder an ihre eigenen Einwendungen gedacht, wäre Edmund in ihren Augen entschuldigt gewesen, daß er nicht die Rückkehr seines Vaters im September abgewartet hatte. Als der September kam, weilte Sir Thomas immer noch in der Ferne, und die Aussicht auf baldigen Abschluß seiner Geschäfte schien um nichts näher gerückt. Gerade als er begonnen hatte, seine Gedanken der Heimreise zuzuwenden, waren neue ungünstige Umstände eingetreten, die sie auf unbestimmte Zeit verzögerten. So entschloß sich Sir Thomas, seinen Sohn nach Hause vorausszuschicken, während er selbst die endgültige Erledigung seiner Angelegenheiten abwarten wollte. Tom kam glücklich an und brachte einen ausgezeichneten Bericht über Sir Thomas' Befinden, der aber auf Mrs. Norris seine Wirkung verfehlte. Daß Sir Thomas seinen Sohn von sich entfernte, konnte sie nur als den Ausdruck väterlicher Besorgnis unter dem Einfluß eines ihm selbst bevorstehenden Unheils deuten, und alsbald begann sie, böse Vorahnungen zu haben.

Als gar der Herbst mit seinen langen Abenden anbrach, fühlte sie sich in der traurigen Einsamkeit ihres Häuschens so furchtbar von diesen trüben Vorstellungen bedrückt, daß sie sich gezwungen sah, allabendlich Zuflucht im Eßzimmer des Herrenhauses zu suchen ... Glücklicherweise näherte sich wieder die Zeit der winterlichen Lustbarkeiten, und bald war sie so von der angenehmen Aufgabe in Anspruch genommen, das Schicksal ihrer ältesten Nichte zu lenken, daß ihre Nerven sich leidlich beruhigten. Wenn es dem armen Sir Thomas nicht vergönnt sein sollte, je wieder heimzukehren, wäre es doch ein großer Trost, die liebe Maria gut verheiratet zu

wissen, dachte sie oft, und zwar immer dann, wenn sie sich in der Gesellschaft wohlhabender Männer befanden, und ganz besonders als ihnen ein bestimmter junger Mann vorgestellt wurde, der kürzlich von seinem Vater eine der größten und schönsten Besitzungen der Grafschaft geerbt hatte.

Mr. Rushworth war vom ersten Augenblick an von Miss Bertrams Schönheit gefesselt, und da er gerne heiraten wollte, hielt er sich bald für verliebt. Er war ein schwerfälliger junger Mensch, der gerade nur den schlichsten Hausverstand besaß, doch da in seinem Äußeren und seinen Manieren nichts Abstoßendes lag, war die junge Dame mit ihrer Eroberung recht zufrieden. Maria Bertram stand jetzt in ihrem einundzwanzigsten Jahr und fühlte sich nachgerade verpflichtet, zu heiraten; und da sie durch die Verbindung mit Mr. Rushworth in den Genuß eines größeren Einkommens gelangen würde, als ihr Vater es besaß, und obendrein noch zu einem Haus in London, was ihr besonders erstrebenswert erschien, betrachtete sie es nach dem gleichen Moralkodex als ihre offenkundige Pflicht, Mr. Rushworth zu heiraten, falls sie ihn bekommen konnte. Mrs. Norris war eifrig darauf bedacht, die Vorteile einer solchen Partie auf beiden Seiten ins rechte Licht zu setzen und die Sache mit allen Mitteln zu fördern; in diesem Sinne bemühte sie sich auch um die intime Freundschaft der Mutter des jungen Mannes, bei der er lebte, und zwang sogar Lady Bertram, auf schlechten Straßen zehn Meilen weit zu fahren, um einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Es dauerte nicht lange, bis Mrs. Norris und Mrs. Rushworth sich glänzend verstanden. Mrs. Rushworth gestand, daß es ihr größter Wunsch sei, ihren Sohn verheiratet zu sehen, und daß von allen ihr bekannten jungen Damen Miss Bertram mit ihren liebenswürdigen Eigenschaften und ihrer ausgezeichneten Erziehung am geeignetsten schiene, ihn glücklich zu machen. Mrs. Norris steckte das Kompliment ein und bewunderte dagegen die feine Menschenkenntnis, die das wahre Verdienst so gut zu würdigen wisse; Maria sei tatsächlich ihrer aller Stolz und Freude – vollkommen fehlerlos – ein wahrer Engel; von Anbetern umringt, sei sie naturgemäß recht wählerisch; doch soweit sie, Mrs. Norris, sich nach so kurzer Bekanntschaft ein Urteil gestatten dürfe, schiene Mr. Rushworth genau der junge Mann zu sein, der einen solchen Schatz verdiene.

Nachdem sie auf der schicklichen Anzahl von Bällen miteinander getanzt hatten, rechtfertigten die jungen Leute die in sie gesetzten Erwartungen, und mit einem geziemenden Vorbehalt hinsichtlich der Einwilligung des abwesenden Sir Thomas wurde die Verlobung abgeschlossen – zur großen Befriedigung der beteiligten Familien sowie sämtlicher unbeteiligter Zuschauer, die schon seit vielen Wochen von

der Zweckmäßigkeit einer Heirat zwischen Mr. Rushworth und Miss Bertram durchdrungen waren.

Es mußte einige Monate dauern, bis Sir Thomas' Einwilligung eintraf, doch da niemand an seiner aufrichtigen Freude über diese Verbindung zweifelte, verkehrten die Familien weiterhin zwanglos miteinander, und es wurde weiter kein Versuch gemacht, die Sache geheimzuhalten, als daß Mrs. Norris überall davon sprach, daß vorläufig nicht davon gesprochen werden sollte.

Edmund war der einzige der Familie, der nicht restlos begeistert war, und alle Vorstellungen seiner Tante konnten ihn nicht dazu bringen, in Mr. Rushworth einen erstrebenswerten Gefährten zu sehen. Er gab zu, seine Schwester müsse selbst am besten wissen, wo ihr Glück lag, doch daß dieses Glück hauptsächlich in einem großen Einkommen bestehen sollte, war nicht in seinem Sinn. Und wenn er mit Mr. Rushworth zusammen war, schoß ihm immer wieder der Gedanke durch den Kopf: Was der Junge doch für ein Dummkopf wäre, wenn er nicht zwölftausend Pfund im Jahr hätte!

Sir Thomas jedoch freute sich ehrlich über die Aussicht auf eine so unzweifelhaft vorteilhafte Verbindung, von der er nichts als Gutes und Angenehmes zu hören bekam. Seine Tochter hatte ganz in seinem Sinn gewählt: einen Mann aus der gleichen Grafschaft und der gleichen Gesellschaftsschicht. Er übermittelte, so rasch es nur möglich war, sein allerherzlichstes Einverständnis und stellte nur die Bedingung, daß die Hochzeit erst nach seiner Heimkehr stattfinden sollte, die er jetzt wieder lebhaft in Aussicht nahm. Er schrieb im April und hatte begründete Hoffnung, daß er noch vor Ende des Sommers seine Geschäfte zu seiner vollsten Zufriedenheit ordnen und die Heimreise antreten könnte.

So standen die Dinge im Juli – Fanny hatte gerade ihr achtzehntes Jahr erreicht – als die Gesellschaft von Mansfield durch zwei Geschwister von Mrs. Grant, die Kinder ihrer Mutter aus zweiter Ehe, bereichert wurde. Mr. und Miss Crawford waren begüterte junge Leute. Der Bruder hatte eine schöne Besitzung in Norfolk, die Schwester besaß ein Vermögen von zwanzigtausend Pfund. Mrs. Grant hatte ihre kleinen Geschwister zärtlich geliebt; doch da bald nach ihrer eigenen Heirat ihre gemeinsame Mutter starb und die Kinder von einem Onkel väterlicherseits aufgenommen wurden, den Mrs. Grant nicht kannte, hatte sie die beiden seither kaum gesehen. Im Hause ihres Onkels hatten sie ein liebevolles Heim gefunden. Admiral Crawford und seine Frau, die sich sonst in keinem Punkt verstanden, waren sich in der Liebe für ihre Pflegekinder einig. Zumindest beschränkte sich hier ihre Gegnerschaft



darauf, daß jedes seinen eigenen Liebling erwählt hatte, den es dem anderen vorzog. Der Admiral war in den Jungen vernarrt, Mrs. Crawford hatte das Mädchen ins Herz geschlossen. Es war der kürzlich erfolgte Tod ihrer Tante, der Miss Crawford bewog, sich ein anderes Heim zu suchen, nachdem sie noch ein paar Monate lang probiert hatte, es bei ihrem Onkel auszuhalten. Admiral Crawford war ein Mann von lasterhaften Sitten, der es vorzog, seine Mätresse unter sein Dach zu bringen, anstatt seine Nichte bei sich zu behalten. Diesem Umstand verdankte Mrs. Grant den Vorschlag ihrer Schwester, sie bei sich aufzunehmen, ein Vorschlag, der ihr höchst willkommen war. Mrs. Grant hatte zu diesem Zeitpunkt so ziemlich alle Hilfsmittel erschöpft, mit denen sich eine kinderlose Dame auf dem Lande die Zeit zu vertreiben sucht; nachdem sie ihr Lieblingswohnzimmer mehr als ausreichend mit hübschen Möbeln gefüllt und für Garten und Hof die erlesensten Pflanzen und Geflügelsorten ausgewählt hatte, empfand sie ein starkes Bedürfnis nach etwas häuslicher Abwechslung. Der Besuch ihrer Schwester, die sie stets geliebt hatte und nun mindestens bis zu ihrer Heirat bei sich zu behalten hoffte, war ihr höchst erwünscht, und sie fürchtete nur, daß das stille Leben in Mansfield eine junge Dame, die an das lebhaftes Treiben von London gewöhnt war, nicht befriedigen würde.

Miss Crawford war gleichfalls nicht ganz frei von Zweifeln, die sich aber vor allem auf den Lebensstil ihrer Schwester und den Ton der dortigen Gesellschaft bezogen. Erst nachdem sie vergeblich versucht hatte, ihren Bruder zu überreden, daß er sich mit ihr auf seinem eigenen Landsitz niederließe, entschloß sie sich zu dem Wagnis, es bei ihrer Schwester zu probieren. Henry Crawford empfand leider die stärkste Abneigung gegen alles, was einer Beschränkung seines Lebens auf einen bestimmten Ort oder einen bestimmten Gesellschaftskreis ähnlich sah. In diesem Punkt, der für ihn grundlegend war, konnte er seiner Schwester nicht entgegenkommen, aber er begleitete sie mit der größten Bereitwilligkeit nach Northamptonshire und verpflichtete sich ebenso bereitwillig, sie innerhalb einer halben Stunde nach Empfang der Nachricht wieder abzuholen, wenn es ihr dort nicht gefiele.

Die Begegnung verlief für beide Teile sehr befriedigend. Miss Crawford fand eine Schwester, die weder pedantisch noch verbauert war, einen Schwager, dem man den Gentleman ansah, ein bequemes, wohleingerichtetes Haus vor; und Mrs. Grant begrüßte in ihren Geschwistern, die sie fortan noch inniger ins Herz zu schließen hoffte, ein überaus einnehmendes junges Menschenpaar. Mary Crawford war auffallend hübsch, Henry zeichnete sich, ohne eigentlich schön zu sein, durch gute Haltung und vornehmes Wesen aus. Beide waren lebhaft und liebenswürdig, und Mrs. Grant traute ihnen daraufhin alle anderen guten Eigenschaften zu. Sie war von beiden

ganz entzückt, besonders von Mary. Da sie selbst nie in der Lage gewesen war, sich ihrer eigenen Schönheit zu rühmen, erfüllte sie jetzt die Schönheit ihrer Schwester mit doppeltem Stolz. Sie hatte nicht erst Marys Ankunft abgewartet, um sich nach einer passenden Partie für sie umzusehen, und ihre Wahl war auf Tom Bertram gefallen. Der älteste Sohn eines Baronet war nicht zu gut für ein Mädchen mit zwanzigtausend Pfund, das überdies Marys Eleganz und Bildung besaß. Und da Mrs. Grant eine warmherzige, freimütige Frau war, hatte Mary noch nicht dreimal unter ihrem Dach geschlafen, als sie ihr bereits ihren Plan anvertraute.

Miss Crawford freute sich, eine so vornehme Familie in der nächsten Nachbarschaft zu finden, und die Fürsorglichkeit ihrer Schwester mißfiel ihr ebensowenig wie deren Wahl. Es war ihr Wunsch, zu heiraten, vorausgesetzt, daß es eine gute Partie war, und da sie Mr. Bertram in London gesehen hatte, wußte sie, daß gegen seine Person ebensowenig einzuwenden war wie gegen seine gesellschaftliche Stellung. Sie tat zwar, als sei das Ganze ein Scherz, versäumte aber nicht, ernsthaft darüber nachzudenken, und bald wurde auch Henry in den Plan eingeweiht.

«Und jetzt», fügte Mrs. Grant hinzu, «habe ich noch eine Idee, die das Ganze erst vollkommen macht. Ich möchte euch beide so gern in meiner Nähe behalten, und darum, Henry, sollst du die jüngere Miss Bertram heiraten, ein liebes, hübsches, gebildetes Mädchen, das dich sehr glücklich machen wird.»

Henry verneigte sich dankend.

«Liebste Schwester», sagte Mary, «wenn es dir gelingt, ihn zum Heiraten zu überreden, werde ich vollends entzückt sein, eine so gescheite Schwester zu besitzen, und nur bedauern, daß du nicht ein halbes Dutzend Töchter anzubringen hast. Wenn du Henry dazu bringst, mußt du geradezu die Klugheit einer Französin besitzen, denn alles, was englische Kunst vermag, haben wir vergeblich an ihm ausprobiert. Ich habe drei beste Freundinnen, die alle der Reihe nach sterblich in ihn verliebt waren. Was sie und ihre Mütter (sehr tüchtige Damen!) ebenso wie meine arme Tante und meine Wenigkeit für Mühe aufgewendet haben, um ihn zum Heiraten zu überreden, zu überlisten oder zu verlocken, ist mit Worten nicht zu sagen! Er ist der schlimmste Flirt, den du dir vorstellen kannst. Falls die Fräulein Bertram nicht Wert auf ein gebrochenes Herz legen, sollen sie Henry lieber aus dem Weg gehen.»

«Lieber Bruder, das will ich nicht von dir glauben!» «Nein, dazu bist du bestimmt zu gütig. Du wirst mich gerechter beurteilen als Mary und mir meine Jugend und Unerfahrenheit zugute halten. Ich bin ein vorsichtiger Mensch und habe keine Lust, mein Lebensglück voreilig aufs Spiel zu setzen. Niemand kann einen höheren Begriff

vom Ehestand haben als ich. Und was eine gute Frau bedeutet, finde ich am vollkommensten in der weisen Zeile des Dichters ausgedrückt: «Des Himmels letzte, beste Gabe!»»

«Da hörst du es, Schwester! Merkst du, wie er das eine Wort betont? Siehst du, wie er lächelt? Glaub mir, er ist ganz abscheulich! Die Lehren des Admirals haben ihn vollkommen verdorben.»

«Es macht mir wenig Eindruck, was junge Leute über die Ehe sagen», erwiderte Mrs. Grant.

«Wenn sie behaupten, daß sie eine Abneigung dagegen haben, schließe ich daraus nur, daß sie dem oder der Richtigen noch nicht begegnet sind.»

Dr. Grant beglückwünschte seine Schwägerin lachend, daß sie persönlich offenbar keine Abneigung gegen den Ehestand empfinde.

«Nein, wirklich nicht! Und ich schäme mich dessen gar nicht. Meiner Ansicht nach müßte jeder, der gut heiraten kann, es auch tun. Ich mag es nicht, wenn man sich wegwirft, aber sobald sich eine vorteilhafte Möglichkeit bietet, sollte jeder Mensch heiraten.»

## 5. Kapitel

Die jungen Leute fanden von Anfang an Gefallen aneinander. Auf beiden Seiten war viel Anziehendes vorhanden, und die Bekanntschaft versprach, so rasch der gute Ton es nur zuließ, zu einer intimen Freundschaft zu werden. Daß Miss Crawford so hübsch war, schadete ihr in den Augen der Fräulein Bertram nicht. Sie waren ihrer eigenen Schönheit zu sicher, um anderen Frauen ihr gutes Aussehen zu verübeln, und zeigten sich von Marys lebhaften, dunklen Augen, ihrem klaren, bräunlichen Teint und ihrer zierlichen Anmut fast ebenso bezaubert wie ihre Brüder. Wäre sie groß und stattlich und blond gewesen, hätten sie die Prüfung vielleicht schwerer zu bestehen gefunden, doch wie die Dinge lagen, kam ein Vergleich gar nicht in Frage, und sie ließen Mary Crawford von Herzen gern als liebes, reizendes Mädchen gelten, während sie natürlich die Schönsten im Lande blieben.

Der Bruder hingegen war nicht schön. Nein, als sie ihn zum erstenmal erblickten, war er ausgesprochen häßlich, schwarz und häßlich; nichtsdestoweniger war er ein Gentleman mit sehr angenehmen Manieren. Bei der zweiten Begegnung stellte es sich

heraus, daß er gar nicht so furchtbar häßlich war; häßlich zweifellos, aber er besaß so viel Haltung und so schöne Zähne und war so gut gebaut, daß man seine Häßlichkeit bald vergaß. Und nach der dritten Zusammenkunft, bei einem Dinner im Pfarrhaus, war es niemand mehr gestattet, ihn häßlich zu nennen; er war vielmehr der angenehmste junge Mann, dem die Schwestern je begegnet waren, und beide zeigten sich gleichermaßen entzückt von ihm. Der Umstand, daß Miss Bertram verlobt war, machte ihn zu Julias rechtmäßigem Eigentum. Julia war sich dessen vollauf bewußt, und ehe er noch eine Woche in Mansfield verbracht hatte, war sie durchaus bereit, sich in ihn zu verlieben.

Marias diesbezügliche Gefühle waren verworrener und unklarer. Sie wollte nicht klarsehen. Es konnte doch nichts dabei sein, einen angenehmen Menschen sympathisch zu finden – jedermann kannte ihre Situation – Mr. Crawford müßte sich eben in acht nehmen ... Mr. Crawford seinerseits hatte gar nicht die Absicht, in Gefahr zu geraten. Die Fräulein Bertram waren bereit, an ihm Gefallen zu finden, und er fand es der Mühe wert, ihnen zu gefallen. Mehr wollte er vorläufig nicht; er verlangte durchaus nicht, daß sie aus Liebe zu ihm vergehen sollten. Obwohl sein Verstand und sein Charakter ihn befähigt hätten, richtiger zu denken und zu empfinden, gestattete er sich in solchen Dingen große Leichtfertigkeit.

«Deine Fräulein Bertram gefallen mir außerordentlich gut, Schwester», sagte er, als er sie nach dem Dinner im Pfarrhaus zu ihrem Wagen hinausbegleitet hatte. «Es sind wirklich sehr elegante, liebenswürdige Mädchen.»

«Ja, das sind sie, und es freut mich, es von dir bestätigt zu hören. Julia gefällt dir natürlich am besten.»

«O gewiß, Julia gefällt mir am besten.»

«Ernsthaft, Henry? Miss Bertram gilt nämlich allgemein als die größere Schönheit.»

«Das kann ich mir denken. Sie ist in jeder Beziehung hübscher und auch mehr mein Typ – aber Julia gefällt mir am besten. Miss Bertram ist ohne Frage die Schöner, und ich habe sie auch liebenswürdiger gefunden – aber Julia wird mir stets am besten gefallen, da du es so gebietest.»

«Ich werde überhaupt nicht mehr mit dir reden, Henry. Aber ich weiß, daß dir letzten Endes Julia wirklich am besten gefallen wird.»

«Habe ich dir nicht erklärt, daß sie mir schon ersten Endes am besten gefällt?»

«Und außerdem ist Miss Bertram verlobt. Vergiß das nicht, mein Lieber. Sie hat ihre Wahl bereits getroffen.»

«Ja, und darum mag ich sie noch besser leiden. Ein verlobtes Mädchen ist immer sympathischer als ein unverlobtes. Sie ist mit sich selber zufrieden. Sie hat keine Sorgen mehr und kann alle ihre Verführungskünste entfalten, ohne daß man sie bestimmter Absichten verdächtigt. Mit einer verlobten jungen Dame fühlt man sich sicher. Es kann nichts passieren.»

«Nun, was das betrifft ... Mr. Rushworth ist ein sehr braver junger Mann und eine ausgezeichnete Partie für sie.»

«Und seiner Braut liegt nicht soviel an ihm! So urteilst du über deine gute Freundin! Aber ich schließe mich deinem Urteil nicht an. Ich bin überzeugt, daß Miss Bertram ihren Mr. Rushworth zärtlich liebt. Das habe ich in ihren Augen gelesen, als die Rede auf ihn kam. Ich habe eine zu hohe Meinung von Miss Bertram, um anzunehmen, daß sie ihre Hand ohne ihr Herz verschenken würde.»

«Mary, was sollen wir nur mit ihm anfangen?» «Ich fürchte, wir müssen ihn aufgeben. Alles Reden nützt nichts. Zum Schluß wird auch er hineinfallen.» «Aber ich möchte nicht, daß er hineinfällt, ich möchte nicht, daß er sich dúpieren läßt! Er soll sich ehrlich und ehrbar verlieben!»

«Ach, du lieber Himmel! Überlaß ihn ruhig seinem Schicksal. Es kommt auf dasselbe heraus. Früher oder später fällt doch jeder hinein.»

«Nicht wenn es zum Heiraten kommt, liebste Mary.» «Gerade wenn es zum Heiraten kommt. Mit allem gebührenden Respekt für allfällig verheiratete Anwesende sei es gesagt, daß kaum eines von hundert Männlein oder Weiblein beim Heiraten nicht hineinfällt. Wohin ich auch blicke, sehe ich das gleiche. Und wenn ich es recht bedenke, kann es gar nicht anders sein, denn eine Heirat ist von allen Transaktionen diejenige, bei der man die größten Erwartungen in einen anderen Menschen setzt und sich selber der größten Unaufrichtigkeit befleißigt.»

«Was die Ehe betrifft, warst du in Hill Street in einer schlechten Schule, Mary.»

«Meine arme Tante hatte gewiß wenig Grund, den Ehestand zu loben. Aber auch wenn ich nur nach meinen eigenen Beobachtungen urteile, ist es eine trügerische Sache. Ich kenne so viele, die geheiratet haben, weil sie von einem bestimmten Vorteil der Verbindung oder einem bestimmten Vorzug der betreffenden Person fest überzeugt waren – um nachträglich zu erkennen, daß sie sich gründlich getäuscht hatten und mit

dem genauen Gegenteil von dem, was sie erhofften, fertig werden mußten. Kann man das anders nennen als hineinfallen?»

«Mein liebes Kind, deine Phantasie geht ein bißchen mit dir durch. Verzeih mir, wenn ich dir nicht rechtgeben kann. Du siehst nur das halbe Bild, verlaß dich darauf. Du siehst das Schlechte, aber nicht das Gute, durch das es aufgewogen wird.

Es gibt überall kleine Schwierigkeiten und Enttäuschungen, und wir neigen allesamt dazu, allzuviel zu erwarten. Aber wenn die eine Glückshoffnung sich nicht erfüllt, wendet sich die menschliche Natur einer anderen zu, wenn unsere erste Rechnung falsch war, machen wir eine zweite, die besser stimmt; irgendwie klappt es zum Schluß. Und die hämischen Zuschauer, die aus jeder Kleinigkeit so gern eine große Affäre machen, sind letztlich weit eher die Betrogenen als die Beteiligten selber.»

«Wacker gesprochen, Schwester! Ich ehre deinen esprit de corps, und wenn ich selbst erst eine Ehefrau bin, sollst du mich ebenso standhaft sehen. Ich wünschte nur, ganz im allgemeinen, meine Bekannten dächten auch so. Das würde mir manchen Kummer ersparen.»

«Du bist um kein Haar besser als dein Bruder, Mary, aber wir werden euch beide kurieren. Mansfield wird euch beide kurieren – und niemand wird dabei hineinfallen. Bleibt bei uns, und wir werden euch kurieren.»

Auch wenn sie nicht kuriert werden wollten, waren die Crawfords gern zum Bleiben bereit. Mary war mit ihrem neuen Heim zufrieden, und Henry hatte nichts dagegen, seinen Besuch zu verlängern. Er hatte ursprünglich die Absicht, nur ein paar Tage zu bleiben, doch Mansfield schien einiges zu versprechen, und es gab nichts, was ihn anderswohin zog. Mrs. Grant war glücklich, die beiden bei sich zu behalten, und Dr. Grant zeigte sich mehr als einverstanden; für einen behäbigen Mann, der sich nicht gern aus dem Haus rührt, ist eine hübsche, plauderhafte junge Dame immer die angenehmste Gesellschaft, und Mr. Crawfords Besuch bot einen ausgezeichneten Vorwand, täglich Rotwein zu trinken.

Die Bewunderung, die die Fräulein Bertram Henry Crawford zollten, war ungehemmter als die Gefühle, die Miss Crawford sich zu gestatten pflegte. Sie gestand sich jedoch ein, daß die jungen Herren Bertram sehr sympathische junge Männer wären, wie man sie selbst in London nicht oft beisammen sähe, und daß sie ausgezeichnete Manieren besäßen. Dies galt besonders für Tom, der sich viel in London aufhielt und sich durch größere Lebhaftigkeit und Galanterie auszeichnete als Edmund. Daß er der Ältere war, sprach natürlich besonders zu seinen Gunsten. Mary

Crawford hatte von Anfang an geahnt, daß der Ältere ihr besser gefallen würde. Sie kannte sich.

Tom Bertram mußte aber unter allen Umständen gefallen. Er gehörte zu den jungen Leuten, die allgemein beliebt sind. Seine Liebenswürdigkeit war von der Art, die man häufiger liebenswürdig findet als manche Gabe höherer Prägung, denn er hatte eine unbefangene Art, war stets guter Dinge, besaß einen großen Bekanntenkreis und fand immer eine Menge zu erzählen; die Anwartschaft auf Mansfield Park und den Baronet-Titel machte ihn um nichts unsympathischer. Miss Crawford hatte bald das Gefühl, daß er der Richtige für sie sein könnte. Sie sah sich mit löblicher Besonnenheit um und stellte fest, daß so gut wie alles zu seinen Gunsten sprach: der Park, ein wirklicher Park von fünf Meilen im Umkreis, das geräumige, modern gebaute Haus, das dank seiner malerischen Lage einen Ehrenplatz in jeder Sammlung von Abbildungen englischer Landsitze verdient hätte und nur neu möbliert zu werden brauchte – sympathische Schwestern – eine unaufdringliche Mutter – und er selbst war ein angenehmer Mensch mit dem besonderen Vorzug, daß er sich gegenwärtig durch ein Versprechen seinem Vater gegenüber verpflichtet hatte, nicht hoch zu spielen, und daß er später einmal selbst Sir Thomas heißen würde. Ja, es war nichts gegen ihn einzuwenden. Sie würde wohl recht daran tun, ihn zu nehmen. Und dementsprechend begann sie sich ein wenig für das Pferd zu interessieren, das beim Rennen in B. für ihn laufen sollte.

Dieses Rennen sollte Tom bald nach dem Beginn ihrer Bekanntschaft hinwegrufen, und da es sich zeigte, daß seine Familie auf Grund seiner sonstigen Gepflogenheiten ihn nicht vor Ablauf vieler Wochen zurückerwartete, schien dies eine erwünschte Gelegenheit, die Stärke seiner Leidenschaft in diesem frühen Stadium auf die Probe zu stellen. Er seinerseits suchte sie beredt zur Teilnahme am Rennen zu bewegen, und es wurden alle möglichen Pläne geschmiedet, daß die ganze Gesellschaft mittun sollte – doch es blieb beim Reden.

Und Fanny? Was trieb sie, was dachte sie während dieser ganzen Zeit? Was hielt sie von den neuen Freunden? Es gab wohl wenige achtzehnjährige Mädchen, die seltener aufgefordert wurden, ihre Meinung zu äußern, als Fanny. Auf ihre stille Art und ohne viel beachtet zu werden, zollte auch sie Miss Crawfords Anmut ihre Bewunderung. Doch da sie Mr. Crawford noch immer häßlich fand, obwohl ihre Cousinen ihr mehr als einmal das Gegenteil bewiesen hatten, sprach sie niemals von ihm. Miss Crawford ihrerseits richtete ihre Aufmerksamkeit auch auf Fanny. «Jetzt beginne ich Sie alle richtig zu verstehen», sagte sie, als sie eines Tages mit den beiden jungen Herren im Garten spazierte, «bis auf Miss Price. Sagen Sie bitte, ist sie eingeführt oder nicht? Ich

kenne mich nicht mehr aus. Sie war mit der ganzen Familie beim Dinner im Pfarrhaus, was dafür sprechen würde, daß sie eingeführt ist; andererseits tut sie so selten den Mund auf, daß ich es kaum annehmen kann.»

Edmund, an den diese Worte hauptsächlich gerichtet waren, erwiderte: «Ich glaube, ich weiß, was Sie meinen – aber ich nehme es nicht auf mich, Ihre Frage zu beantworten. Meine Cousine ist ihrem Alter und ihrem Verstand nach ein erwachsenes Mädchen, aber eingeführt oder nicht eingeführt, das geht über meinen Horizont.»

«Und dabei ist im allgemeinen nichts leichter festzustellen. Der Unterschied im Auftreten, in der Kleidung, in der ganzen Erscheinung ist so groß. Bis jetzt hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß man sich in diesem Punkt irren kann. Ein junges Mädchen, das noch nicht eingeführt ist, kleidet sich immer auf die gleiche Art – ein knappes, schmuckloses Hütchen zum Beispiel wirkt sehr züchtig – und spricht kein Wort. Sie lachen – aber ich versichere Ihnen, so ist es, und abgesehen davon, daß es manchmal zu weit getrieben wird, ist es ganz in der Ordnung. Junge Mädchen sollen still und bescheiden sein. Allenfalls könnte man einwenden, daß ihr Betragen, sobald sie in die Gesellschaft eingeführt sind, sich oft gar zu abrupt ändert. Es schlägt manchmal in der kürzesten Zeit von äußerster Zurückhaltung ins reine Gegenteil, in Dreistigkeit um. Das ist zweifellos ein Fehler des bestehenden Systems. Es macht keinen guten Eindruck, wenn ein achtzehn- oder neunzehnjähriges Mädchen plötzlich bei allem mitredet und über alles informiert ist, wenn man weiß, daß sie vor einem Jahr noch kaum imstande war, den Mund aufzutun. Sie, Mr. Bertram, dürften diese Verwandlung öfter beobachtet haben, nicht wahr?»

«Und ob! Aber das ist nicht fair von Ihnen, ich protestiere! Ich weiß, wo Sie hinauswollen. Sie wollen mich mit Miss Anderson aufziehen.»

«Ganz und gar nicht. Miss Anderson? Keine Ahnung, wen oder was Sie meinen. Ich tappe völlig im dunkeln. Aber ich werde Sie natürlich mit dem größten Vergnügen aufziehen, wenn Sie mir erklären, um was es sich handelt.»

«Oh, Sie spielen Ihre Rolle sehr gut, aber so leicht lasse ich mir nichts vormachen! Nein, bei Ihrer Beschreibung einer so jäh verwandelten jungen Dame haben Sie ganz bestimmt Miss Anderson im Auge gehabt! Sie haben sie gar zu präzise geschildert. Es war wirklich genau so. Die Andersons von Baker Street – wir haben noch kürzlich von ihnen gesprochen. Edmund, du hast mich öfter von Charles Anderson sprechen gehört. Die Umstände waren tatsächlich so, wie Miss Crawford sie schildert. Als Anderson mich vor zwei Jahren seiner Familie vorstellte, war seine Schwester noch nicht eingeführt, und ich konnte sie nicht dazu bringen, mit mir zu reden. Ich saß einmal



eine ganze Stunde dort, während ich auf Anderson wartete. Außer mir war nur die junge Dame im Zimmer und noch ein oder zwei kleine Mädchen – die Gouvernante war krank oder davongelaufen, und die Mutter hatte irgendwelche Geschäftsbriefe zu erledigen und schaute nur immer auf einen Augenblick herein. Also gut – es war mir einfach nicht möglich, der jungen Dame ein Wort oder einen Blick zu entlocken. Sie preßte die Lippen zusammen und wandte sich mit steinerner Miene von mir ab. Ich sah sie erst nach einem Jahr wieder – da war sie eingeführt. Ich traf sie bei Mrs. Holford und erinnerte mich gar nicht mehr an sie. Sie aber kam geradewegs auf mich zu, begrüßte mich als einen alten Bekannten, brachte mich mit ihren Blicken ganz aus der Contenance und schwatzte und lachte, daß ich nicht wußte, wo ich bleiben sollte. Ich hatte das Gefühl, daß alle im Zimmer sich über mich lustig machten – und Miss Crawford, soviel ist klar, hat von dieser Geschichte gehört.»

«Nein, aber es ist eine sehr hübsche Geschichte, in der mehr Wahres steckt, als es Miss Anderson Ehre macht. Doch der Fehler ist allgemein verbreitet. Die Mütter haben es offenbar noch nicht ganz heraus, ihre Töchter richtig zu leiten. Ich weiß

nicht, woran es liegt. Ich maße mir nicht an, die Menschen zu belehren, aber ich sehe, daß sie es oft falsch machen.»

«Wer der Welt das Beispiel gibt, wie eine echte Dame sich zu benehmen hat», bemerkte Mr. Bertram galant, «trägt am meisten zu ihrer Belehrung bei.»

«Der Fehler liegt klar zutage», sagte der weniger artige Edmund. «Solche Mädchen sind einfach schlecht erzogen. Man hat ihnen von Anfang an nicht die richtigen Begriffe beigebracht. So oder so ist Eitelkeit ihr einziger Beweggrund. Ihr Benehmen, bevor sie in die Gesellschaft eingeführt sind, verrät ebensowenig echte Bescheidenheit wie nachher.»

«Ich weiß nicht», erwiderte Miss Crawford zögernd. «Nein, da kann ich Ihnen nicht rechtgeben. Diese falsche Bescheidenheit ist noch das Harmloseste an der ganzen Sache. Viel schlimmer ist es, wenn Mädchen, die nicht eingeführt sind, sich das gleiche Ansehen geben und die gleichen Freiheiten herausnehmen, wie wenn sie schon ein Recht darauf hätten. Das habe ich auch schon gesehen, und es ist einfach widerlich.»

«Ja, das ist wirklich etwas Lästiges», sagte Mr. Bertram. «Es führt einen irre, man weiß nicht, wie man daran ist. Das schmucklose Hütchen und die sittsame Miene, die Sie so richtig schildern (nichts könnte treffender sein), zeigen einem jungen Mann, was von ihm erwartet wird. Aber wo sie fehlen – letztes Jahr geriet ich da in eine

peinliche Lage. Im September, gleich nach meiner Rückkehr aus Westindien, fuhr ich mit meinem Freund Sneyd auf eine Woche nach Ramsgate – Edmund, du hast mich von meinem Freund Sneyd sprechen gehört. Seine Eltern und seine Schwestern, die ich alle noch nicht kannte, waren dort. Na schön, wir kommen ins Albion, und sie sind ausgegangen. Wir gehen ihnen nach und finden sie am Pier, Mrs. Sneyd mit ihren beiden Töchtern und verschiedenen Bekannten. Ich mache in aller Form mein Kompliment, und da Mrs. Sneyd von Herren umringt ist, schließe ich mich einer der Töchter an, weiche den ganzen Heimweg lang nicht von ihrer Seite und versuche nach Kräften, mich angenehm zu machen. Die junge Dame ist ganz unbefangen und scheint ebensogern zu plaudern wie zuzuhören. Ich hatte nicht die geringste Idee, daß ich einen Fauxpas begehen könnte. Die beiden Mädchen sahen ganz gleich aus, beide in hübschen Kleidern mit Schleierhütchen und Sonnenschirm wie jedes andere junge Mädchen. Aber hinterher habe ich erfahren, daß ich meine Aufmerksamkeit an die jüngere Schwester verschwendet hatte, die noch nicht eingeführt war, und damit hatte ich die ältere tödlich beleidigt. Miss Augusta hätte die nächsten sechs Monate lang noch nicht bemerkt werden dürfen, und Miss Sneyd hat mir, glaube ich, niemals vergeben.»

«Das war wirklich arg. Arme Miss Sneyd! Obwohl ich keine jüngere Schwester habe, fühle ich mit ihr. Vorzeitig übergangen zu werden – das muß sehr ärgerlich sein. Doch es war ausschließlich die Schuld der Mutter. Miss Augusta hätte sich zu ihrer Gouvernante halten müssen. Solche Halbheiten tun nie gut. Aber jetzt müssen Sie meine Neugier betreffs Miss Price befriedigen. Besucht sie Bälle? Ist sie nur zu meiner Schwester gekommen, oder wird sie auch in andere Häuser zum Essen eingeladen?»

«Nein, ich glaube, sie war noch nie auf einem Ball», erwiderte Edmund. «Meine Mutter geht selten in Gesellschaft und speist niemals auswärts, außer bei Mrs. Grant, und Fanny bleibt mit ihr zu Hause.»

«Oh, dann ist die Sache ganz klar. Miss Price ist nicht eingeführt.»

## 6. Kapitel

Mr. Bertram reiste ab, und Miss Crawford machte sich darauf gefaßt, eine große Lücke in ihrem Kreis zu finden und ihn bei den jetzt fast täglich stattfindenden Begegnungen der beiden Familien schmerzlich zu vermissen. Als sie kurz nach seiner

Abreise alle zum Essen nach Mansfield Park geladen waren, nahm sie ihren gewohnten Platz am unteren Ende der Tafel mit recht melancholischen Erwartungen ein. Sie war sicher, daß die Mahlzeit äußerst langweilig verlaufen würde. Edmund, der an Stelle seines Bruders den Hausherrn spielte, würde im Gegensatz zu diesem nichts zu sagen haben. Er würde die Suppe ganz temperamentlos austeilen, den Wein ohne Lachen und nette Scherze einschenken und die Rehkeule tranchieren, ohne eine einzige lustige Anekdote über einen früheren Wildbraten oder eine unterhaltsame Geschichte über «meinen Freund Soundso» zum besten zu geben. Ihr einziges Amusement würde wohl darin bestehen, aufzupassen, was am oberen Ende der Tafel vor sich ging, und Mr. Rushworth zu beobachten, der heute zum erstenmal seit dem Eintreffen der Crawfords in Erscheinung trat. Er war bei einem Freund in der benachbarten Grafschaft zu Besuch gewesen, und da dieser Freund kürzlich seine Parkanlagen von einem Fachmann hatte umgestalten lassen, war Mr. Rushworth jetzt ganz von diesem Gegenstand erfüllt und höchst begierig, seine eigene Besitzung auf die gleiche Weise zu verschönern. Obwohl er nicht viel Zweckmäßiges vorbrachte, konnte er von nichts anderem reden. Das Thema war bereits im Salon abgehandelt worden und wurde nun im Eßzimmer wieder aufgegriffen. Mr. Rushworth wünschte offensichtlich vor allem, Miss Bertram dafür zu interessieren und ihre Meinung zu hören; und obwohl sich in ihrer Haltung eher das Bewußtsein ihrer Überlegenheit als Anteilnahme an seinen Bestrebungen verriet, erfüllten sie die Erwähnung von Sotherton Court und die damit zusammenhängenden Aussichten mit einer Selbstzufriedenheit, die sie davor bewahrte, ausgesprochen ungnädig zu wirken.

«Ich wollte, Sie könnten Compton sehen», sagte Mr. Rushworth. «Es ist wirklich vollkommen. Ich habe nie im Leben eine solche Veränderung gesehen. Ich habe zu Smith gesagt, ich wüßte gar nicht, wo ich wäre. Die jetzige Zufahrt ist etwas Großartiges. Das Haus präsentiert sich ganz überraschend. Ich muß sagen, wie ich gestern nach Sotherton zurückkam, sah es aus wie ein Gefängnis – ein düsteres, altes Gefängnis.»

«Oh, schämen Sie sich!» rief Mrs. Norris.

«Wahrhaftig, ein Gefängnis! Sotherton Court ist der vornehmste alte Landsitz der Welt.»

«Aber es muß verschönert werden, gnädige Frau, es muß unbedingt verschönert werden. Ich habe nie im Leben einen Platz gesehen, der so dringend eine Verschönerung gebraucht hätte. Und es sieht so hoffnungslos aus, daß ich gar nicht weiß, was man damit anfangen kann.»

«Kein Wunder, daß Mr. Rushworth gegenwärtig so denkt», bemerkte Mrs. Grant lächelnd zu Mrs. Norris. «Aber keine Sorge – Sotherton wird bald in jeder Beziehung verschönert sein, wie es seinem Herzenswunsch entspricht.»

«Ich muß versuchen, etwas daraus zu machen, aber ich weiß nicht was», erklärte Mr. Rushworth. «Ich hoffe, daß meine Freunde mir dabei helfen werden.»

«Ich stelle mir vor, daß in diesem Fall Ihr bester Freund Mr. Repton wäre», bemerkte Miss Bertram ruhig.

«Ja, daran denke ich auch. Nachdem er sich bei Smith so bewährt hat, sollte ich ihn vielleicht sofort engagieren. Sein Honorar beträgt fünf Guineen täglich.»

«Und wenn es zehn wären, bedeutet das für Sie kein Hindernis!» rief Mrs. Norris. «Die Kosten spielen keine Rolle. Ich an Ihrer Stelle würde nicht an die Kosten denken, sondern alles im besten Stil und so gut wie möglich ausführen lassen. Ein Platz wie Sotherton Court ist des Besten würdig, was Geld und Geschmack zu leisten vermögen. Sie haben Raum für alle erdenklichen Anlagen und ein Grundstück, aus dem sich etwas machen läßt. Ich für mein Teil, wenn ich nur ein Fünfzigstel eines solchen Besitzes hätte, würde ihn ständig umgestalten und verschönern, denn das tue ich für mein Leben gerne. Mit dem winzigen Stückchen Land, das ich jetzt habe, wäre es lächerlich, etwas Derartiges anzustreben – die reine Farce. Aber wenn ich mehr Platz hätte, wäre es mein höchstes Vergnügen, ihn zu verschönern und zu bepflanzen. Im Pfarrhof haben wir ja in dieser Hinsicht allerlei vollbracht, wir haben den Platz zur Unkenntlichkeit umgewandelt. Ihr jungen Leute erinnert euch nicht, wie es früher war; sofern unser lieber Sir Thomas hier wäre, könnte er euch erzählen, welche Verbesserungen uns zu verdanken sind. Wir hätten noch viel mehr getan, wenn mein armer Norris nicht so leidend gewesen wäre. Der Arme, er war ja kaum jemals imstande, vor die Tür zu gehen, um sich daran zu erfreuen, und das hat mir natürlich auch die Lust genommen, die verschiedenen Pläne auszuführen, die Sir Thomas und ich besprochen hatten. Wäre das nicht gewesen, hätten wir die Gartenmauer weitergeführt und die Sträucher angepflanzt, die den Blick auf den Friedhof ausschließen, wie Dr. Grant es getan hat. Trotzdem haben wir ständig etwas verbessert. Ein Jahr vor dem Tod meines armen Norris haben wir noch den Aprikosenbaum an der Stallmauer gepflanzt, der jetzt zu einem so prächtigen Baum herangewachsen ist und immer noch schöner wird, Sir», schloß sie, zu Dr. Grant gewandt.

«Der Baum gedeiht, das ist nicht zu leugnen, Madam», versetzte Dr. Grant. «Der Boden ist gut. Und ich gehe nie vorbei, ohne zu bedauern, daß die Früchte von so schlechter Qualität sind, daß sie kaum das Einernten lohnen.»

«Aber, Sir, es ist ein Moorpark, wir haben ihn als Moorpark gekauft, und gekostet hat er uns – das heißt, es war ein Geschenk von Sir Thomas, aber ich habe die Rechnung gesehen und weiß, daß er sieben Shilling gekostet hat, weil es ein echter Moorpark ist.»

«Da hat man Sie angeschmiert, Madam», erwiderte Dr. Grant. «Diese Kartoffel hier besitzt eher das Aroma einer Moorpark-Aprikose als die Früchte von jenem Baum. Es ist im besten Fall ein fades Obst, aber eine gute Aprikose ist zumindest genießbar, was man von denjenigen in meinem Garten nicht behaupten kann.»

«Die Wahrheit ist nämlich», flüsterte Mrs. Grant über den Tisch hinweg Mrs. Norris angelegentlich zu, «daß Dr. Grant gar nicht weiß, wie unsere Aprikosen schmecken. Er bekommt sie kaum jemals zu kosten. Die Früchte sind so gut verwendbar, und die unsrigen werden so besonders groß und schön, daß die Köchin sie sich sämtlich für ihre Obstkuchen und Marmeladen aneignet.»

Mrs. Norris, die schon im Begriff stand, einen roten Kopf zu bekommen, war besänftigt, und eine kleine Weile lang redete man von anderen Dingen als von der Verschönerung von Sotherton. Dr. Grant und Mrs. Norris waren selten gut Freund. Ihre Bekanntschaft hatte mit Auseinandersetzungen über die Bauauffälligkeit des Pfarrhauses begonnen, und sie waren kaum jemals einer Meinung.

Nach dieser kurzen Unterbrechung begann Mr. Rushworth von neuem: «Smith's Besetzung wird jetzt weit und breit bewundert. Dabei war gar nichts daran, bevor Repton die Sache in die Hand genommen hat. Ich glaube, ich werde doch Repton heranziehen.»

«Mr. Rushworth», sagte Lady Bertram, «an Ihrer Stelle würde ich ein hübsches Boskett anlegen. Bei schönem Wetter hält man sich gern in einem hübschen Boskett auf.»

Mr. Rushworth beeilte sich, Ihrer Ladyship zuzustimmen, und bemühte sich, ein feines Kompliment zu dreheln; doch zwischen seiner Begeisterung für ihre Idee, seiner Versicherung, daß er selber das gleiche im Sinn gehabt hätte, seinen Beteuerungen, daß ihm vor allem daran läge, es den Damen allesamt recht angenehm zu machen, und seinen Andeutungen, daß es nur eine einzige gäbe, deren Wünsche ihm Befehl seien, verhaspelte er sich, und Edmund beeilte sich, ihm aus der Verlegenheit zu helfen,

indem er ihn aufforderte, mit ihm ein Glas zu leeren. Doch obwohl Mr. Rushworth sonst kein großer Redner war, konnte er sich von dem Gegenstand, der ihm am Herzen lag, noch nicht losreißen. «Smith hat im ganzen nicht mehr als hundert Morgen Land, was herzlich wenig ist. Gerade darum ist es so erstaunlich, was daraus gemacht wurde. In Sotherton haben wir gut siebenhundert Morgen, die Wiesen am Fluß nicht mitgerechnet, und ich denke, wenn man aus Compton so viel machen konnte, brauchen wir die Hoffnung nicht aufzugeben. Man hat dort zwei oder drei hohe, alte Bäume gefällt, die vor dem Haus standen, und es ist unglaublich, wie der Prospekt dadurch gewinnt. Ich nehme an, daß Repton, oder wer sonst den Plan entwirft, wohl auch in Sotherton die Allee umlegen würde. Wissen Sie, die Allee, die von der Westfront zum Gipfel des kleinen Hügels führt», fügte er eigens für Maria hinzu. Doch Maria fand es passend, zu antworten:

«Die Allee? Ach – ich erinnere mich nicht. Ich kenne ja Sotherton so wenig.»

Fanny, die an Edmunds anderer Seite Miss Crawford gegenüber saß und aufmerksam zugehört hatte, blickte ihren Cousin an und sagte leise:

«Eine ganze Allee fällen! Wie traurig! Erinnert es dich nicht an Cowper? «Ihr hingesunkenen Alleen, noch einmal beklag' ich euer unverdientes Los ...»»

Edmund antwortete lächelnd: «Ich fürchte, um die Allee steht es schlecht, Fanny.»

«Ich würde Sotherton so gern sehen, ehe sie verschwindet, so, wie es jetzt ist, bevor es ganz verändert wird. Aber ich werde wohl nie hinkommen.»

«Warst du denn niemals dort? Nein – für einen Ritt ist es wohl zu weit. Ich wollte, ich könnte dir deinen Wunsch erfüllen.»

«Ach, es ist nicht wichtig. Wenn ich es jemals zu sehen bekomme, wirst du mir beschreiben, wie es früher war.»

«Ich entnehme dem allem», sagte Miss Crawford, «daß Sotherton ein alter Landsitz ist und recht großartig sein muß. Ist es in einem besonderen Stil gebaut?»

«Das Haus stammt aus der Zeit von Königin Elisabeth – ein großes, regelmäßiges Ziegelgebäude, etwas schwerfällig, aber von imponierendem Aussehen, mit vielen, wohldimensionierten Räumen. Unvorteilhaft ist seine Lage, an einer der tiefsten Stellen des Parks, wogegen sich nicht viel machen läßt. Aber der Wald ist prächtig, und es gibt auch einen kleinen Fluß, der sicher sehr günstige Möglichkeiten für die Gestaltung des Landschaftsbildes bietet. Mr. Rushworth hat ganz recht, wenn er dem

Ganzen ein modernes Gewand zu geben gedenkt, und ich bin überzeugt, daß es ausgezeichnet gelingen wird.»

Miss Crawford hörte unterwürfig zu und dachte bei sich: Er ist ein wahrhaft wohlerzogener Mensch. Mit wieviel Takt er das Gute hervorhebt!

«Ich möchte Mr. Rushworth nicht hineinreden», fuhr Edmund fort, «aber wenn ich einen solchen Besitz umzugestalten hätte, würde ich mich nicht einem Architekten ausliefern. Lieber begnügte ich mich mit weniger glänzenden Resultaten, wenn sie dafür meinen eigenen Ideen entsprechen und ich sie mir Schritt für Schritt erarbeitet habe. Ja, ich möchte lieber meine eigenen Fehler in Kauf nehmen als die eines Fremden.»

«Sie wüßten so eine Sache natürlich richtig anzupacken, aber für mich wäre das nichts. Ich habe nicht das Auge dafür und keine Einfälle – ich sehe nur, was vor mir steht. Falls ich einen Landsitz hätte, wäre ich sehr dankbar, wenn irgendein Mr. Repton mir alles abnähme und mir für mein Geld soviel Schönheit wie möglich herausholte. Ich würde keinen einzigen Blick darauf werfen, ehe es nicht fix und fertig dastünde.»

«Mir würde es die größte Freude machen, es allmählich entstehen zu sehen», sagte Fanny.

«Ja, Sie sind dazu erzogen worden. Bei meiner Erziehung hat man diesen Punkt vernachlässigt. Und die einzige Kostprobe – die mir noch dazu von einem Mann verabreicht wurde, der mir nicht gerade der liebste auf Erden ist – hat mir nur bewiesen, daß nichts unangenehmer ist, als so einen Umbau mitzumachen. Vor drei Jahren hat der Admiral, mein hochverehrter Onkel, ein kleines Landhaus in Twickenham zum Sommeraufenthalt gekauft, und meine Tante und ich waren ganz entzückt davon. Aber gerade weil es so überaus hübsch und reizend war, fand man es unbedingt notwendig, alles umzuändern. Drei Monate lang war das Ganze nichts als ein wüstes Durcheinander, ohne einen trockenen Weg, den man betreten, oder eine Bank, auf der man sich niederlassen konnte. Nein, wenn ich auf dem Land lebe, möchte ich alles so hübsch und komplett wie möglich haben, Boskette und Blumenrabatten und lauschige Sitzplätze ohne Zahl, aber unter der Bedingung, daß ich mich um nichts zu kümmern brauche. Henry ist anders, der liebt es, sich zu betätigen.»

Es tat Edmund leid, Miss Crawford, die zu bewundern er sehr geneigt war, in so leichtfertigem Ton von ihrem Onkel sprechen zu hören. Es verletzte sein Taktgefühl,

und er schwieg, bis ihr Lächeln und ihre Lebhaftigkeit ihn wieder so gefangen nahmen, daß er den unangenehmen Eindruck überwand.

«Mr. Bertram», sagte sie, «ich habe endlich Nachricht von meiner Harfe. Es wurde mir versichert, daß sie sich heil und unversehrt in Northampton befindet, und zwar seit zehn Tagen, ungeachtet der gegenteiligen Erklärungen, die wir wiederholt empfangen haben.» Edmund gab seiner Freude und seiner Überraschung Ausdruck. «Die Sache ist die, daß unsere Erkundigungen viel zu direkt waren; wir haben einen Diener hingeschickt, wir sind selbst hingefahren – siebzig Meilen von London entfernt, ist das nicht das richtige Vorgehen. Heute früh haben wir es endlich auf dem korrekten Weg erfahren. Ein Bauer hat sie gesehen und es dem Müller erzählt, der Müller hat es dem Metzger berichtet, und der Schwiegersohn des Metzgers hat Nachricht im Laden hinterlassen.»

«Ich freue mich sehr, daß Sie von ihr gehört haben, ganz gleich auf welche Weise. Hoffentlich gibt es jetzt keine weiteren Verzögerungen.»

«Sie soll morgen hier eintreffen. Aber wie, glauben Sie, wird sie zu mir gelangen? Nicht auf einem Wagen oder Karren – o nein, so etwas ist im ganzen Dorf nicht zu bekommen. Ich hätte ebensogut nach einer Tragbahre und Trägern herumfragen können.»

«Es dürfte schwer sein, jetzt mitten in der ohnehin sehr verspäteten Heuernte, Pferd und Wagen aufzutreiben. Das kann ich mir vorstellen.»

«Ich hätte nie gedacht, wie schwer! Daß hier auf dem Land Mangel an Fuhrwerken herrschen könnte, ist mir nicht in den Sinn gekommen, und so habe ich einfach mein Mädchen geschickt, um irgendeines zu bestellen. Da ich nicht aus dem Fenster schauen kann, ohne einen Bauernhof zu erblicken, und nicht im Garten spazieren, ohne an einem anderen vorbeizukommen, dachte ich, ich brauchte bloß ein Wort zu sagen, und war noch ganz bekümmert, daß ich nicht allen den Vorzug geben konnte. Stellen Sie sich meine Verblüffung vor, als ich erfahren mußte, daß ich das unvernünftigste, unsinnigste, unmöglichste Begehren der Welt gestellt und sämtliche Bauern, Knechte und Heuschober im Dorf tief beleidigt hatte! Was Dr. Grants Verwalter anbelangt, gehe ich ihm lieber aus dem Wege, und mein Schwager selbst, der sonst eitel Zuvorkommenheit ist, hat mich mit den düstersten Blicken gemessen, als er von meiner Untat hörte.»

«Sie hatten natürlich nie Anlaß, darüber nachzudenken, aber wenn Sie es bedenken, sehen Sie sicher ein, wie wichtig es ist, das Heu hereinzubringen. Es mag auch sonst



nicht so leicht sein, wie Sie meinen, sich ein Fuhrwerk zu beschaffen; unsere Bauern sind nicht darauf eingerichtet, sie zu vermieten; aber mitten in der Heuernte ist wirklich keiner in der Lage, einen Tag lang ein Pferd zu entbehren.»

«Mit der Zeit werde ich das alles lernen. Aber da ich mit der echten Londoner Überzeugung hergekommen bin, daß für Geld alles zu haben ist, hat mich die imponierende Unerschütterlichkeit Ihrer ländlichen Sitten etwas in Verlegenheit gebracht. Trotzdem bekomme ich morgen meine Harfe. Henry, der die Gutmütigkeit selber ist, hat sich erbötig gemacht, sie in seinem Wagen abzuholen. Wird sie nicht höchst ehrenvoll befördert werden?»

Edmund sagte, die Harfe sei sein Lieblingsinstrument, und drückte die Hoffnung aus, sie bald zu hören. Fanny hatte noch niemals Harfenspiel vernommen und war darauf sehr begierig.

«Ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen beiden vorzuspielen», sagte Miss Crawford.

«Mindestens solange Sie Lust haben, zuzuhören, und vermutlich viel länger. Ich liebe selbst Musik über alles, und der Ausübende hat immer mehr Vergnügen an der Sache, weil nicht nur sein Gehör befriedigt wird. Mr. Bertram, wenn Sie Ihrem Bruder schreiben, teilen Sie ihm bitte mit, daß meine Harfe endlich eingelangt ist – er hat mich soviel darüber jammern gehört! Wenn Sie wollen, können Sie ihm auch verraten, daß ich für seine Rückkehr meine traurigste Melodie einübe, um ihm mein Mitgefühl zu beweisen, denn ich bin sicher, daß sein Pferd verlieren wird.»

«Falls ich schreibe, werde ich ihm alles ausrichten, was Sie wünschen, aber augenblicklich sehe ich nicht, daß sich ein Anlaß ergeben könnte.»

«Ha, das glaube ich Ihnen! Und wenn er ein Jahr lang fortbliebe, würden Sie ihm so wenig schreiben wie er Ihnen, falls es nicht unbedingt sein müßte. Der «Anlaß» würde sich nie ergeben. Was für merkwürdige Geschöpfe Brüder doch sind! Sie würden einander um nichts in der Welt schreiben, solange es nicht unbedingt notwendig ist, und wenn sie schon zur Feder greifen, um mitzuteilen, daß ein Pferd gestorben oder ein Familienmitglied erkrankt ist, werden sie es mit möglichst wenig Worten abtun. Ihr habt alle den gleichen Stil, ich kenne ihn auswendig. Henry, der sonst in jeder Beziehung das Ideal eines Bruders ist, der mich liebt, sich mit mir berät, mir alles anvertraut und endlos mit mir plaudern kann, ist in seinen Briefen an mich noch niemals über die erste Seite hinausgekommen. Meistens heißt es nur: «Liebe Mary, ich bin soeben angekommen. Bath scheint sehr voll zu sein, ansonsten gibt es nichts

Neues. Dein Dich liebender Bruder.» Das ist der wahrhaft männliche Stil, das ist das Muster eines brüderlichen Briefes.»

«Wenn sie von allen ihren Lieben getrennt sind, können sie auch ausführlicher schreiben», sagte Fanny, um Williams willen errötend.

«Meine Cousine hat einen Bruder zur See, der ein vorzüglicher Korrespondent ist», erklärte Edmund. «Darum findet sie wohl, daß Sie mit uns gar zu streng ins Gericht gehen.»

«Zur See? Natürlich in königlichen Diensten?» Fanny wäre es lieber gewesen, wenn Edmund gesprochen hätte, doch sein entschiedenes Stillschweigen zwang sie, selbst von ihrem Bruder zu erzählen. Ihre Stimme belebte sich, als sie von seinem Beruf und den fremden Häfen sprach, die er besucht hatte, doch die Zahl der Jahre, die er nun schon in der Ferne verbracht hatte, vermochte sie nicht zu nennen, ohne daß ihr die Tränen in die Augen traten. Miss Crawford drückte mit ein paar höflichen Worten ihre Hoffnung auf Williams baldige Beförderung aus.

«Wissen Sie etwas Näheres von dem Kapitän meines Vetters?» fragte Edmund. «Kapitän Marshall? Ich nehme an, daß Sie in der Flotte viele Bekannte haben.»

«Ja, unter den Admiralen. Aber ...», mit hochmütiger Miene, «von den unteren Rängen wissen wir sehr wenig. Kapitäne sind zweifellos sehr brave Leute, aber sie gehören nicht zu uns. Von den verschiedenen Admiralen könnte ich Ihnen eine Menge erzählen – von ihren Flaggen und Beförderungen und Eifersüchteleien und Intrigen. Ganz allgemein kann ich Ihnen versichern, daß jeder einzelne verkannt und ungerechterweise übergangen wird. Ach ja, bei meinem Onkel habe ich eine ganze Schar von Admiralen kennengelernt. Von Konter- und Vizeadmiralen habe ich mehr gesehen, als mir lieb ist.»

Edmund wurde wieder ernst und antwortete nur: «Es ist ein edler Beruf.»

«Der Beruf wäre ganz recht, unter zwei Voraussetzungen: daß man dabei ein Vermögen macht und es vernünftig auszugeben versteht. Aber kurz gesagt, er zählt nicht zu meinen bevorzugten Berufen. Mir ist er nie in liebenswerter Gestalt erschienen.»

Edmund brachte das Gespräch wieder auf die Harfe und drückte noch einmal seine Freude über die Aussicht aus, sie bald zu hören.

Inzwischen unterhielten sich die anderen noch immer eifrig über die Verschönerung von Sotherton, und Mrs. Grant konnte sich nicht enthalten, ihren Bruder anzurufen, obwohl sie damit seine Aufmerksamkeit von Julia Bertram ablenkte: «Henry, hast du gar nichts dazu zu sagen? Du hast dich doch selbst auf diesem Gebiet versucht, und nach allem, was ich von Everingham höre, kann es sich jetzt mit jedem Landsitz in England messen. Freilich, es besitzt große natürliche Schönheiten. In meinen Augen war es vollkommen, so wie ich es gekannt habe. Das liebliche Hügelland, der herrliche Wald! Ich würde viel darum geben, es wiederzusehen!»

«Nichts wäre mir lieber, als deine Meinung über seine jetzige Gestalt zu hören», erwiderte Henry. «Ich fürchte nur, es würde deinen hohen Erwartungen nicht entsprechen. An Ausdehnung ist es so gut wie nichts – du wärest enttäuscht, wie klein es dir jetzt vorkommt. Was die Verschönerung betrifft, gab es für mich sehr wenig zu tun, viel zu wenig für meinen Geschmack. Ich hätte mich gern länger damit beschäftigt.»

«Tun Sie so etwas gerne?» fragte Julia.

«Über alle Maßen. Aber dank den natürlichen Vorzügen des Geländes, die sogar einem unerfahrenen Auge die wenigen notwendigen Veränderungen geradezu aufdrängten, und dank meiner Beharrlichkeit hat es nicht drei Monate gedauert, bis Everingham so aussah, wie es sich heute präsentiert. Den Plan dazu hatte ich in Westminster entworfen – in Cambridge etwas abgeändert – und mit einundzwanzig Jahren verwirklicht. Ich könnte Mr. Rushworth beinahe beneiden, daß dieses große Vergnügen noch vor ihm liegt. Ich habe meines allzu hastig genossen.»

«Rasch erfassen, rasch entscheiden und rasch handeln sind eins», sagte Julia. «Ihnen wird es nie an Beschäftigung mangeln. Anstatt Mr. Rushworth zu beneiden, sollten Sie ihm lieber mit Ihrem Rat beistehen.»

Mrs. Grant, die den letzten Teil dieser Rede gehört hatte, stimmte lebhaft zu, fest überzeugt, daß niemand ein so richtiges Urteil habe wie ihr Bruder. Da Miss Bertram ebenfalls die Idee aufgriff und mit großer Wärme erklärte, ihrer Meinung nach sei es unvergleichlich besser, sich vorerst mit Freunden und uneigennütigen Beratern zu besprechen, als die Arbeit gleich einem berufsmäßigen Architekten hinzuwerfen, war Mr. Rushworth durchaus bereit, Mr. Crawford um seine Unterstützung zu bitten; und nachdem Mr. Crawford seine eigenen Fähigkeiten mit gebührender Bescheidenheit herabgesetzt hatte, stellte er sich natürlich Mr. Rushworth vollkommen zur Verfügung. Mr. Rushworth begann umständlich vorzuschlagen, Mr. Crawford möge ihm die Ehre erweisen, nach Sotherton zu kommen und dort Quartier zu nehmen – bis Mrs. Norris,

als hätte sie das Mißfallen ihrer Nichten an einem Plan erraten, der ihnen Mr. Crawford entreißen würde, ihn mit einem Gegenvorschlag unterbrach: «Mr. Crawford ist zweifellos gern dazu bereit, aber warum sollten wir uns nicht anschließen? Warum sollten wir nicht einen kleinen Ausflug arrangieren? Hier sitzen viele, die sich für ihre Pläne interessieren, lieber Mr. Rushworth, und gern Mr. Crawfords Meinung an Ort und Stelle vernehmen möchten; vielleicht dürfte sogar unsere bescheidene Meinung Ihnen gleichfalls von Nutzen sein. Ich für mein Teil sehne mich schon längst danach, Ihrer lieben Frau Mutter wieder einmal meine Aufwartung zu machen. Nur der Umstand, daß ich keine eigenen Pferde besitze, hat mich diese angenehme Pflicht so lange versäumen lassen. Aber jetzt könnte ich mitkommen und der lieben Mrs. Rushworth ein paar Stunden lang Gesellschaft leisten, während ihr jungen Leute herumstreift und alles bespricht, und dann könnten wir allesamt zu einem späten Mittagessen hierher zurückkommen oder auch in Sotherton speisen, wie es Ihrer Mutter am angenehmsten wäre, und dann eine schöne Mondscheinfahrt nach Hause machen. Mr. Crawford wird sicher so liebenswürdig sein, meine beiden Nichten und mich in seinem Wagen mitzunehmen, Edmund kann reiten, nicht wahr, Schwester, und Fanny bleibt bei dir zu Hause.»

Lady Bertram machte keine Einwendungen, und alle Beteiligten drückten ihre volle Bereitwilligkeit aus, bis auf Edmund, der alles mit anhörte und nichts dazu sagte.

## 7. Kapitel

«Nun, Fanny, wie gefällt dir Miss Crawford jetzt?» fragte Edmund am nächsten Tag, nachdem er selbst längere Zeit darüber nachgedacht hatte. «Wie hat sie dir gestern gefallen?»

«Sehr, sehr gut. Ich höre sie gern plaudern, sie ist so unterhaltsam. Und dabei ist sie so wunderhübsch, daß ich sie immerzu anschauen möchte.»

«Es ist ihr Mienenspiel, das ihr soviel Reiz verleiht. Sie hat ein unglaublich ausdrucksvolles Gesicht. Aber war in ihrem Reden nichts, was dir nicht ganz passend vorkam?»

«O doch! Sie hätte nicht in diesem Ton von ihrem Onkel sprechen dürfen. Ich war ganz erstaunt. Ein Onkel, bei dem sie jahrelang gelebt hat und der, was er auch für Fehler haben mag, zu ihrem Bruder so gut ist und ihn, so heißt es, wie einen

eigenen Sohn behandelt! Ich hätte es nicht geglaubt.» «Ich habe mir gedacht, daß es dich schockieren würde. Es war sehr unrecht von ihr – sehr unschicklich.»

«Und sehr undankbar, finde ich.»

«Undankbar ist ein starkes Wort. Ich weiß nicht, ob ihr Onkel gerade auf ihre Dankbarkeit Anspruch hat ... Seine Frau zweifellos – und im Grunde ist es die Verehrung, mit der sie ihrer Tante gedenkt, die sie zu dieser Entgleisung verführt hat. Sie ist in einer schwierigen Lage. Bei ihrem warmen Empfinden und ihrem lebhaften Temperament muß es ihr schwerfallen, ihrer Liebe zu Mrs. Crawford gerecht zu werden, ohne den Admiral anzuklagen. Ich kann nicht beurteilen, wen mehr Schuld an dem Zerwürfnis trifft – obwohl die gegenwärtige Aufführung des Admirals einen dazu verleiten könnte, für seine Frau Partei zu nehmen. Aber es ist ein natürliches und lebenswürdiges Gefühl, das Miss Crawford bewegt, so rückhaltlos für ihre Tante einzutreten. Ich kritisiere nicht ihre Einstellung; aber sie öffentlich zu verkündigen – darin liegt die Unschicklichkeit.»

«Meinst du nicht», fragte Fanny nach einiger Überlegung, «daß diese Unschicklichkeit irgendwie auf Mrs. Crawford selbst zurückfällt? Sie hat ihre Nichte erzogen. Und wenn Miss Crawford es in diesem Punkt an Diskretion mangeln läßt ...»

«Das ist eine sehr richtige Bemerkung. Ja, wir müssen annehmen, daß es die Fehler der Tante sind, die wir an der Nichte tadeln. Das läßt einen noch deutlicher empfinden, unter welchen ungünstigen Umständen sie aufgewachsen ist. Aber ich glaube, ihre jetzige Umgebung wird Miss Crawford guttun, denn Mrs. Grant hat ganz die richtige Art. Es ist schön, mit welcher innigen Liebe sie von ihrem Bruder spricht.»

«Bis auf den Vorwurf, daß er zu kurze Briefe schreibt. Sie hat mich fast zum Lachen gebracht. Aber gar so lieb und gut kann ich einen Bruder nicht finden, der sich nicht einmal die Mühe nimmt, seiner Schwester einen ordentlichen Brief zu schreiben, wenn sie nicht beisammen sind. William würde mich unter keinen Umständen so schlecht behandeln, das weiß ich bestimmt. Und mit welchem Recht nimmt sie an, daß du, Edmund, keine ausführlichen Briefe schreibst?»

«Mit dem Recht eines lebhaften Geistes, Fanny, der alles aufgreift, was zu seiner eigenen Unterhaltung oder zur Belustigung anderer beitragen kann. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn nicht Böswilligkeit oder Taktlosigkeit im Spiel ist, und davon ist bei Miss Crawford keine Spur zu entdecken. Sie hat nichts Scharfes, nichts Lautes, nichts Vulgäres an sich. Sie ist durch und durch von echt weiblichem Feingefühl, bis

auf den einen Punkt, von dem wir gesprochen haben. Da ist sie allerdings nicht zu rechtfertigen. Ich freue mich, daß du es ebenso empfunden hast wie ich.»

Da Edmund ihre Anschauungen gebildet und ihre ganze Zuneigung gewonnen hatte, durfte er fast immer auf Fannys volle Zustimmung rechnen. Allerdings begann sich jetzt und hier die Gefahr der ersten Meinungsverschiedenheit abzuzeichnen, denn der Weg, den Edmund mit seiner Verehrung für Miss Crawford betrat, konnte ihn leicht zu einem Punkt führen, wohin Fanny ihm nicht mehr zu folgen vermochte. Miss Crawfords Anziehungskraft wurde nicht geringer. Die Harfe kam an und schien ihre Schönheit, ihren Geist und ihre Gütherzigkeit in ein noch helleres Licht zu setzen. Die Gefälligkeit, der Geschmack, das feine Empfinden, das sie beim Spiel bewies, kleideten sie vorzüglich, und zu jedem Musikstück gab es etwas Geistreiches zu sagen. Edmund verbrachte jetzt jeden Vormittag im Pfarrhaus, um sich an den Klängen seines Lieblingsinstruments zu ergötzen, und wenn er Abschied nahm, war er bereits für den nächsten Tag eingeladen. Seine Dame hatte nichts gegen einen andächtigen Zuhörer einzuwenden, und alles ging, wie es gehen mußte.

Ein hübsches, junges, temperamentvolles Frauenzimmer an der Harfe, deren anmutige Form ihre eigene Anmut voll zur Geltung brachte – dahinter die offene Glastür, die Ausblick auf einen kleinen Rasenplatz in seiner Umkränzung von sommerlich üppigem Gebüsch bot – das war genug, um jeden Mann gefangenzunehmen. Die Jahreszeit, die Szenerie, die milde Sommerluft, alles atmete Zärtlichkeit und Empfindung. Mrs. Grant und ihr Stickrahmen spielten keine überflüssige Rolle dabei. Alles stimmte harmonisch zusammen, und da jedes Ding seine besondere Bedeutung gewinnt, wenn die Liebe ihren Faden zu spinnen beginnt, waren auch die Platte mit den belegten Brötchen und Dr. Grant, der ihnen Ehre antat, aller Beachtung wert. Ohne sich in die Theorie der Sache zu vertiefen oder auch nur zu wissen, wie ihm geschah, war Edmund nach einer Woche dieses musikalischen Verkehrs beträchtlich verliebt. Zur Ehre der Dame sei gesagt, daß auch sie – obwohl er kein Weltmann und kein ältester Sohn war und die Kunst der Schmeichelei ebensowenig beherrschte wie die Finessen der leichten Konversation – ihn täglich sympathischer fand. Sie war sich darüber klar, obwohl sie es nicht vorausgesehen hatte und es kaum begreifen konnte; denn er war nicht, was man gemeinhin liebenswürdig nennt, er redete keinen galanten Unsinn, er machte keine Komplimente, seine Anschauungen waren nicht zu erschüttern, die Aufmerksamkeiten, die er ihr erwies, blieben still und einfach. Vielleicht lag in seiner Aufrichtigkeit, seiner Festigkeit, seiner Unbestechlichkeit ein Charme, den Miss Crawford wohl zu empfinden vermochte, über den sie sich aber keine Rechenschaft ablegen konnte oder wollte. Sie dachte nicht viel darüber nach.

Für den Augenblick gefiel er ihr, seine Gesellschaft war ihr angenehm, und das war vorläufig genug.

Fanny wunderte sich nicht, daß es Edmund jeden Morgen ins Pfarrhaus zog. Sie wäre gar zu gern auch dabei gewesen, hätte sie sich nur ungebeten und unbemerkt hinstehlen können, um der Harfe zu lauschen. Es wunderte sie auch nicht, daß Edmund, wenn die beiden Familien sich nach dem gemeinsamen Abendspaziergang trennten, es für richtig hielt, Mrs. Grant und ihre Schwester nach Hause zu geleiten, während Mr. Crawford sich den Damen von Mansfield Park widmete; doch in ihren Augen war es ein schlechter Tausch, und wenn Edmund nicht da war, um ihr Glas Wein und Wasser zu mischen, verzichtete sie lieber darauf. Es überraschte sie nur ein wenig, daß er so viele Stunden mit Miss Crawford verbringen konnte, ohne mehr von dem Makel zu sehen, den er im Anfang bemerkt hatte, und an den sie, Fanny, sooft sie mit Miss Crawford zusammen war, durch etwas von der gleichen Art erinnert wurde. Doch so war es. Edmund unterhielt sich gern mit ihr über Miss Crawford, aber er fand nichts mehr an ihr auszusetzen; es schien ihm zu genügen, daß sie sich kein weiteres Mal über den Admiral ausgelassen hatte, und Fanny scheute sich, ihm ihre eigenen Beobachtungen mitzuteilen, um nicht boshaft zu erscheinen. Der erste wirkliche Kummer, den Miss Crawford Fanny zufügte, hing damit zusammen, daß Miss Crawford, angespornt durch das Beispiel der jungen Damen vom Herrenhaus, Lust zum Reitenlernen bekundete. Edmund begrüßte diesen Wunsch und bot ihr für ihre ersten Reitversuche seine eigene ruhige Stute an, die für eine Anfängerin besser geeignet wäre als alle anderen Pferde in den beiderseitigen Stallungen. Seine Cousine sollte dadurch nicht die geringste Unbill erfahren und keinen einzigen schönen Tag versäumen; das Pferd brauchte nur täglich, eine halbe Stunde bevor Fanny auszureiten pflegte, zu einer kurzen Lektion in den Pfarrhof gebracht zu werden. Fanny selbst war beim ersten Auftauchen dieser Idee weit davon entfernt, sich als Opfer zu fühlen; im Gegenteil, sie vermochte sich vor Dankbarkeit kaum zu fassen, daß Edmund es für notwendig gehalten hatte, sie, Fanny, um ihre Erlaubnis zu bitten!

Miss Crawfords erster Reitversuch trug ihr selber große Ehre und Fanny keinerlei Unannehmlichkeit ein. Edmund, der das Pferd zum Pfarrhof gebracht und die Lektion geleitet hatte, kehrte pünktlich mit dem Tier zurück, bevor noch Fanny und der gesetzte alte Kutscher, der ihr als Begleiter zugeteilt war, zu ihrem Ausritt bereit waren. Am nächsten Tag ging es schon weniger harmlos zu. Miss Crawford fand so großes Vergnügen am Reiten, daß sie gar nicht damit aufhören wollte. Gewandt und furchtlos und bei aller Zierlichkeit kräftig gebaut, schien sie zur Reiterin geboren; zu der reinen, wahren Freude an der körperlichen Übung gesellte sich noch das

Vergnügen an Edmunds Begleitung und Unterweisung sowie das stolze Bewußtsein, sich durch ihre raschen Fortschritte vor ihrem ganzen Geschlecht hervorzutun – kurz, sie zeigte keine Lust, abzusteigen. Fanny war bereit und wartete. Mrs. Norris begann schon zu schelten, warum sie nicht längst fort sei, und noch immer zeigte sich kein Edmund, kein Pferdegetrappel war zu hören. Um ihrer Tante aus den Augen zu kommen und nach ihm Ausschau zu halten, ging sie ihm entgegen.

Obwohl die Entfernung kaum eine halbe Meile betrug, war das Pfarrhaus vom Herrenhaus aus nicht zu sehen, doch Fanny brauchte nur fünfzig Schritt weit zu gehen, um durch die große Allee den Ausblick auf den Pfarrhof und das dazugehörige Gelände zu gewinnen, das jenseits der Dorfstraße sanft anstieg. Auf Doktor Grants Wiese erblickte sie auch sogleich die ganze Gesellschaft: Edmund und Miss Crawford, Seite an Seite zu Pferde, während Dr. Grant, seine Frau und Henry Crawford mitsamt zwei oder drei Reitknechten dastanden und zuschauten. Es war offenbar eine sehr fröhliche Gesellschaft, ihr munteres Lachen und Rufen drang bis zu Fanny hinüber. Ihr klangen diese Töne nicht heiter. Sie wunderte sich, daß Edmund sie so ganz vergessen konnte, und fühlte einen schmerzhaften Stich. Sie war nicht imstande, die Augen von der Wiese abzuwenden, sie mußte alles mit ansehen, was dort vorging. Zuerst umritten Miss Crawford und ihr Begleiter das Feld, das gar nicht klein war, im Schritt; dann verfielen sie, offenbar über ihre Aufforderung, in Galopp, und Fanny mit ihrem ängstlichen Gemüt schien es ganz wunderbar, wie gut Miss Crawford schon im Sattel saß. Nach ein paar Minuten hielten sie an; Edmund war ihr ganz nahe, er sprach mit ihr, er zeigte ihr wohl, wie sie die Zügel halten müsse, er ergriff ihre Hand – Fanny sah es, oder ihre Phantasie ergänzte, was das Auge nicht mehr wahrnahm. Sie sagte sich, es sei nichts Merkwürdiges daran – was war natürlicher, als daß Edmund in seiner Guthertzigkeit sich jedermann nützlich zu machen suchte? Doch sie konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß Mr. Crawford ihm die Mühe hätte abnehmen können, daß es recht eigentlich Sache des Bruders wäre, seiner Schwester behilflich zu sein. Aber bei all seiner zur Schau getragenen Gefälligkeit und den Reitkünsten, deren er sich rühmte, verstand Mr. Crawford sich wohl nicht darauf, und im Vergleich zu Edmund besaß er keine wahre Güte. Und Fanny begann es unbillig zu finden, daß man der armen Stute diesen zweifachen Dienst zumutete; wenn man schon auf sie selber keine Rücksicht nahm, sollte man wenigstens an das Pferd denken ...

Ihr Mitleid mit der Stute – und mit sich selber – linderte sich etwas, als sie bald darauf sah, daß die Gruppe auf der Wiese sich zerstreute und Miss Crawford, immer noch hoch zu Roß, aber von Edmund zu Fuß begleitet, durch das Gittertor in den Park ritt, just auf die Stelle zu, wo sie stand. Fanny erschrak bei dem Gedanken, unhöflich und



ungeduldig zu erscheinen, und ging ihnen rasch entgegen, um jeden solchen Verdacht auszuschließen.

«Meine liebe Miss Price», rief Miss Crawford, sobald sie nur in Hörweite war, «ich bin selbst gekommen, um meine Entschuldigungen vorzubringen, daß ich Sie habe warten lassen. Ich habe gar nichts zu meiner Verteidigung zu sagen – ich wußte, daß es sehr spät ist und daß ich mich ganz abscheulich benehme – und darum müssen Sie mir bitte, bitte verzeihen! Sie wissen ja, der Selbstsucht muß man immer verzeihen, weil keine Hoffnung besteht, sie zu bessern.»

Fanny antwortete mit der größten Höflichkeit, und Edmund bestätigte die Worte seiner Cousine, daß sie keine Eile habe. «Sie hätte noch reichlich Zeit, doppelt so weit zu reiten, als sie gewöhnt ist», sagte er, «und Sie haben ihr sogar eine Wohltat erwiesen, daß sie nicht eine halbe Stunde früher aufgebrochen ist. Jetzt umwölkt es sich, und sie wird nicht mehr unter der Hitze leiden. Ich hoffe nur, daß Sie sich nicht zu sehr ermüdet haben. Ich wollte, Sie hätten sich den Rückweg zu Fuß erspart.»

«Das einzige, was mich beim Reiten ermüdet, ist, daß ich doch einmal vom Pferd herunter muß», sagte Miss Crawford, während sie mit Edmunds Hilfe abstieg. «Ich bin sehr kräftig, und nichts ermüdet mich als das, was ich nicht gern tue. Miss Price, ich überlasse Ihnen sehr ungern meinen Platz, aber ich wünsche Ihnen aufrichtig einen angenehmen Ritt und hoffe, daß ich von diesem lieben, schönen, entzückenden Tier nur Gutes hören werde.»

Der alte Kutscher, der mit seinem eigenen Pferd im Hintergrund gewartet hatte, kam jetzt heran. Fanny wurde in den Sattel gehoben, und sie ritten in die andere Richtung davon. Fannys Unbehagen verminderte sich nicht, als sie einen Blick nach hinten warf und sah, wie die beiden nebeneinander ins Dorf zurückgingen; auch die Bemerkungen ihres Begleiters über Miss Crawfords erstaunliche Gewandtheit, die er mit nicht minder lebhaftem Interesse als Fanny beobachtet hatte, waren nicht dazu angetan, ihr Herz zu erleichtern.

«Ja, es ist ein Vergnügen, eine Dame zu sehen, die so viel Courage zum Reiten hat», sagte er.

«Ich habe noch keine gesehen, die besser zu Pferd sitzt. Sie scheint überhaupt keine Angst zu haben. Das ist etwas anderes als mit Ihnen, Fräulein, wie Sie zuerst begonnen haben – nächste Ostern werden es sechs Jahre. Du lieber Himmel, was haben Sie gezittert, wie Sir Thomas Sie zum erstenmal in den Sattel gesetzt hat!»

Im Salon wurde Miss Crawford gleichfalls gerühmt. Ihr Verdienst bestand darin, daß die Natur sie mit Kraft und Mut ausgestattet hatte, und die Fräulein Bertram wußten es gebührend zu würdigen. Miss Crawford ritt ebensogern wie sie selber und zeigte sich ebenso begabt wie sie selber, und es machte ihnen großes Vergnügen, die eigenen Talente in einer anderen zu preisen.

«Ich war sicher, daß sie ausgezeichnet reiten würde», sagte Julia. «Sie ist wie dazu geschaffen und auch ebensogut gebaut wie ihr Bruder.»

«Ja, und ebenso kühn und energisch», fügte Maria hinzu. «Ich finde immer, es hängt vom Charakter ab, wie man reitet.»

Als sie sich abends trennten, fragte Edmund Fanny, ob sie die Absicht hätte, morgen auszureiten.

«Nein – ich weiß nicht –, nicht wenn du das Pferd brauchst ...», war ihre Antwort.

«Für mich persönlich brauche ich es überhaupt nicht, aber falls du nächstens einmal zu Hause zu bleiben gedenkst, würde Miss Crawford sich, glaube ich, sehr freuen, wenn sie das Pferd etwas länger, vielleicht den ganzen Vormittag benützen dürfte. Sie wünscht sich so sehr, bis zur großen Gemeindewiese zu reiten. Mrs. Grant hat ihr erzählt, welch schöne Aussicht man von dort genießt, und ich zweifle auch nicht, daß sie dem Ausflug gewachsen ist. Aber es kann natürlich an jedem beliebigen Morgen sein. Sie möchte um keinen Preis deine Gewohnheiten stören, und das wäre auch sehr unrecht. Sie reitet nur zum Vergnügen, du tust es um deiner Gesundheit willen.»

«Morgen reite ich nicht – bestimmt nicht», sagte Fanny. «Ich war in der letzten Zeit sehr oft aus und möchte lieber zu Hause bleiben. Du weißt ja, ich bin jetzt kräftig genug, um auch zu Fuß zu gehen.»

Edmund sah sehr erfreut aus, und damit mußte Fanny sich trösten. Der Ausflug zur großen Gemeindewiese fand am nächsten Tag statt. Außer ihr beteiligten sich alle jungen Leute daran und genossen ihn doppelt: einmal in Wirklichkeit und dann fast noch mehr, als sie ihn beim abendlichen Zusammensein noch einmal Revue passieren ließen. Eine gelungene Unternehmung dieser Art regt zu weiteren an, und nachdem sie zusammen auf der Gemeindewiese gewesen waren, verspürten sie Lust, am nächsten Tag etwas Ähnliches zu versuchen. Es gab manchen schönen Aussichtspunkt, den man den Fremden zeigen mußte, und wenn das Wetter auch sehr heiß war, fanden sich doch überall, wohin es sie lockte, schattige Wege; eine Schar von fröhlichen, jungen Menschen ist nie um einen schattigen Weg verlegen. So verbrachte man vier herrliche Sommertage damit, die Crawfords zu den schönsten Punkten zu führen und ihnen die

Honneurs der Umgebung zu machen. Alles ging aufs beste, alle waren lustig und guter Dinge, die Hitze gerade nur lästig genug, um einen angenehmen Gesprächsstoff zu liefern – bis am vierten Tag die Freude einer der Beteiligten empfindlich getrübt wurde. Diese eine war Maria Bertram. Edmund und Julia waren zum Essen ins Pfarrhaus eingeladen, und sie war ausgeschlossen. Mrs. Grant hatte es in der besten Absicht, mit Rücksicht auf Mr. Rushworth, getan, der an diesem Abend halb und halb in Mansfield Park erwartet wurde; doch Maria empfand es als arge Beleidigung, und es war eine schwere Belastungsprobe für ihre guten Manieren, sich ihren Zorn und ihre Enttäuschung nicht anmerken zu lassen, ehe sie wieder daheim war. Und da obendrein Mr. Rushworth gar nicht kam und sie ihre schlechte Laune nicht einmal an ihm auslassen konnte, fühlte sie sich noch tiefer gekränkt; es blieb ihr kein anderes Mittel, ihre Wut zu erleichtern, als gegen ihre Mutter, ihre Tante und Fanny recht unfreundlich zu sein und ihnen den Abend möglichst gründlich zu verderben.

Gegen elf Uhr erschienen Edmund und Julia mit strahlenden Gesichtern, von der Nachtluft erfrischt und in bester Stimmung, im Salon, wo sie die drei Damen in der übelsten Laune antrafen; Maria geruhte kaum, die Augen von ihrem Buch aufzuheben,

Lady Bertram schlief schon halb, und sogar Mrs. Norris, die von der Verdrießlichkeit ihrer Nichte angesteckt war, zog sich in ein beleidigtes Stillschweigen zurück, als ihre ersten Fragen nach dem Dinner im Pfarrhaus nicht rasch genug beantwortet wurden. Die Geschwister mußten zuerst einmal ihrer Begeisterung über die herrliche Nacht und den wunderbaren Sternenhimmel Luft machen, sie waren zu erfüllt davon, um an etwas anderes zu denken; doch nach ein paar Minuten sah Edmund sich im Zimmer um und fragte: «Aber wo ist Fanny? Schon schlafen gegangen?»

«Nicht daß ich wüßte», entgegnete Mrs. Norris. «Sie war gerade noch hier.»

Fannys eigene sanfte Stimme erwiderte ihm vom anderen Ende des langen Zimmers – sie sei hier, auf dem Sofa. Mrs. Norris begann sofort zu zanken:

«Fanny, es ist ganz ungehörig, sich den ganzen Abend auf dem Sofa zu räkeln! Warum kannst du dich nicht hersetzen und eine nützliche Beschäftigung zur Hand nehmen wie wir alle? Wenn du keine eigene Arbeit hast, kann ich dich aus dem Armen-Korb versorgen. Der Kattun, den wir vorige Woche gekauft haben, ist überhaupt noch nicht angerührt, obwohl ich mir beim Zuschneiden schier den Rücken gebrochen habe. Du mußt endlich einmal lernen, an andere Menschen zu denken. Ein Unfug ist es, ein unerhörter Unfug, wenn eine junge Person ewig auf dem Sofa herumlungert ...»

Bevor sie noch zur Hälfte ihrer Rede gekommen war, war Fanny an ihren Platz am Tisch zurückgekehrt und hatte ihre Arbeit wieder zur Hand genommen. Julia war nach dem angenehm verbrachten Abend so außergewöhnlich gut aufgelegt, daß sie Fanny großmütig in Schutz nahm. «Ich muß sagen, Tante, wenn alle Leute im Haus so selten auf dem Sofa zu finden wären wie Fanny!» rief sie aus.

«Fanny», sagte Edmund, der sie aufmerksam betrachtete, «ich bin sicher, daß du Kopfweh hast.»

Fanny konnte es nicht leugnen, versicherte aber, es sei nicht sehr schlimm.

«Das kann ich dir kaum, glauben, dazu kenne ich dein Gesicht zu gut. Seit wann hast du Schmerzen?»

«Ach – seit Nachmittag. Es ist nur die Hitze.» «Bist du bei dieser Hitze ausgegangen?»

«Ausgegangen! Natürlich ist sie ausgegangen!» rief Mrs. Norris. «Möchtest du etwa, daß sie an einem so schönen Tag zu Hause sitzt? Wart ihr nicht alle draußen? Sogar deine Mutter war heute mehr als eine Stunde an der Luft.»

«Ja wirklich, Edmund», bestätigte Lady Bertram, die durch Mrs. Norris' lautes Schelten wieder ganz wach geworden war. «Ich war über eine Stunde draußen. Dreiviertel Stunden bin ich im Garten geblieben, während Fanny Rosen geschnitten hat, und es war sehr angenehm, aber furchtbar heiß. In der Laube, wo ich gesessen bin, war es ja schattig, aber es hat mir wahrhaftig vor dem Rückweg gegraut.»

«Und Fanny hat Rosen geschnitten?»

«Ja, ich fürchte, es werden dieses Jahr die letzten sein. Dem armen Kind war auch warm genug, aber die Rosen konnten nicht mehr warten, sie waren schon ganz aufgeblüht.»

«Ja, das mußte sein», stimmte Mrs. Norris in merklich milderem Ton zu. «Aber ich frage mich, Schwester, ob sie sich nicht dabei ihre Kopfschmerzen geholt hat. Nichts macht so leicht Kopfschmerzen, als wenn man gebückt in der prallen Sonne steht. Na, morgen wird es wohl wieder gut sein. Vielleicht könntest du ihr deinen parfümierten Essig geben? Mein Fläschchen vergesse ich immer nachzufüllen.»

«Sie hat ihn schon längst», sagte Lady Bertram. «Sie hat ihn, seit sie zum zweitenmal von deinem Haus zurückgekommen ist.»

«Was!» rief Edmund. «Ist sie außerdem noch so weit gegangen? Den schattenlosen Weg zu Ihrem Haus, Tante, und das zweimal? Kein Wunder, wenn ihr der Kopf wehtut!»

Aber Mrs. Norris unterhielt sich angelegentlich mit Julia und hörte nicht.

«Ich dachte auch, daß es für sie zu anstrengend sein würde», sagte Lady Bertram. «Aber deine Tante wollte die Rosen für sich haben, und du weißt ja, sobald sie geschnitten sind, muß man sie ins Haus bringen.»

«Und es waren so viele Rosen, daß Fanny zweimal gehen mußte?»

«Nein, aber sie mußten im Gastzimmer zum Trocknen ausgebreitet werden, und Fanny hatte leider vergessen, hinterher das Zimmer abzusperrn und den Schlüssel zurückzubringen, darum mußte sie zweimal laufen.»

Edmund sprang auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. «Und außer Fanny war niemand da, den man um den Schlüssel schicken konnte? Verzeihen Sie, Tante, aber das haben Sie nicht gut eingerichtet!»

«Ich weiß nicht, wie man es hätte besser machen können!» rief Mrs. Norris, die nicht länger taub bleiben konnte, «außer wenn ich selber gegangen wäre! Aber ich kann nicht an zwei Orten zugleich sein, nicht wahr? Gerade zu dieser Zeit habe ich mit Mrs. Green über das Milchmädchen gesprochen, auf Wunsch deiner Mutter wohlgemerkt, und dabei hatte ich John Groom versprochen, wegen seines Jungen an Mrs. Jefferies zu schreiben, und der arme Kerl hatte schon eine halbe Stunde lang auf mich gewartet. Ich glaube, mir kann niemand vorwerfen, daß ich an meine eigene Bequemlichkeit denke, aber ich kann wahrhaftig nicht alles auf einmal machen. Und daß Fanny rasch zu meinem Haus hinüberläuft, kaum eine Viertelstunde weit, finde ich nicht so furchtbar. Du meine Güte, wie oft mache ich den Weg auch dreimal täglich, früh und spät, bei jedem Wetter, und verliere kein Wort darüber!»

«Ich wollte, Fanny wäre halb so widerstandsfähig wie Sie, Tante.»

«Wenn Fanny regelmäßig Bewegung machte, würde sie nicht immer gleich zusammenklappen. Jetzt ist sie, wer weiß wie lange, nicht ausgeritten, und wenn sie schon nicht reitet, sollte sie wenigstens gehen. Wenn sie früh ihren Ritt gemacht hätte, hätte ich nicht verlangt, daß sie bis zu meinem Haus geht, aber ich dachte, es würde ihr guttun, nachdem sie sich so lange über die Rosenbeete gebeugt hatte. Nach einer solchen Ermüdung ist nichts erfrischender als ein rascher Gang, und gar so heiß war es auch nicht, nur die Sonne hat stark gebrannt. Unter uns gesagt, Edmund», mit einem

vielsagenden Blick auf seine Mutter, «es war das Rosenschneiden und das Herumstehen im Garten, das ihr geschadet hat.»

«Das meine ich auch», sagte die ehrlichere Lady Bertram. «Ich fürchte sehr, sie hat sich das Kopfweg im Garten geholt. Es war zum Sterben heiß, ich konnte es kaum aushalten. Es war fast zuviel für mich, dort zu sitzen und immer wieder nach Mops zu rufen, um ihn von den Blumenbeeten abzuhalten.»

Edmund sagte kein Wort mehr zu den beiden Damen, sondern ging zum Büffet, brachte Fanny ein Glas Madeira und bewog sie, einen großen Teil davon zu trinken. Sie hätte es gern abgelehnt, aber die Tränen, die ihr in den Augen standen, machten das Schlucken leichter als das Sprechen.

So sehr sich Edmund über seine Mutter und seine Tante ärgerte, zürnte er doch am meisten sich selber. Daß er Fanny vergessen, war schlimmer als alles, was sie verbrochen hatten. Nichts von alledem wäre geschehen, wenn man auf Fanny gebührend Rücksicht genommen hätte. Aber so war sie tagelang ohne Gesellschaft und ohne Reitgelegenheit geblieben und hatte keine Möglichkeit gehabt, sich den Forderungen ihrer unvernünftigen Tanten zu entziehen. Er war tief beschämt, als er sich klarmachte, daß sie vier Tage lang ihr Pferd entbehrt hatte, und gelobte sich ernsthaft, es sollte nie wieder vorkommen – so schwer es ihm auch fiel, Miss Crawford um ihr Vergnügen zu bringen.

Fanny ging mit nicht minder überquellendem Herzen zu Bett als an ihrem allerersten Abend in Mansfield Park. Sicherlich hatte auch ihr Gemütszustand zu ihrem Unwohlsein beigetragen, denn sie hatte sich tatsächlich vernachlässigt gefühlt und kämpfte schon seit Tagen gegen das Gefühl des Gekränktheits und gegen ihre Eifersucht. Als sie auf dem Sofa lehnte, wohin sie sich geflüchtet hatte, damit niemand ihr Gesicht sähe, hatte ihr das Herz viel schlimmer wehgetan als der Kopf; und Edmunds Güte und Freundlichkeit überwältigten sie dermaßen, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

## 8. Kapitel

Fanny nahm schon am nächsten Morgen wieder ihre Reitübungen auf, und da es nach der Hitze der letzten Tage angenehm frisch geworden war, durfte Edmund hoffen, die Einbuße an Vergnügen und Wohlbefinden, die sie erlitten, bald wieder gutgemacht zu sehen. Während Fanny aus war, erschien Mr. Rushworth mit seiner Mutter, die eigens

mitgekommen war, um höflich zu sein, nämlich darauf zu dringen, daß man den vor zwei Wochen besprochenen Besuch in Sotherton nun auch wirklich abstatten solle. Da sie inzwischen eine kurze Reise gemacht hatte, war der Plan fallengelassen worden, und Mrs. Norris wie ihre Nichten waren sehr erfreut, daß er jetzt wieder aufgenommen wurde. Man setzte gleich einen der nächsten Tage für den Ausflug fest, unter dem Vorbehalt, daß Mister Crawford an diesem Tag frei sei. Auf dieser Bedingung bestanden die jungen Damen, und obwohl Mrs. Norris bereit war, sich für seine Verfügbarkeit zu verbürgen, wollten sie sich weder die Freiheit herausnehmen, über seine Zeit zu bestimmen, noch das Risiko eingehen, daß er verhindert sein könnte. Nach etlichen Andeutungen Miss Bertrams begriff Mr. Rushworth endlich, daß er nichts Schicklicheres tun könnte, als sofort ins Pfarrhaus hinüberzugehen, um Mr. Crawford einen Besuch zu machen und zu fragen, ob ihm der Mittwoch paßte.

Noch bevor er zurückkam, fanden sich Mrs. Grant und Miss Crawford ein, die auf einem anderen Weg von ihrem Spaziergang heimkehrten und ihm darum nicht begegnet waren. Sie glaubten aber versichern zu können, daß Mr. Rushworth ihren Bruder zu Hause finden würde. Natürlich kam das Gespräch gleich wieder auf den geplanten Besuch in Sotherton. Es war kaum möglich, von etwas anderem zu reden, denn Mrs. Norris war voll hochgestimmter Erwartungen, und Mrs. Rushworth, eine wohlmeinende, überhöfliche Dame, die unentwegt hochtrabende Nichtigkeiten äußerte und sich für nichts interessierte, als was sie und ihren Sohn betraf, hatte noch nicht die Hoffnung aufgegeben, Lady Bertram zur Teilnahme an dem Ausflug zu bewegen. Lady Bertram weigerte sich standhaft, doch da sie es in ihrer gewohnten, lässigen Art tat, glaubte Mrs. Rushworth nicht, daß sie es ernst meinte, bis Mrs. Norris sie durch einen größeren Wortschwall und lautere Töne davon überzeugte.

«Die Anstrengung wäre für meine Schwester zu groß, meine liebe Mrs. Rushworth, viel zu groß. Zehn Meilen hin und zehn zurück, wissen Sie, das ist zuviel für sie. Sie müssen meine Schwester für diesmal entschuldigen und mit unseren beiden lieben Mädchen und meiner Wenigkeit vorliebnehmen. Sotherton ist der einzige Ort der Welt, der meiner Schwester den Wunsch einflößen könnte, eine so weite Fahrt zu wagen, aber es geht wirklich nicht. Sie wird ja nicht allein sein, Fanny Price bleibt zu ihrer Gesellschaft zu Hause. Edmund ist zwar augenblicklich nicht hier, um selbst für sich zu sprechen, aber ich kann Ihnen in seinem Namen versichern, daß er sich uns mit dem größten Vergnügen anschließen wird, zu Pferd, versteht sich.»

Mrs. Rushworth mußte sich damit abfinden, daß Lady Bertram nicht mitkam, und es blieb ihr nichts übrig, als ihr Bedauern auszudrücken:

«Es tut mir wirklich sehr leid, daß wir auf die Gesellschaft von Lady Bertram verzichten müssen, und es hätte mich auch sehr gefreut, die andere junge Dame, Miss Price, bei mir zu sehen. Sie war ja noch nie in Sotherton. Zu schade, daß sie es nicht kennenlernen soll.»

«Sie sind sehr gütig, Sie sind die Güte selbst, liebe gnädige Frau!» rief Mrs. Norris aus. «Aber Fanny wird noch reichlich Gelegenheit haben, Sotherton zu besuchen, sie hat Zeit genug vor sich. Daß sie diesmal mitkommt, ist ganz ausgeschlossen. Lady Bertram kann sie nicht missen.»

«Ach nein! Ich kann Fanny nicht entbehren.» In der Überzeugung, daß jeder Mensch den Wunsch haben müsse, Sotherton zu sehen, wandte sich Mrs. Rushworth jetzt an Mrs. Grant und Miss Crawford, um auch sie in die Einladung einzubeziehen. Mrs. Grant, die sich bei ihrer Ankunft in der Grafschaft nicht der Mühe unterzogen hatte, Mrs. Rushworth einen Antrittsbesuch zu machen, lehnte für ihre Person höflich ab, freute sich aber über jede Zerstreuung, die sich ihrer Schwester bot, und Mary ließ sich nach einigem schicklichen Zögern gern erweichen, die Einladung anzunehmen. Auch Mister Rushworth kehrte siegreich von seiner Mission im Pfarrhaus zurück. Edmund kam gerade rechtzeitig, um zu vernehmen, was man für den Mittwoch geplant hatte, Mrs. Rushworth zu ihrem Wagen zu geleiten und hierauf die beiden anderen Damen ein Stück durch den Park zu begleiten.

Als er ins Frühstückszimmer zurückkehrte, zerbrach sich Mrs. Norris gerade den Kopf darüber, ob Miss Crawfords Teilnahme an der Partie wünschenswert sei oder nicht, nämlich ob nicht die Kalesche ihres Bruders schon ohne sie voll wäre. Die jungen Damen lachten sie aus: in der Kalesche sei reichlich Platz für vier Personen, ohne den Kutschbock mitzurechnen, wo noch eine fünfte neben Mr. Crawford sitzen könnte.

«Aber warum ist es nötig, Crawfords Wagen oder nur seinen Wagen zu benützen?» fragte Edmund. «Warum nehmt ihr nicht Mamas Chaise? Schon unlängst, wie der Plan erörtert wurde, habe ich nicht verstanden, warum ein Familienbesuch nicht in der Familienkutsche gemacht werden soll.»

«Was!» rief Julia. «Uns bei diesem herrlichen Wetter zu dritt in die Chaise einzuschließen, wenn wir die Möglichkeit haben, in einer Kalesche zu fahren! Nein, mein Lieber, daraus wird nichts!»

«Außerdem», sagte Maria, «weiß ich, daß Mr. Crawford fest darauf rechnet, uns mitzunehmen. Wir haben es so besprochen, und er darf verlangen, daß wir Wort halten.»



«Und weißt du, lieber Edmund», fiel Mrs. Norris ein, «zwei Wagen anzuspinnen, wenn einer genügt, das wäre doch wirklich eine Verschwendung. Und ganz unter uns gesagt, ist der Kutscher auf die Straße nach Sotherton nicht gut zu sprechen. Er beklagt sich immer bitterlich, daß die engen Heckenwege ihm den Lack zerkratzen. Wir möchten doch alle nicht, daß unser lieber Sir Thomas bei seiner Heimkehr eine zerkratzte Kutsche vorfindet.»

«Das wäre zwar kein sehr anständiger Grund, um statt dessen Mr. Crawfords Wagen zu benutzen», sagte Maria, «aber wahrhaftig, Wilcox ist ein dummer, alter Kerl, der nicht richtig zu fahren versteht. Ich garantiere dafür, daß uns am Mittwoch die engen Heckenwege nicht stören werden.»

«Es ist doch nicht unbequem oder irgendwie unangenehm, auf dem Kutschbock zu sitzen?» fragte Edmund.

«Unangenehm!» rief Maria. «Du lieber Himmel, es ist der beste Sitz im ganzen Wagen! Ich nehme an, daß Miss Crawford ihn sich selber vorbehalten wird.»

«Dann habt ihr also Platz für Fanny, und es spricht nichts dagegen, daß ihr sie mitnehmt.»

«Fanny!» wiederholte Mrs. Norris ganz entsetzt. «Mein lieber Edmund, daran ist nicht zu denken. Sie muß bei deiner Mutter bleiben, das habe ich auch Mrs. Rushworth erklärt. Sie ist gar nicht eingeladen.»

«Sie haben doch sicher nichts dagegen, Mama», sagte Edmund, sich an seine Mutter wendend, «Fanny mitfahren zu lassen, sofern Ihre Bequemlichkeit nicht darunter leidet? Wenn Sie sie entbehren könnten, würden Sie ihr das Vergnügen nicht versagen, nicht wahr?»

«Nein, gewiß nicht – aber ich kann sie eben nicht entbehren.» «Doch, Mama – wenn ich bei Ihnen zu Hause bleibe. Und das ist meine Absicht.»

Ein allgemeiner Aufschrei unterbrach ihn.

«Ja», fuhr Edmund fort, «ich bin bei diesem Ausflug überflüssig und bleibe gern zu Hause. Fanny wünscht sich sehr, Sotherton zu sehen, ich weiß, daß ihr viel daran liegt. Sie genießt nicht oft eine solche Zerstreung. Und Ihnen, Mama, macht es doch sicher auch Freude, ihr ein so großes Vergnügen zu ermöglichen, nicht wahr?»

«O ja, sehr – falls deine Tante nichts dagegen hat.» Mrs. Norris brachte sofort den einen unwiderleglichen Einwand vor, daß sie Mrs. Rushworth ausdrücklich erklärt

hätte, Fanny würde nicht mitkommen – und was für einen Eindruck werde es machen, wenn man sie dann doch mitbrächte! Diese Schwierigkeit schien ihr unüberwindlich. Es müßte einen höchst sonderbaren Eindruck hinterlassen! Eine solche Formlosigkeit grenze geradezu an Mißachtung für Mrs. Rushworth, die selbst so vorbildliche Manieren habe, und sie, Mrs. Norris, bringe so etwas einfach nicht über sich ... Mrs. Norris liebte Fanny nicht und war zu keiner Zeit geneigt, ihr eine Freude zu bereiten, aber ihre augenblickliche Opposition gegen Edmund entsprang vor allem ihrer Voreingenommenheit für ihren eigenen Plan, eben weil es ihr Plan war. Sie war ganz überzeugt, alles aufs allerbeste arrangiert zu haben, so daß jede Änderung zum Schlechteren sein müsse. Als Edmund ihr in der ersten Atempause, die sie sich gönnte, erklärte, sie brauche sich Mrs. Rushworths wegen keine Sorgen zu machen, denn er habe auf dem Weg zur Kutsche die Gelegenheit benützt, um von Fannys allfälliger Teilnahme an der Partie zu sprechen, und unverzüglich eine überaus herzliche Einladung für seine Cousine erhalten, konnte Mrs. Norris ihren Ärger kaum verbeißen. «Schön, schön», sagte sie höchst ungnädig. «Tut, was ihr wollt, macht nur alles nach eurem Kopf! Mir liegt wahrhaftig nichts daran.»

«Es sieht aber sehr komisch aus, wenn du an Fannys Stelle zu Hause bleibst», sagte Maria.

«Jedenfalls hat sie allen Grund, dir dankbar zu sein», fügte Julia hinzu und ging rasch aus dem Zimmer – denn sie hatte das deutliche Gefühl, daß eigentlich sie sich erbötig machen sollte, bei ihrer Mutter zu bleiben.

«Fanny wird bestimmt so dankbar sein, wie es dem Anlaß entspricht», antwortete Edmund kurz, und damit war das Gespräch beendet.

Doch als Fanny den Plan vernahm, überwog ihre Dankbarkeit bei weitem ihre Freude. Sie empfand Edmunds Freundlichkeit viel tiefer, als er, der von ihrer zärtlichen Zuneigung nichts ahnte, es vermuten konnte; daß er ihretwegen auf ein Vergnügen verzichten sollte, tat ihr weh, und sie fühlte, daß es ihr gar keine Freude machen würde, Sotherton ohne ihn zu sehen.

Die nächste Zusammenkunft der beiden Familien von Mansfield brachte eine weitere Abänderung des Planes, und zwar eine, die allgemeine Billigung fand. Mrs. Grant selber machte sich erbötig, Lady Bertram anstelle ihres Sohnes den ganzen Tag Gesellschaft zu leisten, und abends sollte Dr. Grant zum Speisen kommen. Lady Bertram war es wohl zufrieden, und die Stimmung der jungen Damen hob sich wieder. Sogar Edmund freute sich über eine Lösung, die ihm gestattete, an der Partie teilzunehmen; und Mrs. Norris fand die Idee vorzüglich und hatte sie schon auf der

Zunge gehabt und gerade damit herausrücken wollen, als Mrs. Grant ihr das Wort vom Munde nahm!

Der Mittwoch brach mit schönem Wetter an, und bald nach dem Frühstück fuhr die Kalesche mit Mr. Crawford und seinen Schwestern vor. Da alle schon bereit waren, brauchte Mrs. Grant nur auszusteigen, und die anderen konnten ihre Plätze einnehmen. Der Platz aller Plätze, der begehrteste Sitz, der Ehrenplatz war noch frei. Wer würde die Glückliche sein, der er zufiel? Während jede der Fräulein Bertram heimlich überlegte, wie sie am besten und unter dem glaubwürdigsten Vorwand, einzig an die Bequemlichkeit der anderen zu denken, sich den Platz sichern könnte, traf Mrs. Grant kurzerhand die Entscheidung: «Da Sie fünf sind, wird es bequemer sein, wenn eine sich zu Henry auf den Bock setzt. Sie haben doch unlängst gesagt, Sie möchten gern kutschieren lernen, Julia? Da haben Sie gleich die beste Gelegenheit, eine Lektion zu nehmen.»

Glückliche Julia! Unselige Maria! Die erstere schwang sich im Nu auf den Kutschbock, die letztere nahm tiefgekränkt und mit düsterer Miene ihren Platz im Wagen ein, und die Kalesche fuhr unter den guten Wünschen der beiden zurückbleibenden Damen und dem Gekläff Mopsens in den Armen seiner Herrin davon.

Der Weg ging durch eine liebliche Landschaft, und Fanny, deren Ritte sie niemals sehr weit führten, befand sich bald in unbekanntem Gebiet. Es machte ihr große Freude, alles Neue zu beobachten und alles Hübsche zu bewundern. Sie wurde von den anderen nicht oft in die Unterhaltung gezogen und wünschte sich das gar nicht. Ihre eigenen Gedanken und Betrachtungen waren ihr stets die liebste Gesellschaft. Sie unterhielt sich so gut damit, den Lauf der verschiedenen Straßen, die Verschiedenheit des Bodens, den Stand der Ernte, die Bauernhäuser, Viehherden und spielenden Kinder wahrzunehmen, daß zu ihrem vollkommenen Glück nichts fehlte als die Gegenwart Edmunds, mit dem sie über all das hätte sprechen können.

Der Wunsch nach Edmunds Gesellschaft bildete die einzige Ähnlichkeit zwischen Fanny und ihrer Sitznachbarin; in allen anderen Punkten glich Miss Crawford ihr nicht im geringsten. Sie besaß nichts von Fannys Feingefühl und zartem Empfinden. Die Natur, die unbelebte Natur sagte ihr wenig; ihre ganze Aufmerksamkeit war auf die Menschen, ihre Begabung auf das Glänzende, Lebendige gerichtet. Doch wenn eine gerade Wegstrecke ihnen gestattete, Edmund hinter sich zu erblicken, oder wenn er bei einer Steigung der Straße die Kalesche überholte, fanden sie sich in dem gleichen Gefühl, und mehr als einmal riefen sie wie aus einem Munde: «Da ist er!»

Die ersten sieben Meilen brachten Miss Bertram wenig Trost. Ihre ganze Aussicht bestand aus Mr. Crawford und ihrer Schwester, die nebeneinander auf dem Kutschbock saßen und sich glänzend unterhielten; und sein ausdrucksvolles Profil zu sehen, das sich lächelnd Julia zuwandte, oder Julias lustiges Lachen zu hören, versetzte sie in einen derartig gereizten Zustand, daß selbst ihr ausgeprägtes Schicklichkeitsgefühl ihn kaum zu verbergen vermochte. Wenn Julia sich einmal nach ihnen umsah, strahlte ihr Gesicht vor Vergnügen, und wenn sie zu den Wageninsassen sprach, geschah es in jubelnden Tönen: sie habe hier oben einen so wunderbaren Blick auf die Landschaft, sie wünschte nur, alle könnten ihn genießen! – und so weiter. Doch ihr einziger Vorschlag, mit ihr Platz zu tauschen, als sie nach einer längeren Steigung oben auf einem Hügel ankamen, war an Miss Crawford gerichtet und klang nicht sehr ernst gemeint: «Hier eröffnet sich ein herrlicher Blick! Ich wollte, Sie könnten ihn von meinem Platz aus sehen, aber Sie werden wohl nicht tauschen wollen, wenn ich noch so sehr in Sie dringe ...» Miss Crawford hatte kaum Zeit, zu antworten, bevor sie wieder im raschen Trab abwärts fuhren.

Sobald sie in den Strahlenkreis von Sotherton eindringen, wurde es besser für Miss Bertram, die sozusagen zwei Saiten auf ihrem Bogen hatte: sie besaß Rushworth-Gefühle und Crawford-Gefühle, und in der Nähe von Sotherton gewannen die ersteren beträchtlich an Gewicht. Mr. Rushworths Ansehen erhöhte ihr eigenes Ansehen. Wenn sie Miss Crawford erklärte, daß jene Wälder dort schon zu Sotherton gehörten, wenn sie mit scheinbarer Gleichmütigkeit bemerkte, hier sei das Land zu beiden Seiten der Straße Mr. Rushworths Besitz, konnte sie nicht verhindern, daß ihr Herz vor Stolz schwoll. Und das Gefühl ihrer Überlegenheit verstärkte sich, je mehr sie sich dem schloßartigen Herrenhaus, dem Sitz einer alten Adelsfamilie mit allen feudalen Traditionen, näherten.

«Jetzt hört das Holpern auf, Miss Crawford, wir haben das Schlimmste überstanden. Von hier an ist die Straße gut, Mr. Rushworth hat sie ausgebaut, seit er den Besitz übernahm. Hier beginnt das Dorf. Die Hütten dort sind wahrhaftig eine Schande. Der Kirchturm gilt als sehr schön. Ich bin froh, daß die Kirche nicht so nahe beim Herrenhaus liegt, wie es auf diesen alten Landsitzen häufig vorkommt, das Glockengeläute muß einem schrecklich lästig werden. Dies hier ist das Pfarrhaus, ein wohlgepflegtes Haus, nicht wahr? Der Pfarrer und seine Frau sollen sehr nette Leute sein. Die Hüttchen dort bilden das Altersheim, von irgendeinem Vorfahren erbaut. Rechts ist das Haus des Verwalters, er ist ein sehr achtbarer, tüchtiger Mann. Jetzt kommen wir zur Einfahrt, aber wir haben noch fast eine Meile durch den Park zu fahren. Wie Sie sehen, ist er auf dieser Seite nicht häßlich. Die Bäume sind zum Teil

prachtvoll, aber das Haus liegt schrecklich ungünstig. Von hier an geht es eine halbe Meile lang ständig abwärts. Es ist sehr schade, denn an sich wäre es kein unschönes Haus, wenn es nur imposanter gelegen wäre.»

Miss Crawford war nicht faul, alles zu bewundern; sie erriet Miss Bertrams Gefühle ziemlich genau und machte es sich zur Ehrenpflicht, sie in ihrem freudigen Stolz zu bestärken. Mrs. Norris hörte nicht auf, ihr Entzücken zu äußern, und selbst Fanny hatte ein Wort der Bewunderung zu sagen und wurde freundlich angehört. Ihre Augen nahmen begierig alles im Umkreis auf; und nachdem sie beim ersten, mit einiger Mühe gewonnenen Anblick des Hauses erklärt hatte, es sei ein Gebäude, das sie nicht ohne Ehrfurcht betrachten könne, fügte sie hinzu: «Aber wo ist die Allee? Das Haus liegt nach Osten, wie ich sehe. Die Allee muß also auf der anderen Seite sein. Mr. Rushworth hat von der Westfront gesprochen.»

«Ja, sie beginnt direkt hinter dem Haus und führt eine gute halbe Meile weit immer ansteigend zum höchsten Punkt des Parks. Von hier aus sieht man ein kleines Stück davon – das entferntere Ende. Es sind lauter uralte Eichbäume.»

Miss Bertram war jetzt in der Lage, mit großer Sachkenntnis über Dinge zu sprechen, von denen sie keine Ahnung gehabt hatte, als Mr. Rushworth sie um ihre Meinung fragte, und da nun der Wagen an der breiten Freitreppe des Hauses hielt, pochte ihr Herz in so glücklicher Erregung, wie Eitelkeit und Stolz sie nur hervorbringen können.

## 9. Kapitel

Mr. Rushworth stand schon in der Tür, um die Dame seines Herzens zu empfangen, und begrüßte die ganze Gesellschaft mit der größten Zuvorkommenheit; drinnen im Salon wurden sie von seiner Mutter nicht minder herzlich willkommen geheißen, und Miss Bertram konnte mit der Auszeichnung, die ihr zuteil wurde, zufrieden sein. Als die Begrüßung abgetan war, mußte man erst einmal etwas essen. Türen wurden aufgerissen und die Gesellschaft durch ein oder zwei dazwischenliegende Räume ins Eßzimmer genötigt, wo ein reichlicher, elegant angerichteter Imbiß vorbereitet war. Es wurde viel geredet und viel gegessen, und alle waren guter Dinge. Dann kam man zum eigentlichen Zweck des Tages: Mr. Crawford sollte sich äußern, wie er sich die Besichtigung des Grundstücks vorstellte, auf welche Weise er vorzugehen wünschte. Mr. Rushworth erwähnte sein Kabriolett. Mr. Crawford plädierte für einen Wagen, der Raum für mehr als zwei Personen böte; sich der Augen und des Urteils anderer zu

berauben, könnte – ganz abgesehen vom Verzicht auf eine so angenehme Gesellschaft – der Sache zu dauerndem Nachteil gereichen.

Mrs. Rushworths Vorschlag, außer dem Kabriolett auch die Chaise zu nehmen, fand wenig Anklang; die jungen Damen würdigten ihn keines Lächelns und keines Wortes. Ihr nächstes Anerbieten, den Gästen, die ihr heute zum erstenmal die Ehre gaben, das Haus zu zeigen, wurde wohlwollender aufgenommen; denn Miss Bertram schmeichelte es, die Größe ihres künftigen Besitzes vorzuführen, und die anderen waren froh, wenn nur überhaupt etwas unternommen wurde.

So erhoben sich denn alle und durchwanderten unter Mrs. Rushworths Führung eine lange Reihe von hohen und zum Teil sehr großen Räumen, die vor etwa fünfzig Jahren nach der damaligen Mode reich und prächtig eingerichtet waren:

glänzende Parkettböden, schwere Mahagonimöbel, Brokat, Marmor, Stuck und vergoldetes Schnitzwerk, wohin das Auge blickte. Bilder waren im Überfluß vorhanden, darunter einige gute, doch die meisten nur Familienporträts, die für niemand außer Mrs. Rushworth von Bedeutung waren. Sie hatte viel Fleiß darauf verwandt, alles, was die Haushälterin zu überliefern mußte, auswendig zu lernen, und war jetzt fast ebensogut befähigt, das Haus zu zeigen. Beim gegenwärtigen Anlaß wandte sie sich mit ihren Erklärungen hauptsächlich an Miss Crawford und Fanny, doch die Bereitwilligkeit, mit der die beiden ihren Worten folgten, ließ sich gar nicht vergleichen; Miss Crawford, die Dutzende von großen Häusern besichtigt hatte und sich aus keinem etwas machte, gab sich nur den Anschein, höflich zuzuhören, während Fanny, der dies ebenso interessant wie neu war, mit ungeheuchelter Aufmerksamkeit auf alles lauschte, was Mrs. Rushworth von den Schicksalen der Familie, von ihrem Aufstieg und ihrer Größe, von königlichen Besuchen und loyalen Taten zu berichten mußte. Sie verband das Gehörte eifrig mit den ihr bekannten geschichtlichen Ereignissen, und ihre Phantasie entzündete sich an den Bildern aus der Vergangenheit.

Infolge der Lage des Hauses bot keines der Zimmer eine besondere Aussicht, und während Fanny und einige andere Mrs. Rushworth zuhörten, machte Mr. Crawford ein ernstes Gesicht und sah kopfschüttelnd nach den Fenstern hin. Alle Räume der Westfront blickten über eine Rasenfläche auf einen Zaun aus hohen Eisenstäben, hinter dem die berühmte Allee begann.

Nachdem sie unendlich viele Räume besichtigt hatten, die keinen anderen Nutzen haben konnten, als etwas zur Fenstersteuer beizutragen und den Hausmädchen Beschäftigung zu verschaffen, sagte Mrs. Rushworth: «Und jetzt kommen wir zur Kapelle. Von Rechts wegen sollten wir sie vom oberen Stockwerk aus betreten; da wir

aber heute ganz unter Freunden sind, werde ich Sie, wenn Sie gestatten, gleich hier hineinführen.»

Sie traten ein. Fannys Einbildungskraft hatte sie etwas Großartigeres erwarten lassen als einen länglichen, zu Andachtszwecken eingerichteten Raum, der nichts Auffallenderes oder Feierlicheres enthielt als einen Überfluß an Mahagoni und ein paar karminrote Samtkissen auf der Brüstung der oberen Galerie, wo die Familie ihren Platz hatte. «Ach, ich bin enttäuscht!» flüsterte sie Edmund zu. «Eine Kapelle habe ich mir anders vorgestellt. Hier gibt es nichts Großartiges – nichts, was melancholisch oder ehrfürchtig stimmt – keine Säulengänge und Bogengewölbe, keine Inschriften und Banner. Keine Banner, Edmund, ‹von nächtlichen Stürmen des Himmels gebläht›, kein Zeichen, daß ‹ein schottischer Herrscher hier unten ruht›.»

«Du vergißt, Fanny, daß dies hier, verglichen mit den alten Kapellen in Königsschlössern oder Klöstern, vor verhältnismäßig kurzer Zeit und zu einem sehr beschränkten Zweck gebaut wurde. Es ist nur für den Privatgebrauch der Familie bestimmt. Begraben wurden sie vermutlich in der Pfarrkirche. Dort mußt du deine Banner und Inschriften suchen.»

«Es war dumm von mir, nicht daran zu denken, aber ich bin enttäuscht.»

Mrs. Rushworth begann ihren Vortrag: «Die Kapelle, wie Sie sie jetzt sehen, wurde zur Zeit König Jakobs II. eingerichtet. Vor dieser Periode sollen die Kirchenstühle nur getäfelt gewesen sein, und es besteht Grund zur Annahme, daß die Draperien und Kissen der Kanzel und des Familienstuhles nur aus rotem Tuch waren, doch ist dies nicht sicher nachzuweisen. Es ist eine schöne Kapelle. Sie wurde früher täglich morgens und abends benützt. Der Gottesdienst wurde von einem eigenen Hausgeistlichen abgehalten, woran sich noch heute viele erinnern. Erst der selige Mr. Rushworth hat mit dieser Gepflogenheit gebrochen.»

«Jede Generation hat ihre Fortschritte», sagte Miss Crawford lächelnd zu Edmund.

Mrs. Rushworth war zu Mr. Crawford hinübergegangen, um ihm ihre Lektion zu wiederholen. Edmund, Fanny und Miss Crawford blieben beisammen stehen.

«Wie schade, mit der schönen, alten Sitte zu brechen!» rief Fanny. «Eine eigene Kapelle, ein Hauskaplan – das paßt so gut zum Stil eines großen Hauses, das entspricht dem Bild, das man sich gern von einem solchen Haushalt macht. Wie schön, wenn die ganze Familie sich regelmäßig zum Gebet versammelt!»

«Wunderschön!» sagte Miss Crawford lachend. «Es muß den Häuption der Familie ungeheuer guttun, all die armen Hausmädchen und Diener zu zwingen, zweimal täglich ihre Arbeit oder ihre Muße zu unterbrechen und hier Gebete aufzusagen, während sie selber alle möglichen Vorwände erfinden, um der Andacht fernzubleiben.»

«Das entspräche wohl kaum Fannys Vorstellung von einer Familienandacht», bemerkte Edmund. «Wenn Herr und Herrin ihr nicht beiwohnen, muß die Sitte mehr Schaden als Nutzen bringen.»

«Auf alle Fälle ist es empfehlenswert, die Menschen in diesem Punkt ihrem eigenen Gewissen zu überlassen», sagte Miss Crawford. «Jeder verrichtet seine Andacht gern auf seine eigene Fassung, wann und wie es ihm am besten liegt. Der starre Zwang, zur bestimmten Stunde hier zu erscheinen, die Förmlichkeit, die Länge des Gottesdienstes – nein, das ist schrecklich und kann niemandem gefallen. Wenn die guten Leuten, die einst hier gekniet und gegähnt haben, geahnt hätten, daß eine Zeit kommen würde, da man, beim Erwachen von Kopfschmerzen geplagt, zehn Minuten länger im Bett bleiben darf, ohne die ewige Verdammnis zu riskieren – sie wären vor Freude und Neid in die Luft gesprungen! Können Sie sich nicht lebhaft vorstellen, mit welchen Gefühlen die einstigen Schönen des Hauses Rushworth so manches liebe Mal diese Kapelle betreten haben? Ach, die armen Fräulein Eleonore und Brigitte hatten hinter ihren frommen Mienen wohl meist ganz andere Dinge im Kopf – besonders wenn an dem armen Hauskaplan nicht viel Sehenswertes war – und zu jenen Zeiten, denke ich, waren die Pfarrer noch viel minderwertiger als heutzutage.»

Ein paar Augenblicke lang erhielt sie keine Antwort. Fanny war ganz rot geworden und sah Edmund an, war aber zu böse, um etwas zu sagen, und er mußte sich erst ein wenig sammeln, ehe er erwidern konnte: «Ihr lebhafter Geist kann nicht einmal ernste Dinge ernsthaft betrachten. Sie haben uns da ein amüsantes Bild skizziert, und angesichts der menschlichen Natur kann man nicht einmal sagen, daß es falsch wäre. Wir alle kennen Augenblicke, in denen es uns schwerfällt, uns zu konzentrieren. Wenn Sie aber annehmen, daß dies der Normalfall ist, eine Schwachheit also, die durch mangelnde Selbstzucht zur Gewohnheit wird – was erwarten Sie dann von der privaten Andachtsübung solcher Menschen? Glauben Sie, daß die Gedanken, die man in der Kirche ungehindert umherschweifen läßt, im stillen Kämmerlein gesammelter wären?»



«Sehr wahrscheinlich ja. Zwei Umstände mindestens sprechen dafür: es gibt dort weniger Dinge, die die Aufmerksamkeit ablenken, und sie wird nicht so lange auf die Probe gestellt.»

«Ein Mensch, der in dem einen Fall nicht gegen seine Zerstretheit ankämpft, würde sich im anderen Fall eben von anderen Dingen ablenken lassen; und die Stimmung des Ortes wie auch das Beispiel der anderen dürften oft einen günstigen Einfluß ausüben, so daß man die Kapelle andächtiger verläßt, als man sie betreten hat. Dagegen gebe ich zu, daß die ungehörliche Länge des Gottesdienstes manchmal auch den Frömmsten auf eine harte Probe stellt. Man möchte wünschen, daß es anders wäre – aber ich bin noch nicht so lange von Oxford fort, um gewisse Gebetsstunden vergessen zu haben.»

Während dieses Gespräches hatten sich die anderen in der Kapelle zerstreut, und Julia machte Mr. Crawford auf ihre Schwester aufmerksam: «Sehen Sie nur Mr. Rushworth und Maria an, wie sie nebeneinander vor dem Altar stehen, als sollten sie im nächsten Augenblick getraut werden! Sieht es nicht genau so aus?»

Mr. Crawford drückte seine Zustimmung durch ein Lächeln aus. Dann trat er an Maria heran und sagte so leise, daß nur sie es vernehmen konnte: «Ich sehe Miss Bertram nicht gern dem Altar so nahe.»

Die junge Dame wich in der ersten Überraschung unwillkürlich einen Schritt zurück, faßte sich aber gleich wieder und fragte lachend, aber in nicht viel lauterem Ton als er, ob er vielleicht den Brautführer spielen wolle?

«Ich fürchte, das würde ich sehr schlecht machen», erwiderte er mit einem vielsagenden Blick.

Julia, die sich in diesem Augenblick zu ihnen gesellte, spann ihren Scherz weiter aus.

«Nein wirklich, es ist doch jammerschade, daß es nicht gleich losgehen kann! Hier sind wir alle so gemütlich beisammen, ich könnte mir gar nichts Netteres und Intimeres vorstellen!» So schwatzte und lachte sie ungeniert weiter, bis auch Mr. Rushworth und seine Mutter ihre Anspielungen erfaßten; sie beschwor damit einen Schwall von geflüsterten Galanterien auf ihre Schwester herab, während Mrs. Rushworth mit geziertem Lächeln und geziemender Würde erklärte, wann immer das große Ereignis stattfände, würde es für sie ein beglückender Tag sein.

«Wenn Edmund doch schon ordiniert wäre!» rief Julia und lief zu ihrem Bruder hinüber, der neben Miss Crawford und Fanny stand. «Edmund, wenn du jetzt Pfarrer

wärest, könntest du auf der Stelle die Trauung vollziehen! So ein Pech, daß du noch nicht in Amt und Würden bist! Sieh nur, Mr. Rushworth und Maria warten nur auf dich!»

Was bei Julias Worten in Miss Crawfords Miene vorging, hätte jeden unbeteiligten Zuschauer höchlich belustigt. Sie sah vollkommen entgeistert drein, und Fanny fühlte Mitleid mit ihr. Wie peinlich muß ihr jetzt sein, was sie vorhin gesagt! dachte sie.

«Ordiniert!» wiederholte Miss Crawford.

«Was – sollen Sie am Ende Pfarrer werden?»

«Ja, sobald mein Vater zurückkehrt, werde ich in mein Amt eingesetzt – wahrscheinlich zu Weihnachten.»

Miss Crawford nahm sich zusammen, und die Farbe kehrte wieder in ihre Wangen zurück. Sie antwortete nur: «Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich respektvoller von dem schwarzen Rock gesprochen», und begann dann von anderen Dingen zu reden.

Bald darauf überließ man die Kapelle wieder der Stille und Verlassenheit, die mit wenigen Unterbrechungen das ganze Jahr lang dort herrschten. Miss Bertram, die sich über ihre Schwester ärgerte, wandte sich als erste zum Gehen, und alle hatten plötzlich das Gefühl, sie hätten lange genug hier verweilt.

Man hatte jetzt das ganze Erdgeschoß des Hauses besichtigt, und die unermüdliche Mrs. Rushworth hatte ihre Schritte zur Haupttreppe gelenkt, um auch noch sämtliche oberen Räume vorzuführen, wenn ihr Sohn nicht Bedenken geäußert hätte, daß die Zeit nicht reichen würde.

«Denn», sagte er mit der zwingenden Logik, die auch mancher hellere Kopf nicht immer zu vermeiden weiß, «wenn wir uns zu lange im Haus versäumen, bleibt uns nicht mehr Zeit genug für den Park. Es ist zwei Uhr vorbei, und um fünf sollen wir essen.»

Mrs. Rushworth fügte sich, und die Frage, wie und von wem der Park besichtigt werden sollte, trat nun wieder in den Vordergrund. Mrs. Norris begann bereits auszurechnen, mit welcher Kombination von Wagen und Pferden am meisten vollbracht werden könnte, doch da gewahrten die jungen Leute eine verlockend geöffnete Tür, durch die man über ein paar Stufen unmittelbar ins Grüne, in Wald und Wiese und alle Herrlichkeiten des sommerlichen Parks gelangte, und wie von der

gleichen Sehnsucht nach Luft und Freiheit gepackt, strömten sie alle zugleich ins Freie.

«Vielleicht gehen wir zuerst hierher», sagte Mrs. Rushworth, die, sich höflich dem unausgesprochenen Wunsch ihrer Gäste fügend, folgte.

«Hier sind unsere interessanten Pflanzen und auch die merkwürdigen Fasane.»

«Ich stelle die Frage», rief Mr. Crawford, während er seinen Blick ringsum schweifen ließ, «ob wir nicht, bevor wir weitergehen, hier einiges zu tun finden. Ich sehe da allerhand vielversprechende Wege. Mr. Rushworth, sollen wir auf diesem Rasenplatz eine Beratung einberufen?»

«James», sagte Mrs. Rushworth zu ihrem Sohn, «ich denke, die Wildnis wird alle Herrschaften interessieren. Die Fräulein Bertram haben die Wildnis noch nicht gesehen.»

Niemand widersprach, aber fürs erste schien auch niemand gesonnen, sich einem bestimmten Plan unterzuordnen oder auch nur ein Stück weiterzugehen. Alle zerstreuten sich in glücklicher Unabhängigkeit über den Platz und betrachteten die Pflanzen und die Fasane. Mr. Crawford war der erste, der sich weiter entfernte, um die Möglichkeiten zu prüfen, die sich auf dieser Seite des Hauses boten. Der zu beiden Seiten von hohen Mauern begrenzte, mit Sträuchern und Blumen bepflanzte Rasenplatz ging zunächst in eine Spielwiese und daran anschließend in eine lange Promenade über, die terrassenartig über die tieferliegende «Wildnis» hinausgebaut war und durch einen Zaun aus spitzen Eisenstäben den Blick in ihre Baumkronen freigab. Der Ort war wie dazu geschaffen, um Kritik herauszufordern. Miss Bertram und Mr. Rushworth gesellten sich bald zu Mr. Crawford, und als nach einer Weile auch die anderen sich zu kleinen Gruppen vereinten, entdeckten Edmund, Miss Crawford und Fanny, die sich ebenso selbstverständlich zusammenzufinden schienen, das andere Dreiblatt in eifriger Beratung auf der Terrasse. Nachdem sie einen Augenblick an ihren Sorgen und Schwierigkeiten teilgenommen hatten, schlenderten sie weiter. Die drei letzten, Mrs. Rushworth, Mrs. Norris und Julia, befanden sich noch weit hinten, denn Julia, deren Glücksstern nun nicht mehr herrschte, sah sich gezwungen, an Mrs. Rushworths Seite zu bleiben und ihre ungeduldigen Füßchen dem langsamen Schritt der alten Dame anzupassen, während Mrs. Norris mit der Haushälterin, die gerade herauskam, um die Fasane zu füttern, ein hochinteressantes Gespräch angeknüpft hatte. Die arme Julia, die einzige der Gesellschaft, die mit ihrem Los nicht wenigstens leidlich zufrieden war, mußte jetzt Buße tun und glich ganz und gar nicht mehr der strahlenden Julia auf dem Kutschbock. Die strenge Pflicht der Höflichkeit, zu der sie

erzogen war, machte es ihr unmöglich, ihrer langweiligen Gefährtin zu entfliehen, während der Mangel an jener höheren Art von Selbstbeherrschung, die auf menschlicher Rücksichtnahme, Kenntnis des eigenen Wesens und einem inneren Gefühl für das Rechte beruht und leider einen sehr unwesentlichen Teil ihrer Erziehung gebildet hatte, ihr das kleine Opfer zur Qual machte.

«Nein, hier ist es unerträglich heiß», sagte Miss Crawford, als sie einmal die Terrasse auf und ab spaziert waren und sich jetzt zum zweitenmal der Tür in der Mitte des Eisenzaunes näherten, die in die «Wildnis» hinunterführte.

«Hat jemand etwas dagegen, daß wir es uns gemütlicher machen? Dort unten wäre ein hübsches, schattiges Wäldchen, wenn man nur hineinkommen könnte. Wie schön, wenn die Tür nicht versperrt wäre! Das wird sie aber natürlich sein, denn auf diesen großartigen Herrensitzen sind die Gärtner die einzigen, die hingehen dürfen, wo sie Lust haben.»

Die Tür war jedoch nicht verschlossen, und die beiden anderen stimmten freudig Miss Crawfords Vorschlag zu, der unerbittlichen Sonnenglut der Terrasse zu entfliehen. Über eine beträchtliche Anzahl von Stufen gelangten sie in die sogenannte Wildnis hinab, die in Wirklichkeit ein etwa zwei Morgen großer Wald war, der zwar hauptsächlich aus sorgfältig gestutzten Lärchen, Birken und Lorbeeren bestand und allzu regelmäßig angelegt war, aber im Vergleich zu der Schattenlosigkeit der Spielwiese und der Terrasse erquickende Kühle und Natürlichkeit atmete. Sie genossen dankbar die Erfrischung und gaben sich eine Weile lang nur ihrer Freude und Bewunderung hin, bis Miss Crawford nach kurzem Schweigen begann: «Sie werden also bald ein Pfarrherr sein, Mr. Bertram. Das ist für mich eine nicht geringe Überraschung.»

«Was ist daran überraschend? Sie mußten ja annehmen, ich sei für irgendeinen Beruf bestimmt, und Sie konnten leicht merken, daß ich weder Jurist noch Offizier noch Seemann bin.»

«Ja, richtig, aber – kurz gesagt, ich bin nicht auf die Idee gekommen. Und Sie wissen ja, gewöhnlich ist irgendein Onkel oder Großvater vorhanden, der dem zweiten Sohn sein Vermögen hinterläßt.»

«Eine sehr löbliche Sitte», sagte Edmund, «aber leider nicht allgemein eingeführt. Ich gehöre zu den Ausnahmen und muß mir mein Brot selber verdienen.»

«Aber warum gerade als Pfarrer? Ich dachte immer, das wäre das Los des Jüngsten unter vielen Brüdern, die ihm alle anderen Berufe weggeschnappt haben.»

«Sie glauben also, daß die Kirche niemals um ihrer selbst willen gewählt wird?»

««Niemals» ist ein düsteres Wort. Und doch – in dem Sinn, wie man es in der Konversation gebraucht, wo «niemals» «nicht sehr oft» bedeutet, glaube ich es wirklich. Was für Aussichten bietet die Kirche? Jeder Mann wünscht, sich auszuzeichnen, Ehren zu erringen, und das ist in jeder anderen Laufbahn möglich, nur nicht in der geistlichen. Ein Geistlicher ist gar nichts.»

«Ich hoffe, das «nichts» der Konversation hat seine besonderen Nuancen so gut wie das «niemals». Ein Geistlicher kann keinen äußeren Glanz entfalten, das stimmt. Er darf sich nicht an die Spitze eines Pöbelhaufens stellen oder neue Modetorheiten erfinden. Aber ich kann einen Stand nicht mit «nichts» bezeichnen, in dessen Obhut alles gegeben ist, was für den einzelnen wie für die ganze Menschheit, zeitlich wie ewig betrachtet, das Allerwichtigste ist – einen Stand, dem die Sorge um Religion und Moral anvertraut ist und damit auch um die Gesittung, die sich auf beide gründet. Das Amt des Geistlichen kann niemand als «nichts» ansehen. Wenn der Mann, der es auszufüllen hat, «nichts» ist, dann nur, weil er seine Pflicht vernachlässigt, weil er die wahre Bedeutung seines Berufs nicht erfaßt und die ihm gezogene Grenze überschreitet, um zu scheinen, was er nicht sein sollte.»

«Sie schreiben dem Geistlichen einen größeren Einfluß zu, als man es gemeinhin tut, und ich begreife nicht recht warum. In der Gesellschaft merkt man nur sehr wenig von dem Einfluß und der Bedeutung, die Sie rühmen, und wie könnte es anders sein? Wie sollten zwei Predigten pro Woche – gesetzt sogar, daß sie hörens wert sind, weil der Herr Pfarrer den Verstand hat, die gedruckten Predigten von Blair seinem eigenen Machwerk vorzuziehen – wie sollten diese zwei Predigten all das bewirken, was Sie behaupten, wie können sie die Lebensführung und die Sitten einer großen Gemeinde für die ganze restliche Woche beeinflussen? Und außerhalb der Kanzel bekommt man den Pfarrer selten zu Gesicht.»

«Sie sprechen von London, ich spreche von der Nation in ihrer Gesamtheit.»

«Die Hauptstadt sollte doch ein halbwegs richtiges Bild vom übrigen Land geben.»

«Nicht, was das Verhältnis von Tugend und Laster anbelangt – das will ich wenigstens hoffen. In puncto Moral stehen die großen Städte nicht an der Spitze, und der Einfluß der Geistlichen – wie übrigens aller anständigen Menschen – macht sich gerade dort am wenigsten bemerkbar. Ein glänzender Prediger findet Anhänger und Bewunderer, aber ein rechter Pfarrer dient seiner Gemeinde und der ganzen Umgegend nicht nur durch glänzende Predigten. Freilich muß die Gemeinde klein genug sein, daß sie ihn

als Menschen kennen und seine ganze Lebensführung beobachten kann, und das eben ist in London selten der Fall. Dort verschwindet der Geistliche in der Masse seiner Pfarrkinder; die allermeisten kennen ihn nur als Prediger. Und was den Einfluß auf die allgemeinen Sitten betrifft, darf Miss Crawford mich nicht mißverstehen. Ich will damit nicht sagen, daß unsere Pfarrer in Fragen des feinen Geschmacks und des gesellschaftlichen Raffinements maßgebend sind oder der eleganten Welt als Zeremonienmeister dienen könnten. Wenn ich von Sitten spreche, so meine ich damit die Gesittung, die Lebensführung, die sich aus den richtigen Grundsätzen ergibt, kurz die Auswirkung jener Lehre, die zu verbreiten und zu vertreten die erste Pflicht des Geistlichen ist. Und ich glaube, wohin man auch kommt, wird man eines sehen: wo die Geistlichen so sind, wie sie sein sollen, ist es auch das übrige Volk, und wo sie nicht ihre Pflicht erfüllen, tun es auch die anderen nicht.»

«Ganz bestimmt», sagte Fanny ernsthaft.

«Da haben wir es!» rief Miss Crawford. «Miss Price haben Sie bereits überzeugt.»

«Ich wollte, ich könnte auch Miss Crawford überzeugen.» «Ich glaube nicht, daß Ihnen das je gelingen wird», sagte sie mit schelmischem Lächeln. «Daß Sie die Absicht haben, Pfarrer zu werden, erstaunt mich noch immer genau so sehr wie im ersten Augenblick. Sie sind wirklich für etwas Besseres geschaffen. Kommen Sie, überlegen Sie sich die Sache noch einmal! Gehen Sie unter die Juristen.»

«Gehen Sie unter die Juristen! Ganz einfach, als ob Sie mich auffordern würden, hier in die <Wildnis> zu gehen.»

«So, jetzt werden Sie gleich sagen, daß die Juristerei die ärgere Wildnis ist, aber ich bin Ihnen zuvorgekommen! Leugnen Sie nicht, daß ich es zuerst gesagt habe!»

«Wenn Sie einem geistreichen Ausspruch von mir zuvorkommen wollen, brauchen Sie sich nicht zu beeilen, denn es besteht keine Gefahr, daß ich ein Bonmot von mir gebe. Witz und Schlagfertigkeit sind nicht meine starken Seiten. Ich bin ein nüchterner, einfacher Geselle, der nichts versteht, als seine Meinung geradeheraus zu sagen.»

Ein allgemeines Schweigen folgte. Alle waren nachdenklich geworden. Fanny unterbrach als erste die Stille: «Ich weiß nicht, wieso ich so müde bin, es ist doch so schön, hier im Wald zu spazieren. Aber wenn wir zu einer Bank kommen, möchte ich mich gern einen Augenblick hinsetzen – wenn es nicht stört.»

«Meine arme, kleine Fanny!» rief Edmund, unverzüglich ihren Arm ergreifend. «Wie gedankenlos von mir! Hoffentlich hast du dich nicht übermüdet. Vielleicht», wandte er

sich an Miss Crawford, «tut mir meine andere Begleiterin gleichfalls die Ehre an, meinen Arm zu nehmen?»

«Danke, ich bin nicht müde.» Mit diesen Worten nahm sie gleichwohl seinen Arm, und die Freude darüber, die Beglückung, sich ihr zum erstenmal so eng verbunden zu fühlen, ließen ihn Fanny ein wenig vergessen. «Aber Sie berühren mich kaum», sagte er. «Sie stützen sich ja gar nicht richtig auf mich. Wie leicht der Arm einer Frau doch ist! In Oxford ist es öfter vorgekommen, daß ich einen Mann eine Strecke Weges stützen mußte, und im Vergleich dazu sind Sie nur eine Fliege.»

«Ich bin wirklich gar nicht müde. Ich staune selbst darüber, denn wir müssen in diesem Wald schon mindestens eine Meile weit gegangen sein, glauben Sie nicht?»

«Nicht einmal eine halbe Meile», lautete Edmunds sachliche Antwort, denn er war noch nicht verliebt genug, um Raum und Zeit mit weiblicher Gesetzlosigkeit zu messen.

«Oh, Sie ziehen die vielen Serpentinaen nicht in Betracht. Wir gehen die ganze Zeit im Zickzack, und der Wald muß schon in gerader Richtung mindestens eine halbe Meile lang sein. Seit wir den Mittelweg verließen, haben wir noch kein Ende erblickt.»

«Aber vom Mittelweg aus sahen wir es, erinnern Sie sich nicht? Wir haben den Weg entlang geblickt und das eiserne Tor an seinem Ende gesehen. Es war höchstens eine Achtelmeile bis dahin.»

«Ach, von Ihren Achtelmeilen verstehe ich nichts. Ich sehe nur, daß der Wald sehr groß ist und wir uns die ganze Zeit darin herumwinden. Wenn ich sage, daß wir eine Meile weit gegangen sind, ist das noch eine bescheidene Annahme.»

«Wir sind jetzt genau eine Viertelstunde hier», sagte Edmund, seine Uhr ziehend. «Glauben Sie, daß wir vier Meilen in der Stunde machen?»

«Ach, kommen Sie mir nicht mit Ihrer Uhr! Eine Uhr geht immer zu schnell oder zu langsam. Von einer Uhr lasse ich mir nichts vorschreiben.»

Nach ein paar Schritten kamen sie plötzlich am Ende des Mittelweges heraus, von dem sie gesprochen hatten. Dort stand auch an einem wohlgeschützten, schattigen Plätzchen eine bequeme Bank, von der man über einen Zaun hinweg einen schönen Blick in den Park genoß, und alle ließen sich darauf nieder.

«Ich fürchte, du bist sehr müde, Fanny», sprach Edmund, der sie besorgt betrachtete.

«Warum hast du es nicht früher gesagt? Du wirst nicht viel Vergnügen von dem Tag haben, wenn du dir zuviel zumutest. Jede Bewegung ermüdet sie so rasch, Miss Crawford, nur das Reiten nicht.»

«Dann war es ganz abscheulich von Ihnen, mich ihr Pferd in Beschlag nehmen zu lassen, wie ich es die ganze letzte Woche getan habe! Ich schäme mich für Sie und für mich selber – aber es soll nicht mehr vorkommen.»

«Ihre Aufmerksamkeit und Rücksicht lassen mich meine eigene Nachlässigkeit noch mehr empfinden. Fannys Interessen sind bei Ihnen besser aufgehoben als bei mir.»

«Aber daß sie jetzt müde ist, wundert mich gar nicht. Nichts ermüdet mehr, als was wir heute tun mußten: ein großes Haus besichtigen, von einem Zimmer ins andere geschleppt werden, überall stehenbleiben, Augen und Ohren anstrengen, um zu hören, was einen nicht interessiert, und zu bewundern, was einen kaltläßt. Es gilt allgemein als die lästigste Pflicht, und wenn Miss Price das nicht wußte, hat sie es jetzt erfahren.»

«Ich werde gleich wieder ausgeruht sein», sagte Fanny. «An einem schönen Tag im Schatten sitzen und ins Grüne schauen, ist die wunderbarste Erfrischung.»

Nach einem Augenblick sprang Miss Crawford auf. «Ich muß mich bewegen», sagte sie, «mich ermüdet das Sitzen. Ich habe jetzt so lange auf diese Aussicht gestarrt, daß ich ganz erschöpft bin. Ich muß dort zum Zaun gehen und das gleiche Bild durch das Gitter betrachten, weil ich es dann nicht so deutlich sehe.»

Edmund stand gleichfalls auf. «Nun, Miss Crawford, wenn Sie jetzt den Weg entlang blicken, werden Sie sich überzeugen, daß er keine halbe Meile und nicht einmal eine Viertelmeile lang ist.»

«Er ist jedenfalls unendlich lang. Das sehe ich auf den ersten Blick.»

Edmund versuchte es noch immer mit Vernunftgründen, aber vergeblich. Sie wollte nicht rechnen und nicht vergleichen, sie wollte nur lachen und auf ihrer Meinung bestehen. Das Höchstmaß an logischer Folgerichtigkeit hätte ihm nicht reizender scheinen können, und beide waren von dem Gespräch sehr befriedigt. Schließlich einigten sie sich darauf, die Ausdehnung des Wäldchens genauer zu bestimmen, indem sie noch ein wenig darin herumwanderten. Sie wollten in der Richtung des Zaunes (an dem gleichfalls ein gerader Rasenweg entlangführte) bis zum Ende des Waldes gehen und vielleicht noch ein Stückchen in eine andere Richtung, falls das aufschlußreich schiene, und jedenfalls in ein paar Minuten wieder zurück sein. Fanny erklärte, sie sei



völlig ausgeruht, und wäre gern mit ihnen gegangen, doch das wurde ihr nicht gestattet. Edmund redete ihr so ernsthaft zu, noch ein Weilchen zu rasten, daß sie sich fügen mußte. So blieb sie auf der Bank zurück, beglückt durch die zärtliche Fürsorge ihres Cousins, doch betrübt, daß sie nicht kräftiger war. Sie blickte den beiden nach, bis sie um die Wegbiegung verschwanden, und horchte auf den Klang ihrer Stimmen, bis er sich in der Stille verlor.

## 10. Kapitel

Eine Viertelstunde, zwanzig Minuten vergingen, und Fannys Gedanken kreisten noch immer um Edmund, Miss Crawford und ihre eigene Person, ohne daß jemand sie unterbrach. Sie begann sich zu wundern, daß man sie so lange allein ließ, und horchte begierig, ob sie nicht bald den Klang ihrer Schritte und Stimmen vernähme. Sie lauschte, und endlich hörte sie auch etwas. Stimmen und Schritte näherten sich. Sie hatte sich jedoch gerade überzeugt, daß es nicht die waren, auf die sie wartete, als Miss Bertram, Mr. Rushworth und Mr. Crawford aus dem Waldweg hervortraten, den sie selbst gekommen war, und alsbald vor ihr standen.

«Miss Price, ganz allein!» und «Fanny, wie kommt das?» waren die ersten Begrüßungen. Sie erzählte ihre Geschichte. «Arme, kleine Fanny!» rief ihre Cousine. «Wie schlecht sie dich behandelt haben! Wärest du lieber bei uns geblieben!»

Darauf ließ sie sich mit einem Herrn zu jeder Seite auf der Bank nieder und nahm mit großer Lebhaftigkeit die unterbrochene Unterhaltung wieder auf, die sich nach wie vor um die Verschönerungsmöglichkeiten drehte. Man hatte noch nichts beschlossen, aber Henry Crawford war voller Ideen und Pläne, und was immer er vorschlug, wurde unverzüglich gutgeheißen, zuerst von Miss Bertram und hierauf von Mr. Rushworth, dessen Tätigkeit hauptsächlich darin zu bestehen schien, den anderen zuzuhören; er selber riskierte kaum einen eigenen Gedanken außer dem Wunsch, daß sie die Besetzung seines Freundes Smith gesehen hätten.

Als auf diese Weise einige Minuten vergangen waren, fiel Miss Bertrams Blick auf das Gittertor, und sie äußerte das Verlangen, auf diesem Wege weiter in den Park vorzudringen, um einen noch gründlicheren Überblick zu gewinnen. Das war ein vortrefflicher Gedanke, es war, Henry Crawfords Ansicht nach, die beste, die einzig richtige Art, erfolgreich vorzugehen – und er sah auch schon, keine halbe Meile entfernt, eine kleine Bodenerhebung, die ihnen genau die erforderliche Aussicht auf

das Haus bieten würde. Sie mußten also unbedingt durch das Tor zu dem Hügelchen gelangen; aber das Tor war verschlossen. Mr. Rushworth wünschte, er hätte den Schlüssel bei sich; er war ganz nahe daran gewesen, an den Schlüssel zu denken, er nahm sich fest vor, niemals wieder ohne den Schlüssel auszugehen! Doch damit war das Hindernis nicht behoben; und da Miss Bertram absolut nicht geneigt war, auf ihren Plan zu verzichten, erklärte Mr. Rushworth schließlich rundheraus, daß er zurückgehen und den Schlüssel holen wollte. Und schon machte er sich auf den Weg.

«Es ist zweifellos das gescheiteste, was wir tun können, wenn wir schon so weit vom Haus sind», sagte Mr. Crawford, nachdem er verschwunden war.

«Ja, es ist nichts anderes zu machen. Aber jetzt sagen Sie ehrlich, finden Sie Sotherton nicht viel ärger, als Sie erwartet hatten?»

«Nein, wirklich nicht, ganz im Gegenteil. Ich finde es besser, großartiger, in seiner Art stilvoller, wenn auch der Stil an sich vielleicht nicht der beste ist. Um ganz ehrlich zu sein», fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, «ich persönlich werde Sotherton nie wieder mit soviel Vergnügen besuchen wie jetzt. Mir wird es in einem Jahr wohl kaum schöner erscheinen.» Nach einem Augenblick der Verlegenheit erwiderte die Dame:

«Sie sind zu sehr Weltmann, um nicht mit den Augen der Welt zu sehen. Wenn alle anderen Sotherton verschönert finden, werden Sie bestimmt auch so denken.»

«Ich fürchte, ich bin in mancher Hinsicht weniger Weltmann, als für mich gut wäre. Meine Gefühle sind nicht so flüchtig, gewisse Erinnerungen vermag ich nicht so leicht zu überwinden, wie man es von einem Weltmann erwartet.»

Darauf folgte ein kurzes Stillschweigen, bis Miss Bertram wieder begann: «Sie haben die heutige Fahrt offenkundig sehr genossen. Ich habe mit Freude gesehen, wie gut Sie sich unterhalten haben. Sie und Julia haben den ganzen Weg lang gelacht.»

«Wirklich? Ja, ich glaube, wir haben viel gelacht, aber ich habe keine Ahnung mehr worüber. Doch! Jetzt fällt es mir ein. Ich habe ihr ein paar komische Geschichten von einem alten irischen Reitknecht meines Onkels zum besten gegeben. Ihre Schwester lacht gerne.»

«Sie halten sie für leichtherziger als mich.»

«Sie ist leichter zu amüsieren», erwiderte er, «und somit ...» mit feinem Lächeln – «was man eine angenehmere Gesellschaft nennt. Ich hätte nicht hoffen dürfen, Sie

während einer zehn Meilen langen Fahrt mit ein paar irischen Anekdoten zu unterhalten.»

«Von Natur aus bin ich vielleicht ebenso fröhlich wie Julia, aber jetzt habe ich manches zu bedenken.»

«Zweifellos – und es gibt Situationen im Leben, in denen übermäßige Heiterkeit Gefühllosigkeit bedeuten würde. Aber Ihre Aussichten sind zu glücklich, um trübe Gedanken zu rechtfertigen. Die Welt liegt hell und strahlend vor Ihnen.»

«Meinen Sie das wörtlich oder bildlich? Wörtlich, nehme ich an. Ja, gewiß, die Sonne scheint, und der Park dort sieht recht freundlich aus. Aber dieses unglückselige Eisentor, dieser Zaun, dieser Graben beengen und bedrängen mich. Ich komme mir vor wie ein Vogel im Käfig.» Sie sprang auf und näherte sich dem Tor, während er folgte. «Mr. Rushworth braucht auch gar zu lange, um den Schlüssel zu holen!»

«Und Sie würden sich natürlich um keinen Preis ohne den Schlüssel und Mr. Rushworths freundliche Genehmigung hinauswagen; sonst könnten Sie ohne große Schwierigkeit über das Gitter steigen. Mit meiner Hilfe wären Sie sofort drüben – wenn Sie nur wirklich frei sein wollten, wenn Sie sich zu dem Gedanken durchringen könnten, daß es nicht <verboten> ist.»

«Verboten! Unsinn! Natürlich kann ich hier hinauskommen, und jetzt tue ich es auch. Mr. Rushworth muß ja jeden Augenblick wieder da sein – und wir bleiben in Sehweite.»

«Ja, und falls er uns nicht sofort erblickt, wird Miss Price so freundlich sein, ihm zu bestellen, daß er uns dort bei dem Hügelchen im Eichenhain findet.»

Fanny, die das alles als erschreckend ungehörig empfand, machte unwillkürlich den Versuch, es zu verhindern. «Du wirst dir wehtun, Maria!» rief sie. «Du wirst dich an den Eisenspitzen verletzen ... dein Kleid zerreißen ... du wirst ausgleiten und in den Graben fallen! Bitte tu es nicht!»

Doch während sie noch sprach, war ihre Cousine schon drüben und rief ihr lachend zu:

«Danke für deine Fürsorge, liebste Fanny, aber mein Kleid und ich, wir sind heil und ganz! Und somit Lebewohl!»

Fanny blieb wieder allein zurück, und es war ihr nicht wohler zumute. Alles was sie gehört und gesehen hatte, bedrückte sie tief; sie konnte ihre Cousine nicht begreifen und war sehr böse auf Mr. Crawford. Die beiden schlugen einen abseits führenden

Weg ein, auf dem sie nach ihrer Meinung niemals zu dem Hügel gelangen konnten, und waren bald ihrem Blick entschwunden.

Ein paar Minuten lang war ringsum nichts zu sehen und zu hören, das Wäldchen schien ihr allein zu gehören. Fast hätte sie meinen können, daß Edmund und Miss Crawford es verlassen hätten, wäre es nicht undenkbar gewesen, daß Edmund sie so völlig vergäße.

Rasche Schritte rissen sie aus ihren trüben Gedanken auf, jemand näherte sich eilig auf dem Mittelweg. Sie erwartete, Mr. Rushworth zu erblicken, doch es war Julia, die erhitzt und atemlos auftauchte und bei Fannys Anblick mit enttäuschem Gesicht ausrief: «Heda! Wo sind sie alle? Ich dachte, Maria und Mr. Crawford wären hier.»

Fanny erklärte die Situation.

«Ein feiner Trick, das muß ich sagen! Ich sehe sie nirgends.» Sie spähte eifrig durch das Gitter.

«Aber sehr weit können sie nicht sein, und was Maria zuwege bringt, kann ich auch, sogar ohne männliche Hilfe.»

«Aber, Julia, Mr. Rushworth wird gleich mit dem Schlüssel da sein. Bitte, warte doch auf ihn!»

«Ich denke nicht daran. Für heute habe ich von der Familie Rushworth genug. Ich habe mich gerade erst von der gräßlichen Alten freigemacht. Mein liebes Kind, was ich ausgestanden habe, während du hier so friedlich und erholsam im Grünen sitztest!

Du hättest an meiner Stelle sein sollen! Aber du verstehst es bei solchen Gelegenheiten immer, dich zu drücken.»

Das war eine höchst ungerechte Behauptung, doch Fanny widersprach nicht. Julia war von heftigem Wesen und augenblicklich sehr aufgebracht, aber Fanny wußte, daß sie sich bald beruhigen würde, und fragte deshalb nur, ob sie nicht Mr. Rushworth gesehen hätte.

«Ja doch, wir sind ihm begegnet. Er rannte, als ginge es um sein Leben, und hat sich gerade nur Zeit genommen, uns zu erklären, wohin er läuft und wo ihr alle seid.»

«Und jetzt hat er sich ganz umsonst so abgehetzt – der Arme!» «Das ist Fräulein Marias Sache. Ich sehe gar nicht ein, warum ich für ihre Sünden büßen soll. Von der

Mutter konnte ich nicht loskommen, solange Tante Norris um die Haushälterin herumgetanzt ist, aber vor dem Sohn kann ich ausreißen.»

Und schon schwang sie sich über den Zaun und ging rasch davon, ohne Fannys Frage, ob sie etwas von Miss Crawford und Edmund gesehen hätte, zu beachten. Doch der Gedanke an die beiden beschäftigte Fanny nicht mehr ausschließlich, weil sie Mr. Rushworths Rückkehr geradezu mit Grauen entgegensah. Sie fand, daß ihm großes Unrecht angetan wurde, und war ganz unglücklich, daß es nun ihr oblag, ihm das Vorgefallene zu berichten. Julia war kaum fünf Minuten lang verschwunden, als er auftauchte, und obwohl Fanny ihre Geschichte so schonend wie möglich erzählte, war er offenkundig über alle Maßen gekränkt und erzürnt. Zuerst sprach er kein Wort; nur seine Miene drückte sein fassungsloses Erstaunen und seinen Ärger aus. Er ging zum Tor und blieb dort stehen, als wüßte er nicht, was er nun beginnen sollte.

«Sie haben mich eigens gebeten, hier auf Sie zu warten – Maria hat mir aufgetragen, Ihnen zu bestellen, daß Sie sie dort beim Hügel antreffen ...»

«Ich glaube, ich gehe gar nicht weiter», meinte er verdrossen. «Ich sehe nichts von den beiden – bis ich zum Hügel komme, sind sie wieder woanders. Ich habe genug vom Herumlaufen.»

Und er ließ sich mit der düstersten Miene neben Fanny nieder.

«Es tut mir so leid», sagte sie. «Es ist wirklich schade ...» Und sie wünschte, sie könnte ihm etwas Tröstlicheres sagen.

Nach kurzem Schweigen fing er wieder an:

«Ich finde, sie hätten auf mich warten können.» «Maria dachte, Sie würden nachkommen.»

«Wenn sie auf mich gewartet hätte, brauchte ich ihr nicht nachzulaufen.»

Das ließ sich nicht leugnen, und Fanny schwieg. Nach einer neuerlichen Pause fuhr Mr. Rushworth fort: «Sagen Sie bitte, Miss Price, gehören Sie auch zu den Bewunderern von Mr. Crawford? Ich für mein Teil kann nichts Besonderes an ihm sehen.»

«Ich finde ihn gar nicht hübsch.»

«Hübsch! Einen so kleingeratenen Mann kann wahrhaftig niemand hübsch nennen! Er mißt nicht einmal fünf Fuß und neun Zoll, es würde mich nicht wundern, wenn es nur

acht Zoll über fünf Fuß wären. Nein, er sieht nach nichts aus. Meiner Ansicht nach sind diese Crawfords kein erfreulicher Zuwachs. Wir sind sehr gut ohne sie ausgekommen.»

Ein leiser Seufzer entfuhr Fannys Brust. Sie fand keinen Anlaß, ihm zu widersprechen.

«Wenn ich mich geweigert hätte, den Schlüssel zu holen, wäre das noch eine gewisse Entschuldigung. Aber ich bin sofort darum gelaufen, sobald sie ihn nur verlangt hat.»

«Ja, Sie waren überaus gefällig und sind auch sehr rasch gegangen – aber es ist doch ziemlich weit von hier bis zum Haus, und dann noch ins Haus hinein ... Und wissen Sie, wenn man ungeduldig wartet, verliert man jedes Zeitgefühl; eine halbe Minute scheint dann fünf Minuten zu dauern.»

Mr. Rushworth stand auf und ging wieder zum Tor hinüber. «Ich wollte, ich hätte den Schlüssel bei mir gehabt», murmelte er. Fanny meinte in seinem unschlüssigen Herumstehen Anzeichen einer versöhnlicheren Stimmung zu erkennen. Das gab ihr den Mut, es noch einmal zu probieren, und sie sagte sanft: «Es ist schade, daß Sie ihnen nicht nachgehen wollen. Maria dachte, sie würden von jenem Punkt dort einen besseren Blick auf das Haus haben. Jetzt werden sie beratschlagen wollen, und dazu ist doch Ihre Anwesenheit vonnöten. Ohne Sie kann nichts entschieden werden.»

Fanny entdeckte, daß es leichter war, einen Gesellschafter loszuwerden, als ihn zurückzuhalten. «Na, wenn Sie wirklich meinen, daß ich gehen soll ...» sagte er. «Es wäre ja auch dumm, den Schlüssel für nichts und wieder nichts geholt zu haben.» Damit schloß er das Tor auf und verließ sie ohne weitere Zeremonien.

Jetzt kehrten Fannys Gedanken wieder zu den beiden zurück, die sie so lange allein ließen, und in einem Anfall von Ungeduld beschloß sie, sich auf die Suche nach ihnen zu machen. Sie folgte eine Strecke weit dem unteren Weg und wollte gerade in einen anderen einbiegen, als Miss Crawfords unverkennbares Lachen ihr Ohr traf. Die Stimmen wurden lauter, und bei der nächsten Wegbiegung traten ihr die beiden entgegen. Sie kehrten aus dem Park zurück, wohin ein unverschlossenes Seitentürchen sie sehr bald, nachdem sie Fanny verlassen, gelockt hatte; sie waren in diesem Teil des Parks herumgewandert und auf die vielbesprochene Allee gestoßen, die Fanny den ganzen Tag lang so sehnsüchtig zu erreichen gehofft hatte; dort waren sie dann unter einem Baum gesessen. Das war ihre Geschichte, und man sah ihnen an, daß sie die Zeit sehr angenehm verbracht hatten und sich der Dauer ihrer Abwesenheit gar nicht bewußt waren. Fanny mußte sich mit Edmunds Beteuerungen trösten, daß er sie innig herbeigewünscht habe und sicher gekommen wäre, um sie zu holen, wenn sie nicht

vorher schon so müde gewesen wäre. Es genügte nicht ganz, um sie über die Kränkung hinwegzubringen, daß er sie eine volle Stunde lang allein gelassen, wo er doch nur von ein paar Minuten gesprochen hatte, und es beschwichtigte auch nicht ihre Neugier, wovon sie wohl die ganze Zeit geredet haben mochten. Und alles endete zu ihrer Enttäuschung und Betrübniß damit, daß sie in wortlosem Einverständnis ihre Schritte zum Haus zurücklenkten.

Als sie zur Treppe kamen, die zur Terrasse hinaufführte, erschienen oben Mrs. Rushworth und Mrs. Norris, die jetzt, anderthalb Stunden nachdem man das Haus verlassen hatte, gerade bereit waren, sich in die Wildnis zu begeben. Mrs. Norris hatte ihre Zeit gut angewendet. Mochten alle möglichen Widerwärtigkeiten das Vergnügen ihrer Nichten getrübt haben – sie hatte jedenfalls einen äußerst befriedigenden Vormittag verbracht: Die Haushälterin, der sie die schmeichelhaftesten Komplimente über die Fasane machte, hatte sie schließlich in die Meierei geführt, ihr alle Kühe gezeigt und sich das Rezept für ihren berühmten Rahmkäse entlocken lassen; hierauf schloß sie eine sehr lohnende Bekanntschaft mit dem Gärtner: sie hatte ihn über die Krankheit seines Enkels ins Bild gesetzt, ihn davon überzeugt, daß es das Nervenfieber wäre, und ihm ein sicheres Mittel dagegen versprochen; und er hatte ihr zum Dank dafür seine kostbarsten Stecklinge vorgeführt und ihr überdies eine ganz aparte Sorte Heidekraut verehrt.

Nun kehrten sie alle zusammen ins Haus zurück, um dort auf verschiedenen Sofas herumzusitzen und die Zeit bis zur Rückkehr der anderen und der Ankündigung des Mittagessens, so gut es ging, mit gleichgültigem Geschwätz und Journalen zu verträdeln. Es wurde ziemlich spät, bis die Fräulein Bertram mit ihren beiden Rittern erschienen. Ihr Streifzug schien nicht sehr angenehm verlaufen zu sein und hatte offenkundig nicht die geringsten nützlichen Ergebnisse gezeitigt. Nach ihrer eigenen Aussage waren sie die ganze Zeit hintereinander hergerannt, und als sie sich endlich zusammenfanden, war es, soviel Fanny bemerken konnte, zu spät, um die Harmonie wiederherzustellen, und jedenfalls zu spät, um etwas Zweckmäßiges zu beschließen. Ein Blick auf Julia und Mr. Rushworth zeigte Fanny, daß sie nicht die einzige hier war, die ein enttäuschtes Herz im Busen trug, denn beide blickten düster drein. Mr. Crawford und Miss Bertram wirkten dagegen um so heiterer, und es schien Fanny, daß er sich während des Essens ganz besondere Mühe gab, um den Groll der beiden anderen zu besänftigen und die allgemeine gute Laune wiederherzustellen.

Tee und Kaffee wurden sehr bald nach dem Mittagessen serviert, denn die lange Heimfahrt ließ keine Zeitverschwendung zu. Von dem Augenblick an, da sie sich zu Tisch setzten, war alles nur noch eine hastige Folge gesellschaftlicher Nichtigkeiten,

bis schließlich der Wagen vor der Tür stand, und Mrs. Norris – die nach vielem Herumzappeln von der Haushälterin noch einige Fasaneneier und einen Rahmkäse geschenkt bekam – sich nach überströmenden Dankes- und Höflichkeitsbezeugungen zum Gehen bereit erklärte. Im gleichen Augenblick trat Mr. Crawford an Julia heran und sagte: «Ich hoffe, meine Reisegefährtin wird mir nicht untreu – es sei denn, daß sie sich vor der kühlen Nachtluft fürchtet.» Die Aufforderung kam unverhofft, wurde aber sehr gnädig aufgenommen, und Julias Tag schien ebenso glücklich zu enden, wie er begann. Miss Bertram hatte es anders erwartet und war etwas enttäuscht, aber die Überzeugung, daß in Wahrheit sie die Bevorzugte sei, tröstete sie, so daß sie imstande war, Mr. Rushworths Artigkeiten mit der passenden Miene über sich ergehen zu lassen. Ihm gefiel es zweifellos besser, ihr in den Wagen zu helfen, als sie auf den Kutschbock zu heben, und er fand seine Selbstzufriedenheit wieder.

«Na, Fanny, das war ein schöner Tag für dich», sagte Mrs. Norris, als sie durch den Park davonfuhren. «Nichts als Lustbarkeiten von früh bis spät! Du mußt deiner Tante Bertram und mir sehr dankbar sein, daß wir uns bemüht haben, dir dieses Vergnügen zu verschaffen. Heute hast du dich einmal nach Herzenslust amüsiert.»

Maria war just übellaunig genug, um prompt zu erwidern: «Sie scheinen auch nicht gerade schlecht abgeschnitten zu haben, Tante. Ich sehe da allerlei Pakete auf Ihrem Schoß, und zwischen uns steht ein Korb oder etwas Ähnliches, woran ich mir schon den Ellbogen blau geschlagen habe.»

«Es ist nur ein hübsches, kleines Heidekrautstöckchen, Kind, das mir der nette, alte Gärtner geradezu aufgedrängt hat – aber wenn es dich stört, nehme ich es gleich auf meine Knie. Da, Fanny, du kannst dafür dieses Paket halten. Paß auf, laß es nicht fallen. Es ist ein Rahmkäse, genau wie der ausgezeichnete Käse, den wir zum Dessert hatten. Diese brave, alte Mrs. Whitaker wollte sich nicht zufrieden geben, bis ich nicht einen Käse angenommen hatte. Ich habe mich so lange wie möglich gesträubt, bis ihr beinahe die Tränen kamen – aber ich weiß, daß euere Mama gerade solchen Käse besonders gern ißt. Diese Mrs. Whitaker ist ein Juwel! Sie war ganz entsetzt, als ich sie fragte, ob am ersten Gesindetisch Wein getrunken wird, und sie hat zwei Hausmädchen entlassen, weil sie weiße Kleider trugen. Paß auf den Käse auf, Fanny. Nein danke, das andere Paket und den Korb kann ich schon alleine halten.»

«Was haben Sie denn noch mitgehen lassen, Tante?» fragte Maria, die durch die Komplimente an die Adresse Sothertons versöhnlicher gestimmt wurde.

«Mitgehen lassen! Was für ein Ausdruck, liebes Kind! Es sind nur vier oder fünf Eier von diesen prächtigen Fasanen, die Mrs. Whitaker mir beinahe mit Gewalt



aufgezwungen hat; sie wollte sich absolut nicht abweisen lassen und sagte, es müßte mir doch eine angenehme Zerstreuung sein, da ich so ganz allein lebe, ein paar von den schönen Geschöpfen um mich zu haben. Ich werde der Geflügelmagd sagen, daß sie die nächste Bruthenne auf die Eier setzt, und wenn die Küken ausschlüpfen, kann ich sie zu mir übersiedeln und mir ein Gatter für sie ausborgen. In meinen einsamen Stunden wird es mir eine große Freude sein, mich mit den Tierchen zu befassen, und wenn ich Glück mit ihnen habe, soll euere Mutter auch ein paar bekommen.»

Es war ein wunderbarer Abend, still und milde, und die Fahrt so angenehm wie möglich. Doch als Mrs. Norris nichts mehr zu sagen hatte, herrschte im Wagen tiefes Schweigen. Niemand war mehr in Stimmung, und die Frage, ob der heutige Tag mehr Freude oder Pein gebracht hätte, mochte jedes Gemüt hinlänglich beschäftigen.

## 11. Kapitel

Mit allen seinen Mängeln lieferte der in Sotherton verbrachte Tag den Fräulein Bertram Anlaß zu weit angenehmeren Gefühlen als die Briefe, die kurz darauf aus Antigua eintrafen. Es war viel vergnüglicher, an Henry Crawford zu denken als an ihren Vater, und die Vorstellung, daß dieser Vater, wie die Briefe es verhiessen, bald wieder in England sein würde, war ihnen wenig willkommen.

November war der düstere Monat, für den er seine Heimkehr ankündigte. Sir Thomas schrieb es mit soviel Bestimmtheit, als seine Erfahrung und Vorsicht nur zuließen. Seine Geschäfte waren jetzt so weit gefördert, daß er sich vornehmen konnte, die Überfahrt auf dem September-Paketboot anzutreten, und er hoffte, im November wieder mit seiner geliebten Familie vereinigt zu sein.

Maria war mehr zu bedauern als Julia, denn ihr brachte Sir Thomas einen Gatten mit; die Heimkehr des Vaters, der so innig um ihr Glück besorgt war, bedeutete für sie die unlösbare Verbindung mit dem Mann ihrer Wahl, auf den sich dieses Glück gründen sollte. Es war eine finstere Aussicht, und sie wußte nichts Besseres zu tun, als sie mit einem Nebel zu verhüllen und zu hoffen, daß sie etwas anderes erblicken würde, wenn der Nebel sich wieder hob; es würde ja nicht gleich Anfang November sein – alle möglichen Verzögerungen waren denkbar – eine schlechte Überfahrt – oder sonst etwas; das beliebte Etwas, mit dem alle sich so gern trösten, die beim Schauen ihre Augen und beim Nachdenken ihren Verstand verschließen. Ja, es würde frühestens

Mitte November sein, und bis Mitte November waren es noch drei Monate. Drei Monate bedeuteten dreizehn Wochen. In dreizehn Wochen konnte sich viel ereignen.

Sir Thomas wäre tief gekränkt gewesen, hätte er nur halbwegs die Gefühle geahnt, mit der seine Töchter seiner Heimkehr entgegensahen, und der Umstand, daß eben diese Heimkehr in der Brust einer anderen jungen Dame das höchste Interesse erregte, hätte ihn wohl kaum darüber zu trösten vermocht. Miss Crawford, die mit ihrem Bruder nach Mansfield Park spaziert war, um dort den Abend zu verbringen, vernahm alsbald die freudige Nachricht; und obwohl sie ihr scheinbar nicht mehr Beachtung schenkte, als die Höflichkeit erforderte, und ihre Anteilnahme nur durch ein paar gemessene Worte ausdrückte, lauschte sie mit einer Aufmerksamkeit, die nicht so leicht zu befriedigen war. Mrs. Norris gab den Inhalt der Briefe wieder, und das Thema wurde fallengelassen. Doch als nach dem Tee Miss Crawford mit Edmund und Fanny am offenen Fenster stand und in die Abenddämmerung hinausblickte, während die Fräulein Bertram, Mr. Rushworth und Henry Crawford sich mit den Kerzen am Klavier zu schaffen machten, kam sie plötzlich wieder darauf zurück und sagte, sich der Gruppe zuwendend: «Wie glücklich Mr. Rushworth heute aussieht! Er freut sich auf den November.»

Edmund sah ebenfalls zu Mr. Rushworth hinüber, hatte aber nichts zu bemerken.

«Die Rückkehr Ihres Vaters wird ein großes Ereignis sein.» «Ja gewiß! Nach einer so langen Abwesenheit, die mit mancherlei Gefahr verbunden war!»

«Und andere große Ereignisse werden folgen: die Hochzeit Ihrer Schwester und Ihre Ordinierung.»

«Jawohl.»

«Seien Sie nicht beleidigt», sagte sie lachend, «aber es erinnert mich an die Helden der antiken Sage, die in die Ferne zogen, um große Taten zu vollbringen, und dann nach ihrer glücklichen Heimkehr den Göttern Opfer darbrachten.»

«In diesem Fall gibt es keine Opfer», sagte Edmund mit ernstem Lächeln und einem neuerlichen Blick zum Klavier hinüber. «Es ist ihr eigener Wille.»

«O ja, das weiß ich. Es war nur ein Scherz. Sie hat getan, was jedes Mädchen an ihrer Stelle tun würde, und ich zweifle nicht daran, daß sie sehr glücklich wird. Mein zweites Opfer haben Sie natürlich nicht verstanden.»

«Ich versichere Ihnen, daß meine Berufswahl genau so freiwillig ist wie Marias Heirat.»

«Es trifft sich gut, daß Ihre Neigung so gut mit dem Interesse Ihres Vaters zusammenstimmt. Wie ich höre, wartet hier in der Gegend eine fette Pfründe auf Sie.»

«Und Sie nehmen an, daß mich das beeinflußt hat?» «Nein, ganz sicher nicht!» rief Fanny.

«Danke für deine gute Meinung, Fanny, aber es ist mehr, als ich selber beschwören möchte. Im Gegenteil, der Umstand, daß ich auf dieses Amt zählen durfte, hat mich wahrscheinlich stark beeinflußt. Doch daran kann ich nichts Schlimmes finden. Ich hatte keinerlei angeborene Abneigung gegen den Beruf zu überwinden, und ich sehe nicht ein, warum ein Mann ein schlechterer Pfarrer sein sollte, weil er weiß, daß er schon in jungen Jahren sein Auskommen haben wird. Ich war in guten Händen. Ich hoffe, ich selbst würde mich durch keinen Vorteil in eine falsche Richtung drängen lassen, und ganz sicher hätte mein Vater bei seiner großen Rechtlichkeit es niemals zugelassen. Ja, zweifellos haben auch äußere Umstände mich beeinflußt, aber ich glaube, ich habe mir deswegen nichts vorzuwerfen.»

«Es ist das gleiche», sagte Fanny nach kurzem Nachdenken, «wie wenn der Sohn eines Admirals zur See geht oder der Sohn eines Generals in die Armee eintritt, und darin sieht gewiß niemand etwas Unrechtes. Niemand wundert sich, wenn ein junger Mann den Beruf wählt, in dem seine Freunde ihn am besten fördern können, und niemand verdächtigt ihn darum, daß es ihm nicht ernst damit sei.»

«Nein, meine liebe Miss Price, und das aus guten Gründen. In Ihren beiden Beispielen liegt die Rechtfertigung in den Berufen selbst. Alles spricht zu ihren Gunsten: Heroismus, Wagemut, Abenteuerlust, ja sogar der gute Ton. Militärs und Seehelden stehen in der Gesellschaft hoch im Kurs. Darum gibt es nichts zu wundern, wenn junge Leute diese Berufe wählen.»

«Wenn dagegen ein Mann in der Gewißheit, sein Amt antreten zu können, Pfarrer wird, meinen Sie, daß man ihn unlauterer Beweggründe verdächtigen darf, nicht wahr?» sagte Edmund. «In Ihren Augen wäre er nur gerechtfertigt, wenn seine Zukunft ganz unsicher vor ihm läge.»

«Was! In den geistlichen Stand treten, ohne über eine Pfründe zu verfügen? Das wäre Wahnsinn, heller Wahnsinn!»

«Soll ich Sie jetzt fragen, woher die Kirche ihre Diener nehmen soll, wenn man weder mit noch ohne Aussicht auf ein sicheres Amt Pfarrer werden darf? Nein, denn Sie wüßten darauf keine Antwort. Aber gestatten Sie mir, Ihre eigenen Argumente zugunsten des armen Pfarrers auszulegen. Da er sich nicht von den Beweggründen leiten läßt, die, wie Sie soeben sagten, dem Militär und dem Seemann gleichzeitig Anreiz und Belohnung sind, da Heldentum und Weltklugheit und Mode sämtlich gegen ihn sprechen, sollte doch gerade er nicht in den Verdacht geraten, daß es ihm bei der Wahl seines Berufs an Aufrichtigkeit und gutem Willen mangelt.»

«Oh, er zieht zweifellos ganz aufrichtig ein fix und fertiges Einkommen der Mühe vor, sich selber eines zu erarbeiten, und hat sicherlich den besten Willen, sein Leben lang nichts weiter zu tun, als zu essen und zu trinken und Fett anzusetzen. Es ist nichts als Trägheit, Mr. Bertram, glauben Sie mir, Trägheit und Bequemlichkeit. Was unserem Pfarrer mangelt, ist Ehrgeiz, ist der Geschmack an guter Gesellschaft, das Bestreben, sich Sympathien zu erwerben. Als Pfarrer braucht er nichts zu tun, als einfach dahinzuleben – die Zeitung zu lesen, nach dem Wetter zu sehen, mit seiner Frau zu streiten. Seine Arbeit besorgt der Vikar. Seine eigene Tätigkeit besteht darin, gut zu essen.»

«Es gibt sicher auch solche Geistliche, aber sie sind nicht so zahlreich, daß Miss Crawford den ganzen Stand nach ihnen beurteilen dürfte. Ich glaube, daß Sie mit diesen Verallgemeinerungen und (wenn ich es aussprechen darf) Gemeinplätzen gar nicht Ihr eigenes Urteil ausdrücken, sondern die Ansichten voreingenommener Menschen wiederholen, die Sie zu hören gewohnt sind. Es ist ausgeschlossen, daß Sie aus eigener Beobachtung und Erfahrung sprechen. Persönlich kennen Sie wohl nur sehr wenige Vertreter des Standes, den Sie jetzt in Bausch und Bogen verdammen. Sie sagen einfach, was Sie am Tisch Ihres Onkels gehört haben.»

«Ich sage, was ich für die allgemeine Meinung halte, und wenn eine Meinung allgemein ist, ist sie gewöhnlich auch richtig. Wenn ich auch persönlich nicht viel Einblick in das Privatleben der Pfarrer habe, ist es zu vielen Menschen bekannt, als daß man über unzulängliche Information klagen könnte.»

«Wenn ein ganzer Stand von gebildeten Menschen ausnahmslos verdammt wird, muß es immer an der Unzulänglichkeit der Information oder – (lächelnd) an einer anderen Unzulänglichkeit liegen. Ihr Onkel und seine Admiralskollegen kannten wahrscheinlich nicht viele Geistliche außer ihren Schiffskaplanen, die sie samt und sonders zum Teufel wünschten.»

«Armer William! Er hat vom Kaplan der ‹Antwerpen› so viel Freundlichkeit erfahren!»

Dieser zärtliche Einwurf Fannys entsprach zwar nicht dem Gesprächsthema, aber um so mehr ihrem liebevollen Herzen.

«Ich habe mich den Ansichten meines Onkels stets so wenig untergeordnet, daß ich wahrhaftig nicht glaube ... Aber wenn Sie mich so in die Enge treiben, darf ich vielleicht bemerken, daß ich augenblicklich, als Hausgenossin meines Schwagers, doch einige Gelegenheit zu eigenen Beobachtungen habe; und obwohl Dr. Grant sich zu mir ganz reizend benimmt, obwohl er ein echter Gentleman ist und sicher ein gescheiter und hochgelehrter Mann, der manchmal ganz ausgezeichnet predigt und gewiß allen Respekt verdient – ich für mein Teil sehe in ihm einen bequemen, egoistischen Bonvivant, der einzig an seinen Gaumen denkt, der keinen Finger rührt, um es den anderen leichter zu machen, und der überdies, wenn die Köchin etwas verpatzt, seine schlechte Laune an seiner vorzüglichen Frau ausläßt. Um die Wahrheit zu gestehen – Henry und ich sind heute abend hauptsächlich aus dem Haus getrieben worden, weil Dr. Grant seinen Ärger über einen nicht ganz gelungenen Gänsebraten absolut nicht verwinden konnte. Meine arme Schwester mußte bleiben und seine Tiraden anhören.»

«Jetzt verstehe ich Ihre Mißbilligung. Es ist ein großer Fehler, sich auf diese Weise gehen zu lassen, und bei Ihrer Feinfühligkeit muß es Ihnen besonders schmerzlich sein, Ihre Schwester darunter leiden zu sehen. Fanny, wir sind geschlagen. Wir können es nicht auf uns nehmen, Dr. Grant zu verteidigen.»

«Nein», sagte Fanny, «aber den Beruf brauchen wir darum nicht verloren zu geben. Doktor Grant hätte ja seine ... sein nicht ganz ausgeglichenes Wesen auch in jeden anderen Beruf mitgebracht. Und da ihm zum Beispiel als Offizier oder Schiffskapitän mehr Leute unterstellt wären als jetzt, hätte er auch mehr Leute quälen können. Außerdem glaube ich ganz bestimmt, daß die Eigenschaften, die an Dr. Grant vielleicht zu tadeln sind, sich bei einer weltlicheren und praktischeren Tätigkeit eher noch verschlimmert hätten – denn in jedem anderen Beruf würde er weniger die Verpflichtung fühlen und sich seltener die Zeit nehmen, sich selbst zu prüfen und an sich zu arbeiten, wie er es jetzt trotz allem doch unbedingt tun muß. Es kann gar nicht sein, daß ein Mensch – ein so kluger Mensch wie Dr. Grant – Woche für Woche die anderen in ihren Pflichten unterweist, jeden Sonntag zweimal in die Kirche geht und vortreffliche Predigten hält, ohne daß er selbst dabei besser würde. Sein Beruf zwingt

ihn, über sich selber nachzudenken, und ich bin ganz sicher, daß er sich immer noch mehr um Selbstbeherrschung bemüht, als er es täte, wenn er kein Geistlicher wäre.»

«Das Gegenteil läßt sich freilich nicht beweisen», sagte Miss Crawford. «Jedenfalls wünsche ich Ihnen ein besseres Los, Miss Price, als die Frau eines Mannes zu werden, dessen Liebenswürdigkeit von seinen eigenen Predigten abhängt. Denn wenn er sich vielleicht auch Sonntag in eine freundliche Laune hineinpredigt, wäre es noch schlimm genug, wenn er von Montag früh bis Samstag über seinen Gänsebraten zankt.»

«An einem Mann, der mit Fanny so lange zanken könnte», sagte Edmund liebevoll, «wären bestimmt auch die besten Predigten verloren.»

Fanny verkroch sich tiefer in die Fensternische, und Miss Crawford hatte gerade nur Zeit, mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln zu sagen: «Miss Price findet es leichter, Lob zu verdienen, als sich loben zu hören», als die Fräulein Bertram sie bestürmten, bei einem mehrstimmigen Lied mitzusingen. Und schon trippelte sie bereitwillig zum Klavier hinüber, während Edmund ihr entzückt nachblickte, denn in seinen Augen besaß sie bereits alle Tugenden, angefangen von ihrer verbindlichen Art bis hinunter zu ihrem leichten, graziösen Gang.

«Diese reizende Heiterkeit!» rief er aus. «Dieses zutiefst gutmütige Wesen! Sie wäre nicht imstande, einem Menschen wehzutun. Wie anmutig sie sich bewegt! Und wie liebenswürdig sie sich den Launen der anderen fügt! Man braucht nur einen Wunsch zu äußern, und schon ist sie bereit! – Wie schade», fügte er nach einem Augenblick hinzu, «daß sie in so schlechten Händen gewesen ist.»

Fanny stimmte zu und erlebte die Freude, daß er bei ihr am Fenster blieb und bald auch, gleich ihr, seine Augen zu dem Sternenhimmel erhob, der sich in feierlichem Glanz über die schwarzen Schatten der Wälder breitete. Fanny gab ihrer Bewegung Ausdruck. «Wie schön das ist», sagte sie leise. «Dort oben ist Ruhe, dort oben ist wahre Harmonie. Wie klein alles andere dagegen scheint ... Musik – Malerei – sogar die Poesie kann nur unvollkommene Versuche machen, es zu beschreiben. Bei diesem Anblick muß jedes Herz zur Ruhe kommen. Wenn ich in einer solchen Nacht zum Himmel aufschau, ist es mir, als könnte es auf der Welt keinen Kummer und keine Schlechtigkeit geben – und es gäbe auch bestimmt weniger davon, wenn die Menschen sich öfter von der Erhabenheit der Natur durchdringen ließen.»

«Ich freue mich deiner Begeisterung, Fanny. Ja, es ist eine wunderbare Nacht, und die Menschen können einem leidtun, die nicht empfinden gelernt haben, was du so tief

fühlst, die nicht von Jugend an zur Freude an der Natur hingeleitet wurden. Sie ahnen gar nicht, wieviel sie verlieren.»

«Du hast mich denken und fühlen gelehrt, Edmund. In diesem Gegenstand warst du mein Schulmeister.»

«Ich hatte eine sehr gelehrige Schülerin. Sieh nur, wie hell Arcturus dort leuchtet.»

«Ja, und der Große Bär. Ich möchte gern Kassiopeia sehen.» «Dazu müßten wir auf den Rasenplatz hinausgehen. Hast du keine Angst?»

«Nicht im geringsten. Wir haben jetzt so lange nicht Sterngucker gespielt.»

«Ja, ich weiß nicht, wie das gekommen ist ...» In diesem Augenblick begann der Gesang.

«Bleiben wir noch, bis das Lied zu Ende ist, Fanny», bat er und wandte sich vom Fenster ab. Und während die fröhliche Weise munter fortschritt, sah sie zu ihrer Betrübniß auch ihn fortgehen und sich, ohne es selbst zu wissen, Schritt für Schritt dem Klavier nähern. Als das Lied zu Ende war, stand er dicht neben den Sängern und verlangte stürmischer als alle anderen, es noch einmal zu hören.

Fanny blieb allein am Fenster, bis Mrs. Norris' Schelten, ob sie sich den Schnupfen holen wolle, sie von dort vertrieb.

## 12. Kapitel

Sir Thomas sollte im November zurückkehren, und seinen ältesten Sohn rief die Pflicht noch früher nach Hause. Die Jagdzeit nahte, und Mr. Bertram kündigte seine bevorstehende Ankunft zuerst durch einen Brief an den Wildhüter und dann durch einen an Edmund an. Ende August erschien er selbst, um sich wiederum fröhlich, witzig und galant zu zeigen, wie es dem Anlaß entsprach oder Miss Crawford es heischte, um Geschichten von Pferderennen, Gesellschaften und Freunden zum besten zu geben, denen sie noch vor sechs Wochen mit Interesse gelauscht hätte – vor allem aber um ihr durch die Macht des praktischen Vergleichs unwiderleglich darzutun, daß ihr der jüngere Bruder besser gefiel.

Das war sehr ärgerlich und tat ihr herzlich leid. Aber so war es nun einmal, und die Absicht, den Älteren zu heiraten, lag ihr jetzt so fern, daß sie ihn nicht einmal zu betören suchte, zumindest nicht mehr, als sie ihrem Selbstgefühl unbedingt schuldig

war. Seine lange Abwesenheit von Mansfield, ohne anderen Zweck und Grund als sein Amusement und seine eigene Laune, bewies deutlich, daß ihm nichts an ihr lag. Und dieses Gefühl beruhte auf Gegenseitigkeit: wäre er ihr in diesem Augenblick als der Besitzer von Mansfield Park, als der komplette Sir Thomas, der er ja einmal sein würde, entgegengetreten, hätte sie ihn, wenn sie es richtig bedachte, vermutlich auch nicht genommen.

Die herbstlichen Pflichten, die Mr. Bertram nach Mansfield zurückbrachten, entführten Mr. Crawford nach Norfolk. Anfang September ging es in Everingham nicht ohne ihn. Er beurlaubte sich für vierzehn Tage, und diese vierzehn Tage kamen den Fräulein Bertram so unerträglich öde vor, daß allein dieser Umstand hätte genügen müssen, um ihnen beiden die Augen zu öffnen, und sogar Julia, trotz ihrer Eifersucht auf die Schwester, zur Erkenntnis zu bringen, daß man ihm auf keinen Fall trauen dürfe und es besser wäre, wenn er nicht mehr zurückkäme. Der junge Mann hingegen hätte in diesen vierzehn Tagen, in den Pausen zwischen Jagen und Schlafen, reichlich Muße gehabt, die Situation ein wenig zu bedenken; und wäre es nur ein wenig seine Gewohnheit gewesen, seine Beweggründe zu erforschen und zu überlegen, wohin seine müßige Eitelkeit führen mußte, hätte er auch die Notwendigkeit erkannt, Mansfield vorläufig fernzubleiben. Doch Reichtum und schlechtes Beispiel hatten ihn rücksichtslos und egoistisch gemacht, und er wollte nicht über den gegenwärtigen Augenblick hinausdenken. Daß die schönen, geistreichen Schwestern ihm beide mehr als freundlich entgegenkamen, war für sein blasiertes Gemüt just die rechte Zerstreuung; und da er in Norfolk keinen gleichwertigen Ersatz für die geselligen Freuden von Mansfield fand, kehrte er zur festgesetzten Zeit gern dorthin zurück und wurde von den beiden, mit denen er weiterhin zu tändeln gedachte, ebensogern willkommen geheißen.

Maria hatte Mr. Crawford schmerzlich vermißt, denn in seiner Abwesenheit war sie ausschließlich auf Mr. Rushworths Gesellschaft angewiesen und somit verurteilt, immer wieder anzuhören, wie die heutige Jagd verlaufen war, wie großartig seine Hunde sich bewährt hatten, wie seine Nachbarn ihn beneideten und mit welchem Eifer er den Wilderern nachstellte – lauter Mitteilungen, die nicht den Weg zum weiblichen Herzen finden, sofern nicht hervorragende Talente auf der einen oder wahre Zuneigung auf der anderen Seite vorhanden sind. Julia aber, die weder verlobt noch sonstwie abgelenkt war, fühlte sich berechtigt, ihn noch schmerzlicher zu vermissen. Jede Schwester hielt sich für die Bevorzugte – Julia auf Grund von Mrs. Grants schelmischen Anspielungen, die gar zu gern glauben wollte, was sie wünschte, und Maria auf Grund von Mr. Crawfords eigenen Anspielungen. Alles lief im gleichen



Geleise weiter wie vor seiner Abreise. Er zeigte sich jeder Schwester gegenüber so galant und liebenswürdig, daß er nichts von seiner Macht über sie verlor, und wußte genau an dem Punkt einzuhalten, über den hinaus seine Courschneiderei allzu auffällig geworden wäre.

Fanny war die einzige, die daran etwas auszusetzen fand. Seit dem Ausflug nach Sotherton konnte sie weder Maria noch Julia mit Mister Crawford zusammensehen, ohne sie scharf zu beobachten, und nur selten fand sie keinen Anlaß zum Staunen oder Tadeln. Hätte sie ihrem eigenen Verstand nur mehr getraut, wäre sie ganz sicher gewesen, klar zu sehen und richtig zu urteilen, so hätte sie wohl ihrem ständigen Vertrauten, Edmund, einige bedeutsame Beobachtungen mitgeteilt. So aber wagte sie bloß eine leise Andeutung, und die Andeutung fiel nicht auf fruchtbaren Boden. «Es wundert mich eigentlich», sagte sie zu Edmund, «daß Mister Crawford so bald zurückgekommen ist, nachdem er vorher schon volle sechs Wochen hier verbracht hat. Er soll doch auf Abwechslung und Ortsveränderung so versessen sein – ich war ganz sicher, daß irgendein Zufall ihn anderswo hinlocken würde. Er ist an glänzendere Orte als Mansfield gewöhnt.»

«Jedenfalls spricht es für ihn», entgegnete Edmund, «und vor allem freut es seine Schwester. Sein Herumzigeunern gefällt ihr nicht.»

«Wie beliebt er sich bei Maria und Julia gemacht hat!» «Ja, er weiß sich Damen gegenüber zu benehmen. Mrs. Grant scheint zu glauben, daß er eine tiefere Zuneigung für Julia gefaßt hat. Ich selbst habe eigentlich niemals viel davon bemerkt, aber ich wünschte, sie hätte recht. Er hat keine Fehler, die nicht durch eine ernsthafte Bindung zu heilen wären.»

«Wenn Maria nicht verlobt wäre», sagte Fanny vorsichtig, «möchte ich manchmal fast meinen, daß er sie mehr bewundert als Julia.»

«Was vielleicht deutlicher dafür spricht, daß er Julia bevorzugt, als du, Fanny, wissen kannst. Ich glaube, es ist oft so, daß ein Mann, bevor er sich endgültig entscheidet, die Schwester oder Busenfreundin seiner Zukünftigen mehr auszeichnet als die Dame selber. Crawford ist zu vernünftig, er würde nicht hierbleiben, wenn er das Gefühl hätte, daß ihm von Maria Gefahr droht. Und um sie ist mir nicht bange. Sie hat hinlänglich bewiesen, daß sie dem Verstand und nicht dem Gefühl folgt.»

Fanny meinte, daß sie sich geirrt hätte, und hatte die beste Absicht, künftighin anders zu denken; doch wie gern sie sich auch Edmunds besserem Urteil unterwarf und wie oft sie auch diskrete Blicke und Anspielungen der anderen auffing, die besagen

sollten, daß Mr. Crawford Julia erwählt hatte, wußte sie manchmal nicht, was sie glauben sollte. Eines Abends wurde sie zufällig in die diesbezüglichen Hoffnungen ihrer Tante Norris eingeweiht, die diese der alten Mrs. Rushworth anvertraute, und konnte sich ihrer heimlichen Zweifel nicht erwehren. Sie wäre froh gewesen, hätte sie nicht zuhören müssen, denn das Gespräch fand statt, während die anderen jungen Leute alle tanzten, und Fanny, sehr gegen ihren Wunsch, bei den älteren Damen am Kamin saß und sehnsüchtig auf den Eintritt ihres älteren Cousins wartete, auf dem augenblicklich ihre ganze Hoffnung beruhte, diesen Tanz nicht zu versäumen. Es war Fannys erster Ball, aber ohne die Vorbereitungen und den Glanz, die eigentlich zu einem ersten Ball gehören. Man hatte ihn von einer Stunde auf die andere improvisiert, gestützt auf die Akquisition eines neuen Bedienten, der die Geige zu spielen verstand, und auf die Hoffnung, mit Hilfe von Mrs. Grant und einem neuen, intimen Freund Toms, der eben erst zu Besuch gekommen war, fünf Paare aufzustellen. Für Fanny war es bisher vier Tänze lang ein herrlicher Ball gewesen, und sie war ganz betrübt, auch nur eine Viertelstunde davon zu verlieren. Während sie wartend und wünschend dasaß und bald auf die Tänzer, bald sehnsüchtig zur Tür hinblickte, hörte sie notgedrungen das Gespräch der beiden Damen.

«Ich denke, gnädige Frau», sagte Mrs. Norris, den Blick auf Maria und Mr. Rushworth gerichtet, die zum zweitenmal zusammen antraten, «jetzt bekommen wir wieder zwei frohe Gesichter zu sehen.»

«Ja, gnädige Frau, gewiß», erwiderte die würdige Dame mit dümmlichem Lächeln, «jetzt wird es wieder ein Vergnügen sein zuzuschauen. Ich finde es ja schade, daß sie nicht die ganze Zeit miteinander tanzen. Junge Leute in ihrer Situation sollten entschuldigt sein, wenn sie sich nicht streng an die Form halten. Ich staune, daß mein Sohn es nicht vorgeschlagen hat.»

«Das hat er wohl sicher getan, gnädige Frau. Mr. Rushworth läßt es niemals an Aufmerksamkeit fehlen. Aber unsere liebe Maria besitzt einen so ausgeprägten Sinn für Schicklichkeit, liebe Mrs. Rushworth, soviel von der echten Delikatesse, die alles Auffällige zu vermeiden wünscht und der man heutzutage so selten begegnet. Ach, sehen Sie doch nur ihr Gesicht an, liebe gnädige Frau! Jetzt schaut sie anders drein als während der letzten zwei Tänze!»

Miss Bertram machte in der Tat einen glückstrahlenden Eindruck. Ihre Augen leuchteten, und sie sprach mit großer Lebhaftigkeit, denn Julia und deren Partner, Mr. Crawford, tanzten dicht neben ihr. Die beiden Paare blieben eng beisammen. Fanny

erinnerte sich nicht, wie Maria vorhin ausgesehen hatte, denn sie selbst hatte mit Edmund getanzt und nicht an ihre Cousine gedacht.

Mrs. Norris fuhr fort: «Es ist wahrhaftig eine Freude, gnädige Frau, ein so glückliches junges Paar zu sehen – und dabei so comme il faut, und alles stimmt so gut zusammen! Ich muß immer daran denken, wie Sir Thomas sich freuen wird. Und was würden Sie von einer zweiten Verlobung halten, gnädige Frau? Mister Rushworth ist mit gutem Beispiel vorangegangen, und so etwas soll ansteckend sein.»

Mrs. Rushworth, die nur für ihren Sohn Augen hatte, konnte sich gar nicht denken, wer gemeint sei. Mrs. Norris kam ihr zu Hilfe: «Das erste Paar, gnädige Frau, dort drüben. Merken Sie nichts?»

«Ach du meine Güte! Natürlich, Miss Julia und Mr. Crawford! Wirklich ein sehr hübsches Paar. Hat er ein gutes Einkommen?»

«Viertausend im Jahr.»

«So so. Ja, jeder muß mit dem zufrieden sein, was er hat. Viertausend im Jahr ist gar nicht schlecht, und er scheint ja ein sehr solider, feiner junger Mensch zu sein. Ich hoffe, daß Miss Julia sehr glücklich wird.»

«Es ist noch nicht fest abgemacht, gnädige Frau, noch nicht. Wir sprechen nur unter Freunden davon. Aber ich zweifle nicht, daß es bald soweit sein wird. Er bemüht sich sehr um sie.»

Mehr vernahm Fanny nicht. Sie brauchte nicht länger zuzuhören und zu warten, denn Mr. Bertram war wieder im Zimmer, und wenn sie auch fand, daß es fast zuviel Ehre für sie wäre, glaubte sie doch sicher, daß er sie auffordern würde. Er trat auch in ihren kleinen Kreis, doch anstatt sie zum Tanz einzuladen, zog er sich einen Stuhl heran und berichtete ihr ausführlich von dem Zustand seines kranken Pferdes und der Meinung des Reitknechts, die er soeben eingeholt hatte. Dann griff er nach der Zeitung, die auf dem Tisch lag, und sagte dabei in lässigem Ton: «Wenn du unbedingt tanzen möchtest, Fanny, können wir ja.» Sein Anerbieten wurde viel höflicher abgelehnt – nein danke, sie wolle im Augenblick lieber nicht tanzen. «Das ist gescheit», rief er, plötzlich ganz munter werdend, «denn ich bin todmüde. Ich frage mich nur, wie die guten Leutchen das so lange aushalten. Sie müssen sämtlich verliebt sein, um Spaß an diesem Unsinn zu finden, und das sind sie wohl auch. Wenn du sie anschaust, siehst du lauter verliebte Paare – allesamt, bis auf Yates und Mrs. Grant – und unter uns gesagt, hätte die arme Frau einen Liebhaber genau so nötig wie jede andere. Ein blödsinnig langweiliges Leben muß sie bei unserem guten Doktor führen.» Er schnitt eine

Grimasse zum Stuhl des letzteren hinüber und merkte bei dieser Gelegenheit, daß der Doktor dicht neben ihm stand. Fanny konnte sich trotz allem kaum das Lachen verbeißen, so komisch war es, wie rasch ihr Cousin eine andere Miene aufsetzte und das Gesprächsthema wechselte: «Eine sonderbare Geschichte ist das mit Amerika, Dr. Grant! Was sagen Sie dazu? Sie wissen ja, ich komme immer zu Ihnen, wenn ich mir eine politische Meinung bilden will.»

«Ach, mein lieber Tom!» rief gleich darauf seine Tante. «Wenn du ohnehin nicht tanzt, hast du wohl nichts dagegen, mit uns eine Partie Whist zu spielen, nicht wahr?» Sie trat zu ihm und flüsterte ihm eindringlich zu: «Wir brauchen unbedingt einen Vierten. Deiner Mutter liegt sehr viel daran, eine Partie für Mrs. Rushworth zu arrangieren, aber sie selbst kann nicht gut abkommen, sie muß ihre Franse knüpfen.

Doch du und ich und Dr. Grant – das genügt. Wir Damen spielen zwar nur um Schillinge, aber mit ihm kannst du einen höheren Einsatz vereinbaren.»

«Es wäre mir ein besonderes Vergnügen», rief Tom mit lauter Stimme, während er mit erstaunlicher Behendigkeit aufsprang, «ein ganz besonderes Vergnügen – aber augenblicklich tanze ich gerade. Komm doch endlich, Fanny!»

Er ergriff ihre Hand. «Wenn du noch länger trödelst, ist der Tanz zu Ende.»

Fanny ließ sich gern von ihm entführen, wenn sie auch nicht imstande war, besondere Dankbarkeit für ihren Cousin zu empfinden oder einen Unterschied zwischen seinem Egoismus und dem Egoismus anderer Leute zu entdecken, was er offenbar tat.

«Wahrhaftig, ein bescheidenes Verlangen!» rief er entrüstet aus, während sie zu tanzen begannen. «Mich für die nächsten zwei Stunden am Kartentisch festnageln! Noch dazu mit ihr und Dr. Grant, die sich unausgesetzt in den Haaren liegen, und dieser alten Ziege, die von Whist soviel versteht wie von Algebra! Wenn unsere liebe Tante sich nur nicht so wichtig machen wollte! Unerhört, mich ganz ungeniert vor allen Leuten zu fragen, so daß ich gar nicht die Möglichkeit habe, abzulehnen! Das reizt mir immer am meisten die Galle – wenn man vorgibt, mich zu fragen, und es auf eine Weise tut, daß ich gezwungen bin, ja zu sagen. Wäre mir nicht der Geistesblitz gekommen, dich zum Tanz zu holen, hätte ich mich nicht herausgewunden. Es ist wirklich unerträglich. Wenn Tante Norris sich etwas in den Kopf setzt, ist sie nicht mehr davon abzuhalten.»

### 13. Kapitel

An Toms neuestem Freund, dem Honourable John Yates, war weiter nichts zu rühmen, als daß er die Gewohnheiten der großen Welt besaß, viel Geld ausgab und als jüngerer Sohn eines Lord über ein leidliches Einkommen verfügte. Sir Thomas hätte vermutlich seine Einführung in Mansfield Park durchaus nicht wünschenswert gefunden. Mr. Bertram hatte ihn in Weymouth kennengelernt, wo sie beide zehn Tage in der gleichen Gesellschaft verbrachten, und die Freundschaft, falls man sie so nennen darf, war dadurch besiegelt worden, daß Mr. Yates aufgefordert wurde, doch gelegentlich einmal Mansfield «mitzunehmen», was er auch versprach. Und er kam wirklich – beträchtlich früher, als zu erwarten gewesen, weil die große, lustige Gesellschaft im Hause eines anderen Freundes, wohin er sich von Weymouth aus begeben hatte, plötzlich auseinandergestoben war. Er kam auf den Flügeln der Enttäuschung und den Kopf voll von theatralischen Problemen, denn man hatte sich damit vergnügt, Theater zu spielen; und das Stück, in dem er eine Rolle hatte, sollte in zwei Tagen aufgeführt werden, als der Tod einer nahen Anverwandten des Gastgebers den Plan zunichte machte und die Darsteller in alle Winde zerstreute. So nahe war er dem Glück, dem Ruhm gewesen! So sicher des begeisterten Zeitungsartikels über die Liebhaberaufführung in Ecclesford, dem Sitz des Right Honourable Lord Ravenshaw in Cornwall, der zweifellos alle Mitwirkenden für mindestens ein Jahr lang unsterblich gemacht hätte! Dies alles zu verlieren, nachdem er es schon beinahe in Händen gehalten hatte, war ein schmerzlicher Schlag, und Mr. Yates konnte von nichts anderem reden. Ecclesford und die improvisierte Bühne mit ihren Kulissen und Kostümen, Proben und Regieeinfällen bildete sein unwandelbares Gesprächsthema, und sein einziger Trost bestand darin, sich der vergangenen Größe zu rühmen.

Glücklicherweise ist das Interesse am Theater so allgemein und der Hang zum Theaterspielen in jungen Menschen so stark, daß seine Zuhörer nicht müde wurden, ihm zu lauschen. Von der Rollenverteilung bis zum Epilog fanden sie alles hochinteressant, und es gab nur wenige, die nicht gerne dabeigewesen wären oder gezögert hätten, ihr eigenes Talent zu versuchen. Das Stück hieß «Liebesschwüre», und Mr. Yates hätte den Grafen Cassel spielen sollen. «Eine ganz unbedeutende Rolle», sagte er, «und gar nicht nach meinem Geschmack, ich würde so etwas nicht wieder übernehmen. Aber ich wollte keine Schwierigkeiten machen. Lord Ravenshaw und der Herzog hatten sich schon vor meiner Ankunft in Ecclesford die beiden einzigen spielenswerten Rollen angeeignet, und obwohl Lord Ravenshaw sich erbötig machte, zu meinen Gunsten zurückzutreten, konnte ich das natürlich nicht annehmen. Es hat mir nur seinetwegen leidgetan, daß er sich so überschätzte, denn er war ganz

ungeeignet, den Baron zu spielen – ein kleiner Mann mit schwacher Stimme, der immer schon nach den ersten zehn Minuten heiser wurde! Das mußte dem Stück beträchtlich schaden, aber ich war fest entschlossen, keine Schwierigkeiten zu machen. Sir Henry fand ja, daß der Herzog dem Friedrich nicht gewachsen sei, doch das kam daher, daß Sir Henry sich selber die Rolle wünschte; sie wäre aber bei ihm bestimmt in noch schlechteren Händen gewesen. Ich war ganz überrascht, wie steif Sir Henry spielte – wie ein Stock. Zum Glück hing die Wirkung des Stücks nicht von seiner Rolle ab. Unsere Agathe war unübertrefflich, und den Herzog haben viele großartig gefunden. Alles in allem wäre es glänzend gegangen.»

«So ein Pech!» – «Jammerschadel!» – Mit diesen und ähnlichen Zwischenrufen bekundeten die verständnisvollen Zuhörer ihre Sympathie.

«Es hat keinen Sinn, darüber zu klagen, aber die arme alte Dame hätte wahrhaftig zu keinem ungeschickteren Zeitpunkt sterben können. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren – wenn es nur möglich gewesen wäre, die Nachricht drei Tage lang zu verheimlichen! Mehr hätten wir nicht gebraucht, es ging gerade um drei Tage. Sie war ja nur die Großmutter, und alles hat sich zweihundert Meilen entfernt abgespielt. Das hätte doch niemandem wehgetan, und es wurde auch tatsächlich proponiert, das weiß ich; aber Lord Ravenshaw, der wohl der korrekteste Mensch in ganz England ist, wollte nichts davon hören.»

«Das Trauerspiel nach der Komödie», sagte Mr. Bertram. «Mit den ›Liebesschwüren‹ war es aus, und Lord und Lady Ravenshaw müssen jetzt alleine ›Die Ahnfrau‹ aufführen. Na, hoffentlich tröstet er sich mit der Erbschaft; vielleicht hat er auch um seinen Erfolg und seine Lungen gezittert und war ganz froh, sich mit Ehren aus der Affäre zu ziehen. Und um Sie zu entschädigen, Yates, müßten wir wohl hier in Mansfield ein kleines Theater aufziehen und Sie zum Direktor ernennen.»

Es war der Einfall eines Augenblicks, der aber nicht mit dem Augenblick verging. Die Lust zum Theaterspielen war erwacht, und in niemandem regte sie sich stärker als in Tom, der gegenwärtig der Herr des Hauses war und überdies mit seiner Zeit so wenig anzufangen wußte, daß ihm jede Idee, die etwas Abwechslung versprach, von vornherein ausgezeichnet schien, und besonders diese Idee, die seinem lebhaften Temperament und seinem Sinn für Komik aufs beste entsprach. Der Gedanke wurde immer wieder aufgegriffen: «Ach, wenn wir nur die Bühne und die Ausstattung von Ecclesford hier hätten, um es einmal zu probieren!» Beide Schwestern stimmten in dem Wunsch überein, und Henry Crawford, der im Wirbel aller Vergnügungen gerade diese noch nicht gekostet hatte, war von der Idee ganz fasziniert. «Wahrhaftig», sagte

er, «in diesem Augenblick fühle ich mich närrisch genug, um jede Rolle zu spielen, die je geschrieben wurde, angefangen von Richard III. und Shylock bis hinunter zum komischen Singspielhelden in seinem roten Rock. Mir ist, als könnte ich jeder und alles sein, als könnte ich pathetisch brüllen und donnern, seufzen und lispeln und Purzelbäume schlagen – jedes Lust- oder Trauerspiel wäre mir gerade recht! Spielen wir doch irgend etwas – wenn es auch nur ein halbes Stück, nur ein Akt, nur eine einzige Szene ist! Was sollte uns daran hindern? Sicherlich nicht der Mangel an schönen Gesichtern ...», mit einem sprechenden Blick auf die jungen Damen – «und was die Bühne anbelangt, was bedeutet schon eine Bühne? Wir wollen ja nur uns selber unterhalten. Jeder Raum in diesem Haus würde für unsere Zwecke genügen.»

«Wir brauchten nur einen Vorhang», sagte Tom Bertram. «Ein paar Ellen grünen Fries für einen Vorhang – das wäre genug.»

«Vollkommen genug!» rief Mr. Yates. «Und daneben nichts als ein oder zwei Seitenwände mit Türen darin und drei oder vier Kulissen zum Herunterlassen. Mehr ist nicht nötig. Wenn es nur zu unserer eigenen Unterhaltung ist, braucht es wirklich nicht mehr.»

«Ich denke, wir müssen uns mit weniger zufriedengeben», sagte Maria, «sonst reicht die Zeit nicht, und es gäbe alle möglichen Schwierigkeiten. Wir müssen uns an Mr. Crawfords Idee halten und die Betonung mehr auf das Spiel als auf die Bühne legen. Viele Rollen in unseren berühmtesten Stücken sind von der Szenerie ganz unabhängig.»

«Nein, nein», rief Edmund, der mit wachsender Besorgnis zuhörte. «Nur keine Halbheiten! Wenn wir schon spielen, soll es in einem richtig ausgestatteten Theater mit Orchester, Parterre und Logen sein, und dann führen wir ein ganzes Stück von A bis Z auf, meinetwegen ein deutsches Stück, wenn es nur recht lang und kompliziert ist, mit einem ordentlichen, kniffigen, pfiffigen Nachspiel, und natürlich brauchen wir auch eine Ballett-Einlage und einen Dudelsackspieler und Zwischenaktmusik. Ich möchte doch sehen, ob wir Ecclesford nicht ausstechen!»

«Bitte, Edmund, sei nicht unangenehm», sagte Julia. «Niemand schwärmt mehr fürs Theater als du. Du scheust keine Mühe und keine Entfernung, um eine gute Aufführung zu sehen.»

«Stimmt, aber es muß richtiges Theater, echte, gute, hartgesottene Schauspielkunst sein. Ich würde mich nicht von hier ins Nebenzimmer bemühen, um den hilflosen Anstrengungen von ein paar blutigen Dilettanten zuzusehen – einem Trüpplein junger

Damen und Herren, die das Handwerk nicht kennen und gegen alle Nachteile von Erziehung und Konvention zu kämpfen haben.»

Einen Augenblick lang war es still, doch dann wurde das Gespräch wieder aufgenommen und mit unvermindertem Eifer weitergeführt. Je mehr man diskutierte, desto größer wurde die Lust, es zu probieren. Und obwohl man zu keinem anderen Ergebnis kam, als daß Tom Bertram für eine Komödie stimmte und seine Schwestern samt Henry Crawford für ein Trauerspiel, und sich nur dahin einigte, daß nichts auf Erden leichter sein könnte, als ein Stück ausfindig zu machen, das alle gleichermaßen befriedigte, schien plötzlich der Entschluß, irgend etwas aufzuführen, so eindeutig festzustehen, daß es Edmund ganz ungemütlich wurde. Er war entschlossen, es wenn irgend möglich zu verhindern, obwohl seine Mutter, die das bei Tisch fortgeführte Gespräch mit anhörte, keine Spur von Mißbilligung äußerte.

Noch am gleichen Abend bot sich Edmund die Gelegenheit, seine Stärke zu erproben. Maria, Julia, Henry Crawford und Mr. Yates waren im Billardzimmer. Tom, der von dort in den Salon zurückkehrte, wo Edmund nachdenklich vor dem Feuer stand, während Lady Bertram nicht weit davon auf dem Sofa saß und Fanny an ihrer Seite ihre Handarbeit einrichtete, legte schon in der Türe los: «Ein so miserables Billard wie unseres gibt es auf der ganzen Welt nicht wieder! Ich mache das nicht mehr mit. Nichts wird mich dazu bringen, je wieder darauf zu spielen! Aber etwas Günstiges habe ich gerade festgestellt: der Raum eignet sich ausgezeichnet als Theater. Er hat gerade die richtige Form und Größe, und die beiden Türen in der Rückwand sind genau, was wir brauchen. Man muß nur den Bücherschrank in Vaters Zimmer wegschieben, um eine Verbindung zu schaffen. Etwas Besseres könnten wir uns nicht wünschen, wenn wir noch so lange suchten, und Vaters Zimmer wird ein ausgezeichnetes Foyer abgeben. Das Ganze ist wie geschaffen für unsere Zwecke.»

«Tom, du hast doch nicht ernsthaft die Absicht, Theater zu spielen?» fragte Edmund leise, als sein Bruder näher trat.

«Ja, warum denn nicht? Es ist mir völlig ernst. Was erstaunt dich daran?»

«Ich glaube, es wäre ganz falsch. Allgemein gesprochen, ist gegen private Theaterspielerei manches einzuwenden, aber so wie die Dinge bei uns liegen, wäre es höchst unbesonnen und schlimmer als unbesonnen, etwas Derartiges zu unternehmen. Es wäre eine große Gefühllosigkeit Vater gegenüber, der gerade jetzt allen Gefahren einer Seereise ausgesetzt ist, und vor allem wäre es taktlos und unklug für Maria; es brächte sie in eine sehr heikle Situation.»



«Ach, du nimmst alles gleich so schwer! Als ob wir die Absicht hätten, bis zu Vaters Rückkehr jede Woche dreimal zu spielen und die ganze Nachbarschaft dazu einzuladen! Davon ist doch nicht die Rede. Wir wollen uns nur selbst ein bißchen amüsieren, gerade nur um uns ein bißchen Abwechslung zu verschaffen und unsere Kräfte an etwas Neuem zu erproben. Soviel Takt traue ich uns noch zu, daß wir ein völlig einwandfreies Stück wählen werden, und ich kann mir nicht denken, warum es schädlicher oder gefährlicher sein sollte, uns bei dieser Gelegenheit in der kunstvoll gefeiltern Sprache eines großen Dichters zu unterhalten, als zu schwatzen, wie uns der Schnabel gewachsen ist. Und was Vaters Abwesenheit betrifft, scheint mir das weit eher für als gegen unser Projekt zu sprechen. Unserer Mama wird das Warten zu einer ängstlichen, aufregenden Zeit, und wenn es gelingt, sie in den nächsten Wochen von ihrer Besorgnis abzulenken und sie zu zerstreuen, dürfen wir mit uns zufrieden sein, und Vater wird es sicher loben. Das ist für sie wirklich eine sehr, sehr aufregende Zeit.»

Unwillkürlich blickten sie bei diesen Worten zu ihrer Mutter hinüber. Lady Bertram in ihrem Sofawinkel, die Verkörperung von Wohlbehagen, Wohlstand, Sorglosigkeit und Seelenruhe, war gerade im Begriff, sanft einzunicken, während Fanny ihr über eine der wenigen Schwierigkeiten ihrer Handarbeit hinweghalf.

Edmund schüttelte nur lächelnd den Kopf.

«Nein, wahrhaftig, das verfängt nicht!» rief Tom und warf sich mit schallendem Gelächter in einen Stuhl. «Meine liebe Mama – und Angst und Aufregung! Nein, mit diesem Argument habe ich Pech gehabt!»

«Was ist?» fragte Lady Bertram, halb im Schlaf, mit schwerer Zunge. «Ich schlafe nicht.»

«Nein, Mama, woher denn! Niemand hat Sie im Verdacht!» Sobald sie wieder zu nicken begann, kehrte Tom zu seinem früheren Thema und Ton zurück. «Aber dabei bleibe ich, Edmund, daß es eine ganz unschuldige Angelegenheit ist.»

«Ich bin nicht deiner Meinung. Vater wäre ganz und gar nicht einverstanden, davon bin ich überzeugt.»

«Und ich bin vom Gegenteil überzeugt. Vater legt den größten Wert darauf, die Begabung junger Menschen in jeder Hinsicht auszubilden und zu fördern, und für alles, was Agieren, Rezitieren und Deklamieren heißt, hatte er von jeher eine ausgesprochene Vorliebe. Denk nur daran, wie er uns als Jungen dazu angehalten hat. Wie manches liebe Mal haben wir hier in diesem Zimmer zu seiner Belustigung über

Cäsars Leichnam getrauert oder die Frage nach Sein oder Nichtsein gestellt! Einmal mußte ich in den Weihnachtsferien jeden Abend die Ballade vom Ritter Norval aufsagen. Ich kann sie noch heute auswendig.»

«Das ist ganz etwas anderes – du mußt selbst den Unterschied erkennen. Vater hat gewünscht, daß wir als Schuljungen richtig und ausdrucksvoll sprechen lernen, aber er wünscht ganz bestimmt nicht, daß seine erwachsenen Töchter Theater spielen. Du kennst seine strengen Anstandsbegriffe.»

«Ich weiß, ich weiß», sagte Tom ungehalten.

«Ich kenne Vater genau so gut wie du und werde bestimmt darauf achten, daß seine Töchter nichts tun, was nicht in seinem Sinne wäre. Kümmere du dich um deine eigenen Angelegenheiten, Edmund, und überlaß mir die Verantwortung für die übrige Familie.»

«Wenn du dich wirklich nicht von der Schauspielerei abbringen läßt», entgegnete Edmund beharrlich, «will ich wenigstens hoffen, daß du es möglichst still und bescheiden abmachst, ohne Theatersaal und Bühne. Es wäre höchst ungehörig, sich in Vaters Abwesenheit solche Freiheiten mit seinem Haus herauszunehmen.»

«Dafür übernehme ich die volle Verantwortung», erklärte Tom in festem Ton. «Vaters Haus wird keinen Schaden leiden. Ich habe bestimmt kein geringeres Interesse an dem guten Zustand des Hauses als du. Und was die kleinen Änderungen betrifft, die ich erwähnt habe – etwa daß wir einen Bücherschrank wegschieben oder eine Tür öffnen oder sogar eine Woche lang das Billardzimmer benützen, ohne Billard zu spielen – so könntest du ebensogut behaupten, Vater hätte etwas dagegen, daß wir uns mehr im Salon und weniger im Frühstückszimmer aufhalten als vor seiner Abreise, oder daß das Klavier jetzt an einer anderen Wand steht. Das ist purer Unsinn.»

«Und die Kosten deines Projekts? Kannst du die auch verantworten?»

«Die Kosten! Ja, die Kosten eines solchen Unternehmens werden uns bestimmt ruinieren! Sie könnten am Ende ganze zwanzig Pfund ausmachen! Irgend etwas Bühnenartiges müssen wir wohl haben, aber das Einfachste vom Einfachen – einen grünen Vorhang und ein paar zusammengeschlagene Bretter, das ist alles. Und da die ganze Zimmermannsarbeit von Christopher Jackson hier im Haus ausgeführt werden kann, wäre es geradezu lächerlich, von Kosten zu reden. Wenn wir nur Jackson Beschäftigung geben, wird Vater mit allem einverstanden sein. Bilde dir nur nicht ein, daß außer dir niemand im Haus richtig zu überlegen und zu urteilen versteht. Du

brauchst ja selbst nicht mitzuspielen, wenn du keine Lust hast, aber glaub nur nicht, daß du alle anderen dirigieren kannst.»

«Daß ich selbst mitspiele, kommt überhaupt nicht in Frage», sagte Edmund.

Darauf verließ Tom das Zimmer, und Edmund blieb vor dem Kamin sitzen und schürte ärgerlich und bekümmert im Feuer herum.

Fanny, die alles mitangehört und in ihrem Herzen jedem Gedanken Edmunds zugestimmt hatte, machte jetzt einen schüchternen Versuch, ihn zu trösten: «Vielleicht finden sie gar kein Stück, das allen recht ist. Tom hat einen ganz anderen Geschmack als Maria und Julia.»

«Da habe ich keine Hoffnung, Fanny. Wenn sie auf ihrem Plan bestehen, finden sie sicher etwas. Ich werde noch mit meinen Schwestern reden und versuchen, sie davon abzubringen, aber mehr kann ich nicht tun.»

«Tante Norris wird gewiß auf deiner Seite sein.» «Das wohl, aber es nützt uns nichts, sie hat keinen Einfluß auf Tom oder die Mädchen. Wenn ich bei Maria und Julia selber nichts ausrichten kann, werde ich die Dinge ihren Gang gehen lassen und nicht erst versuchen, mich hinter Tante Norris zu stecken. Streit in der Familie ist das Allerschlimmste. Alles ist besser, als wenn wir uns untereinander in die Haare geraten.»

Die Schwestern, mit denen Edmund am nächsten Morgen sprach, zeigten sich seinem Rat gegenüber ebenso unzugänglich und ungeduldig wie Tom. Sie sahen gar keinen Anlaß, auf ihren vergnüglichen Plan zu verzichten. Ihre Mutter hätte nichts dagegen und sie fürchteten nicht im geringsten, daß ihr Vater das Vorhaben mißbillige. In den besten Familien würde gelegentlich Theater gespielt, die vornehmsten Damen fänden es nicht unter ihrer Würde; es sei geradezu verrückt, etwas Schlimmes in einer harmlosen Unterhaltung unter Geschwistern und allerengsten Freunden zu sehen, von der niemand außer ihnen je erfahren würde. – Julia schien allenfalls geneigt, zuzugeben, daß Marias Situation besondere Vorsicht und Zurückhaltung erfordere, was aber für sie keinesfalls zutreffe. Und Maria fand dagegen, daß gerade ihre Verlobung ihr größere Freiheit und Unabhängigkeit gewähre, als ihre Schwester beanspruchen könnte. Edmund sah, daß nicht viel zu erhoffen war, fuhr aber fort, in seine Schwestern zu dringen, als Henry Crawford eintrat und rief: «Unserem Theater wird es nicht an Hilfskräften mangeln, Miss Bertram! Meine Schwester läßt schön grüßen und hofft, daß man sie unter die Komödianten aufnimmt. Sie wird mit

Vergnügen jede alte Tante oder langweilige Confidente übernehmen, die Sie selbst nicht spielen wollen.»

Maria warf Edmund einen Blick zu, der deutlich ausdrückte: «Nun, was sagst du jetzt? Können wir im Unrecht sein, wenn Mary Crawford auch mittut?» Edmund war zum Schweigen gebracht und mußte sich wohl oder übel zu der Erkenntnis bequemen, daß der Zauber des Theaters wohl imstande sei, einen genialen Geist zu fesseln; und die Liebe machte ihn erfinderisch genug, um in Miss Crawfords Botschaft nichts anderes als einen weiteren Beweis für ihr liebenswürdiges, stets hilfsbereites Wesen zu sehen.

Das Projekt machte Fortschritte. Jeder Widerstand war vergeblich. Auch in seiner Annahme, daß Mrs. Norris sich widersetzen würde, sah er sich getäuscht. Sie erhob keine Bedenken, die ihr nicht von Tom und Maria, die bei ihr alles erreichen konnten, binnen fünf Minuten ausgedrückt wurden. Und da die Sache sie nichts kosten würde und sie sich davon alle Annehmlichkeiten geschäftiger Hast und betriebsamer Wichtigkeit versprach und außerdem gleich die vorteilhafte Konsequenz daraus zog, ihr Haus, wo sie jetzt einen Monat lang auf eigene Kosten gelebt hatte, zu verlassen und ins Herrenhaus zu übersiedeln, um jede Stunde in den Dienst der guten Sache zu stellen, war sie von dem Unternehmen tatsächlich ganz begeistert.

## 14. Kapitel

Fanny schien es mit ihrer Prophezeiung besser getroffen zu haben, als Edmund gedacht hätte. Es erwies sich als keine Kleinigkeit, ein Stück ausfindig zu machen, das jedem paßte. Der Zimmermann hatte seine Anweisungen bekommen und Maß genommen, hatte alle möglichen Schwierigkeiten aufgeworfen und sie durch neue Vorschläge beseitigt und war, nachdem er die Notwendigkeit einer komplizierteren und kostspieligeren Konstruktion unwiderleglich nachgewiesen hatte, bereits mitten in der Arbeit – und noch immer wußte man nicht, was man spielen sollte. Auch andere Vorbereitungen waren im Gange. Aus Northampton war eine riesige Rolle grüner Friesstoff angelangt. Mrs. Norris hatte ihn zugeschnitten (wobei sie durch ihre geschickte Einteilung volle dreiviertel Ellen einsparte), und die Hausmädchen waren dabei, daraus einen Vorhang zu nähen – und noch immer hatte man sich auf kein Stück geeinigt. Als auf diese Weise zwei oder drei weitere Tage vergingen, begann Edmund beinahe zu hoffen, daß man überhaupt keines finden würde.

Es gab so viele verschiedene Dinge, auf die man achten, so viele Menschen, die man zufriedenstellen mußte, eine solche Menge Hauptrollen wurden benötigt, und vor allem bestand man so hartnäckig auf der Bedingung, es müsse gleichzeitig ein Lustspiel und ein Trauerspiel sein, daß es trotz dem jugendlichen Eifer aller Beteiligten beinahe aussichtslos schien, zu einer Entscheidung zu kommen.

Zur tragischen Partei gehörten die Fräulein Bertram, Henry Crawford und Mr. Yates, die komische vertrat Tom Bertram, wenn auch nicht ganz allein; es war offenkundig, daß Mary Crawfords Wünsche, wenn sie diese auch höflicherweise nicht äußerte, in die gleiche Richtung gingen. Im übrigen schien Tom angesichts seiner Stellung und seiner Entschiedenheit gar keiner Verbündeten zu bedürfen. Ganz abgesehen von dieser großen, nicht zu überbrückenden Meinungsverschiedenheit, sollte das Stück im ganzen nur wenige Rollen enthalten, aber dafür lauter erstklassige und vor allem drei weibliche Hauptrollen. Alle berühmten Bühnenwerke wurden vergeblich geprüft. Weder Hamlet noch Macbeth noch Othello vermochte die erforderlichen Bedingungen zu erfüllen, ja nicht einmal die tragische Partei zu befriedigen, und eine Reihe unbedeutender Stücke, wie «Die Rivalen», «Schule des Verbrechens», «Das Rad des Schicksals», wurden eines nach dem anderen unter noch heftigeren Protesten verworfen. Es war unmöglich, ein Stück zu nennen, gegen das nicht jemand irgend etwas einzuwenden hatte, und auf beiden Seiten hieß es in einem fort: «Ach nein! Das ist unmöglich ... Um Himmels willen, nichts Pathetisches ... Zu viele Personen ... Keine einzige vernünftige Frauenrolle ... Alles, nur das nicht, mein lieber Tom! Wie sollen wir das besetzen? ... Diese Rolle kann man wirklich niemandem zumuten ... Also, wenn ich unbedingt meine Meinung sagen muß, halte ich es für das dümmste Stück der ganzen englischen Literatur ... Von der ersten bis zur letzten Zeile nichts als vulgäre Possenreißerei ... Ich möchte bestimmt keine Schwierigkeiten machen, ich bin mit allem einverstanden, aber meinem Gefühl nach könnten wir gar keine schlechtere Wahl treffen ...»

Fanny, die alles mit anhörte, beobachtete nicht ohne stille Belustigung den Egoismus, der jeden einzelnen – mehr oder minder diskret kaschiert – beherrschte, und war gespannt, wie es enden würde. Um ihres eigenen Amusements willen hätte sie wünschen mögen, daß eine Aufführung zustande käme, denn sie hatte noch nie ein Theaterstück gesehen, doch jedes bessere Gefühl in ihr sprach dagegen.

«Nein, so geht es nicht weiter», sagte Tom Bertram schließlich. «Es ist schauerhaft, wie wir die Zeit verschwenden. Wir müssen uns auf etwas einigen, ganz gleich was, wenn wir nur endlich zu einem Entschluß kommen. Wir dürfen nicht so wählerisch sein. Ein paar Rollen zuviel dürfen uns nicht schrecken, die lassen sich aufteilen. Wir

müssen unsere Ansprüche etwas tiefer schrauben. Je unbedeutender eine Rolle, desto mehr Verdienst gebührt dem Schauspieler, der etwas daraus macht. Ich jedenfalls erhebe von diesem Augenblick an keine Einsprüche mehr. Ich akzeptiere jede Rolle, die man mir zuweist, wenn sie nur komisch ist. Komisch muß sie sein – das ist die einzige Bedingung, die ich stelle.»

Darauf schlug er mindestens zum fünftenmal den «Gesetzlichen Erben» vor und war nur noch im Zweifel, ob er für sich lieber Lord Duberley oder Dr. Pangloss wählen sollte, während er mit großem Eifer, aber gänzlich erfolglos die anderen davon zu überzeugen suchte, daß das Stück auch einige sehr gute tragische Rollen enthielte.

Das Stillschweigen, das diesem fruchtlosen Versuch folgte, wurde gleichfalls wieder von Tom beendet. Er hatte eines der vielen Bücher zur Hand genommen, die sich auf dem Tisch häuften, und müßig darin herumgeblättert, als er plötzlich ausrief: «Liebesschwüre! Warum sollten eigentlich die «Liebesschwüre» für uns nicht ebensogut taugen wie für die Ravenshaws? Wie kommt es nur, daß wir daran nicht gedacht haben? Es scheint mir genau das Richtige zu sein. Was meint ihr dazu? Hier haben wir zwei kapitale tragische Rollen für Yates und Crawford, und ich nehme den alten Diener, der immer in Reimen spricht – falls kein anderer ihn will – eine kleine Rolle, aber sie liegt mir – und wie gesagt, ich bin entschlossen, jeden beliebigen Part zu akzeptieren und mein Bestes zu leisten. Alles übrige ist leicht zu besetzen. Es handelt sich nur noch um Graf Cassel und Anhalt.»

Der Vorschlag fand allgemeine Billigung; denn alle waren des Zauderns überdrüssig, und jedem schien es, als wäre bisher nichts annähernd so Passendes vorgebracht worden. Mr. Yates war ganz besonders erfreut. Er hatte in Ecclesford nach der Rolle des Barons geseufzt und geschmachtet und Lord Ravenshaw um jede seiner pathetischen Tiraden beneidet. Den Baron Wildenhaim auf der Bühne recht stürmisch hinzulegen, war sein höchster theatralischer Ehrgeiz, und da er überdies die Hälfte seiner Auftritte schon auswendig konnte, bot er sich mit der größten Bereitwilligkeit für die Rolle an. Zu seiner Ehre sei jedoch gesagt, daß er sie nicht mit allen Mitteln an sich zu reißen trachtete; wie er sich erinnerte, gab es auch in der Rolle des Friedrich ein paar großartig pathetische Stellen, und er erklärte sich ebensogern bereit, diesen zu spielen. Auch Henry Crawford war es gleichgültig, welche von beiden Rollen er übernehme, und er bat Mr. Yates, seine Wahl zu treffen. So complimentierte man hin und her, bis Miss Bertram, die als künftige Agathe einiges Interesse an der Person ihres Partners hatte, es auf sich nahm, die Frage zu entscheiden, indem sie zu Mr. Yates bemerkte, daß es gerade beim Baron sehr auf Stattlichkeit und Größe ankäme und daß seine Gestalt ihn geradezu für diese Rolle prädestiniere. Man gab ihr

allgemein recht, und da auch die beiden Herren sich gern ihrem Schiedsspruch fügten, durfte sie des richtigen Friedrich sicher sein. Somit waren drei Akteure versorgt – ganz abgesehen von Mr. Rushworth, der, wie Maria stets an seiner Stelle versicherte, sich mit jedem Part zufriedengeben würde – als Julia, die ebenso wie ihre Schwester auf die Agathe spitzte, plötzlich Miss Crawfords Interessen zu wahren begann.

«Wir dürfen die Abwesenden nicht übergehen», sagte sie. «Das Stück hat nicht genug weibliche Rollen. Amalia und Agathe mögen für Maria und mich recht sein, aber für Ihre Schwester, Mr. Crawford, gibt es keine geeignete Rolle.»

Mr. Crawford bat, sich dadurch nicht abhalten zu lassen; er sei ganz sicher, daß seine Schwester kein anderes Interesse am Spielen hätte, als sich nützlich zu machen, man solle auf sie keinerlei Rücksicht nehmen. Doch davon wollte wieder Tom Bertram nichts hören, der erklärte, die Rolle der Amalia falle selbstverständlich Miss Crawford zu, falls sie Lust hätte, sie zu übernehmen. «Ebenso selbstverständlich wie die Agathe einer meiner Schwestern», sagte er, «und beide werden gern auf die Amalia verzichten, denn die ist ja eine urkomische Rolle.»

Alle schwiegen, und beide Schwestern sahen ängstlich drein, denn jede meinte, den ersten Anspruch auf die Rolle der Agathe zu haben, und hoffte, daß die anderen sie ihr aufdrängen würden. Henry Crawford, der inzwischen das Buch zur Hand genommen hatte und scheinbar gleichgültig darin herumblätterte, entschied alsbald die Frage. «Ich muß Miss Julia Bertram ernstlich bitten, die Agathe nicht zu übernehmen», sagte er, «sonst ist es um meine feierliche Haltung geschehen. Das dürfen Sie nicht, nein, das dürfen Sie mir nicht antun! Wenn Sie voller Leid und Weh, mit bleichen Wangen vor mir stünden, müßte ich unweigerlich daran denken, wie herzlich wir oft zusammen gelacht haben – und dann bliebe Friedrich mitsamt seinem Ränzel nichts übrig, als davonzulaufen!»

Es war im lebenswürdigsten, galantesten Ton gesagt, doch darauf kam es Julia jetzt nicht an. Sie fing den Blick auf, den er Maria zuwarf, und fühlte den Schimpf, den man ihr antat. Das Ganze war ein Betrug, eine abgekartete Sache! Sie wurde kaltgestellt, Maria war die Bevorzugte! Das triumphierende Lächeln, das Maria vergeblich zu unterdrücken suchte, zeigte ihr, wie gut die beiden sich schon verstanden. Ehe Julia sich noch zu einem Wort aufrufen konnte, warf auch noch ihr Bruder sein Gewicht gegen sie in die Waagschale, indem er sagte: «Ja gewiß, Maria muß die Agathe spielen, Maria wird die beste Agathe sein. Julia glaubt zwar, daß das Tragische ihr besser liegt, aber ich bin nicht ihrer Meinung. Sie hat nichts Tragisches im Wesen und im Ausdruck, ihre Züge sind nicht tragisch, sie bewegt sich zu rasch

und spricht zu rasch und könnte sicher nicht ernst bleiben. Sie soll lieber die alte Bäuerin spielen, die Häuslersfrau. Ja wirklich, Julia, glaub es mir, die Häuslersfrau ist eine sehr nette Rolle. Der Humor der alten Dame sticht sehr witzig von den hochtrabenden Reden ihres Mannes ab. Du mußt unbedingt die Häuslersfrau spielen.»

«Die Häuslersfrau!» rief Mr. Yates. «Was fällt Ihnen ein, Bertram? Die banalste, erbärmlichste, unbedeutendste Rolle im ganzen Stück – ein Gemeinplatz am anderen, nicht ein passabler Auftritt – und das soll Ihre Schwester spielen! Der bloße Vorschlag ist eine Beleidigung. In Ecclesford hatte man die Rolle der Gouvernante gegeben, wir waren uns alle einig, daß man sie niemand anderem zumuten könnte. Etwas mehr Gerechtigkeit, Herr Direktor, wenn ich bitten darf! Sie sind Ihres Amtes nicht würdig, wenn Sie die Talente Ihrer Truppe nicht ein wenig besser einzuschätzen wissen.»

«Was das betrifft, lieber Freund, sind wir alle auf Vermutungen angewiesen, solange wir nicht wirklich aufgetreten sind. Aber ich wollte Julia bestimmt nicht nahetreten. Wir können nicht zwei Agathen brauchen und müssen eine Häuslersfrau haben, nicht wahr? Schließlich gehe ich selbst mit gutem Beispiel voran, indem ich mich mit dem alten Diener begnüge. Wenn die Rolle unbedeutend ist, werden wir Julia um so mehr dafür bewundern, was sie daraus zu machen versteht. Und wenn sie sich so verzweifelt gegen alles Komische sträubt, kann sie ja den Text des Häuslers statt dem Text der Häuslersfrau übernehmen. Wir tauschen einfach die Rollen aus, das kann für das Stück keinen Unterschied machen, und wenn der alte Häusler den humoristischen Text seiner Frau hat, übernehme ich ihn von Herzen gern neben dem alten Diener.»

«Bei all Ihrer Vorliebe für die Häuslersfrau», sagte Henry Crawford, «ist es ausgeschlossen, daraus eine passende Rolle für Ihre Schwester zu machen. Wir können nicht zulassen, daß ihre Liebenswürdigkeit so ausgenützt wird, wir erlauben ihr einfach nicht, die Rolle zu übernehmen, auch wenn sie sich mit ihrer gewohnten Großherzigkeit dazu bereit erklärt. Miss Julias Talent ist uns für die Amalia unentbehrlich. Die Amalia ist noch schwieriger darzustellen als die Agathe. Ich halte sie für die schwierigste Rolle des ganzen Stücks. Es brauchte viel Talent und Feingefühl, um ihre Munterkeit und Naivität ohne Übertreibung herauszubringen. Ich habe gute Schauspielerinnen gesehen, die in dieser Rolle versagten. Echte Naivität weiß fast keine Berufsschauspielerin richtig darzustellen. Es braucht dazu ein Zartgefühl, ein feines Empfinden, das Schauspielerinnen eben nicht besitzen. Es braucht dazu eine wirkliche Dame – eine Julia Bertram. Sie werden die Rolle doch übernehmen?» fragte er Julia mit einem flehenden Blick, der sie beinahe wieder versöhnte. Doch während sie noch unschlüssig zögerte, fuhr ihr Bruder aufs neue dazwischen.



«Nein, nein, Julia ist keine Amalia. Das paßt einfach nicht zu ihr, sie würde die Rolle nicht gern spielen und auch nicht gut spielen. Julia ist zu groß und kräftig – die Amalia sollte ein zierliches, leichtfüßiges, übermütiges kleines Ding sein. Sie paßt für Miss Crawford und nur für Miss Crawford. Die hat das richtige Aussehen und wird so etwas auch großartig spielen.»

Ohne auf all dies zu achten, fuhr Henry Crawford mit seinem Flehen fort. «Sie müssen uns den Gefallen tun, Miss Julia», sagte er. «Sie dürfen uns nicht im Stich lassen. Wenn Sie die Rolle studiert haben, werden Sie sehen, wie gut sie Ihnen liegt. Sie haben die tragische Muse erwählt, aber es wird sich zeigen, daß Sie die Erwählte der heiteren Muse sind. Sie bringen mir einen Korb mit guten Sachen ins Gefängnis. Sie werden sich doch nicht weigern, mich im Gefängnis zu besuchen? Ich sehe Sie schon mit Ihrem Körbchen in mein düsteres Verlies treten!»

Seine Stimme hatte die alte Macht nicht verloren – Julia wurde schwankend. Aber versuchte er nicht nur, sie zu beschwichtigen und zu betören, um sie den früheren Affront vergessen zu machen? Sie traute ihm nicht mehr. Er hatte sie mit Vorbedacht beleidigt – trieb er nicht auch jetzt ein verräterisches Spiel? Sie blickte mißtrauisch auf ihre Schwester. Alles hing nun von Marias Miene ab. Wenn sie ärgerlich und beunruhigt dreinschaute – doch Marias Gesicht spiegelte eitel Heiterkeit und Zufriedenheit, und Julia wußte nur zu gut, daß Maria jetzt nur auf ihre, Julias, Kosten glücklich sein konnte. Sie rief hastig, mit vor Entrüstung bebender Stimme:

«Und wenn ich mit meinem Körbchen bei Ihnen eintrete, sind Sie plötzlich nicht mehr um Ihre feierliche Haltung besorgt? Man sollte doch meinen – aber ich bin wohl nur als Agathe so gefährlich ...» Sie vermochte nicht weiterzusprechen, und Henry Crawford sah ausnahmsweise ganz verlegen drein, als wüßte er nicht, was er antworten sollte. Tom begann von neuem:

«Miss Crawford muß die Amalia geben – sie wird eine ausgezeichnete Amalia sein.»

«Hab nur keine Angst, daß ich ihr die Rolle wegnehme!» rief Julia in jähem Zorn. «Die Agathe soll ich nicht spielen, und etwas anderes will ich nicht spielen! Und was die Amalia betrifft, ist sie für mich die widerlichste Rolle der Welt. Ich verabscheue sie – dieses freche, unnatürliche, schamlose Ding! Ich war von Anfang an gegen eine Komödie, und dies ist Komödie in ihrer schlimmsten Form!» Mit diesen Worten rannte sie aus dem Zimmer. Ihr zorniger Abgang erregte einige Verlegenheit, aber nur wenig Mitgefühl. Einzig Fanny, die alles still mit angehört hatte, konnte sie nicht ohne inniges Mitleid alle Qualen der Eifersucht leiden sehen.

Nach einer kurzen, etwas betretenen Stille kehrte Tom zur Tagesordnung und den «Liebesschwüren» zurück und sah eifrig das Stück durch, um mit Mr. Yates' Hilfe festzustellen, was für Kulissen man brauchte, während Maria und Henry Crawford sich flüsternd miteinander unterhielten. Ihre Erklärung begann mit den Worten: «Ich wollte Julia wahrhaftig von Herzen gern die Agathe abtreten! Aber so schlecht ich sie selber spielen werde, bin ich überzeugt, daß sie es noch schlechter machen würde ...» und wurde zweifellos mit allen Komplimenten quittiert, die sie herausforderte.

Nach einer Weile löste sich die Gesellschaft vollends auf. Tom Bertram und Mr. Yates begaben sich zur weiteren Beratung in das Zimmer, das man nun das «Theater» zu nennen begann, und Miss Bertram beschloß, persönlich ins Pfarrhaus zu gehen, um Miss Crawford die Rolle der Amalia anzubieten. Fanny blieb allein zurück.

Sie benützte ihre Einsamkeit zuallererst dazu, nach dem Buch zu greifen, das noch auf dem Tisch lag, und sich mit dem Stück bekannt zu machen, von dem sie soviel gehört hatte. Sie durchflog es mit reger Neugier und einem Eifer, der nur durch ihre Verblüffung übertroffen wurde. Daß man ein solches Stück gewählt hatte – daß es, abgesehen vom besonderen Fall, für eine Liebhaberaufführung überhaupt in Betracht gezogen und dann noch gebilligt wurde, war ihr einfach unfassbar. Agathe und Amalia erschienen ihr, jede in ihrer Art, so ganz ungeeignet für eine private Aufführung – die Lage der einen, die Redewendungen der anderen im höchsten Maß unpassend, um von einem züchtigen weiblichen Wesen wiedergegeben zu werden. Sie konnte nur annehmen, daß ihre Cousinen nicht wußten, worauf sie sich einließen, und hoffte, sie durch den Einspruch, den Edmund sicherlich erheben würde, möglichst bald von ihrem Irrtum befreit zu sehen.

## 15. Kapitel

Miss Crawford übernahm die Rolle sehr bereitwillig. Bald nachdem Miss Bertram aus dem Pfarrhaus zurückgekehrt war, erschien auch Mr. Rushworth, und man konnte einen weiteren Part besetzen. Er hatte zwischen Graf Cassel und Anhalt zu wählen. Zuerst wußte er nicht, für welchen er sich entscheiden sollte, und bat Miss Bertram, ihn zu leiten; doch als man ihm den Unterschied zwischen den beiden Personen klargemacht und er begriffen hatte, welcher welcher war, und als er sich obendrein erinnerte, das Stück einmal in London gesehen und Anhalt für einen recht dummen Kerl gehalten zu haben, entschied er sich bald für den Grafen. Miss Bertram billigte seine Wahl, denn je weniger er zu memorieren hatte, desto besser; und obwohl sie

seinem Wunsch, daß Agathe und der Graf doch zusammen auftreten möchten, nicht beistimmen konnte und nicht gerade geduldig zusah, wie er, in der Hoffnung, doch noch einen gemeinsamen Auftritt zu entdecken, langsam Seite um Seite des Buches umwandte, nahm sie sich seiner doch sehr hilfreich an und beschnitt seinen Text, soweit er sich nur kürzen ließ. Außerdem erklärte sie ihm, daß er sehr elegant herausgeputzt erscheinen müsse, und wählte die Farben für seine Kostüme. Mr. Rushworth freute sich auf seinen Staat, wenn er auch Verachtung dafür heuchelte, und war viel zu eingehend mit seiner eigenen vorteilhaften Erscheinung beschäftigt, um sich mit den anderen zu befassen und die Schlüsse zu ziehen oder das Mißfallen zu äußern, auf die Maria sich halb und halb gefaßt gemacht hatte.

All dies wurde erledigt, bevor Edmund, der den ganzen Morgen ausgewesen war, etwas von der neuesten Wendung der Dinge erfuhr. Doch als er kurz vor dem Mittagessen den Salon betrat, fand er dort Tom, Maria und Mr. Yates in lebhafter Diskussion, während Mr. Rushworth ihm entgegeneilte, um mit großem Eifer die erfreulichen Neuigkeiten zu verkünden.

«Wir haben ein Stück», sagte er. «Es heißt ‹Liebesschwüre›, und ich soll Graf Cassel sein und zuerst in einem blauen Gewand mit rosa Seidenmantel auftreten und nachher in einem ganz phantastischen Jagdanzug. Ich weiß gar nicht, wie ich mir vorkommen werde.»

Fanny folgte Edmund mit den Blicken, und das Herz pochte ihr, als sie diese Worte vernahm und seine entgeisterte Miene sah. Sie fühlte, was in ihm vorging.

«Liebesschwüre!» wiederholte Edmund mit dem Ausdruck höchster Verblüffung. Ohne ein weiteres Wort an Mr. Rushworth zu richten, wandte er den Blick auf seine Geschwister, als zweifelte er nicht, daß sie den Irrtum berichtigen würden.

«Jawohl!» rief Mr. Yates. «Nach all unseren Debatten und Diskussionen haben wir plötzlich entdeckt, daß kein anderes Stück so gut für uns paßt. Niemand hat daran etwas auszusetzen. Das Wunderbare ist nur, daß wir nicht schon früher darauf gekommen sind. Ich kann meine eigene Dummheit gar nicht begreifen, denn jetzt können wir von allem profitieren, was ich in Ecclesford gesehen habe, und das ist ein unschätzbarer Vorteil. Wir haben schon fast alle Rollen besetzt.»

«Und was macht ihr mit den weiblichen Rollen?» fragte Edmund mit einem ernsten Blick auf Maria.

Maria errötete sehr gegen ihren Willen, während sie antwortete: «Ich bekomme die Rolle, die Lady Ravenshaw spielen sollte, und (mit kühnerer Miene) Miss Crawford spielt die Amalia.»

«Ich hätte nicht gedacht, daß wir dieses Stück so leicht besetzen könnten», entgegnete Edmund. Er wandte sich zum Kamin, wo seine Mutter, Mrs. Norris und Fanny saßen, und ließ sich sehr verstimmt bei ihnen nieder.

Mr. Rushworth folgte ihm und erklärte weiter: «Ich habe drei Auftritte und zweiundvierzig Texte. Das ist allerhand, was? Es gefällt mir nur nicht recht, daß ich mich so aufputzen soll. In einem blauen Anzug und rosa Seidenmantel werde ich mir ganz komisch vorkommen.»

Edmund war nicht imstande, ihm zu antworten. Ein paar Minuten darauf wurde Tom hinausgerufen, um dem Zimmermann etwas zu erklären, und da Mr. Yates und Mr. Rushworth ihm folgten, ergriff Edmund sogleich die Gelegenheit, um zu sagen: «Ich kann vor Mr. Yates nicht äußern, was ich von dem Stück halte, ohne Kritik an seinen Freunden in Ecclesford zu üben – aber dir, meine liebe Maria, muß ich jetzt erklären, daß es mir für eine private Aufführung absolut unpassend erscheint. Ich kann nur hoffen, daß ihr es aufgeben werdet – und ich bin sicher, daß du es aufgeben wirst, sobald du es gründlich durchgelesen hast. Bitte, lies Mama oder Tante Norris nur den ersten Akt vor, dann wirst du sehen, ob du dafür einstehen kannst. Es wird nicht notwendig sein, dich auf Vaters Urteil zu verweisen, davon bin ich überzeugt.»

«Ich bin ganz anderer Meinung!» rief Maria.

«Das Stück ist mir genau bekannt – und abgesehen von einigen wenigen Zeilen, die wir natürlich auslassen werden, kann ich daran nichts Unpassendes entdecken. Und ich bin nicht die einzige junge Dame», setzte sie herausfordernd hinzu, «die es für eine private Aufführung sehr geeignet findet.»

«Das tut mir leid. Aber in dieser Sache hast du den Ton anzugeben und das gute Beispiel zu setzen. Wenn andere Leute Fehler machen, ist es an dir, sie zu korrigieren und ihnen zu zeigen, was sich schickt. In allem, was Takt und Anstand betrifft, muß dein Verhalten den anderen Gesetz sein.»

Diese Anerkennung ihrer führenden Stellung verfehlte nicht ihre Wirkung auf Maria, die gerade darauf den größten Wert legte, und sie antwortete in bedeutend freundlicherem Ton:

«Ich bin dir sehr dankbar, Edmund – ich weiß, daß du es gut meinst – aber trotzdem glaube ich, daß du zu schwarz siehst. Außerdem kann ich mir wirklich nicht anmaßen, den anderen Moral zu predigen. Das wäre, finde ich, die allergrößte Taktlosigkeit.»

«Du glaubst doch nicht, daß mir so etwas in den Sinn käme? Nein, es braucht keine andere Moralpredigt als dein Verhalten. Sag einfach, daß du dich der Rolle nicht gewachsen fühlst, nachdem du sie näher studiert hast – du fändest, sie erfordere Eigenschaften, die du dir nicht zutraust. Sag es mit der nötigen Festigkeit, und es ist genug. Jeder, der zu urteilen weiß, wird deine Beweggründe verstehen. Man wird das Stück aufgeben und dein Feingefühl gebührend schätzen.»

«Spielt nur nichts Unpassendes, liebes Kind», sagte Lady Bertram. «Das wäre deinem Vater nicht recht. Fanny, läute bitte, ich möchte essen. Julia wird doch jetzt schon angezogen sein.»

«Ich bin ganz überzeugt, Mama», sagte Edmund, der sich beeilte, an Fannys Stelle den Klingelzug zu ziehen, «daß Vater mit diesem Stück nicht einverstanden wäre.»

«Da, liebes Kind, hörst du, was Edmund sagt?» «Wenn ich die Rolle zurückweise», rief Maria mit neu entbrennendem Eifer, «wird Julia sie sich unverzüglich aneignen!»

«Was!» rief Edmund. «Auch wenn sie deine Gründe kennt?» «Oh – sie würde finden, daß zwischen uns – in meiner jetzigen Situation – ein großer Unterschied besteht ... daß gewisse Bedenken, die ich berücksichtigen muß, für sie nicht gelten ... Ich bin ganz sicher, daß sie so argumentieren würde. Nein, Edmund, sei nicht böse, aber ich kann meine Zusage nicht zurücknehmen. Jetzt ist alles schon abgemacht, ich darf die anderen nicht so enttäuschen. Tom wäre wütend. Und wenn wir gar so heikel sind, werden wir nie zum Spielen kommen.»

«Genau das wollte ich gerade sagen», mischte sich Mrs. Norris ein. «Wenn ihr an jedem Stück etwas auszusetzen findet, werdet ihr überhaupt nichts aufführen – das ganze Geld für die Vorbereitungen wird hinausgeworfen sein – und das wäre doch für uns alle eine Schande. Ich kenne das Stück nicht, aber wenn es darin, wie Maria sagt, ein paar etwas brenzlige Stellen gibt (und die gibt es in den meisten Stücken), kann man sie doch leicht weglassen. Man darf es auch nicht gar zu genau nehmen, Edmund, und wenn Mr. Rushworth mitspielt, ist überhaupt nichts dabei. Ich wollte nur, Tom hätte gewußt, was er will, bevor die Zimmerleute mit der Arbeit begonnen haben. Über diesen Seitentüren haben sie jetzt einen halben Arbeitstag verloren. Dafür können wir aber mit dem Vorhang zufrieden sein. Die Mädchen machen es sehr ordentlich, und ich glaube, wir werden ein paar Dutzend Ringe zurückschicken

können – es ist gar nicht notwendig, sie so dicht nebeneinander zu setzen. Wenigstens kann ich mich nützlich machen, indem ich dafür Sorge, daß nichts verschwendet und alles aufs beste ausgenützt wird. Es braucht eben immer einen gesetzteren Kopf, um so viele junge Köpfe zu beaufsichtigen. Ach, ich habe vergessen, Tom zu erzählen, was mir heute passiert ist. Ich hatte mich im Hühnerhof umgesehen und wollte gerade ins Haus gehen – wen sehe ich da um die Leutestube herumschleichen? Niemand anderen als den kleinen Jackson mit zwei Brettchen in der Hand! Er müsse sie seinem Vater bringen – natürlich! Mutter hätte ihn geschickt, um Vater etwas auszurichten, und da hätte Vater ihm befohlen, die zwei Bretter zu holen, ohne die er nicht weiterarbeiten könnte! Na, ich wußte sofort, wieviel es geschlagen hat, denn gerade läutete es zum Mittagessen für die Leute. Und weil ich diese Ausnützeri hasse (die Jacksons sind furchtbar habgierig, just die Sorte, die nie genug kriegt), sage ich einfach zu dem Jungen – so ein großer, tapsiger Bengel von zehn Jahren, er sollte sich was schämen – Dick, sage ich, ich selber werde deinem Vater die Brettchen hineinbringen, also gib her und lauf wieder heim, so schnell du kannst. – Der Junge hat ein dummes Gesicht gemacht und ist davon, ohne ein Wort zu sagen, denn in solchen Fällen kann ich ziemlich scharf sprechen, und ich denke, bis auf weiteres wird ihm die Lust vergangen sein, hier herumzumarodieren – ich hasse diese Habgier – wo euer Vater doch so gut zu den Leuten ist und dem Mann das ganze Jahr hindurch Arbeit gibt!»

Niemand nahm sich die Mühe, ihr zu antworten. Bald darauf kehrten die anderen zurück, und Edmund mußte sich mit dem Bewußtsein zufriedengeben, daß er wenigstens versucht hatte, sie zur Räson zu bringen.

Das Essen verlief sehr still. Mrs. Norris schilderte zwar noch einmal ihren Triumph über Dick Jackson, aber ansonsten sprach man kaum über das Stück oder die Vorbereitungen. Edmunds Mißbilligung wurde sogar von seinem Bruder empfunden, wenn dieser es auch nicht zugegeben hätte. Maria, die Henry Crawfords aufmunternde Unterstützung entbehrte, hielt es für klüger, das Thema zu vermeiden. Mr. Yates, der sich Julia angenehm zu machen suchte, stellte fest, daß ihre finstere Miene noch finsterer wurde, wenn er sein Bedauern über ihren Rücktritt ausdrückte, und Mr. Rushworth mit nichts als seiner Rolle und seinem Kostüm im Kopf hatte bald alles geäußert, was es darüber zu sagen gab.

Doch die theatralischen Belange wurden nicht lange vernachlässigt. Es gab noch vieles zu besprechen, und bald nachdem sich alle im Salon versammelt hatten, setzten sich Tom, Maria und Mr. Yates, denen die abendlichen Geister frischen Mut verliehen, als selbsternanntes Komitee an einen eigenen Tisch, um über dem aufgeschlagenen Buch eine Beratung abzuhalten. Sie begannen sich gerade in die Arbeit zu vertiefen,

als der Eintritt von Mr. und Miss Crawford eine höchst willkommene Unterbrechung brachte. Die späte Stunde und der dunkle, regnerische Abend hatten die beiden nicht abhalten können, und sie wurden mit dankbarer Freude begrüßt.

«Nun, wie geht es vorwärts?» – «Was haben Sie Neues beschlossen?» – «Ach, wir kommen ohne Sie nicht weiter!» – so erklang es gleich nach den ersten Begrüßungen. Henry Crawford saß bald mit den drei anderen am Komteetisch, während seine Schwester sich artig Lady Bertram zuwandte: «Ich muß Ihnen vor allem gratulieren, gnädige Frau, daß man sich endlich für ein Stück entschieden hat. Sie haben bewundernswerte Geduld gezeigt, denn Sie müssen ja schon krank sein von der Unruhe und dem Getriebe, die wir Ihnen ins Haus bringen! Die Schauspieler freuen sich, aber die Unbeteiligten haben noch viel mehr Grund, für eine Entscheidung dankbar zu sein. Ich wünsche Ihnen herzlich Glück dazu, gnädige Frau, und ebenso Mrs. Norris und allen anderen in der gleichen Lage!» – wobei sie erst Fanny und dann Edmund einen halb ängstlichen, halb verschmitzten Blick zuwarf.

Lady Bertram antwortete etwas Freundliches, doch Edmund schwieg. Daß er zu den Unbeteiligten gehörte, wurde nicht abgeleugnet. Nachdem Miss Crawford ein paar Minuten lang mit der Gruppe am Kamin geplaudert hatte, schlenderte sie wieder zum Sitzungstisch zurück und blieb dort stehen, um scheinbar interessiert der Besprechung zuzuhören, bis sie, wie von einem plötzlichen Einfall betroffen, ausrief: «Meine lieben Leute, ihr zerbrecht euch hier in aller Ruhe den Kopf, wie die Hütte und das Wirtshaus inwendig und auswendig aussehen sollen – laßt mich doch bitte inzwischen mein Schicksal erfahren. Wer gibt den Anhalt? In welchen der Herren werde ich das Vergnügen haben, mich zu verlieben?»

Im ersten Augenblick antwortete niemand, und dann redeten alle auf einmal, um die betrübliche Wahrheit zu verkünden – daß man noch keinen Anhalt hatte. Mr. Rushworth würde den Grafen Cassel spielen, aber für den Anhalt hätte sich noch niemand gefunden.

«Ich hatte die Wahl zwischen den beiden», erklärte Mr. Rushworth, «aber ich dachte, der Graf würde mir besser passen – obwohl es mir nicht recht gefällt, daß ich mich so aufputzen soll.»

«Sie haben sehr klug gewählt», erwiderte Miss Crawford, deren Miene sich sichtlich aufhellte. «Der Anhalt ist eine beschwerliche Rolle.»

«Der Graf hat zweiundvierzig Texte», gab Mr. Rushworth zurück, «das ist keine Kleinigkeit.»

«Es wundert mich gar nicht», sagte Miss Crawford nach einer kurzen Pause, «daß sich kein Anhalt findet. Amalia verdient es nicht besser. Eine so vorwitzige junge Person schreckt die Männer ab.»

«Ich wäre glücklich, die Rolle mit zu übernehmen, wenn es sich nur machen ließe», rief Tom.

«Unglücklicherweise treten der Diener und Anhalt gleichzeitig auf. Trotzdem habe ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben – ich will sehen, was sich tun läßt – muß es mir noch einmal anschauen.»

«Ihr Bruder sollte die Rolle übernehmen», flüsterte Mr. Yates ihm zu. «Glauben Sie nicht, daß er es tun würde?»

«Ich werde ihn nicht darum bitten», erwiderte Tom kalt. Miss Crawford kam auf etwas anderes zu sprechen und kehrte bald wieder zur Gruppe vor dem Feuer zurück. «Dort braucht man mich nicht», sagte sie, Platz nehmend. «Ich störe nur. Mr. Edmund Bertram, da Sie selbst nicht mitspielen, werden Sie ein unparteiischer Ratgeber sein, darum wende ich mich an Sie: Was sollen wir tun, um einen Anhalt aufzutreiben? Halten Sie es für möglich, daß einer der anderen die Rolle mit übernimmt? Wie lautet Ihr Rat?»

«Mein Rat», sagte Edmund ruhig, «ist, ein anderes Stück zu wählen.»

«Ich hätte gewiß nichts dagegen», erwiderte sie, «obwohl mir die Rolle der Amalia nicht schlecht gefiele, wenn ich die richtige Unterstützung hätte – ich meine, wenn alles glatt ginge ... Auf keinen Fall möchte ich Schwierigkeiten machen ... Aber da man dort drüben (mit einem Blick auf den Sitzungstisch) Ihren Rat nicht hören will, wird er auch nicht befolgt werden.»

Edmund schwieg.

«Wenn irgendeine Rolle Sie zum Spielen verleiten könnte, wäre es sicherlich Anhalt», begann die junge Dame nach kurzer Pause mit schelmischem Lächeln. «Sie wissen ja, daß er Geistlicher ist.»

«Dieser Umstand würde mich keineswegs verlocken», entgegnete Edmund. «Es täte mir sehr leid, ihn durch mein schlechtes Spiel zur lächerlichen Figur zu machen. Es muß schwer sein, den Anhalt so zu spielen, daß er nicht als langweiliger, steifer Moralprediger erscheint, und ein Mann, der selbst den geistlichen Beruf gewählt hat, dürfte der letzte sein, der ihn auf der Bühne darzustellen wünscht.»



Miss Crawford war zum Schweigen gebracht. Gekränkt und ärgerlich rückte sie ihren Stuhl näher zum Teetisch und widmete ihre ganze Aufmerksamkeit Mrs. Norris, die dort präsierte.

«Fanny!» rief Tom vom Sitzungstisch herüber, wo das eifrige Gespräch keinen Augenblick verstummte. «Wir brauchen deine Hilfe!»

Fanny sprang eilfertig auf. Sie erwartete, irgendwohin geschickt zu werden, denn die Gewohnheit, sie für solche Dienste zu gebrauchen, war trotz Edmunds ständigen Bemühungen noch längst nicht überwunden.

«Nein, bleib nur sitzen. Vorläufig wollen wir dich nicht stören, wir brauchen dich erst in unserem Stück. Du mußt die Häuslersfrau spielen.»

«Ich!» rief Fanny und setzte sich vor Schreck wieder hin. «Nein, Tom, du mußt mich entschuldigen. Ich könnte nicht spielen – um nichts in der Welt! Nein, wirklich, ich kann nicht.»

«Du mußt aber spielen, weil wir dich unbedingt brauchen. Hab keine Angst, es ist eine winzige Rolle, du hast fast nichts zu sagen. Kaum ein halbes Dutzend Sätze, und es schadet auch nichts, wenn man kein Wort davon versteht. Du kannst so leise piepen wie ein Mäuschen, wir brauchen dich nur zum Anschauen.»

«Wenn Sie Angst vor einem halben Dutzend Sätze haben», rief Mr. Rushworth, «was würden Sie dann zu meiner Rolle sagen? Ich muß zweiundvierzig Texte auswendig lernen!»

«Das Auswendiglernen macht mir nichts», sagte Fanny, die zu ihrem Entsetzen merkte, daß sie als einzige im ganzen Zimmer sprach und alle Augen auf ihr ruhten, «aber ich kann wirklich nicht spielen.»

«Doch, doch, für uns kannst du genug. Lerne deine Rolle, und alles übrige bringen wir dir bei. Du hast nur zwei Auftritte, und ich werde dein Mann sein, so daß ich dich herumschieben kann. Du wirst es ausgezeichnet machen, dafür stehe ich ein.»

«Nein, Tom, du mußt mich entschuldigen, wirklich. Du kannst dir das nicht vorstellen – es ist mir einfach unmöglich. Auch wenn ich es probierte, würde ich euch nur enttäuschen.»

«Ach was, tu nicht so verschämt! Du wirst es sehr gut machen, und wir verlangen nicht viel und erwarten nicht, daß du vollkommen bist. Du wirst einen braunen Kittel

und eine weiße Schürze tragen, dazu eine große, weiße Haube, wir malen dir ein paar Krähenfüße um die Augen, und du wirst ein sehr nettes, altes Weiblein abgeben.»

«Du mußt mich entschuldigen, du mußt mich wirklich entschuldigen!» rief Fanny, ganz rot vor Aufregung. Sie warf verzweifelte Blicke zu Edmund hinüber, der sie liebevoll beobachtete, ihr aber nur ein ermutigendes Lächeln schenkte, weil er Tom durch seine Einmischung nicht noch mehr aufzubringen wünschte. Fannys Flehen machte auf Tom keinen Eindruck. Er wiederholte nur, was er schon gesagt hatte. Und nicht nur Tom – denn jetzt unterstützten auch Maria, Mr. Crawford und Mr. Yates seine Forderung in zwar etwas milderer oder höflicherer Form, aber mit der gleichen Eindringlichkeit, so daß Fanny ganz überwältigt war. Bevor sie noch Atem schöpfen konnte, setzte Mrs. Norris dem Ganzen die Krone auf, indem sie ihr mit sehr vernehmlicher, zorniger Stimme zuflüsterte:

«Was sind das für Geschichten wegen nichts und wieder nichts! Schäm dich, Fanny! Wegen einer solchen Kleinigkeit deinen Cousins Schwierigkeiten machen – wo du es hier so gut hast! Jetzt übernimm die Rolle, die sie dir zuweisen, und laß uns nichts mehr von der Sache hören, wenn ich bitten darf!»

«Dringen Sie nicht in sie, Tante», sagte Edmund. «Es ist nicht recht, sie auf diese Weise unter Druck zu setzen. Sie sehen ja, daß sie nicht spielen möchte ... Sie hat das gleiche Recht, sich frei zu entscheiden, wie wir alle, und weiß bestimmt ebenso richtig zu urteilen ... Bitte, dringen Sie nicht weiter in sie.»

«Ich werde gewiß nicht in sie dringen», entgegnete Mrs. Norris böse. «Aber ich werde sie für ein ganz trotziges, undankbares Geschöpf halten, wenn sie nicht tut, was ihre leibliche Tante und ihre Cousins von ihr verlangen – mehr als undankbar, wenn man bedenkt, wer sie ist und was sie ist!»

Edmund war zu zornig, um etwas zu erwidern, doch Miss Crawford richtete einen erstaunten Blick auf Mrs. Norris und dann auf Fanny, die kaum mehr die Tränen zurückhielt, und sagte sehr scharf: «Auf diesem Platz ist es zu warm – hier gefällt es mir nicht mehr!» Damit rückte sie ihren Stuhl auf die andere Seite des Tisches neben Fanny und flüsterte ihr tröstend zu: «Machen Sie sich nichts daraus, liebe Miss Price! Heute ist ein schlimmer Abend – jeder ist böse und gereizt – aber wir wollen uns nicht um sie kümmern.» Sie fuhr fort, mit demonstrativer Liebenswürdigkeit mit Fanny zu plaudern und sie nach besten Kräften aufzuheitern, obwohl sie selbst äußerst verstimmt war. Durch einen warnenden Blick, den sie ihrem Bruder zuwarf, verhinderte sie jedes weitere Drängen von Seiten des Theaterkomitees, und die echte Guthertzigkeit, von der sie sich in diesem Augenblick fast ohne Nebengedanken leiten

ließ, gewann ihr mehr als reichlich zurück, was sie von Edmunds guter Meinung etwa eingebüßt haben mochte.

Fanny liebte Miss Crawford nicht, doch jetzt empfand sie dankbar ihre Freundlichkeit. Und als Miss Crawford Fannys Handarbeit bewunderte und sie um das Muster bat und sagte, sie wollte, sie wäre auch so geschickt – als sie von Fannys Einführung in die Gesellschaft sprach, die doch zweifellos nach der Hochzeit ihrer Cousine stattfinden würde – als sie sich gar nach den letzten Nachrichten von ihrem seefahrenden Bruder erkundigte, den sie gar zu gerne kennenlernen würde, weil sie sich ihn als einen ganz prächtigen jungen Mann vorstelle, Fanny solle doch ja nicht versäumen, sein Porträt zeichnen zu lassen, ehe er wieder auf See ginge – da mußte Fanny selbst zugeben, daß Schmeichelei etwas sehr Angenehmes sein kann, und sie konnte nicht anders, als gerne zuhören und mit größerer Lebhaftigkeit und Herzlichkeit antworten, als sie eigentlich beabsichtigt hatte.

Inzwischen ging die Beratung über das Stück weiter, und nach einer Weile unterbrach Tom Bertram Miss Crawfords Geplauder, um ihr mit großem Bedauern mitzuteilen, er fände es ausgeschlossen, die Rolle Anhalts mit der des Dieners zu vereinigen – er hätte sich die allergrößte Mühe gegeben, aber es sei einfach nicht zu machen, er müsse es aufgeben. «Aber wir werden nicht die geringste Schwierigkeit haben, jemanden dafür zu finden», fügte er hinzu. «Wir brauchen nur ein Wort zu sagen und können dann nach Belieben wählen. In diesem Moment könnte ich mindestens sechs junge Leute im Umkreis von sechs Meilen nennen, die ganz wild darauf sind, in unsere Gesellschaft aufgenommen zu werden, und der eine oder andere würde uns bestimmt keine Schande machen. Ich würde die Rolle ohne weiteres einem von den Olivers oder auch Charles Maddox anvertrauen. Tom Oliver ist ein sehr gescheiter Bursche und Charles Maddox ein Gentleman, wie er im Buch steht. Morgen in aller Frühe setze ich mich auf mein Pferd und reite nach Stoke hinüber, um die Sache mit einem von ihnen abzumachen.»

Während er sprach, blickte Maria besorgt zu Edmund hinüber. Sie erwartete nichts anderes, als daß er dieser Erweiterung des Unternehmens, die in so schreiendem Gegensatz zu allen früheren Beteuerungen stand, sich heftig widersetzen würde – doch Edmund schwieg. Nach kurzem Nachdenken sagte Miss Crawford ruhig: «Was mich persönlich betrifft – ich kann nichts gegen eine Sache einwenden, die Sie alle für richtig halten. Bin ich einem der Herren jemals begegnet? Ja doch, Mr. Charles Maddox hat einmal bei meiner Schwester gespeist, nicht wahr, Henry? Jetzt erinnere ich mich an ihn – ein ruhiger, junger Mann. Wenn es möglich ist, wählen Sie bitte ihn.

Es wird mir weniger peinlich sein, als wenn ich mit einem wildfremden Menschen spielen müßte.»

So wurde es also beschlossen. Tom wiederholte seinen Vorsatz, Maddox gleich am frühen Morgen aufzusuchen. Und obgleich Julia, die den ganzen Abend lang kaum den Mund aufgetan hatte, mit einem Blick auf Maria und Edmund sarkastisch bemerkte, daß die Aufführungen der Mansfielder Truppe die ganze Umgegend außerordentlich beleben würden, verharrte Edmund in seinem Schweigen und gab seinen Gefühlen nur durch eine ernste Miene Ausdruck.

«Ich freue mich nur sehr mäßig auf unsere Aufführung», bemerkte Miss Crawford halblaut zu Fanny, «und ich kann Mr. Maddox jetzt schon versichern, daß ich seinen Text und meinen eigenen ganz beträchtlich zurechtstutzen werde, bevor wir miteinander proben. Die ganze Geschichte ist sehr unangenehm. Ich hatte es mir anders vorgestellt.»

## 16. Kapitel

Miss Crawfords Geplauder hatte nicht die Macht, Fanny vergessen zu lassen, was geschehen war. Als sie zu Bett ging, zitterten ihre Nerven noch von dem Schock. Die Hartnäckigkeit, mit der Tom sie so rücksichtslos vor allen Leuten bedrängt hatte, war schlimm genug gewesen, doch schlimmer noch die ungerechten Vorwürfe ihrer Tante. Sich so unerwartet im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sehen – zu hören, daß es nur das Vorspiel zu etwas viel Ärgerem bedeutete, daß man von ihr etwas so Unmögliches wie Theaterspielen verlangte – und dann noch in aller Öffentlichkeit trotzig und undankbar gescholten und an ihre abhängige Stellung erinnert zu werden – das alles war ihr so furchtbar gewesen, daß es in der Erinnerung kaum weniger schmerzte. Dazu kam noch die Angst vor der Fortsetzung, die der morgige Tag bringen würde. Miss Crawford hatte sie nur zeitweise schützen können. Wenn sie morgen wieder unter sich waren und Tom und Maria ihr Ansinnen mit der ganzen herrischen Eindringlichkeit, deren sie fähig waren, wiederholten – am Ende gerade in Edmunds Abwesenheit – was sollte sie dann tun? Sie schlief ein, bevor sie die Frage beantwortet hatte und fand sie am nächsten Morgen beim Erwachen noch genau so beängstigend. Da die kleine, weiße Dachstube, die seit dem ersten Abend in Mansfield ihre Schlafstätte geblieben war, offenbar keine Lösung zu bieten vermochte, begab sich Fanny, sobald sie angekleidet war, in ein anderes Gemach, das mehr Raum zum nachdenklichen Herumwandern bot und über das sie seit einiger Zeit gleichfalls

verfügte. Es war das frühere Schulzimmer der Mädchen und wurde auch so genannt, bis die Fräulein Bertram den Namen nicht länger dulden wollten, obwohl es noch als solches benützt wurde. Hier hatte Miss Lee geherrscht, hier hatten sie gelesen und geschrieben, geschwätzt und gelacht, bis die Gouvernante sie vor drei Jahren verlassen hatte. Der nutzlos gewordene Raum blieb eine Zeitlang völlig vereinsamt, außer wenn Fanny kam, um nach ihren Pflanzen zu sehen oder eines ihrer Bücher zu holen, die sie, angesichts des Platzmangels in ihrem eigenen Kämmerchen, hier verwahrte. Ganz allmählich begann sie, ihre kleinen Besitztümer in dem Zimmer zu sammeln und selbst immer mehr Zeit darin zu verbringen, und da niemand es ihr neidete, hatte sie so schlicht und natürlich davon Besitz ergriffen, daß es jetzt allgemein als das ihre angesehen wurde. Das «Ostzimmer», wie es seit Marias sechzehntem Jahr hieß, galt jetzt ebenso eindeutig als Fannys Reich wie die weiße Dachstube; die Enge der letzteren bildete einen so triftigen Grund für die Benützung des ersteren, daß sogar die Fräulein Bertram, die in ihren eigenen Räumen jeden ihrer Stellung gebührenden Vorrang genossen, nichts dagegen einzuwenden hatten. Und nachdem Mrs. Norris ein für allemal angeordnet hatte, daß man im Ostzimmer niemals Fanny zuliebe einheizen dürfe, konnte auch sie sich einigermaßen damit abfinden, daß Fanny etwas benützte, worauf niemand anderer den geringsten Wert legte – obwohl man aus der Art, mit der sie manchmal diese Vergünstigung rühmte, hätte schließen können, daß Fanny über das schönste Zimmer im Haus gebot.

Der Raum war so günstig gelegen, daß er an manchem Vorfrühlings- oder Spätherbstmorgen einem so bescheidenen Gemüt wie Fanny auch ohne Feuer ganz wohnlich vorkam, und wenn es nur eine Spur Sonnenschein gab, ließ sie sich nicht einmal im Winter daraus vertreiben. Das Behagen, das er ihr in ihren Mußestunden bot, war unschätzbar. Hierher konnte sie flüchten, wenn ihr unten etwas Unangenehmes widerfahren war, und in irgendeiner Tätigkeit Trost oder Ablenkung finden. Ihre Pflanzen, ihre Bücher (die sie eifrig sammelte, seitdem sie zum erstenmal selbst über einen Schilling verfügte), ihr Schreibpult, ihre Handarbeit – alles war bequem in Reichweite, und wenn sie nicht zum Arbeiten aufgelegt war und nur ihren Gedanken nachzuhängen wünschte, konnte sie kaum einen Gegenstand erblicken, mit dem sich keine für sie bedeutsame Erinnerung verband. Jedes Ding hier war ihr ein Freund oder erinnerte sie an einen solchen. Und obwohl sie auch in diesem Raum manchen Kummer erlebt hatte, wenn man ihre Beweggründe nicht verstand, ihre Gefühle mißachtete oder ihr Verständnis unterschätzte – obwohl sie auch hier erfahren hatte, wie weh es tut, tyrannisiert oder verhöhnt oder übergangen zu werden, hatte doch fast jedes solche Erlebnis etwas Tröstliches im Gefolge gehabt: Tante Bertram hatte ein gutes Wort für sie eingelegt, Miss Lee hatte ihr Mut zugesprochen oder – was

die häufigste und teuerste Erinnerung war – Edmund hatte sich zu ihrem Ritter und Anwalt aufgeschwungen. Er hatte ihre Sache verteidigt und ihre gute Absicht dargetan, er hatte ihre Tränen getrocknet oder ihr einen Beweis seiner Zuneigung gegeben, der die Tränen versüßte. Und dies alles war, von der Zeit verklärt, zu einem so harmonischen Ganzen verschmolzen, daß jede einstige Kränkung nun ihren eigenen Reiz besaß. Das Zimmer war Fanny über alle Maßen lieb und wert, sie hätte seine Einrichtung nicht gegen die schönsten und kostbarsten Möbel im ganzen Haus vertauscht, obwohl das, was zu seiner besten Zeit nichts weiter als einfach und zweckmäßig gewesen, nun auch die Spuren der üblichen Mißhandlungen von Kinderhand zeigte. Die größten Prunkstücke waren ein verblichenes, von Julia gesticktes Fußkissen, das für den Salon nicht schön genug befunden wurde, und drei Transparente; sie waren in rasch verfliegender Begeisterung für diese Kunst verfertigt worden und schmückten nun die drei unteren Scheiben des einen Fensters, wo die Abtei von Tintern stolz ihren Platz zwischen einer italienischen Felsenlandschaft und einem mondbeschienenen schottischen See behauptete; ferner über dem Kamin eine Sammlung von Silhouetten der Familienmitglieder, die keines besseren Platzes für würdig befunden wurden, und daneben, mit Stecknadeln an der Wand befestigt, die Skizze eines Schiffs, die William vor vier Jahren vom Mittelmeer geschickt hatte und unter der, in Buchstaben höher als der Großmast, die Inschrift «H.M.S. Antwerp» prangte.

Diesen Zufluchtsort suchte Fanny jetzt auf, um seinen tröstlichen Einfluß auf ihr von Zweifeln zerrissenes Gemüt zu erproben, um zu sehen, ob der Anblick von Edmunds Profil ihr nicht Rat brächte oder ob sie beim Lüften ihrer Geranienstöcke nicht selbst einen Hauch von Seelenstärke erhaschte. Ach, was jetzt ihr Gemüt bewegte, war schlimmer als die Angst um ihre eigene Standhaftigkeit! Sie merkte voller Schrecken, daß sie selbst nicht mehr wußte, wo ihre Pflicht lag, und während sie sinnend im Zimmer umherwanderte, wurden ihre Zweifel immer quälender. Tat sie recht daran, zu verweigern, was so dringlich verlangt wurde und Menschen, denen sie jede Gefälligkeit schuldete, so innig am Herzen lag? Ließ sie sich nicht von Böswilligkeit, von Selbstsucht, von der Angst, sich bloßzustellen, verblenden? Edmunds Zustimmung und seine Überzeugung, daß Sir Thomas das ganze Theaterunternehmen mißbilligen würde – genügte das, um ihre störrische Weigerung, sich den Wünschen aller anderen zu fügen, zu rechtfertigen? Der Gedanke, Theater zu spielen, schien ihr so furchtbar, daß sie geneigt war, die Aufrichtigkeit und Reinheit ihrer eigenen Beweggründe in Frage zu stellen. Gebrauchte sie ihr Gewissen nicht nur als Vorwand, um sich einer verhaßten Pflicht zu entziehen? Jeder Blick, den sie durchs Zimmer schweifen ließ, bestärkte sie in der Überzeugung, daß sie ihren jungen Verwandten

keine Gefälligkeit abschlagen dürfe, denn überall traf ihr Auge auf Geschenke, die sie im Lauf der Jahre von ihnen erhalten hatte. Auf dem Tisch zwischen den Fenstern reihten sich Nähkästchen und Stickkästchen, die hauptsächlich von Tom stammten, und sie fühlte sich überwältigt von der gewaltigen Schuldenlast, die alle diese Liebeszeichen verkörperten ... Ein leises Klopfen an der Tür riß sie aus ihren ernsten Bemühungen, die wahre Pflicht zu erkennen, und auf ihr sanftes «Herein» trat just der Mensch ein, zu dem sie mit jedem Zweifel zu kommen pflegte. Ihre Augen leuchteten bei Edmunds Anblick auf.

«Kann ich einen Augenblick mit dir sprechen, Fanny?» fragte er.

«Natürlich!»

«Ich muß mich mit dir beraten. Ich will deine Meinung hören.»

«Meine Meinung!» rief sie erschrocken.

«Ja, deinen Rat und deine Meinung. Ich weiß nicht, was ich tun soll, Fanny. Wie du siehst, wird die Sache mit dem Theater immer ärger. Sie haben so ziemlich das schlimmste Stück gewählt, das sie wählen konnten, und um die Sache komplett zu machen, wollen sie jetzt auch noch einen jungen Mann heranziehen, den wir alle nur flüchtig kennen. Das ist das Ende der ganzen Unauffälligkeit und Diskretion, von der anfangs die Rede war. Ich weiß nichts Schlechtes von Charles Maddox, aber mir ist die große Vertraulichkeit bedenklich, die daraus entstehen muß, daß man ihn auf diese Weise in unseren Kreis zieht – mehr als Vertraulichkeit – Intimität. Ich kann nicht mit Gleichmut daran denken. Das Übel erscheint mir so groß, daß es mit allen nur möglichen Mitteln verhindert werden müßte. Findest du das nicht auch?»

«Ja, gewiß, aber was ist dagegen zu tun? Tom ist so unzugänglich!»

«Es gibt nur einen Ausweg, Fanny. Ich muß die Rolle selbst übernehmen. Tom ist auf keine andere Weise von seiner Idee abzubringen, das ist mir klar.»

Fanny vermochte nicht zu antworten.

«Glaub mir, es macht mir kein Vergnügen», fuhr Edmund fort. «Es kann keinem Menschen Vergnügen machen, den Anschein solcher Unbeständigkeit auf sich zu nehmen. Nachdem ich mich von Anfang an dem Unternehmen widersetzt habe, scheint es geradezu absurd, daß ich jetzt, da sie in jeder Hinsicht über ihren ursprünglichen Plan hinausgehen, plötzlich doch mittue. Aber ich sehe keine andere Lösung. Du vielleicht, Fanny?»

«Nein», sagte Fanny langsam, «nicht unmittelbar – aber ...» «Aber was? Ich merke, daß du mir nicht zustimmst. Überlege es einen Augenblick. Vielleicht siehst du nicht so klar wie ich, welches Unheil daraus entstehen kann, welche Peinlichkeit daraus entstehen muß, daß ein fremder junger Mann auf diese Weise in unseren Kreis zugelassen wird – beinahe als Familienmitglied, das zu jeder Stunde Zutritt hat – von heute auf morgen auf den Fuß größter Vertraulichkeit gestellt, die jede Zurückhaltung aufhebt. Wenn man nur bedenkt, zu welchen Freiheiten jede Probe Anlaß geben muß! Das ist alles sehr schlimm. Versetz dich einmal an Miss Crawfords Stelle, Fanny, stell dir vor, was es heißt, die Amalia mit einem fremden Menschen zu spielen! Sie hat Anrecht auf unser Mitgefühl, weil sie offenkundig ihre Lage selber als äußerst peinlich empfindet. Ich habe genug von dem gehört, was sie dir gestern sagte, um zu wissen, wie ungern sie mit einem Fremden spielt. Und da sie sich unter ganz anderen Voraussetzungen zu der Rolle verpflichtet hatte – vielleicht sogar ohne das Stück genau zu kennen – wäre es unedel, wäre es ein wirkliches Unrecht, sie dieser Unannehmlichkeit auszusetzen. Ihre Empfindungen müssen respektiert werden. Scheint es dir nicht auch so, Fanny? Du zögerst.»

«Miss Crawford tut mir leid. Aber es tut mir noch mehr leid, dich in eine Sache hineingezogen zu sehen, gegen die du dich von Anfang an gestellt hast, weil du denkst, daß dein Vater sie mißbilligen würde. Alle wissen, daß du so denkst – es wäre ein solcher Triumph für sie!»

«Sie werden nicht viel Anlaß zum Triumphieren haben, wenn sie mein jämmerliches Spiel sehen. Freilich, ein Triumph wird es trotz allem sein, das muß ich auf mich nehmen. Aber wenn es mir dadurch möglich wird, die Publizität der Geschichte einzuschränken, die Diskretion zu wahren, kurz, unsere Narrheit im eigenen Haus zu halten, lohnt es sich. In meiner jetzigen Lage habe ich keinen Einfluß und kann nichts tun. Ich habe sie beleidigt, sie wollen nicht auf mich hören. Doch wenn ich sie durch diese Konzession versöhne, kann ich sicher erreichen, daß die Aufführung auf einen viel kleineren Kreis beschränkt wird, als sie jetzt vorhaben. Das ist ein beträchtlicher Gewinn. Mein Ziel ist es, das ganze Publikum auf Mrs. Rushworth und die Grants zu reduzieren. Lohnt sich das nicht?»

«Ja, damit wäre viel gewonnen.»

«Und trotzdem billigst du meine Absicht nicht! Kannst du mir irgendeinen anderen Weg nennen, auf dem ich ebensoviel erreichen würde?»

«Nein – mir fällt nichts ein ...»



«Dann gib mir deine Zustimmung, Fanny. Ohne die fühle ich mich nicht wohl.»

«O Edmund!»

«Wenn du gegen mich bist, sollte ich mir selber mißtrauen – und doch ... Es ist einfach unmöglich, Tom auf seine Weise weitermachen zu lassen. Es darf nicht sein, daß er in der ganzen Gegend herumreitet, um irgendeinen beliebigen Menschen zu suchen, ganz gleich wen, wenn er sich nur die Rolle aufschwätzen läßt und halbwegs wie ein Gentleman aussieht! – Ich dachte, daß du dich besser in Miss Crawford hineindenken würdest, Fanny.»

«Sie wird sich sicher sehr freuen. Für sie wird es eine große Erleichterung sein», sagte Fanny, bemüht, größere Herzlichkeit in ihren Ton zu legen.

«Sie ist mir niemals liebenswürdiger erschienen als gestern abend, als sie sich so reizend zu dir benommen hat, Fanny. Damit hat sie sich einen großen Anspruch auf mein Wohlwollen erworben.»

«Sie war wirklich sehr, sehr lieb, und ich freue mich, wenn es ihr erspart bleibt ...»

Fanny war nicht imstande, ihren großmütigen Erguß zu beenden. Ihr Gewissen ließ sie mitten darin verstummen, doch Edmund war zufriedengestellt.

«Ich werde gleich nach dem Frühstück hinübergehen und bin sicher, daß ich ihr eine Freude mache. Und jetzt, meine liebe, kleine Fanny, will ich dich nicht länger stören. Du wolltest lesen. Aber ich konnte nicht zur Ruhe kommen, ehe ich mit dir gesprochen und einen Entschluß gefaßt hatte. Schlafend und wachend habe ich die ganze Nacht nichts anderes im Kopf gehabt. Es ist schlimm, daß ich mittue – aber ohne das wäre es noch schlimmer. Falls Tom schon auf ist, spreche ich jetzt gleich mit ihm und erledige die Sache. Wenn wir uns dann beim Frühstück treffen, werden wir alle in glänzender Laune sein, daß wir in so schöner Einträchtigkeit den Narren machen. Du wirst inzwischen wohl eine kleine Reise nach China unternehmen. (Er hatte ein Buch aufgeschlagen, das auf dem Tisch lag, und griff jetzt nach einigen anderen.) Wie geht es mit Lord Macartney vorwärts? Und hier sind Märchen und der ›Idler‹, um dich zu erheitern, wenn du von deiner gewichtigen Lektüre ermüdet bist, alles hübsch bei der Hand. Ich bewundere dein kleines Reich über die Maßen. Sobald ich verschwunden bin, wirst du dir den ganzen theatralischen Unsinn aus dem Kopf schlagen und dich gemütlich zu deinem Buch setzen. Aber bleib nicht zu lange hier, sonst wird dir kalt.»

Er ging, aber für Fanny gab es keine Lektüre, keine Reise nach China, keinen Frieden. Er hatte ihr die unglaublichste, die unbegreiflichste, die unwillkommenste Mitteilung gemacht, und sie konnte an nichts anderes denken. Edmund wollte mitspielen – nach allen seinen Einwendungen, die so berechtigt waren, die er so öffentlich kundgetan hatte! Nach allem, was sie ihn sagen gehört und in seinen Mienen gelesen hatte! War es möglich, daß ein Mensch wie Edmund seinem innersten Gefühl untreu wurde? Betrog er sich nicht selber? Irrte er nicht? Ach Gott, an allem war Miss Crawford schuld. Fanny hatte aus jedem seiner Worte ihren Einfluß herausgehört und war tief unglücklich. Die Sorgen und Zweifel wegen ihres eigenen Verhaltens, die sie vorher gequält hatten und während des Gesprächs mit Edmund verstummt waren, erschienen ihr jetzt unwichtig angesichts dieser tieferen Angst. Jetzt war alles gleich – die Dinge mußten ihren Lauf nehmen. Mochten Tom und Maria ihren Angriff fortführen, es berührte sie nicht mehr. Sie konnten ihr nichts Schlimmeres antun. Und wenn sie schließlich zum Nachgeben gezwungen wurde – es kam nicht mehr darauf an. Das Elend konnte nicht größer werden.

## 17. Kapitel

Für Tom und Maria war es wahrlich ein großer Tag. Ein solcher Sieg über Edmunds Tugend übertraf ihre kühnsten Hoffnungen. Sie waren entzückt, daß ihrer geliebten Aufführung nun nichts mehr im Wege stand, und beglückwünschten einander heimlich zu der eifersüchtigen Schwachheit, der sie die Schwenkung nicht ohne Schadenfreude zuschrieben. Mochte Edmund noch so ernst dreinblicken, mochte er immer wieder betonen, wie sehr er das ganze Unternehmen und das Stück im besonderen mißbilligte – sie hatten ihr Ziel erreicht: Er spielte mit, und was ihn dazu trieb, war einzig die Macht selbstsüchtiger Gefühle. Edmund war von der moralischen Höhe herabgestiegen, auf der er sich bisher behauptet hatte, und das tat ihnen in jeder Beziehung wohl.

Ihm gegenüber benahmen sie sich aber tadellos. Sie verrieten ihren Triumph kaum durch ein Zucken der Mundwinkel und taten so erfreut, daß man jetzt Charles Maddox los sei, als wäre er ihnen gegen ihren Willen aufgedrängt worden.

«Ein Fremder in unserem Kreis wäre doch so unangenehm», erklärten sie. «Es hätte die ganze Gemütlichkeit zerstört.» Und als Edmund daraufhin seiner Hoffnung auf eine Beschränkung des Publikums Ausdruck gab, waren sie in ihrer augenblicklichen Freude gern bereit, ihm alles zu versprechen. Edmund wurde von allen Seiten gelobt

und ermuntert. Mrs. Norris machte sich erbötig, für sein Kostüm zu sorgen, Mr. Yates versicherte ihm, daß Anhalts letzter Auftritt mit dem Baron reichlich Gelegenheit zu pathetischen Deklamationen bot, und Mr. Rushworth unternahm es, seine Texte zu zählen.

«Vielleicht», sagte Tom, «wäre Fanny jetzt eher bereit, einzuspringen? Vielleicht könntest du sie dazu bewegen?»

«Nein, sie ist fest entschlossen, nicht mitzuspielen.» «So? Nun schön.» Mehr wurde nicht gesagt, doch Fanny fühlte sich von neuem gefährdet, und ihre Gleichgültigkeit gegen die Gefahr begann bereits wieder zu schwinden.

Im Pfarrhaus wurde Edmunds Sinnesänderung mit nicht weniger freundlichem Lächeln belohnt als im Herrenhaus. Miss Crawford sah bei dieser Gelegenheit besonders reizend aus und zeigte ihre Freude auf so bezaubernde Weise, daß Edmund befriedigt dachte, er hätte doch recht getan, auf ein so feines Empfinden gebührend Rücksicht zu nehmen. Er begann sich selbst über seinen Entschluß zu freuen, und so verging der Vormittag unter den angenehmsten, wenn auch nicht den vernünftigsten Gefühlen. Für Fanny brachte er eine günstige Wendung. Auf Miss Crawfords eindringliche Bitten hin erklärte sich Mrs. Grant mit ihrer gewohnten Gutmütigkeit dazu bereit, die Rolle der Häuslersfrau zu übernehmen. Das war das einzige Ereignis, das für Fanny den Tag ein wenig erhellte, und selbst diese gute Nachricht, die Edmund ihr verkündete, hatte für sie einen bitteren Beigeschmack, denn es war Miss Crawford, der sie dafür dankbar zu sein hatte, es war Miss Crawford, deren Herzensgüte und Zartgefühl mit glühender Bewunderung gepriesen wurden. Fanny hatte jetzt nichts mehr zu befürchten, doch sie fand keinen inneren Frieden. Niemals war ihr Gemüt zerrissener gewesen. Obwohl sie nicht finden konnte, daß sie selbst unrecht getan hatte, war sie in jeder anderen Hinsicht tief beunruhigt. Ihr Herz und ihr Verstand sprachen gleichermaßen gegen Edmunds Entschluß. Sie war nicht imstande, seine Unbeständigkeit zu entschuldigen, und das Glück, das er dieser Unbeständigkeit verdankte, erregte in ihr nur Kummer und Eifersucht. Als dann Miss Crawford selbst erschien, empfand Fanny ihre strahlende Miene geradezu als Beleidigung und brachte es kaum über sich, ihre freundlichen Worte zu erwidern. Alle Menschen um sie herum waren geschäftig und fröhlich. Jeder hatte seine Interessen, seine Rolle, sein Kostüm, seinen großen Auftritt, seine Freunde und Bundesgenossen. Allesamt fühlten sie sich so wichtig, sie hatten soviel zu beraten und zu besprechen und lachten so herzlich über ihre eigenen scherzhaften Vorschläge – Fanny allein ging traurig und unbeachtet herum. Sie gehörte nicht dazu und hatte keinen Anteil an den Geschehnissen. Es war allen gleichgültig, ob sie mitten in dem lärmenden Treiben saß oder sich in die Stille

des Ostzimmers flüchtete; ob sie blieb oder ging – niemand fragte nach ihr, niemand vermißte sie, und sie war nahe daran, zu denken, daß alles andere besser wäre als dieser Zustand. Mrs. Grant war jetzt eine wichtige Person. Man pries ihre große Gefälligkeit, man nahm Rücksicht auf ihre Zeit und ihre Wünsche, sie wurde umringt und umschmeichelt – und Fanny hätte sie beinahe um die Rolle beneidet, die sie selbst zurückgewiesen hatte! Doch sie brauchte nur ein wenig zu überlegen, um zu erkennen, daß man ihr, Fanny, niemals den Respekt entgegengebracht hätte, auf den Mrs. Grant Anspruch hatte; und selbst wenn sie sich damit das höchste Ansehen erkaufte hätte, konnte sie doch niemals mit gutem Gewissen an einem Unternehmen teilnehmen, das sie, von allem anderen abgesehen, mit Rücksicht auf ihren Onkel ganz und gar verdammen mußte.

Fanny merkte bald, daß sie nicht die einzige unglückliche Seele in dem fröhlichen Kreis war. Julia litt ebenfalls, wenn auch nicht ganz so schuldlos.

Henry Crawford hatte mit ihren Gefühlen gespielt. Doch sie hatte die längste Zeit seine Aufmerksamkeiten geduldet und sogar herausgefordert, obwohl die Eifersucht ihrer Schwester genügen mußte, um ihr die Augen zu öffnen. Und jetzt, da sie nicht mehr daran zweifeln konnte, daß er ihr Maria vorzog, trübte nicht die leiseste Sorge um die Ehre ihrer Schwester ihr Gemüt, noch gab sie sich die geringste Mühe, vernünftig zu sein. Wenn sie nicht gerade in düsterem Schweigen dasaß, mit unerbittlich tragischer Miene, die kein Scherz aufzuhellen, keine Neugier zu beleben vermochte, ließ sie sich Mr. Yates' Galanterien gefallen, unterhielt sich mit forcierter Lustigkeit mit ihm und nur mit ihm und bespöttelte die Schauspielkünste der anderen.

Henry Crawford bemühte sich einen oder zwei Tage lang, den Affront, den er Julia angetan hatte, durch seine bewährte Methode galanter Courschneiderei wieder gutzumachen, doch es lag ihm nicht genug daran, um dabei zu beharren, als sie sich nicht gleich versöhnlich zeigte. Bald gab ihm auch das Theater so viel zu tun, daß ihm nicht genug Zeit für mehr als einen Flirt blieb. Der Zank wurde ihm gleichgültig, oder er hielt ihn sogar für eine glückliche Fügung. Es schien die beste Art, in aller Stille einem Verhältnis ein Ende zu machen, das über kurz oder lang nicht nur Mrs. Grant zu gewissen Erwartungen veranlaßt hätte.

Mrs. Grant war es nicht zufrieden, daß Julia sich vom Spiel ausschloß und unbeachtet dabeisaß. Doch da es schließlich nicht um ihr eigenes Glück ging – da Henry ja am besten wissen mußte, was er wollte, und da er ihr mit seinem überzeugendsten Lächeln versicherte, weder er noch Julia hätten jemals ernsthaft aneinander gedacht – begnügte sie sich damit, ihre früheren Warnungen zu wiederholen, beschwor ihn, seine

Herzensruhe nicht um der älteren Schwester willen aufs Spiel zu setzen, und tat weiterhin fröhlich bei allem mit, was den jungen Leuten insgesamt und besonders ihren beiden Lieblingen soviel Spaß und Vergnügen machte.

«Eigentlich wundert es mich, daß Julia nicht in Henry verliebt ist», bemerkte sie zu Mary.

«Oh, das ist sie ganz bestimmt», erwiderte Mary kühl. «Ich nehme an, daß beide Schwestern in ihn verliebt sind.»

«Beide! Nein, nein, das will ich nicht hören. Daß du ihm gegenüber ja keine solchen Andeutungen machst, Mary! Denk an Mr. Rushworth.»

«Du solltest lieber Miss Bertram empfehlen, an Mr. Rushworth zu denken – das könnte ihr nur guttun. Ich denke oft an Mr. Rushworths Reichtum und Stellung und wünschte, sie wären in besseren Händen – an ihn persönlich denke ich gewiß nicht. Ein Mann mit einem solchen Besitz könnte der Erste in der Grafschaft sein, er brauchte sich keinem Broterwerb zu verschreiben. Denk nur, welche große Rolle er als Vertreter der Grafschaft spielen könnte!»

«Nun, man wird ihn wohl bald ins Parlament bringen. Wenn Sir Thomas heimkommt, wird er schon dafür sorgen.»

«Sir Thomas soll gewaltige Dinge vollbringen, wenn er heimkommt», sagte Mary spöttisch.

«Alles scheint von Sir Thomas' Heimkehr abzuhängen.» «Wenn du ihn erst im Kreise seiner Familie siehst, wirst du finden, daß sein Ansehen berechtigt ist. Er hat ein würdevolles, vornehmes Wesen, wie es sich für das Haupt eines solchen Hauses ziemt, und weiß jeden auf den rechten Platz zu stellen. Wenn er da ist, scheint sogar Lady Bertram keine so vollkommene Null zu sein, und niemand außer ihm vermag Mrs. Norris im Zaum zu halten. Ich finde, daß es ohne ihn gar nicht so besonders gut geht. – Aber bitte, Mary, bilde dir nicht ein, daß Maria in Henry verliebt ist! Daß Julia nicht an ihn denkt, glaube ich jetzt, sonst hätte sie gestern abend nicht so auffällig mit Mr. Yates geflirtet. Maria mag Henry sicher gut leiden, aber es liegt ihr zuviel an Sotherton, um ihrem Mr. Rushworth untreu zu werden.»

«Wenn Henry nur ein Wort sagt, bevor der Heiratsvertrag unterzeichnet ist, gebe ich nicht so viel für Mr. Rushworths Chance!»

«Wenn du das wirklich glaubst, muß etwas geschehen. Sobald die Aufführung vorbei ist, werden wir ernsthaft mit Henry reden. Er muß wissen, was er will. Und falls er keine ernsten Absichten hat, werden wir ihn eine Zeitlang von hier verbannen, auch wenn er unser Henry ist!»

Julia litt wirklich, aber ihre eigene Familie merkte ebensowenig davon wie Mrs. Grant. Sie hatte aufrichtig geliebt, sie liebte noch immer, und lernte alle Qualen kennen, die ein heißes Herz und ein stolzer Sinn beim Fehlschlagen einer teuren, wenn auch unvernünftigen Hoffnung zu erdulden haben. Dazu kam noch die heftige Empörung, daß er mit ihr nur gespielt hatte. Ihr Herz war wund und zornig, und nur im Zorn fand sie Trost. Die Schwester, mit der sie sich stets gut vertragen hatte, war nun zu ihrer schlimmsten Feindin geworden. Sie waren einander ganz entfremdet, und Julia war nicht über die Hoffnung erhaben, daß die Sache ein schlimmes Ende nehmen und Maria für ihr schändliches Verhalten gegen sie selber wie auch gegen Mr. Rushworth die verdiente Strafe erleiden würde. Solange die Schwestern die gleichen Interessen hatten, waren sie recht gute Freundinnen gewesen; sie waren nicht unverträglich und hatten niemals Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten gehabt. Doch beide besaßen weder Liebe noch Charakterstärke genug, um unter dem Gewicht einer solchen Prüfung barmherzig oder auch nur gerecht zu bleiben, um an die eigene Ehre oder das Leid der anderen zu denken. Maria genoß ihren Triumph und verfolgte ihr Ziel ohne Rücksicht auf Julia; und Julia konnte nicht zusehen, wie Henry Crawford Maria auszeichnete, ohne ingrimmig zu hoffen, daß sein Benehmen Eifersucht erregen und letzten Endes zu einem öffentlichen Skandal führen werde.

Fanny ahnte manches von dem, was in Julia vorging, und hatte Mitleid mit ihr, aber es bestand keine Kameradschaft zwischen ihnen. Julia machte keine Geständnisse, und Fanny nahm sich keine Freiheiten heraus. So litt jede für sich allein. Wenn etwas sie verband, war es nur Fannys Wissen um Julias Gefühle.

Daß Julias Brüder und ihre Tante nichts von ihrer Verstörtheit merkten und deren wahrer Ursache gegenüber völlig blind waren, kam daher, daß jeder von seinen eigenen Sorgen erfüllt war. Sie hatten ganz andere Dinge im Kopf. Tom dachte nur an sein Theater und sah nichts, was nicht unmittelbar damit zusammenhing. Edmund, hin und her gerissen zwischen seiner Rolle auf der Bühne und seiner Rolle im wirklichen Leben, zwischen Miss Crawfords Ansprüchen und seinen eigenen Grundsätzen, zwischen Verliebtheit und Standhaftigkeit, achtete ebenfalls auf nichts anderes. Und Mrs. Norris, die sich um die praktischen Angelegenheiten der Truppe kümmerte, alles dirigierte und die Anfertigung der diversen Kostüme mit einer Sparwut beaufsichtigte, die ihr niemand dankte – Mrs. Norris hatte so viel damit zu tun, von ihrer eigenen

Tüchtigkeit begeistert zu sein, weil sie Sir Thomas in seiner Abwesenheit hier einen Schilling und dort einen Schilling ersparte, daß sie keine Zeit fand, das Betragen seiner Töchter zu überwachen oder ihr Glück zu behüten.

## 18. Kapitel

Alles war nun im besten Gange. Bühne, Schauspieler, Schauspielerinnen und Kostüme machten gute Fortschritte. Doch obwohl sich keine weiteren größeren Hindernisse erhoben, fand Fanny, ehe noch viele Tage vergingen, daß auch für die Beteiligten selbst nicht alles eitel Wonne war und daß von der Einmütigkeit und Fröhlichkeit, die sie anfänglich mit so neidvoller Sehnsucht beobachtet hatte, nicht mehr viel zu bemerken war. Jeder hatte seine persönlichen Gründe, sich zu ärgern, und Edmund am meisten. Gegen seinen ausdrücklichen Protest traf ein Bühnenmaler aus der Stadt ein, was nicht nur die Kosten, sondern, schlimmer noch, den Eklat der Unternehmung beträchtlich erhöhte, während Tom, weit davon entfernt, sich von Edmunds Wunsch nach Diskretion leiten zu lassen, jede Familie der Nachbarschaft, die ihm zufällig über den Weg lief, zum Besuch der Aufführung einlud. Tom seinerseits begann sich über die langsamen Fortschritte des Malers aufzuregen und litt alle Qualen der Ungeduld. Er hatte seine Rolle gelernt – alle seine Rollen, denn er übernahm jeden kleineren Part, der sich mit dem des Dieners vereinen ließ – und es drängte ihn, sie darzustellen. Jeder Tag, den er untätig verbrachte, ließ ihn deutlicher fühlen, wie nichtssagend alle seine Rollen zusammen waren, und er bedauerte mehr und mehr, daß sie kein anderes Stück gewählt hatten.

Fanny, die immer eine geduldige Zuhörerin und oft die einzige willige Zuhörerin war, bekam von allen Seiten Klagen und Enttäuschungen zu hören. Sie erfuhr, daß man Mr. Yates allgemein für einen furchtbar schlechten Schauspieler hielt und daß Mr. Yates seinerseits von Henry Crawford enttäuscht war; daß Tom Bertram viel zu schnell und undeutlich sprach, daß Mrs. Grant durch ihr Lachen alles verdarb, daß Edmund mit seiner Rolle im Rückstand und daß es eine Qual war, etwas mit Mr. Rushworth zu tun zu haben, dem man immer noch jedes einzelne Wort vorsagen mußte. Sie wußte auch, daß der arme Mr. Rushworth nur selten jemanden dazu bewegen konnte, mit ihm zu proben, denn er hatte Fanny gleichfalls zu seiner Vertrauten erwählt; und so auffällig ging ihre Cousine Maria ihm aus dem Wege, und so unnötig oft probte sie ihren ersten großen Auftritt mit Henry Crawford, daß Fanny in ständiger Angst lebte, bald noch ganz andere Klagen von Mr. Rushworth zu vernehmen. Kurz, niemand war glücklich

und zufrieden. Jeder verlangte etwas, was er nicht bekommen konnte, und gab seinerseits den anderen Grund zur Unzufriedenheit. Jeder hatte eine zu große oder zu kleine Rolle, niemand paßte bei den Proben auf, keiner wollte sich merken, von welcher Seite er aufzutreten hätte; kein einziger – außer dem, der gerade Klage führte – war bereit, sich irgendwelchen Anordnungen zu fügen!

Fanny selbst fand an den Aufführungen ebensoviel unschuldiges Vergnügen wie jeder andere. Henry Crawford spielte gut, und sie stahl sich gern ins Theater, um den Proben für den ersten Akt zu lauschen, wenn sie auch manche Sätze aus Marias Rolle nur mit sehr gemischten Gefühlen hörte. Auch Maria spielte ihrer Ansicht nach sehr gut – nur allzu gut. Nach den ersten paar Proben bildete Fanny bald ihr einziges Publikum und war ihnen, teils als Souffleuse, teils als Zuschauerin, oft sehr nützlich. Soweit sie es beurteilen konnte, überragte Mr. Crawford die anderen Spieler beträchtlich. Er besaß mehr Selbstvertrauen als Edmund, mehr Verständnis als Tom, mehr Talent und Geschmack als Mr. Yates. Als Menschen mochte sie ihn nicht leiden, doch sie mußte zugeben, daß er weitaus am besten spielte, und in diesem Punkt teilten fast alle ihre Meinung. Nur Mr. Yates tadelte seine Zahmheit und Fadheit – und schließlich kam auch der Tag, an dem Mister Rushworth sich mit finsterner Miene an sie wandte und fragte: «Finden Sie etwas so Besonderes an ihm? Ich nicht – und unter uns gesagt, finde ich es einfach lächerlich, einen so klein geratenen, ordinär aussehenden Kerl als großen Schauspieler hinzustellen!»

Von diesem Augenblick an kehrte seine frühere Eifersucht wieder, und Maria, die sich durch Mr. Crawfords Benehmen zu immer größeren Hoffnungen berechtigt fühlte, gab sich nur wenig Mühe, ihren Bräutigam zu beschwichtigen. Die Aussicht, daß Mr. Rushworth jemals seine zweiundvierzig Reden im Kopf behalten würde, wurde noch geringer, und außer seiner Mutter hatte jeder längst die Hoffnung aufgegeben, daß er daraus etwas halbwegs Erträgliches machen würde. Die gute Frau hingegen bedauerte, daß er keine wichtigere Rolle spielte, und verschob ihren Besuch in Mansfield, bis man mit den Proben so weit wäre, daß sie ihn in allen seinen Auftritten sehen könnte. Die anderen hofften nur, ihn bestenfalls so weit zu bringen, daß er sich an das Stichwort und den ersten Satz seines Auftritts erinnerte und dann imstande wäre, sich den Rest einsagen zu lassen. Fanny gab sich in ihrer Guthertzigkeit die größte Mühe mit ihm; sie suchte ihm beizubringen, wie man lernte, und half ihm nach Kräften, indem sie allerlei künstliche Gedächtnishilfen für ihn ausarbeitete und selber seine Rolle Wort für Wort auswendig lernte – ohne ihn allerdings viel weiter zu bringen.

Sie hatte gegen viele peinliche Gefühle und schlimme Ahnungen anzukämpfen, aber gerade dadurch und dank den mannigfaltigen Anforderungen, die an ihre Zeit und ihre



Aufmerksamkeit gestellt wurden, war sie weit davon entfernt, sich müßig, überflüssig oder vereinsamt vorzukommen. Sie stand mit ihren Sorgen nicht allein, ihr Mitgefühl wurde ebensohäufig in Anspruch genommen wie ihre Muße. Ihre düsteren Erwartungen hatten sich als unbegründet erwiesen: sie war den anderen nützlich und vielleicht nicht unzufriedener als jeder einzelne von ihnen.

Außerdem gab es eine Menge Näharbeit, und auch hierfür wurde ihre Hilfe gebraucht. Daß Mrs. Norris Fanny für ebenso bevorzugt hielt wie alle anderen, ging aus der Art hervor, in der sie sie anherrschte: «Komm jetzt endlich, Fanny! Das sind schöne Zeiten für dich, aber du hast auch etwas anderes zu tun, als von einem Zimmer ins andere zu laufen und dir die Augen aus dem Kopf zu gucken. Das könnte dir so passen, nicht wahr? Aber jetzt brauche ich dich. Ich kann mich kaum mehr auf den Beinen halten, so habe ich mich geplagt, Mr. Rushworths Mantel zuzuschneiden, ohne noch eine Länge Seide kommen zu lassen. Du könntest mir wenigstens beim Zusammensetzen helfen. Es sind nur drei Nähte, damit bist du rasch fertig. Ich wäre froh, wenn ich nichts anderes zu tun hätte, als die Arbeit auszuführen. Du hast es gut, aber wenn niemand mehr täte als du, kämen wir nicht sehr weit.»

Fanny griff still nach der Arbeit, ohne etwas zu ihrer Verteidigung zu äußern, doch ihre Tante Bertram nahm sie gutmütig in Schutz:

«Es ist kein Wunder, Schwester, daß Fanny sich so gut unterhält. Ihr ist das alles neu – du und ich, wir haben in unserer Jugend auch etwas fürs Theater übriggehabt, und mich interessiert es noch immer. Sobald ich etwas Zeit finde, werde ich mir auch einmal eine Probe ansehen. Wovon handelt das Stück eigentlich, Fanny? Das hast du mir noch nie erzählt.»

«Ich bitte dich, Schwester, frag sie jetzt nicht danach! Fanny gehört nicht zu den Menschen, die gleichzeitig arbeiten und reden können. Es hat etwas mit Liebesschwüren zu tun.»

«Ich glaube», sagte Fanny zu ihrer Tante Bertram, «morgen werden alle drei Akte geprobt. Da hätten Sie Gelegenheit, Tante, alle Mitspielenden auf einmal zu sehen.»

«Warte lieber, bis der Vorhang hängt», riet Mrs. Norris. «In ein, zwei Tagen wird es so weit sein. Eine Aufführung ohne Vorhang hat nicht viel Sinn – und ich müßte mich sehr irren, wenn er sich nicht in sehr dekorative Falten legt.»

Lady Bertram schien ganz einverstanden, noch länger zu warten, aber Fanny hatte nicht die Gemütsruhe ihrer Tante. Sie dachte sehr viel an den morgigen Abend, denn wenn alle drei Akte geprobt wurden, würden Edmund und Miss Crawford zum

erstenmal miteinander spielen. Im dritten Akt hatten sie einen Auftritt, der sie ganz besonders interessierte. Sie sehnte und fürchtete sich gleichzeitig, die beiden diese Szene spielen zu sehen. Sie drehte sich ausschließlich um die Liebe. Der Herr beschrieb eine Liebesheirat, und die Dame war ganz nahe daran, ihm eine Liebeserklärung zu machen.

Sie hatte die Szene mit mannigfachen schmerzlichen und zweifelnden Gefühlen wieder und wieder gelesen und sah ihrer Darstellung wie einem überwältigenden Ereignis entgegen. Sie glaubte nicht, daß die beiden sie bereits zusammen geprobt hätten – nicht einmal im geheimen.

Der nächste Tag brach an. Es blieb dabei, daß man abends proben würde, und Fannys Aufregung verminderte sich nicht. Sie nähte emsig unter den Anweisungen ihrer Tante, aber hinter ihrem Fleiß und ihrer Schweigsamkeit verbarg sich angstvolle Erwartung. Sie war mit den Gedanken nicht bei der Arbeit. Gegen Mittag flüchtete sie sich mit ihrer Näherei ins Ostzimmer, um einer weiteren, ihrer Meinung nach höchst überflüssigen Probe des ersten Aktes zu entgehen, die Henry Crawford soeben wieder vorgeschlagen hatte. Sie sehnte sich danach, allein zu sein, und wünschte vor allem, Mr. Rushworth aus dem Weg zu gehen. Von der Treppe aus sah sie, daß die beiden Damen aus dem Pfarrhaus durch den Park kamen, aber das bestärkte sie nur noch in ihrem Wunsch, sich zurückzuziehen. Eine Viertelstunde lang arbeitete und sann sie ungestört in ihrem kleinen Reich – dann klopfte es leise an die Tür, und Miss Crawford trat ein.

«Bin ich hier recht? Jawohl, das ist das Ostzimmer. Meine liebe Miss Price, verzeihen Sie die Störung, aber ich habe Sie hier aufgestöbert, weil ich Ihre Hilfe brauche.»

Fanny war ganz überrascht. Sie bemühte sich durch allerlei kleine Höflichkeiten, es dem Gast in ihrem Zimmer behaglich zu machen, und warf einen bekümmerten Blick auf den blanken Rost ihrer kalten Feuerstelle.

«Danke, mir ist warm genug, sehr warm. Erlauben Sie mir nur, ein Weilchen hierzubleiben, und haben Sie die Freundlichkeit, mir meinen dritten Akt abzuhören. Ich habe das Buch mitgebracht und wäre so schrecklich dankbar, wenn Sie mit mir proben wollten! Eigentlich bin ich in der Absicht hergekommen, mit Edmund zu proben – nur wir beide, um uns für den Abend zu stählen – aber er ist nicht zu Hause. Und wenn er da wäre, könnte ich es, glaube ich, nicht über mich bringen, das Zeug mit ihm zu spielen, bevor ich mich ein bißchen abgehärtet habe – es gibt da verschiedene Stellen ... Sie tun mir den Gefallen, nicht wahr?»

Fanny beteuerte eifrig, wenn auch nicht mit sehr fester Stimme, ihre Bereitwilligkeit.

«Haben Sie schon einmal einen Blick auf meinen Text geworfen?» fuhr Miss Crawford fort, während sie das Buch aufschlug. «Da ist er. Zuerst ist es mir nicht so schlimm vorgekommen – aber ich muß doch sagen ... Da, schauen Sie sich diesen Absatz an – und hier ... und hier ... Wie kann ich ihm ins Gesicht sehen und dabei solche Dinge aussprechen? Wären Sie dazu imstande? Aber er ist ja Ihr Cousin, das ist ganz etwas anderes. Jetzt müssen Sie also mit mir proben, und ich werde mir einbilden, Sie wären er, damit ich mich langsam gewöhne. Manchmal haben Sie tatsächlich Ähnlichkeit mit ihm.»

«Wirklich? Ich will mein möglichstes tun – sehr gern – aber ich muß meinen Part lesen, denn auswendig kann ich nicht viel davon.»

«Überhaupt nichts, nehme ich an. Natürlich bekommen Sie das Buch. Also los! Wir brauchen zwei Stühle, die Sie vorn auf die Bühne hinstellen. Da sind sie – brave Schulzimmerstühle, aber sichtlich nicht fürs Theater gebaut! Sie eignen sich eher dazu, von kleinen Mädchen mit den Absätzen bearbeitet zu werden, während sie ihre Lektion büffeln. Was würden wohl Ihre Gouvernante und Ihr Onkel sagen, wenn sie wüßten, daß wir die Stühle zu solch schändlichem Zweck mißbrauchen! Sir Thomas würde sich dem Schutz des Himmels empfehlen, wenn er sähe, wie wir im ganzen Haus herumwimmeln. Mr. Yates schmettert gerade im Eßzimmer, wie ich beim Heraufkommen gehört habe, und die Bühne ist natürlich von unseren beiden Unermüdlichen, Agathe und Friedrich, mit Beschlag belegt. Wenn das keine Meisterleistung wird! Nebenbei gesagt, habe ich vor fünf Minuten zu ihnen hineingeguckt, zufällig gerade in einem der häufigen Augenblicke, in denen sie versuchen, einander nicht zu umarmen, und Mr. Rushworth stand neben mir. Sein Gesicht schien mir ein bißchen komisch – und da tat ich, was ich konnte, indem ich ihm zuflüsterte: ›Wir werden eine ausgezeichnete Agathe haben! Sie hat etwas so Mütterliches, etwas ausgesprochen Mütterliches im Ton und im Ausdruck!‹ Habe ich das nicht gut gemacht? Er hat augenblicklich zu strahlen begonnen. Aber jetzt zu meinem Monolog!»

Sie fing an, und Fanny respondierte mit aller Bescheidenheit, die der Gedanke, an Edmunds Stelle zu stehen, ihr einflößte, und dabei mit so viel weiblicher Züchtigkeit in Stimme und Gebärde, daß sie keine sehr überzeugende Darstellung eines Mannes lieferte. Einem solchen Anhalt gegenüber fühlte Miss Crawford sich freilich mutig genug, und sie hatten den halben Auftritt durchgespielt, als ein Klopfen an der Tür sie unterbrach. Im nächsten Augenblick trat Edmund ein.

Überraschung, Verlegenheit und Freude über das unerwartete Zusammentreffen malten sich in den Mienen der drei, und da Edmund genau in der gleichen Angelegenheit gekommen war wie Miss Crawford, sollten Verlegenheit und Freude nicht so bald weichen. Auch er hielt sein Buch in der Hand und hatte Fanny bitten wollen, mit ihm zu proben, ohne zu ahnen, daß Miss Crawford sich im Hause befand. Groß war die Freude und die Bewegung, sich so überraschend beisammen zu finden, die gemeinsame Absicht zu entdecken und einstimmig Fannys freundliche Dienste zu rühmen.

Sie vermochte nicht mit gleicher Herzlichkeit zu antworten. Ihre Stimmung verdüsterte sich, je mehr die beiden anderen strahlten. Das Bewußtsein, daß sie ihnen bald so gut wie nichts bedeuten würde, ließ sie wenig Trost in dem Gedanken finden, daß beide sich an sie gewandt hatten. Jetzt mußten sie natürlich miteinander proben. Edmund schlug es vor und bat und drängte so lange, bis die Dame, die von Anfang an nicht unwillig gewesen war, sich nicht länger weigern konnte. Fanny wurde nur mehr zum Soufflieren und Zuschauen gebraucht. Dafür übertrug man ihr feierlich das Amt des Schiedsrichters und Kritikers und ersuchte sie ernsthaft, alle Fehler anzumerken. Doch davor schreckte ihr ganzes Wesen zurück. Sie konnte, sie wollte, sie wagte es nicht. Wäre sie auch sonst zur Kritik befähigt gewesen, so mußte ihr Gewissen sie jetzt von jedem tadelnden Wort abhalten; sie fühlte sich zu sehr als Partei, um sich ein ehrliches Urteil zuzutrauen. Ihnen zu soufflieren war alles, wozu sie sich bereit erklärte, und auch das war fast zuviel. Sie konnte sich oftmals nicht auf das Buch konzentrieren, über dem Zuschauen vergaß sie ihre Pflicht. Edmunds immer feuriger werdendes Spiel brachte sie dermaßen aus dem Konzept, daß sie einmal, gerade als er auf ihre Hilfe angewiesen war, einfach das Buch zuklappte und sich abwandte. Das wurde einer sehr begreiflichen Ermüdung zur Last gelegt, man dankte ihr und bedauerte sie – und Mitleid verdiente sie mehr, als die beiden je ahnen durften! Endlich war der Auftritt zu Ende, und Fanny zwang sich, ihr Lob den Komplimenten zuzufügen, mit denen die zwei einander bedachten. Als sie dann wieder allein war und fähig, alles zu überdenken, neigte auch sie zu der Ansicht, das Spiel der beiden zeuge von so viel Gefühl und Natürlichkeit, daß es ihnen Ehre einbringen und ihr selber großen Schmerz bereiten würde. Aber wie es auch auf sie wirken mochte, sie mußte sich jedenfalls darauf gefaßt machen, den Ansturm heute noch einmal zu bestehen.

Die erste vollständige Probe des Stücks war auf den Abend festgesetzt. Mrs. Grant und die Crawfords hatten versprochen, möglichst bald nach dem Essen zurückzukommen, und alle Beteiligten konnten es kaum erwarten. Alle waren in der fröhlichsten Stimmung. Tom freute sich, daß man einen so großen Schritt vorwärtsmachte,

Edmund war noch von der morgendlichen Probe her hochgestimmt, und alle kleinen Ärgernisse schienen für einmal beseitigt. Alle waren voller Eifer und Ungeduld. Die Damen erhoben sich bald vom Tisch, die Herren folgten ihnen in Kürze, und mit Ausnahme von Lady Bertram, Mrs. Norris und Julia waren alle zu früher Stunde im Theater. Nachdem sie es so gut beleuchtet hatten, wie sein unfertiger Zustand es gestattete, warteten sie nur noch auf die Ankunft von Mrs. Grant und den Crawfords, um anzufangen.

Die Crawfords erschienen bald, aber ohne Mrs. Grant! Sie konnte nicht kommen. Dr. Grant hatte behauptet, sich nicht wohl zu fühlen, und wollte seine Frau nicht entbehren. Seine hübsche Schwägerin hatte darüber ihre eigene Meinung.

«Dr. Grant ist krank!» verkündete sie mit spöttischer Feierlichkeit. «Bedenklich krank! Er hat heute seinen Fasan nicht gegessen. Er hat behauptet, der Vogel wäre zäh, und hat seinen Teller in die Küche zurückgeschickt, und seither ist er leidend.»

Welche Enttäuschung! Mrs. Grants Ausbleiben war ein schwerer Schlag. Ihre liebenswürdige Art und heitere Bereitwilligkeit wurden stets geschätzt, doch heute war sie geradezu unentbehrlich. Ohne sie konnte man das Stück nicht richtig aufführen, die ganze Probe hatte keinen Sinn mehr. Tom, der Häusler, war außer sich. Nach einer Pause allgemeiner Hilflosigkeit begannen sich die Blicke Fanny zuzuwenden, und einige Stimmen ließen sich zaghaft vernehmen: «Wenn Miss Price so freundlich wäre, die Rolle wenigstens zu lesen ...» Im nächsten Moment sah sich Fanny umringt, alle vereinigten ihr Flehen, und sogar Edmund sagte: «Bitte, Fanny, tu es – wenn es dir nicht sehr unangenehm ist.»

Doch Fanny zögerte noch. Die Idee war ihr unerträglich. Warum wandte man sich nicht an Miss Crawford? Ach, warum hatte sie sich nicht in ihr Zimmer zurückgezogen, wo sie vor solchen Angriffen sicher war, anstatt der Probe beizuwohnen! Sie hatte ja gewußt, daß sie ihr nur Aufregung und Kummer bringen würde, sie hatte gefühlt, daß es richtiger wäre, sich fernzuhalten – nun kam die verdiente Strafe.

«Sie brauchen den Text ja nur abzulesen», sagte Henry Crawford mit neuem Eifer.

«Dabei glaube ich, daß sie ihn Wort für Wort auswendig kann», fügte Maria hinzu. «Unlängst hat sie Mrs. Grant zwanzigmal verbessern können. Fanny, ich bin ganz sicher, daß du die Rolle kennst.»

Fanny konnte es nicht leugnen, und da alle beharrlich in sie drangen und Edmund, voller Vertrauen in ihre Hilfsbereitschaft, seinen Wunsch mit einem liebevollen Blick

wiederholte, mußte sie schließlich nachgeben. Sie wollte ihr möglichstes tun. Alle waren höflich zufrieden und machten sich bereit, zu beginnen, während Fanny mit klopfendem Herzen sitzen blieb.

Sie begannen – und hörten über ihrem eigenen Lärm nichts von den ungewohnten Geräuschen, die in einem anderen Teil des Hauses laut wurden. Sie waren noch nicht weit gekommen, als die Tür aufgerissen wurde. Julia stand mit entgeisterter Miene auf der Schwelle und rief:

«Vater ist angekommen! Er ist unten in der Halle!»

## 19. Kapitel

Wer beschreibt die Bestürzung der Gesellschaft? Für die meisten war es ein Moment absoluten Entsetzens. Sir Thomas im Hause! Alle waren augenblicklich davon überzeugt, nirgends blieb Raum für die leiseste Hoffnung, es handle sich um einen Scherz oder einen Irrtum. Julias Miene war ein unwiderleglicher Beweis für die Tatsache. Nach den ersten unwillkürlichen Ausrufen wurde eine halbe Minute lang kein Wort laut. Sie starrten einander mit erschrockenen Gesichtern an, und fast jeder empfand das Ereignis als einen ganz unerwarteten, unwillkommenen und unverdienten Schlag. Mr. Yates mochte es nur für eine ärgerliche Störung dieses einen Abends halten, Mr. Rushworth es vielleicht als Segen betrachten, doch jedes andere Herz krampfte sich mehr oder minder in Selbstverdammnis oder vager Beunruhigung zusammen. Jeder fragte sich: «Was wird geschehen? Was soll jetzt werden?» Es war eine fürchterliche Pause, und fürchterlich klangen jedem Ohr die Geräusche von eilenden Schritten und schlagenden Türen, welche die Kunde bestätigten.

Julia fand zuerst die Sprache wieder. Einen Augenblick lang hatte sie ihre Eifersucht und Erbitterung vergessen, ihre selbstsüchtigen Gefühle waren in der gemeinsamen Sache untergegangen. Doch gerade, als sie eintrat, hatte Friedrich mit anbetenden Blicken Agathes Worten gelauscht und dabei ihre Hand an sein Herz gedrückt – und als Julia das sah, als sie beobachtete, daß er trotz seinem Schrecken über ihre Nachricht seine Stellung nicht veränderte und die Hand ihrer Schwester nicht losließ, schwellte neue Empörung ihr gekränktes Herz. Sie wurde so rot, wie sie eben erst bleich gewesen war, und mit den Worten: «Ich habe keine Ursache, mich zu fürchten», verließ sie das Zimmer.

Das riß die anderen aus ihrer Erstarrung. Die beiden Brüder wandten sich im gleichen Augenblick einander zu. Ein paar hastig gewechselte Worte genügten. Hier konnte es keine Meinungsverschiedenheit geben, sie mußten unverzüglich im Salon erscheinen. Maria schloß sich ihnen an. Sie war in diesem Moment die Beherztteste von den dreien, denn gerade der Umstand, der Julia zürnend vertrieben hatte, gab ihr die beglückendste Sicherheit. Daß Henry Crawford in diesem bedeutsamen Augenblick ihre Hand festgehalten hatte, wog alle Zweifel und Ängste auf. Sie sah darin den Ernst einer unwiderruflichen Entscheidung und fühlte sich sogar der Begegnung mit ihrem Vater gewachsen.

Die drei gingen, ohne im mindesten auf Mr. Rushworth zu achten, der unablässig fragte:

«Soll ich auch kommen? Soll ich nicht lieber mitkommen? Gehört es sich nicht, daß ich mitkomme?» Doch sobald sie aus der Tür waren, unternahm es Henry Crawford, seine aufgeregten Fragen zu beantworten. Er riet ihm, unbedingt Sir Thomas sogleich seine Aufwartung zu machen, und Mr. Rushworth eilte beglückt den anderen nach.

Fanny blieb mit den Crawfords und Mr. Yates allein zurück. Ihre Verwandten hatten sie ganz übersehen, und sie selbst hatte von ihrem Anrecht auf Sir Thomas' Zuneigung eine viel zu geringe Meinung, um auf den Gedanken zu kommen, sich seinen Kindern gleichzustellen. Sie war froh, daß sie zurückbleiben und eine kleine Atempause gewinnen konnte. Ihre Angst und Aufregung übertrafen alles, was die anderen empfanden, denn sie war so veranlagt, daß nicht einmal das Bewußtsein der eigenen Unschuld sie vor solchen Leiden bewahrte. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Die ganze alte Angst vor dem Onkel erfaßte sie aufs neue und dazu noch Mitleid mit ihm und den anderen Beteiligten und unbeschreiblicher Kummer um Edmund. Sie war auf einen Stuhl gesunken und überließ sich zitternd und bebend diesen ängstlichen Gedanken, während die anderen drei, die sich jetzt keinen Zwang mehr aufzuerlegen brauchten, ungeniert ihrem Ärger Luft machten, die unerwartet frühe Heimkehr als höchst unliebsame Störung beklagten und unbarmherzig wünschten, der arme Sir Thomas hätte doppelt so lange zu seiner Überfahrt gebraucht oder wäre am besten überhaupt in Antigua geblieben.

Die Crawfords ereiferten sich mehr als Mister Yates, weil sie die Verhältnisse besser kannten und das kommende Unheil klarer voraussahen. Daß aus der Aufführung nichts mehr wurde, war für sie bereits eine Tatsache. Sie wußten, daß ihr ganzes Unternehmen dem Untergang geweiht war, während Mr. Yates nur an eine kurze Unterbrechung, einen einzigen verpatzten Abend dachte und sogar von der

Möglichkeit sprach, nach dem Tee, wenn die erste Unruhe der Begrüßung sich gelegt hätte, die Probe neu zu beginnen und Sir Thomas damit eine angenehme Unterhaltung zu bieten. Die Crawfords lachten nur über diese Idee. Nachdem sie sich rasch geeinigt hatten, daß es am taktvollsten wäre, still zu verschwinden und die Familie allein zu lassen, forderten sie Mr. Yates auf, sie zu begleiten und den Abend im Pfarrhaus zu verbringen. Doch Mr. Yates war nie mit Menschen zusammengewesen, die Wert auf ein intimes Familienleben oder elterliche Rechte legten, und konnte nicht einsehen, wozu soviel Diskretion gut sein sollte. Er lehnte dankend ab: Er wolle lieber hierbleiben und dem alten Herrn, wenn er nun einmal da war, seine höfliche Aufwartung machen; im übrigen wäre es seiner Meinung nach nicht nett gegen die anderen, wenn sie alle davonliefen.

Fanny begann gerade, sich ein wenig zu fassen und zu überlegen, daß ihr längeres Fernbleiben am Ende unehrerbietig erscheinen könnte, als man an diesem Punkt angelangt war. Sie wurde mit dem Auftrag betraut, die Geschwister Crawford zu entschuldigen; diese schickten sich zum Gehen an, während sie selbst das Zimmer verließ, um die sie schrecklich dünkende Pflicht zu erfüllen, vor ihrem Onkel zu erscheinen.

Nur zu bald stand sie vor der Salontür und zögerte einen Augenblick, um auf etwas zu warten, was sich, wie sie aus Erfahrung wußte, doch niemals einstellte: den leichten Mut, ein Zimmer zu betreten, den ihr die Außenseite einer Tür noch nie eingeflößt hatte. Endlich drehte sie verzweifelt den Türkopf und sah im hellen Lichterschein des Salons die ganze Familie versammelt. Bei ihrem Eintritt schlug ihr eigener Name an ihr Ohr. Sir Thomas sah sich gerade im Zimmer um und fragte: «Aber wo ist Fanny? Warum sehe ich meine kleine Fanny nicht?» Und als sein Blick auf sie fiel, kam er mit einer Freundlichkeit, die sie erstaunte und überwältigte, auf sie zu, nannte sie seine kleine Fanny, küßte sie liebevoll und bemerkte mit sichtlichem Wohlgefallen, wie sehr sie gewachsen sei. Sie war ganz bedrückt. Nie im Leben war er zu ihr so lieb und gut gewesen. Sein Wesen schien ganz verwandelt. Seine Stimme bebte vor freudiger Erregung, und seine furchteinflößende Würde schien in Zärtlichkeit dahinzuschmelzen. Er zog sie näher zum Licht, um sie nochmals zu betrachten, fragte nach ihrer Gesundheit und verbesserte sich sofort: die Frage sei überflüssig, ihr Aussehen sage alles. Die sanfte Röte, die ihr eben noch blasses Gesicht überzogen hatte, rechtfertigte die Meinung ihres Onkels, daß sie frischer und hübscher geworden sei. Er erkundigte sich nach ihrer Familie, vor allem nach William, und war so gut und freundlich, daß sie sich Vorwürfe machte, ihn nicht lieb genug zu haben. Hatte sie nicht seine Heimkehr als ein Unglück angesehen? Als sie endlich den Mut fand, die



Augen zu ihm aufzuschlagen, und sah, wie mager er geworden war, wie deutlich sein sonnengebräuntes, abgezehrtes Gesicht von den Strapazen der Reise und des heißen Klimas sprach, wurde ihre ganze Zärtlichkeit wach, und der Gedanke, wieviel unvermuteter Verdruß ihm bevorstand, machte sie ganz elend.

Sir Thomas war die Seele der Gruppe, die sich jetzt über seine Aufforderung rund um das Feuer niederließ. Er hatte viel zu berichten, und die Freude, nach so langer Trennung wieder daheim, in seinem eigenen Haus und im Kreise seiner Lieben zu sein, machte ihn ungewöhnlich mittheilsam und gesprächig. Er war gern bereit, von seiner Reise zu erzählen und jede Frage seiner Söhne, fast noch ehe sie gestellt war, zu beantworten. Seine Geschäfte in Antigua hatten sich in der letzten Zeit rasch

zum Guten gewendet. Jetzt kam er geradeswegs aus Liverpool, wo er Gelegenheit gefunden hatte, die Reise auf einem privaten Schiff fortzusetzen, anstatt auf das Postschiff zu warten. Während er an Lady Bertrams Seite saß und mit herzlicher Befriedigung die Gesichter seiner Lieben betrachtete, schilderte er wohlgelaunt alle kleinen Einzelheiten seiner Taten und Erlebnisse und unterbrach sich mehr als einmal, um sein gutes Glück zu loben, daß er trotz seiner verfrühten, unangekündigten Ankunft alle daheim angetroffen hatte – die ganze Familie zu Hause versammelt, genau wie er es gewünscht, aber nicht zu erwarten gewagt hatte. Auch Mr. Rushworth wurde nicht vergessen. Eine überaus freundliche Begrüßung, ein warmer Händedruck waren ihm schon zuteil geworden, und nun wurde er mit betonter Aufmerksamkeit in alles mit eingeschlossen, was aufs engste mit Mansfield verknüpft war. Mr. Rushworths äußere Erscheinung hatte nichts Unangenehmes an sich, und Sir Thomas empfand bereits Sympathie für ihn.

Doch niemand in dem ganzen Kreis hörte ihm mit so ungestörtem, ungetrübtem Vergnügen zu wie seine Frau, die über das Wiedersehen wirklich außerordentlich glücklich war. Seine unverhoffte Ankunft hatte sie so befeuert, daß sie einer Gemütsbewegung näher war als je zuvor in den letzten zwanzig Jahren. Ein paar Minuten lang war sie beinahe aufgereggt gewesen, und auch jetzt noch fühlte sie sich so animiert, daß sie ihre Arbeit weglegte, Mops von ihrer Seite verbannte und ihrem Mann den ganzen Sofaplatz sowie ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zukommen ließ. Ihre Freude war durch keine ängstlichen Gedanken getrübt, denn sie hatte die Zeit seiner Abwesenheit untadelig verbracht, ein großes Stück Gobelin gestickt und viele Ellen Franse geknüpft, und sie hätte sich für die gute Aufführung und nützliche Betätigung der jungen Leute ebenso unbedenklich verbürgt wie für ihre eigene. Es war so erfreulich, ihren Gatten wieder neben sich zu sehen und plaudern zu hören, seine Erzählungen beschäftigten so angenehm ihr Ohr und ihr Gemüt, daß sie allen Ernstes

zu glauben begann, sie hätte ihn ganz furchtbar vermißt und wäre nicht imstande gewesen, seine Abwesenheit noch länger zu ertragen.

Mrs. Norris war längst nicht so beglückt wie ihre Schwester. Nicht, daß sie etwa Sir Thomas' Mißbilligung fürchtete, wenn er den gegenwärtigen Stand der Dinge erführe. Sie war von ihrer Selbstgefälligkeit so verblendet, daß sie beim Eintritt ihres Schwagers – bis auf die instinktive Vorsicht, mit der sie Mr. Rushworths rosaseidenen Mantel unterm Tisch verschwinden ließ – kaum ein Zeichen von Unruhe gezeigt hatte. Aber sie ärgerte sich über die Art seiner Heimkehr. Es blieb ihr nichts zu tun übrig. Anstatt sie hinausrufen zu lassen, damit sie ihn als erste begrüße und dann die freudige Nachricht im Haus verkünde, hatte Sir Thomas – offenbar im berechtigten Vertrauen auf die guten Nerven seiner Frau und seiner Kinder – keinen anderen Mittelsmann in Anspruch genommen als den Butler und war diesem beinahe auf dem Fuß in den Salon gefolgt. Mrs. Norris fühlte sich um ein Amt betrogen, mit dem sie zuverlässig gerechnet hatte, ob es nun gegolten hätte, der übrigen Familie seine Ankunft oder sein Ableben schonend beizubringen. Jetzt befließigte sie sich der größten Geschäftigkeit, ohne doch ein Geschäft zu haben, und mühte sich, ihre Wichtigkeit zu erweisen, wo nichts als Ruhe und Stillschweigen begehrt wurde. Hätte Sir Thomas zu essen gewünscht, wäre es ihr möglich gewesen, die Haushälterin mit überflüssigen Anweisungen zu belästigen und die Diener unter Schimpfen zur Eile anzutreiben. Doch Sir Thomas lehnte mit Entschiedenheit ab; er wollte nichts zu sich nehmen, bis der Tee käme – nein danke, er wolle lieber auf den Tee warten. Mrs. Norris ließ dennoch nicht ab, ihm in kurzen Abständen immer neue Dinge aufzudrängen. Mitten in der Schilderung seiner Überfahrt nach England, gerade im spannendsten Augenblick, als die Aufregung über ein plötzlich gesichtetes französisches Kaperschiff auf ihrem Höhepunkt angelangt war, unterbrach sie ihn: «Aber einen Teller Suppe, mein lieber Sir Thomas! Ein Teller Suppe würde Ihnen viel besser bekommen als Tee! Nehmen Sie doch einen Teller Suppe!»

Sir Thomas ließ sich nicht provozieren. «Immer noch ängstlich besorgt um jedermanns Wohlbefinden, meine liebe Mrs. Norris», antwortete er lächelnd. «Aber ich möchte wirklich nichts anderes als Tee.»

«Dann solltest du vielleicht gleich um den Tee läuten, Schwester. Vielleicht solltest du Baddeley ein bißchen zur Eile antreiben. Er läßt sich heute soviel Zeit.» Mit diesem Vorschlag drang sie durch, und Sir Thomas konnte in seiner Erzählung fortfahren.

Endlich gab es eine Pause. Sein erstes Mitteilungsbedürfnis war gestillt, und nun schien es ihm genug, mit stiller Freude um sich zu blicken und seine Augen bald auf

dem einen, bald auf dem anderen seiner Lieben ruhen zu lassen. Doch das Schweigen währte nicht lange. In ihrer gehobenen Stimmung wurde Lady Bertram gesprächig, und zum Entsetzen ihrer Kinder begann sie: «Was meinst du, Sir Thomas, womit sich die jungen Leute in der letzten Zeit unterhalten haben? Sie haben Theater gespielt.»

«Ei sieh da! Was habt ihr denn gespielt?»

«Oh, sie werden dir alles ausführlich erzählen.» «Das wird schnell getan sein», rief Tom hastig, mit erzwungener Unbekümmertheit. «Es lohnt sich nicht, Vater jetzt damit zu langweilen. Sie werden morgen noch genug davon hören, Sir. Wir haben letzte Woche, gerade nur um uns die Zeit zu vertreiben und Mutter ein bißchen zu unterhalten, ein paar kleine Szenen zusammengestümpert – nicht der Rede wert. Wir hatten so schlechtes Wetter – seit Anfang Oktober regnet es fast ununterbrochen –, daß wir tagelang kaum aus dem Haus konnten. Seit dem dritten habe ich kein Gewehr zur Hand genommen. Die ersten drei Tage war die Jagd recht leidlich, aber seither ist nichts zu machen. Am ersten Tag bin ich in den Mansfield-Forst hinübergeritten, Edmund hat sich das Gehölz hinter Easton vorgenommen, und wir haben gemeinsam zwölf Stück heimgebracht. Wir hätten sechsmal soviel schießen können, aber wir respektieren Ihre Fasane, Vater, wie Sie es nicht besser wünschen könnten. Ich glaube, Sie werden mit dem Wildbestand nicht unzufrieden sein. Ich wenigstens habe in meinem ganzen Leben noch nicht so viele Fasane im Mansfield-Forst gesehen wie dieses Jahr. Ich hoffe, Sie werden sich bald selbst davon überzeugen.»

Für den Augenblick war die Gefahr gebannt, und Fanny konnte wieder frei atmen. Doch als bald darauf der Tee kam und Sir Thomas sich mit den Worten erhob, er könne doch nicht so lange im Hause weilen, ohne wenigstens einen Blick in sein liebes Zimmer zu werfen, wurde ihr vor Aufregung ganz schwindlig. Er war verschwunden, ehe man ihn mit einem Wort auf die Veränderung vorbereitet hatte, die er entdecken würde, und betretenes Stillschweigen folgte seinem Abgang. Edmund ergriff als erster das Wort:

«Wir müssen etwas tun ...»

«Ja, es ist Zeit, an unsere Gäste zu denken», sagte Maria, die immer noch zu fühlen meinte, wie Henry Crawford ihre Hand an sein Herz drückte, und an nichts anderes dachte. «Wo hast du Miss Crawford gelassen, Fanny?»

Fanny berichtete, daß die Crawfords heimgegangen waren, und bestellte ihre Botschaft.

«Dann ist der arme Yates ganz verlassen!» rief Tom. «Ich will ihn gleich holen. Er wird uns kein schlechter Beistand sein, wenn alles rauskommt.»

Er eilte ins Theater und kam gerade zurecht, um Zeuge der ersten Begegnung zwischen seinem Vater und seinem Freund zu werden. Sir Thomas war nicht wenig erstaunt gewesen, in seinem Zimmer alle Kerzen brennen zu sehen und bei näherem Hinschauen noch weitere Merkmale kürzlicher Benützung und ein allgemeines Durcheinander zu entdecken. Vor allem fiel es ihm auf, daß der große Bücherschrank von der Tür zum Billardzimmer weggerückt war. Doch er hatte kaum Zeit gefunden, sich über all dies zu verwundern, als er aus dem Billardzimmer Laute vernahm, die ihn noch mehr in Erstaunen versetzten. Dort drinnen sprach jemand in den lautesten Tönen – die Stimme war ihm unbekannt – doch es war mehr als Sprechen, man konnte es fast ein Brüllen nennen ... Sir Thomas trat zur Tür, wobei er sich in diesem Augenblick sogar über die unmittelbare Verbindung freute, und riß sie auf. Welche Überraschung! Er stand auf einer richtigen Bühne einem rasenden jungen Mann gegenüber, der aussah, als wolle er ihn im nächsten Augenblick niederschlagen. Gerade, als Mr. Yates seinerseits Sir Thomas gewahrte und eine so vollendete Darstellung des Erschreckens gab, wie es ihm bisher bei keiner Probe gelungen war, trat Tom zur anderen Tür herein. Noch nie war es ihm so schwergefallen, sich das Lachen zu verbeißen. Die feierlich-verblüffte Miene seines Vaters bei diesem seinem ersten Bühnenauftritt und die allmähliche Verwandlung des leidenschaftlichen Baron Wildenhaim in den manierlichen Gesellschaftsmenschen Yates, der gewandt seine Verbeugungen und Entschuldigungen vorbrachte – wahrhaftig, das war eine so brillante Vorführung, eine solche Probe echter Schauspielkunst, daß er sie um keinen Preis hätte versäumen mögen! Höchstwahrscheinlich war es die letzte Szene, die auf dieser Bühne gespielt wurde, aber ohne Zweifel die beste. Das Theater schloß mit Glanz.

Doch Tom hatte nicht viel Zeit, sich solch scherzhaften Phantasien hinzugeben. Er mußte vortreten und sich an der Vorstellung beteiligen, und er tat es mit sehr peinlichen Empfindungen. Sir Thomas begrüßte Mr. Yates nach außen hin mit aller Herzlichkeit, die er seiner eigenen Würde schuldig war, doch in Wirklichkeit war er von der Notwendigkeit dieser Bekanntschaft ebensowenig entzückt wie von ihrem eigentümlichen Anfang. Mr. Yates Familie und Konnexionen waren ihm genügend bekannt, um seine Einführung als «bester Freund» – einer der hundert besten Freunde seines Sohnes – höchst unerwünscht scheinen zu lassen. Nur die Freude, wieder daheim zu sein, und die nachsichtige Stimmung, in die sie ihn versetzte, bewahrte Sir Thomas davor, zornig zu werden, daß er sich in seinem eigenen Haus solchen

Überraschungen ausgesetzt und in die lächerliche Situation gedrängt sah, mitten unter Theatergerümpel und im ungeeignetsten Augenblick einen jungen Mann begrüßen zu müssen, der ihm höchlich mißfiel und dessen ungeniertes, zungenfertiges Geplapper in den ersten fünf Minuten anzudeuten schien, daß er sich hier mehr zu Hause fühlte als Sir Thomas selbst!

Tom erriet die Gedanken seines Vaters und wünschte nur, er wäre immer so nachsichtig gestimmt, daß er ihnen nur teilweise Ausdruck verlieh. Zum erstenmal begann er zu begreifen, daß sein Vater vielleicht wirklich Anlaß hatte, Anstoß zu nehmen, daß der Blick, den er zur stuckverzierten Decke des Zimmers emporhob, einigermaßen begründet sein mochte und daß die mit mildem Ernst vorgebrachte Erkundigung nach dem Schicksal des Billardtisches einer sehr legitimen Neugier entsprach. Ein paar Minuten dieser peinlichen Gefühle schienen allen Beteiligten zu genügen. Nachdem Sir Thomas sich so weit überwunden hatte, auf Mr. Yates zudringliche Fragen hin die geschickte Einrichtung der Bühne mit einigen gemessenen Worten zu loben, kehrten die drei Herren gemeinsam in den Salon zurück – Sir Thomas mit merklich ernsterem Gesicht als zuvor.

«Ich komme gerade aus euerem Theater», sagte er gelassen, während er Platz nahm. «Ich habe mich ziemlich unerwartet hinein verirrt. Die Nachbarschaft meines eigenen Zimmers – kurz, es hat mich in jeder Hinsicht überrascht. Ich hatte keine

Ahnung, daß euere Schauspiellerei so ernste Formen angenommen hat. Immerhin scheint es ein sauberes Stück Arbeit zu sein, soweit ich es bei Kerzenlicht beurteilen konnte, und macht meinem guten Christopher Jackson Ehre.» Nach diesen Worten hätte er gern das Thema gewechselt und über weniger aufregenden häuslichen Angelegenheiten friedlich seinen Kaffee getrunken. Doch Mr. Yates besaß nicht genug Scharfsinn, um die Bedeutung dieser Rede richtig zu erfassen, noch genügend Bescheidenheit, Feingefühl oder Diskretion, um Sir Thomas die Führung des Gesprächs zu überlassen und sich selber möglichst unauffällig unter das Publikum zu mischen. Er ließ nicht locker, er mußte unbedingt mit Sir Thomas über das Theater reden, ödete ihn mit diesbezüglichen Fragen und Bemerkungen an und zwang ihn schließlich, die ganze Geschichte seiner Enttäuschung in Ecclesford über sich ergehen zu lassen. Sir Thomas hörte überaus höflich zu, entdeckte aber in der Erzählung gar manches, was seine Anstandsbegriffe verletzte und seine schlechte Meinung über Mister Yates bestätigte. Als sie zu Ende war, vermochte er sich zu keinem anderen Zeichen von Anteilnahme aufzuschwingen als zu einer leichten Verbeugung.

«Das war eigentlich der Ursprung unserer Schauspielerei», sagte Tom nach kurzem Nachdenken. «Yates hat die ansteckende Krankheit von Ecclesford eingeschleppt, und sie hat sich hier verbreitet, wie solche Krankheiten es in sich haben – um so rascher wohl, als Sie, Papa, uns früher so oft zu solchen Versuchen ermuntert haben. Wir haben uns auf vertrautem Grund gefühlt.»

Mr. Yates entriß seinem Freund alsbald wieder das Wort, um Sir Thomas Bericht zu erstatten, was sie vollbracht hatten und noch zu vollbringen gedachten. Er erzählte unaufhaltsam von der allmählichen Erweiterung des Unternehmens, der glücklichen Überwindung der Anfangsschwierigkeiten und dem gegenwärtigen vielversprechenden Stand der Dinge. Sein Eifer machte ihn so blind, daß er nichts von den verstörten Mienen und dem beschwörenden Räuspern seiner Freunde merkte, die unruhig auf ihren Stühlen herumrückten. Ja, er sah nicht einmal, was in den Zügen vorging, an denen sein eigener Blick hing. Sir Thomas' Brauen zogen sich zusammen, während er seine Töchter und Edmund ernst und fragend anschaute und seine Augen besonders auf diesem ruhen ließ. Sie redeten eine deutliche Sprache, sie drückten einen Tadel, einen schweren Vorwurf aus, den Edmund in tiefster Seele empfand. Nicht minder schmerzlich empfand ihn Fanny, die mit ihrem Stuhl immer weiter hinter das Sofa ihrer Tante gerutscht war und aus diesem Versteck alles beobachtete, was vorging. Daß sie den Blick des Vaters jemals so vorwurfsvoll auf Edmund gerichtet sehen würde, hätte sie nie und nimmer erwartet – und das Bewußtsein, daß der Vorwurf nicht unverdient war, machte alles nur noch schlimmer! In Sir Thomas' Auge war deutlich zu lesen: «Auf dein richtiges Gefühl, Edmund, hatte ich mich verlassen. Was hast du getrieben?» Ach, Fanny warf sich in Gedanken ihrem Onkel zu Füßen, ihr Busen schwoll, um hervorzustoßen: «Nicht ihn, nicht ihn! Sieh alle anderen strafend an, aber nicht ihn!»

Inzwischen redete Mr. Yates noch immer.

«Um die Wahrheit zu gestehen, Sir Thomas, waren wir mitten in einer Probe, als Sie heute ankamen. Wir wollten alle drei Akte vornehmen, und es hat soweit nicht schlecht geklappt. Jetzt sind die Crawfords leider gegangen, und unsere Gesellschaft ist so zerstreut, daß heute nichts mehr zu machen ist. Aber wenn Sie uns morgen abend die Ehre Ihrer Anwesenheit schenken wollen, wäre mir vor Ihrem Urteil nicht bange. Natürlich zählen wir als junge Schauspieler auf Ihre Nachsicht, Sie verstehen, wir appellieren an Ihre Nachsicht ...»

«Auf meine Nachsicht können Sie zählen, Sir», erwiderte Sir Thomas ernst, «aber ohne jede weitere Probe.» Und mit milderem Lächeln fügte er hinzu: «Ich komme heim, um glücklich und nachsichtig zu sein.» Dann fragte er in ruhigem

Ton, zu den anderen gewandt: «Von Mister und Miss Crawford war schon in eueren letzten Briefen die Rede. Habt ihr in ihnen eine angenehme Bekanntschaft gefunden?»

Tom war als einziger mit einer Antwort zur Hand, und da er in die Crawfords weder verliebt noch auf sie eifersüchtig war, konnte er in angemessenem Ton von ihnen sprechen. Mr. Crawford wäre ein sehr sympathischer Mensch, ein wirklicher Gentleman, und seine Schwester ein liebes, hübsches, elegantes, geistreiches Mädchen.

Mr. Rushworth vermochte nicht länger zu schweigen. «Ich will nicht behaupten, daß er – alles in allem – kein Gentleman ist, aber Sie sollten Ihrem Vater sagen, daß er nicht mehr als acht Zoll über fünf Fuß mißt, sonst erwartet er sich einen gutaussiehenden Mann!»

Dies verstand Sir Thomas nicht recht und blickte den Sprecher mit einigem Erstaunen an.

«Wenn ich meine aufrichtige Meinung sagen soll», fuhr Mr. Rushworth kühn fort, «ist dieses ewige Proben sehr unangenehm. Es ist einfach zuviel des Guten. Ich spiele nicht mehr so gern Theater wie früher. Ich finde es viel netter, gemütlich beisammensitzen und nichts zu tun.»

Sir Thomas sah ihn nochmals an und erwiderte mit beifälligem Lächeln: «Es freut mich, es freut mich aufrichtig, daß wir in diesem Punkt so ähnlich denken. Daß ich vorsichtig und scharfsichtig bin und manche Bedenken habe, die meinen Kindern fern liegen, ist wohl natürlich, und ebenso, daß ich die häusliche Stille, ein Heim, das lärmende Vergnügungen ausschließt, höher schätze, als sie es tun. Doch daß Sie, mein lieber Mr. Rushworth, das alles in Ihren Jahren schon so richtig empfinden, ist ein sehr erfreulicher Umstand für Sie selbst wie für alle, die Ihnen nahestehen. Ich weiß einen solchen Bundesgenossen nach Gebühr zu schätzen.»

Sir Thomas beabsichtigte, Mr. Rushworths Meinung in klareren Worten auszudrücken, als dieser selbst zu finden wußte. Er merkte wohl, daß er in Mr. Rushworth kein Genie erwarten dürfe, war aber ganz geneigt, ihn als einen verständigen, soliden jungen Mann gebührend zu schätzen, wenn auch seine mangelnde Rednergabe seinen besseren Grundsätzen nicht gerecht wurde. Den meisten Anwesenden war es unmöglich, ein Lächeln zu unterdrücken, und Mr. Rushworth selbst wußte kaum, was

er mit so bedeutsamen Worten anfangen sollte. Doch indem er nichts weiter sagte und nur durch seine aufrichtig strahlende Miene zeigte, wie sehr Sir Thomas' gute Meinung ihn beglückte, tat er sein möglichstes, um sich diese gute Meinung noch ein wenig länger zu bewahren.

## 20. Kapitel

Am nächsten Morgen war es Edmunds erste Sorge, allein mit seinem Vater zu sprechen und ihm eine wahrheitsgetreue Darstellung des ganzen Theaterprojekts zu geben. Seine eigene Beteiligung verteidigte er nur so weit, als es ihm seine Beweggründe jetzt bei nüchterner Betrachtung wirklich zu verdienen schienen, und gab freimütig zu, seine Konzessionen hätten so wenig Gutes bewirkt, daß man die Vernünftigkeit seines Entschlusses billig bezweifeln könnte. Während er sich rechtfertigte, war er bestrebt, von den anderen nicht schlecht zu sprechen, doch in der ganzen Gesellschaft gab es nur eine Person, deren Verhalten keinerlei Entschuldigung oder Beschönigung brauchte.

«Wir sind alle mehr oder weniger zu tadeln», sagte er. «Jeder einzelne von uns – bis auf Fanny. Fanny ist die einzige, die nie geschwankt hat, die von Anfang an standhaft dagegen war und keinen Augenblick vergessen hat, was wir Ihnen, Papa, schuldig sind. Sie werden finden, daß Fannys Charakter allen Ihren Wünschen entspricht.»

Sir Thomas empfand die Unschicklichkeit des ganzen Unternehmens so stark, wie sein Sohn es im Hinblick auf die Zusammensetzung der Gesellschaft und die besonderen Umstände erwartet hatte; er mochte kaum darüber sprechen und drückte Edmund nur stumm die Hand. Wenn das Haus erst von jedem Gegenstand, der die peinliche Erinnerung heraufbeschwor, gereinigt und wieder in den ihm angemessenen Zustand versetzt war, wollte er sich bemühen, den unangenehmen Eindruck so rasch wie möglich zu überwinden und zu vergessen, daß man seiner vergessen hatte. Er ließ sich nicht darauf ein, seinen anderen Kindern Vorwürfe zu machen. Lieber als eine bedenkliche Untersuchung zu riskieren, wollte er glauben, daß sie ihren Irrtum von selbst einsähen. Das unverzügliche Ende aller Vorbereitungen, die Tilgung aller Spuren sollte sein einziger Tadel sein.

Es gab nur eine Person im Haus, der Sir Thomas seine Mißbilligung deutlicher als durch sein bloßes Verhalten kundzutun wünschte. Mrs. Norris gegenüber konnte er nicht ganz stumm bleiben. Er hätte gehofft, sagte er zu ihr, daß sie sich einer Sache



entgegenzusetzen würde, die sie zweifellos selbst mißbilligte. Es sei von den jungen Leuten sehr unüberlegt gewesen, ein solches Unternehmen zu beginnen, sie hätten wahrlich klüger sein sollen; doch sie wären eben jung und, von Edmund abgesehen, noch recht ungefestigt; daß aber sie, Mrs. Norris, ihre Zustimmung zu so unpassenden und bedenklichen Vergnügungen gegeben, erstaune ihn mehr, als daß man solche Lustbarkeiten erwogen habe. Mrs. Norris war nicht wenig betroffen und wohl zum erstenmal im Leben um eine Antwort verlegen. Sie schämte sich, einzugestehen, daß sie gar nichts von der Unschicklichkeit gemerkt hatte, die Sir Thomas so kraß in die Augen sprang. Andererseits hätte sie um keinen Preis zugegeben, daß sie vielleicht keinen genügenden Einfluß auf die jungen Leute besaß, so daß ihr Abraten nichts gefruchtet hätte. Es blieb ihr also nichts übrig, als so rasch wie möglich von dem lästigen Thema abzukommen und Sir Thomas' Gedanken in erfreulichere Bahnen zu lenken. Sie wußte viel zum Preise ihres allgemeinen Wirkens zum Wohle der Familie anzuführen und auf so manche Opfer und Strapazen (in Form von eiligen Gängen und plötzlichen Abberufungen von ihrem eigenen stillen Herd) hinzuweisen, auf so manchen wertvollen Wink und Ratschlag, den sie Lady Bertram oder Edmund gegeben, was in jedem einzelnen Fall zu einer beträchtlichen Ersparnis oder zur Entlarvung eines ungetreuen Dienstboten geführt hatte. Doch ihre größte Stärke lag in Sotherton. Daß sie die Verbindung mit den Rushworths angebahnt hatte, war ihr stolzester Ruhm. In diesem Punkt war sie unangreifbar. Sie schrieb sich allein das ganze Verdienst daran zu, daß Mr. Rushworths Bewunderung für Maria zu einem nützlichen Ende gekommen war. «Wenn ich nicht so energisch gewesen wäre», sagte sie, «wenn ich nicht darauf bestanden hätte, mich seiner Mutter vorstellen zu lassen, und meine Schwester nicht gezwungen hätte, ihr den ersten Besuch abzustatten, dann wäre aus der ganzen Sache nichts geworden, so wahr ich hier sitze! Mr. Rushworth gehört zu den liebenswerten, bescheidenen jungen Leuten, die sehr viel Ermutigung brauchen, und es waren Mädchen genug da, die ihn weggeschnappt hätten, wenn wir müßig geblieben wären. Aber ich habe keinen Stein auf dem anderen gelassen. Ich war bereit, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um meine Schwester zu dem Besuch zu bewegen, und habe sie auch wirklich dazu gebracht. Sie kennen den Weg nach Sotherton. Es war mitten im Winter, und die Straßen beinahe unbefahrbar, aber ich habe sie dazu gebracht.»

«Ich weiß, wie groß Ihr Einfluß auf meine Frau und die Kinder ist, und bin um so betrübter, daß Sie ihn nicht dazu genutzt haben ...»

«Mein lieber Sir Thomas, wenn Sie den Zustand der Straße gesehen hätten! Ich dachte, wir würden niemals durchkommen, obwohl wir natürlich vierspännig fuhren.

Der brave, alte Kutscher wollte uns aus lauter Liebe und Anhänglichkeit unbedingt selber fahren. Dabei konnte er kaum auf seinem Kutschbock sitzen mit seinem Rheumatismus, an dem ich schon seit Michaelis herumgedoktert hatte. Ich habe ihn schließlich kuriert, aber den ganzen Winter lang ging es ihm miserabel, und es war gerade ein so böser Tag! Vor der Abfahrt bin ich noch in sein Zimmer gegangen – ich konnte einfach nicht anders – und habe ihm von dem Wagnis abgeraten. Er war gerade dabei, seine Perücke aufzusetzen. «Wilcox», habe ich gesagt, «bleibe Er lieber zu Hause, es wird seiner Dame und mir nichts zustoßen. Er weiß ja, daß Stephen zuverlässig ist, und Charles hat jetzt die Leitpferde so oft in der Hand gehabt, daß wir sicher nichts zu befürchten haben.» Aber ich merkte bald, daß es keinen Zweck hatte, er wollte unbedingt selber fahren, und da ich nichts so hasse wie überflüssiges Getue und Gerede, sagte ich nichts mehr. Aber bei jedem Holpern tat mir wahrhaftig das Herz um ihn weh, und als wir dann auf den schlechten Feldweg hinter Stoke kamen – Sie können sich gar nicht vorstellen, wie schlimm es war, nichts wie Schottersteine mit Reif und Schnee darauf! Ich war seinetwegen in Todesängsten. Und erst die armen Pferde! Zu sehen, wie die sich plagen mußten! Sie wissen ja, daß ich immer an die Pferde denke. Als wir dann zu der starken Steigung bei Sandcroft kamen, was glauben Sie, habe ich getan? Sie werden mich auslachen – ich bin ausgestiegen und zu Fuß gegangen! Tatsächlich. Es hat vielleicht nicht viel ausgemacht, aber etwas doch, und ich war einfach nicht imstande, bequem dazusitzen und mich von den edlen Geschöpfen den Berg hinaufschleppen zu lassen. Ich habe mir dabei einen furchtbaren Schnupfen geholt, aber was schadet das! Ich hatte mein Ziel erreicht.»

«Ich will hoffen, daß wir die Verbindung immer der Mühe wert finden werden, die sie gekostet hat. Mr. Rushworth macht nicht gerade einen bedeutenden Eindruck, aber es hat mir gefallen, wie er sich gestern über einen bestimmten Punkt äußerte – seine entschiedene Bevorzugung eines stillen häuslichen Kreises gegenüber der Unruhe und Unordnung des Theaterspielens. Damit hat er mir wirklich aus dem Herzen gesprochen.»

«Gewiß – und er wird Ihnen immer besser gefallen, je näher Sie ihn kennenlernen. Er glänzt nicht nach außen, besitzt aber so viele vortreffliche Eigenschaften! Und er findet es so natürlich, zu Ihnen aufzuschauen, daß man mich deswegen auslacht, denn jeder glaubt, das sei mein Werk. «Wahrhaftig, Mrs. Norris», hat Mrs. Grant mir erst neulich gesagt, «wenn Mr. Rushworth Ihr eigener Sohn wäre, könnte er keinen größeren Respekt vor Sir Thomas haben.»»

Von ihren Ausflüchten aus dem Konzept gebracht und durch ihre Schmeicheleien entwaffnet, gab Sir Thomas den Kampf auf und tröstete sich mit der Überlegung, daß

ihre Gutmütigkeit eben manchmal den Sieg über ihre Vernunft davontrug, wenn es um das Vergnügen ihrer Lieblinge ging.

Für Sir Thomas gab es an diesem Tag viel zu tun, und er fand wenig Zeit, mit seiner Familie zu plaudern. Er mußte sich vor allem wieder mit den täglichen Geschäften von Mansfield vertraut machen, mit dem Verwalter und dem Schulzen sprechen, Projekte und Abrechnungen prüfen und zwischendurch die Stallungen, den Garten und die nächstgelegenen Pflanzungen inspizieren. Doch tätig und methodisch, wie er war, hatte er nicht nur dies alles erledigt, als er beim Mittagessen aufs neue seinen Platz als Hausherr einnahm, sondern er hatte auch den Zimmermann angewiesen, alles niederzureißen, was er erst kürzlich im Billardzimmer aufgebaut hatte, und den Bühnenmaler so früh am Tage entlassen, daß er jetzt schon mindestens in Northampton sein mußte. Der Bühnenmaler war verschwunden, ohne daß er Schlimmeres angestellt hatte, als in einem Zimmer den Fußboden zu ruinieren, sämtliche Wagenschwämme unbrauchbar zu machen und fünf jüngere Dienstboten zu Müßiggang und aufrührerischen Gedanken zu verleiten; Sir Thomas durfte füglich hoffen, daß ein oder zwei weitere Tage genügen würden, um jede äußere Erinnerung an das Gewesene auszutilgen. Dazu gehörten auch alle ungebundenen Exemplare der «Liebesschwüre», die sich im Haus fanden, denn Sir Thomas verbrannte jedes, das ihm unter die Augen kam. Mr. Yates begann jetzt langsam etwas von Sir Thomas' Absichten zu ahnen, wenn er auch weit davon entfernt war, seine Beweggründe zu verstehen. Er war vormittags mit seinem Freund jagen gegangen, und Tom hatte die Gelegenheit wahrgenommen, um ihm unter gebührenden Entschuldigungen für die Eigenheit seines Vaters auseinanderzusetzen, daß nun nichts mehr zu machen wäre. Man kann sich vorstellen, wie schwer dieser Schlag Mr. Yates traf. Zum zweitenmal genau die gleiche Enttäuschung erleben – das war ein beispielloses Pech! Seine Entrüstung war so gewaltig, daß nur die Rücksicht auf seinen Freund und dessen jüngere Schwester ihn davon abhielt, dem alten Herrn die Absurdität seines Vorgehens ganz energisch vor Augen zu führen und ihm etwas Vernunft beizubringen ... Davon war er im Wald und noch den ganzen Heimweg lang fest überzeugt. Doch als sie dann zusammen am gleichen Tisch saßen, bewog ein undefinierbares Etwas in Sir Thomas' Haltung Mr. Yates zu der Überlegung, daß es vielleicht klüger wäre, den Alten nach seiner Fassung selig werden zu lassen und seine Verrücktheit stillschweigend zu verachten. Mr. Yates hatte schon viele unbequeme Väter kennengelernt und war öfter von den Unannehmlichkeiten betroffen worden, die sie verursachten, doch in seinem ganzen Leben war er noch nie einem so unbegreiflich moralischen, so infam tyrannischen Vertreter dieser Gattung begegnet wie Sir Thomas. Einen solchen Mann ertrug man nur um seiner Kinder willen, und Sir Thomas durfte seiner holden Tochter

Julia dankbar sein, daß Mr. Yates trotz allem geruhte, noch einige Tage länger unter seinem Dach zu verweilen.

Der Abend verlief äußerlich ungestört, obwohl fast jedes Gemüt beklommen war. Die musikalischen Darbietungen, zu denen Sir Thomas seine Töchter aufforderte, halfen den Mangel an wahrer Harmonie verbergen. Maria befand sich in größter Aufregung. Für sie hing jetzt alles davon ab, daß Henry Crawford sich ohne weitere Verzögerung erklärte, und es beunruhigte sie, daß er auch nur einen Tag verstreichen ließ, ohne etwas in dieser Richtung zu unternehmen. Sie hatte ihn den ganzen Tag lang erwartet und wartete den ganzen Abend lang weiter. Mr. Rushworth hatte sich zu früher Stunde empfohlen, um die große Neuigkeit in Sotherton zu verkünden, und sie hoffte innig auf eine so baldige Klärung der Lage, daß er der Mühe enthoben sein würde, jemals wiederzukommen. Doch sie hatten niemanden aus dem Pfarrhaus zu Gesicht bekommen und außer ein paar liebenswürdigen Zeilen von Mrs. Grant, die Lady Bertram zur Heimkehr ihres Gatten beglückwünschte, keine Nachricht von dort erhalten. Es war seit vielen, vielen Wochen der erste Tag, an dem die beiden Familien einander nicht sahen. Seit Anfang August waren niemals volle vierundzwanzig Stunden vergangen, ohne daß man zusammenkam.

Es war ein trauriger, angstvoller Tag. Das Übel jedoch, das der nächste bringen sollte, war zwar von anderer Art, aber keineswegs geringer. Auf ein paar Augenblicke fieberhafter Freude folgten Stunden der bittersten Kränkung. Henry Crawford war wieder da! Er kam mit Dr. Grant, der es sich nicht nehmen ließ, Sir Thomas seine Aufwartung zu machen. Zu ungewöhnlich früher Stunde geleitete der Butler die beiden Herren ins Frühstückszimmer, wo die Familie fast vollzählig versammelt war. Sir Thomas trat gleich darauf ein, und Maria sah voller Glück und Aufregung zu, wie der Mann, den sie liebte, ihrem Vater vorgestellt wurde. Unbeschreibliche Gefühle bewegten ihre Brust ... Doch noch unbeschreiblicher waren ihre Gefühle, als sie ein paar Minuten später Henry Crawford, der zwischen ihr und Tom saß, den letzteren halblaut fragen hörte, ob die Absicht bestünde, nach der augenblicklichen erfreulichen Unterbrechung (mit einem artigen Blick auf Sir Thomas) die Aufführung wieder aufzunehmen? In diesem Fall würde er selbstverständlich alles daransetzen, um zu jedem gewünschten Zeitpunkt nach Mansfield zurückzukehren; jetzt reise er ab, um ohne weiteren Verzug seinen Onkel in Bath aufzusuchen. Doch falls man die Wiederaufnahme der «Liebesschwüre» in Aussicht nähme, bedeute das für ihn eine unumstößliche Verpflichtung, die vor jeder anderen den Vorrang hätte, und er würde seinem Onkel die Bedingung stellen, ihn unbedingt freizugeben, wann immer man ihn

hier brauchte. Durch seine Abwesenheit sollte die Aufführung nicht in Frage gestellt werden.

«Wo ich dann auch sein mag», sagte er, «in Bath, Norfolk, London, York – aus jedem Winkel Englands eile ich unverzüglich herbei, sobald Sie mir Nachricht geben.»

Es war ein Glück, daß die Antwort Tom und nicht seiner Schwester oblag, denn er war imstande, leichthin und unbekümmert zu erwidern:

«Es tut mir leid, daß Sie abreisen – aber was unsere Aufführung betrifft, damit ist es endgültig aus und vorbei.» (Mit einem bedeutungsvollen Blick auf seinen Vater.) «Der Bühnenmaler ist gestern entlassen worden, und morgen wird vom ganzen Theater nicht viel übrig sein. Ich habe es von Anfang an nicht anders erwartet. – Aber für Bath ist es noch früh im Jahr. Sie werden dort niemanden antreffen.»

«Mein Onkel pflegt gewöhnlich um diese Zeit hinzugehen.» «Wann reisen Sie ab?»

«Ich möchte heute noch bis Banbury kommen.» «Welchen Reitstall benützen Sie in Bath?» lautete Toms nächste Frage. Und während dieses Thema abgehandelt wurde, konnte Maria, der es weder an Stolz noch an Festigkeit gebrach, sich soweit fassen, daß sie sich der Fortsetzung des Gesprächs halbwegs gewachsen fühlte.

Er wandte sich alsbald an sie und wiederholte, was sie bereits gehört hatte, wenn auch mit weicherer Stimme und stärkeren Ausdrücken des Bedauerns. Doch was halfen ihr seine Ausdrücke und sein Ton? Er verließ sie – und wenn er vielleicht nicht ganz freiwillig ging, bestimmte ihn doch sein eigener Wille, ihr fernzubleiben, denn abgesehen von einer gewissen Rücksicht auf seinen Onkel entsprangen alle seine sogenannten Verpflichtungen nur seiner eigenen Lust und Laune. Mochte er noch soviel von Zwang und Notwendigkeit reden – sie wußte, daß er völlig unabhängig war. Die Hand, die die ihre ans Herz gedrückt hatte! Jetzt rührte sich weder seine Hand noch sein Herz. Ihr Stolz hielt sie aufrecht, aber innerlich litt sie Folterqualen. Es war ihr schrecklich, seine Reden anzuhören, denen sein Tun so dreist widersprach, und den Aufruhr ihrer Gefühle hinter einer lächelnden Miene zu verbergen. Zum Glück dauerte die Marter nicht lange, denn die gesellschaftliche Artigkeit bewog ihn bald, sich auch den anderen zuzuwenden, und seine Abschiedsvisite, als die sein Besuch nun unverhohlen bezeichnet wurde, war sehr kurz. Dann war er fort. Er hatte zum letztenmal ihre Hand berührt, sich zum letztenmal verneigt, und sie durfte versuchen, in der Einsamkeit etwas Linderung zu finden. Henry Crawford war fort. Er hatte das Haus verlassen, in zwei Stunden verließ er die Gegend. So endeten alle Hoffnungen, die seine selbstsüchtige Eitelkeit in Maria und Julia erweckt hatte.

Julia war imstande, sich über seine Abreise zu freuen. Seine Gegenwart begann ihr verhaßt zu werden, und sie war jetzt kühl genug, um auf jede weitere Rache zu verzichten – wenn nur Maria ihn nicht bekam! Sie hatte keine Lust, öffentlich die Rolle der Verlassenen zu spielen. Nun, da Henry Crawford verschwunden war, vermochte sie sogar Mitleid mit ihrer Schwester zu empfinden.

Fanny freute sich aus reinerem Herzen über die Nachricht. Sie vernahm sie erst bei Tisch und konnte sie nur als ein Glück ansehen. Alle anderen sprachen mit Bedauern darüber, und Henry Crawfords Vorzüge wurden einstimmig, von jedem auf seine Art, gepriesen – von der Aufrichtigkeit, mit der Edmund sein nicht ganz unparteiisches Bedauern ausdrückte, bis zur Gleichgültigkeit seiner Mutter, die mechanisch einige leere Phrasen äußerte. Mrs. Norris begann, um sich zu blicken und sich zu wundern, daß Mr. Crawfords Verliebtheit in Julia zu nichts geführt hatte. Beinahe machte sie sich Vorwürfe, sich zu wenig um diese Angelegenheit gekümmert zu haben. Doch sie hatte für so viele Menschen zu sorgen, daß nicht einmal ihre Tüchtigkeit für alle ausreichte!

Noch ein Tag oder zwei, und Mr. Yates war gleichfalls verschwunden. An seiner Abreise war Sir Thomas besonders gelegen. Bei seinem Bedürfnis, endlich wieder ungestört mit seiner Familie beisammen zu sein, hätte er auch die Anwesenheit eines erfreulicheren Gastes als lästig empfunden, doch dieser unbedeutende, dreiste, müßige und verschwenderische Bursche war ihm ganz besonders zuwider, und daß er sich als der besondere Freund von Tom und Julia aufspielte, empfand Sir Thomas als zutiefst beleidigend.

Mr. Crawfords Kommen und Gehen hatte ihn vollkommen gleichgültig gelassen, doch als er Mr. Yates an der Haustür gute Reise wünschte, tat er es mit inniger Befriedigung. Mr. Yates war lange genug geblieben, um die Zerstörung sämtlicher Bühneneinrichtungen und die Beseitigung jeder Erinnerung an die Aufführung mitanzusehen. Er ließ das Haus in seiner gewohnten, nüchtern-strengen Atmosphäre zurück, und Sir Thomas, der ihn hinausbegleitete, durfte hoffen, mit ihm das gefährlichste Requisit des Theaters und das letzte, das ihn peinlich daran erinnerte, glücklich losgeworden zu sein.

Mrs. Norris gelang es, einen Gegenstand vor Sir Thomas zu verbergen, dessen Anblick ihn hätte schmerzlich berühren können. Der Vorhang, dessen Anfertigung sie mit soviel Tüchtigkeit und Erfolg geleitet hatte, verschwand mit ihr in ihrem kleinen Haus. Es traf sich gerade, daß sie dort grünen Friesstoff gut gebrauchen konnte.

## 21. Kapitel

Auch abgesehen von den «Liebesschwüren» brachte Sir Thomas' Rückkehr einschneidende Veränderungen mit sich. Unter seinem Regiment war Mansfield kaum wiederzuerkennen. Einige Mitglieder der fröhlichen Gesellschaft waren verbannt, die meisten anderen in bedrückter Stimmung. Verglichen mit der jüngsten Vergangenheit war jetzt alles Trübsinn und Langeweile. Die Eintönigkeit des Familienlebens wurde kaum jemals durch eine kleine Abwechslung aufgehellt. Es gab wenig Verkehr mit dem Pfarrhaus. Sir Thomas, der ganz allgemein Vertraulichkeiten nicht liebte, zeigte sich gerade jetzt jeder gesellschaftlichen Verpflichtung besonders abgeneigt. Die einzige Erweiterung des häuslichen Kreises, die ihm genehm schien, bildeten die Rushworths.

Diese Einstellung seines Vaters konnte Edmund nicht überraschen, er bedauerte nur, daß man die Grants ausschloß. «Denn sie haben ein gewisses Anrecht», bemerkte er zu Fanny. «Es ist, als gehörten sie dazu – als wären sie ein Teil von uns. Ich wünschte, mein Vater wäre sich mehr der großen Aufmerksamkeit bewußt, die sie Mama und den Schwestern während seiner Abwesenheit erwiesen haben. Ich fürchte, sie fühlen sich jetzt zurückgesetzt. Die Wahrheit ist, daß Vater sie kaum kennt. Sie waren noch kein Jahr hier, als er abreiste. Wenn er sie besser kannte, würde er ihre Gesellschaft so schätzen, wie sie es verdienen, denn sie gehören just zu der Sorte Menschen, die ihm gefallen muß. Wir selber könnten auch manchmal etwas Anregung brauchen. Die Mädchen sind verstimmt, und Tom langweilt sich sichtlich. Dr. Grant und seine Frau würden uns aufmuntern, und die Abende wären in ihrer Gesellschaft vergnüglicher – auch für Vater selbst.»

«Glaubst du?» sagte Fanny. «Ich denke, dem Onkel wäre jetzt jeder Zuwachs unangenehm. Er empfindet gerade dieses stille Leben als wohltuend und wünscht nichts, als im Kreise seiner Familie auszuruhen. Mir scheint es auch nicht, daß wir jetzt ernster wären als sonst – ich meine vor Onkels Abreise. Soweit

ich zurückdenken kann, war es eigentlich immer so. In seiner Gegenwart wurde niemals viel gelacht. Wenn ein Unterschied gegen früher besteht, so ist es sicher nur eine gewisse Fremdheit und Schüchternheit, die nach einer so langen Trennung ganz natürlich ist. Aber ich kann mich nicht erinnern, daß unsere Abende jemals lustiger vergingen, außer wenn Onkel in London war. Junge Leute haben es wohl nirgends sehr lustig, wenn die Respektperson zu Hause ist.»

«Du dürftest recht haben, Fanny», erwiderte Edmund nachdenklich. «Ja, unsere Abende haben keinen neuen Charakter angenommen, sie sind nur wieder zu ihrer ursprünglichen Form zurückgekehrt. Die Neuheit bestand darin, daß sie eine Zeitlang vergnüglich waren. Welch starken Eindruck doch ein paar kurze Wochen hinterlassen können! Mir ist, als hätten wir nie so trist gelebt.»

«Vielleicht bin ich ernster als andere Menschen», sagte Fanny, «aber ich finde die Abende gar nicht langweilig. Ich höre Onkel so gern von Westindien erzählen, ich könnte ihm stundenlang zuhören. Mir kommt das unterhaltsamer vor als viele andere Dinge – aber ich bin wohl anders als die anderen, wenn ich das sagen darf.»

«Und warum willst du das sagen dürfen?» fragte Edmund lächelnd. «Möchtest du gern hören, daß du klüger und weiser bist als andere? Aber wann hätte ich jemals dir oder einem anderen Menschen ein Kompliment gemacht, Fanny? Wenn du Komplimente hören willst, geh zu meinem Vater, der wird dich zufriedenstellen. Frag deinen Onkel, was er von dir hält, und du wirst Komplimente genug zu hören bekommen. Wenn sie hauptsächlich deinem Äußeren gelten, mußt du es dir gefallen lassen und hoffen, daß er mit der Zeit auch die Schönheit deines Gemütes entdeckt.»

Eine solche Sprache war Fanny so ungewohnt, daß sie ganz verlegen wurde.

«Ja, dein Onkel findet dich wunderhübsch, liebe Fanny – das ist das Lange und das Breite von der Sache. Jeder andere als ich hätte mehr daraus gemacht, und jede andere als du wäre beleidigt, daß man sie nicht schon längst wunderhübsch gefunden hat. Aber es ist eben so, daß dein Onkel dich bis jetzt nie bewundert hat – und jetzt tut er's. Dein Teint wäre so frisch geworden – du hättest soviel Haltung bekommen – und deine Figur ... Nein, Fanny, lauf nicht davon! Es ist ja nur ein Onkel, der so spricht. Was soll aus dir werden, wenn du nicht einmal die Bewunderung eines Onkels erträgst? Du mußt dich langsam an den schrecklichen Gedanken gewöhnen, daß es sich der Mühe lohnt, dich anzuschauen. Trag es mit Fassung, daß du ein hübsches Mädchen geworden bist.»

«Oh, sprich nicht so, sprich nicht so!» rief Fanny, von mannigfachen Gefühlen bedrängt, als Edmund ahnen konnte. Doch da er sah, daß er sie quälte, ließ er von seiner Neckerei ab und fügte in ernsterem Ton hinzu: «Dein Onkel ist sehr geneigt, auch sonst Gefallen an dir zu finden, Fanny, und ich wünschte nur, du würdest mehr mit ihm sprechen. Du gehörst auch zu denen, die abends am Familientisch zu schweigsam sind.»



«Aber ich spreche schon mehr mit ihm als früher, ganz sicher. Hast du nicht gehört, wie ich ihn gestern nach dem Sklavenhandel gefragt habe?»

«Doch – und ich hatte gehofft, du würdest noch weitere Fragen stellen. Es hätte ihm Freude gemacht.»

«Ach, ich hatte so große Lust dazu! Aber es herrschte eine solche Totenstille – und während Maria und Julia dasaßen, ohne ein Wort zu sprechen, und sich offenkundig gar nicht für die Sache interessierten, wollte ich nicht ... Ich dachte, es würde so aussehen, als setzte ich mich auf ihre Kosten in Szene, wenn ich ein Interesse zeigte, das er doch vor allem in seinen eigenen Töchtern erwecken möchte.»

«Miss Crawford hat unlängst etwas sehr Richtiges über dich gesagt, Fanny – nämlich daß du dich ebenso ängstlich scheust, dich bemerkbar zu machen und Beifall zu erregen, wie andere Frauen sich vor dem Übersehenwerden fürchten. Wir haben im Pfarrhaus von dir gesprochen, und das waren ihre Worte. Sie ist unglaublich scharfsinnig, ich kenne niemanden, der größere Menschenkenntnis besitzt. Für eine so junge Person ist es erstaunlich. Dich versteht sie jedenfalls viel richtiger zu beurteilen als die meisten Leute, die dich von klein auf kennen – und was gewisse andere Personen betrifft, merke ich aus verschiedenen scherzhaften Andeutungen und aus ihrer Miene – wenn sie einmal einen Augenblick lang nicht auf ihren Ausdruck achtet – daß sie manchen ebenso treffend zu charakterisieren wüßte, wenn ihr Zartgefühl es nicht verböte. Ich möchte wohl wissen, was sie von Vater hält. Sie muß sein stattliches Aussehen und seine vornehme, würdige, konsequente Haltung bewundern – aber wenn man ihn so selten sieht, wirkt seine Zurückhaltung vielleicht ein wenig abstoßend. Ich bin sicher, daß sie einander sympathisch wären, wenn sie nur öfter zusammenkämen. Er würde sich an ihrem lebhaften Geist erfreuen, und sie besitzt die richtige Begabung, um seine Fähigkeiten nach Verdienst zu würdigen. Ich wollte, sie kämen öfter zusammen! Hoffentlich denkt sie nicht, daß von seiner Seite eine Abneigung besteht.»

«Sie weiß zu gut, wie sehr alle anderen sie schätzen, um so etwas zu befürchten», sagte Fanny mit einem unhörbaren Seufzer. «Und daß Sir Thomas vorläufig nur mit seiner Familie Zusammensein möchte, ist so natürlich, daß sie daraus keine Schlüsse ziehen kann. Ich glaube, in kurzer Zeit werden wir wieder miteinander verkehren wie vorher, wenigstens soweit die schlechte Jahreszeit es zuläßt.»

«Es ist das erste Mal seit ihrer Kindheit, daß sie den Oktober auf dem Lande verbringt. Turnbridge und Cheltenham nenne ich nicht Land. Und der November ist ein noch schlimmerer Monat. Ich merke wohl, daß Mrs. Grant fürchtet, sie könnte Mansfield im Winter gar zu langweilig finden.»

Darauf hätte Fanny viel zu erwidern gewußt, doch es war klüger, nichts zu sagen und nichts von Miss Crawfords mannigfachen Talenten und Interessen, ihrem fröhlichen Temperament und ihrer bevorzugten Stellung zu erwähnen – gar zu leicht hätte ihr eine abfällig klingende Bemerkung entschlüpfen können. Miss Crawford, die sich so freundlich über sie geäußert hatte, verdiente zumindest ihre dankbare Nachsicht, und darum begann sie, von etwas anderem zu sprechen.

«Morgen speist Onkel also in Sotherton, und du und Tom, ihr begleitet ihn. Wir werden uns zu Hause ganz vereinsamt fühlen. Ich hoffe nur, daß Onkel auch weiterhin an Mr. Rushworth Gefallen findet.»

«Das ist ausgeschlossen, Fanny. Nach dem morgigen Besuch wird er ihm schon weniger gefallen, denn wir werden fünf Stunden in seiner Gesellschaft verbringen! Mir würde vor der Ödigkeit dieses Tages grauen, wenn nicht seine Folgen noch viel mehr zu fürchten wären – der Eindruck, den er bei meinem Vater hinterlassen wird. Er kann sich dann keiner Täuschung mehr hingeben. Mir tut es um alle Beteiligten leid, und ich gäbe viel darum, daß Rushworth und Maria einander nie begegnet wären.»

In dieser Richtung stand Sir Thomas allerdings eine Enttäuschung bevor. Alles Wohlwollen, das er Mr. Rushworth entgegenbrachte, alle Ehrerbietung, die dieser für ihn hegte, konnten nicht verhindern, daß er bald die Wahrheit erkannte: daß nämlich Mr. Rushworth ein sehr beschränkter junger Mann war, der von praktischen Geschäften ebensowenig verstand wie von Buchgelehrsamkeit, über nichts eine gefestigte Meinung besaß und sich selber seiner Mängel gar nicht bewußt war.

Sir Thomas hatte sich einen ganz anderen Schwiegersohn erhofft; er begann, sich um Maria Sorgen zu machen, und bemühte sich, ihre Gefühle zu ergründen. Es brauchte nicht viel Beobachtungsgabe, um zu erkennen, daß sie Mister Rushworth bestenfalls gleichgültig gegenüberstand. Sie behandelte ihn kalt und nachlässig. Sie konnte ihn nicht lieben und liebte ihn ganz sicher nicht. Sir Thomas beschloß, ernsthaft mit ihr zu sprechen. Wie vorteilhaft die Verbindung auch sein mochte, wie lange sie schon offiziell verlobt waren – Marias Glück durfte solch äußerlichen Erwägungen nicht aufgeopfert werden. Vielleicht hatte sie den jungen Mann nach zu kurzer Bekanntschaft erhört und bereute es jetzt, da sie ihn besser kannte.

Sir Thomas sprach mit feierlicher Güte zu seiner Tochter. Er schilderte seine Befürchtungen und fragte sie nach ihren wahren Wünschen. Er bat sie, mit ihm ganz offen und ehrlich zu sein, und versicherte ihr, falls sie über die Verbindung unglücklich wäre, würde er keine Unannehmlichkeit scheuen, um sie aufzulösen; er werde für sie handeln und sie freimachen. Maria hatte einen kurzen Kampf zu

bestehen, während sie ihm zuhörte. Es dauerte nur einen Augenblick. Als ihr Vater geendet hatte, war sie imstande, ihm ohne Zögern, mit Festigkeit und ohne sichtbares Zeichen der Aufregung zu antworten. Sie dankte ihm für seine väterliche Güte und Fürsorge, aber er befände sich im Irrtum, wenn er annahm, sie hätte auch nur den leisesten Wunsch, ihre Verlobung aufzulösen; sie sei sich keiner Veränderung ihrer Meinung und ihrer Neigung bewußt, seit sie ihr Jawort gegeben hatte; sie schätze Mr. Rushworths Charakter und Wesensart sehr hoch und zweifle nicht daran, daß sie mit ihm glücklich sein würde.

Sir Thomas war befriedigt; und vielleicht war er heimlich so froh, sich zufriedengeben zu dürfen, daß er die Sache nicht so eindringlich verfolgte, wie seine Vernunft es bei größerer Objektivität unbedingt geboten hätte. Es war eine Verbindung, auf die er nicht ohne Bedauern verzichtet hätte, und er fand viele Gründe, um sich zu beruhigen: Mr. Rushworth war jung genug, um noch etwas dazuzulernen, unter dem Einfluß guter Gesellschaft würde er sich vervollkommen; wenn Maria, die doch zweifellos nicht von Liebe verblendet war, so zuversichtlich von ihrem künftigen Glück sprechen konnte, mußte man ihr Glauben schenken. Sie hegte vermutlich keine leidenschaftlichen Gefühle für ihren Verlobten, das hatte Sir Thomas auch niemals angenommen, aber darum konnte sie trotzdem ein angenehmes Leben führen. Wenn sie sich damit abfand, daß ihr Gatte niemals eine glänzende, tonangebende Rolle spielen werde, sprach alles andere zugunsten dieser Verbindung. Eine wohlgeratene Tochter, die nicht aus Liebe heiratete, blieb gewöhnlich ihrer eigenen Familie um so enger verbunden, und daß Sotherton in der nächsten Nachbarschaft von Mansfield lag, mußte ebenfalls höchst verlockend erscheinen, denn daraus würde sich der angenehmste, erfreulichste Verkehr ergeben. Solche und ähnliche Argumente suchte Sir Thomas zusammen und war glücklich, einen Bruch vermeiden zu können und den peinlichen Nachreden und Vorwürfen, die ihn begleiten mußten, zu entgehen. Er befürwortete mit Freuden eine Heirat, die ihm einen Zuwachs an Ansehen und Einfluß bringen würde, und sah den Entschluß seiner Tochter nur zu gern in dem Licht, das diesem Zweck am günstigsten war.

Maria war von dem Ausgang des Gesprächs ebenso befriedigt wie ihr Vater. In ihrer gegenwärtigen Stimmung freute sie sich geradezu darüber, daß sie ihr Schicksal unwiderruflich festgelegt und sich aufs neue an Sotherton gebunden hatte. Nun war sie sicher vor der Gefahr, daß Mr. Crawford jemals den Triumph genießen könnte, ihre Handlungen beeinflusst und ihre Zukunftsaussichten zerstört zu haben. Sie verließ ihren Vater mit stolz erhobenen Haupt und nahm sich nur vor, in Zukunft vorsichtiger mit Mr. Rushworth umzugehen, um keinen neuen Anlaß zu Verdacht zu geben.

Hätte Sir Thomas in den ersten drei oder vier Tagen nach Henry Crawfords Abreise mit seiner Tochter gesprochen, bevor sie noch jede Hoffnung auf ihn aufgegeben und sich endgültig mit ihrem Schicksal abgefunden hatte, wäre ihre Antwort vielleicht anders ausgefallen. Doch als weitere drei oder vier Tage vergingen, ohne seine Rückkehr oder wenigstens einen Brief, eine Botschaft von ihm zu bringen, irgendein Anzeichen, daß sein Herz weicher geworden wäre, daß die Trennung ihm erst sein wahres Gefühl offenbart hätte – als nichts dergleichen geschah, da konnte Maria wieder kühl genug denken, um ihren einzigen Trost in Stolz und Selbstzerfleischung zu suchen.

Henry Crawford hatte ihr Glück zerstört, doch er durfte es nie erfahren. Er sollte nicht auch noch ihren Ruf, ihre gesellschaftliche Stellung, ihren Wohlstand zerstören. Vor allem sollte er sich nicht einbilden, daß sie in der Einsamkeit von Mansfield nach ihm schmachtete, daß sie um seinetwillen Sotherton und London, Unabhängigkeit und äußeren Glanz verworfen hätte. Nach Unabhängigkeit lechzte sie mehr denn je. Nie hatte sie so darunter gelitten, daß es in Mansfield dergleichen nicht gab. Immer weniger fühlte sie sich imstande, den Zwang zu ertragen, den ihr Vater allen auferlegte. Die Freiheit, die sie in seiner Abwesenheit genossen, wurde ihr jetzt zum unentbehrlichen Bedürfnis. Sie mußte ihm und Mansfield so bald wie möglich entrinnen, um in Reichtum und gesellschaftlichem Glanz, im hastigen Treiben der Welt, Trost für ihr wundes Herz zu finden. Dazu war sie entschlossen und wurde in ihrem Entschluß nicht wankend.

In dieser Stimmung schien ihr jede Verzögerung, auch wenn sie den Hochzeitsvorbereitungen galt, unerträglich. Mr. Rushworth konnte die Hochzeit nicht ungeduldiger herbeiwünschen als sie selber. Mit ihren seelischen Vorbereitungen war sie längst fertig: Haß gegen das Elternhaus mit seinem Zwang und seiner Stille – Verzweiflung über ihre enttäuschte Liebe – Verachtung für den Mann, den sie heiratete – das waren ihre Vorbereitungen für die Ehe. Alles andere konnte warten. Die neuen Wagen und die neuen Möbel hatten Zeit, bis sie im Frühjahr nach London kam, wo sie ungehinderter ihrem eigenen Geschmack frönen konnte.

Da die Hauptpersonen sich in diesem Punkt einig waren, zeigte es sich bald, daß ein paar kurze Wochen für die Hochzeitsvorbereitungen genügen würden.

Mrs. Rushworth war mit Freuden bereit, abzutreten und ihren Platz dem glücklichen Mädchen zu überlassen, das ihr lieber Sohn erwählt hatte. In den ersten Novembertagen übersiedelte sie, wie es einer Witwe von Stand geziemte, samt Zofe, Diener und Wagen nach Bath, um dort bei ihren Abendgesellschaften den Glanz von

Sotherton zu rühmen und ihn vielleicht bei einer anregenden Kartenpartie mehr zu genießen als an Ort und Stelle. Und noch vor der Mitte des gleichen Monats fand die Feier statt, die Sotherton eine neue Herrin gab.

Es war eine Hochzeit, wie es sich gehörte. Die Braut war überaus elegant gekleidet – die beiden Brautjungfern gebührend einfacher – ihr Vater geleitete sie zum Altar – ihre Mutter stand mit dem Riechfläschchen in der Hand da und wartete darauf, daß die Aufregung sie übermannen würde – ihre Tante gab sich Mühe, zu weinen – und Dr. Grant vollzog sehr eindrucksvoll die Trauung. Als das Ereignis nachträglich in der Nachbarschaft diskutiert wurde, gab es einfach nichts zu beanstanden – außer daß der Wagen, der das junge Paar mitsamt Julia nach Sotherton brachte, die selbe Chaise war, die Mr. Rushworth schon seit einem Jahr benützte. In jedem anderen Punkt entsprach der große Tag den strengsten Anforderungen der Etikette.

Dann war es vorbei, das junge Paar war fort. Sir Thomas machte alle Gefühle eines besorgten Vaters durch und empfand ein gut Teil von der Aufregung, die seine Frau ganz umsonst befürchtet hatte. Mrs. Norris erfüllte opfermütig ihre Pflicht, indem sie den ganzen Tag im Herrenhaus verbrachte, um ihre Schwester aufrecht zu erhalten und ein, zwei überzählige Gläschen Wein auf die Gesundheit von Mr. und Mrs. Rushworth zu leeren. Sie schwamm in eitel Freude und Seligkeit – denn sie hatte die Partie gemacht – sie hatte alles vollbracht – und niemand hätte aus ihrem triumphierenden Gehaben schließen können, daß sie je im Leben von einer unglücklichen Ehe gehört hätte oder daß sie das Geringste vom Gemütszustand ihrer Nichte ahnte, die unter ihren Augen aufgewachsen war.

Das junge Paar plante, in den nächsten Tagen nach Brighton zu fahren und dort für einige Wochen ein Haus zu mieten. Für Maria war jeder mondäne Ort etwas Neues, und in Brighton geht es im Winter fast ebenso lustig zu wie im Sommer. Wenn sie der dortigen Vergnügungen satt war, würde es Zeit sein, sich in dem ausgedehnteren Bereich von London zu versuchen.

Julia sollte sie nach Brighton begleiten. Seitdem die Schwestern nicht mehr Nebenbuhlerinnen waren, vertrugen sie sich wieder gut und waren zumindest so weit befreundet, daß jede sehr froh war, zu diesem Zeitpunkt die andere bei sich zu haben. Maria brauchte unbedingt neben Mr. Rushworth eine andere Gesellschaft, und Julia war ebenso begierig nach neuen Erlebnissen und Zerstreuungen wie ihre Schwester, wenn sie auch nicht solche Opfer gebracht hätte, um ihr Ziel zu erreichen, und sich leichter mit einer untergeordneten Stellung abfand.

Ihre Abreise brachte eine weitere, sehr fühlbare Veränderung für Mansfield. Es war eine Lücke, die sich nur langsam schließen konnte. Der Familienkreis war sehr klein geworden, und obwohl die Schwestern in der letzten Zeit nicht viel zu seiner Erheiterung beigetragen hatten, mußte man sie vermissen. Sie fehlten sogar ihrer Mutter – und um wieviel mehr ihrer weichherzigen kleinen Cousine, die verloren im Hause herumwanderte und mit einem Übermaß von zärtlicher Sehnsucht, die zu verdienen die beiden sich wenig bemüht hatten, an sie dachte und um sie bangte.

## 22. Kapitel

Die Abwesenheit ihrer Cousinen erhöhte Fannys Ansehen, denn sie war jetzt das einzige junge Mädchen in der Familie, die einzige Vertreterin der anziehenden Gruppe, in der sie bis dahin so bescheiden den dritten Platz eingenommen hatte. Es konnte nicht anders sein, als daß man ihr mehr Beachtung und Aufmerksamkeit schenkte als je zuvor, und die Frage «Wo ist Fanny?» war durchaus nichts Ungewöhnliches mehr, auch wenn man sie nicht gerade zu einer Dienstleistung brauchte.

Doch nicht nur zu Hause stieg sie im Wert. Auch im Pfarrhaus, das sie sonst seit dem Tode ihres Onkels Norris kaum zweimal im Jahr betreten hatte, wurde sie jetzt ein gern gesehener Gast und an manchem düsteren, verregneten Novembertag eine höchst willkommene Gesellschaft für Mary Crawford. Ihre Besuche, die mit einem Zufall begonnen hatten, wurden über ausdrückliche Einladung fortgesetzt. Mrs. Grant, die in Wahrheit über jede Abwechslung froh war, die sich ihrer Schwester bot, konnte sich dabei noch mit der behaglichsten Selbsttäuschung einreden, daß sie sich ganz besonders nett zu Fanny benähme und ihr die größte Wohltat erwiese, wenn sie in sie drang, recht häufig wiederzukommen.

Fanny, die für ihre Tante Norris etwas im Dorf zu besorgen hatte, war in der Nähe des Pfarrhauses von einem heftigen Regenguß überrascht worden. Man beobachtete vom Fenster aus, wie sie unter den fast entlaubten Ästen der großen Eiche vor der Gartentür einen ziemlich fragwürdigen Schutz suchte, und zwang sie, ihrem schüchternen Widerstreben zum Trotz, hineinzukommen. Einem artigen Stubenmädchen gegenüber war sie standhaft geblieben, doch als Dr. Grant persönlich mit einem großen Regenschirm vor die Türe trat, blieb ihr nichts übrig, als sich sehr zu schämen und, so rasch es ging, ins Haus zu schlüpfen. Mary Crawford hatte gerade bekümmert in das trübselige Wetter hinausgestarrt und seufzend festgestellt, daß ihr geplanter

Spaziergang und damit jede Chance, innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden ein nicht zum Hause gehöriges Gesicht zu erblicken, zu Wasser geworden war; sie war ganz beglückt, als sie eine kleine Unruhe vor der Haustür vernahm und Miss Price gleich darauf, vom Regen tiefend, eintreten sah. Es wurde ihr eindringlich vor Augen geführt, welch unschätzbaren Wert auch das kleinste Ereignis an einem Regentag auf dem Lande besitzt. Sie war mit einem Schlag wieder ganz lebendig und die Tätigste von allen, die sich um Fanny bemühten; sie entdeckte, daß Fanny durchnäßter war, als sie anfänglich zugeben wollte, und versorgte sie mit trockenen Kleidern. Fanny war nicht nur gezwungen, alle diese Aufmerksamkeiten zu erdulden und sich von den Damen und ihren Zofen bedienen zu lassen, sie wurde obendrein in den Salon genötigt, um dort das Ende des Gusses abzuwarten – für Mary Crawford eine höchst willkommene Unterbrechung des eintönigen Tages, die sie mit etwas Glück über die tote Zeit bis zum Umkleiden und dem Mittagessen hinwegbringen konnte.

Die beiden Damen waren so lieb und reizend zu Fanny, daß der Besuch ihr selber große Freude gemacht hätte, hätte sie nur glauben dürfen, daß sie nicht störte und daß der Regen rechtzeitig nachlassen würde, um ihr die Beschämung zu ersparen, mit Dr. Grants eigenem Pferd und Wagen nach Hause gebracht zu werden, wie man es ihr androhte. Daß man sich daheim über ihr Ausbleiben in diesem Wetter ängstigte, brauchte sie nicht zu befürchten. Nur ihre Tanten wußten von ihrem Gang ins Dorf, und die machten sich ganz gewiß keine Sorgen um sie. Tante Norris würde mit großer Autorität bestimmen, in welcher Bauernhütte Fanny Zuflucht gesucht hätte, und Tante Bertram es als unzweifelhafte Tatsache hinnehmen, daß sie sich in eben dieser Hütte befände.

Das Wetter begann sich eben etwas aufzuhellen, als Fannys Blick auf die Harfe im Salon fiel. Sie stellte einige interessierte Fragen und mußte alsbald bekennen, wie sehr sie sich wünschte, das Instrument einmal zu hören; daß sie es noch nie vernommen hatte, seit es in Mansfield war, wollte man ihr kaum glauben! Fanny selbst fand das ganz einfach und natürlich: sie war seit dem Eintreffen der Harfe kaum jemals im Pfarrhaus gewesen, es hatte sich kein Anlaß dazu ergeben. Doch Miss Crawford erinnerte sich jetzt an den Wunsch, den Fanny einmal geäußert hatte, und war über ihr Versäumnis betroffen. «Soll ich Ihnen jetzt gleich etwas vorspielen?» rief sie mit der größten Bereitwilligkeit. «Was möchten Sie gerne hören?»

Sie begann sogleich zu spielen und freute sich, eine neue Zuhörerin gefunden zu haben, noch dazu eine so dankbare, bewundernde Zuhörerin, der es nicht an Verständnis und gutem Geschmack mangelte. Sie spielte weiter, bis Fannys Blicke, die

immer wieder zum Fenster schweiften, deutlich ihre Unruhe verrieten, denn draußen war es mittlerweile ganz hell geworden.

«Noch eine Viertelstunde – dann werden wir sehen, wie das Wetter wird», sagte Miss Crawford.

«Laufen Sie nicht gleich davon, weil der Regen einen Augenblick aussetzt. Die Wolken dort drüben sehen sehr bedrohlich aus.»

«Aber sie sind schon an uns vorbei», sagte Fanny. «Ich habe sie beobachtet. Das Wetter kommt von Süden.»

«Ach was, Süden oder Norden! Das sind schwarze Regenwolken, und Sie dürfen nicht gehen, solange es so unsicher aussieht. Außerdem will ich Ihnen noch etwas besonders Hübsches vorspielen – es ist das Lieblingsstück von Ihrem Cousin Edmund. Sie müssen sich noch unbedingt das Lieblingsstück Ihres Cousins anhören.»

Das fand Fanny ja auch, und obwohl sie nicht auf dieses Memento gewartet hatte, um an Edmund zu denken, führte es ihr sein Bild besonders deutlich vor Augen. Sie malte sich aus, wie oft er in diesem Zimmer gesessen war, vielleicht gerade auf dem Platz, den sie jetzt einnahm, um mit immer neuer Freude seiner Lieblingsmelodie zu lauschen, die, wie es sie dünkte, mit besonderem Ausdruck und Wohlklang gespielt wurde. Doch obwohl ihr das Lied ebenfalls gefiel und obwohl es sie immer beglückte, etwas schön zu finden, was Edmund schön fand, wurde sie jetzt wirklich ungeduldig. Da sie augenscheinlich nicht mehr zu halten war, ließ man sie gehen, doch sie wurde so herzlich aufgefordert, doch recht bald wiederzukommen und das Pfarrhaus so oft wie nur möglich in ihren Spaziergang einzubeziehen und sich etwas vorspielen zu lassen, daß sie sich selbst dazu verpflichtet fühlte, falls man zu Hause nichts dagegen hätte.

Das war der Ursprung einer sonderbaren Intimität zwischen Fanny und Mary Crawford, die sich in den ersten zwei Wochen nach Marias Hochzeit herausbildete. Dieser vertrauliche Umgang entsprang hauptsächlich Miss Crawfords Bedürfnis nach etwas Neuem und hatte wenig mit Fannys wahren Gefühlen zu tun. Sie besuchte Miss Crawford nun alle zwei oder drei Tage. Es war wie eine Bezauberung – sie wurde unruhig, wenn sie nicht hinging; aber sie liebte Mary Crawford nicht, sie stimmte in keinem Gedanken mit ihr überein, sie empfand auch keine Dankbarkeit, daß Mary sie jetzt, da niemand anderer zu haben war, an sich heranzog. Marys geistreiches Geplauder brachte ihr keinen höheren Genuß als hie und da eine kleine Belustigung, und auch das meist gegen ihr besseres Gefühl, wenn der Witz auf Kosten von



Menschen und Dingen ging, die sie zu achten wünschte. Und trotz allem ging sie immer wieder hin. Da das Wetter für die späte Jahreszeit ungewöhnlich milde blieb, lustwandelten sie manche halbe Stunde in Mrs. Grants parkartigem Garten und wagten es manchmal sogar, sich auf eine Bank niederzulassen und ein Weilchen zu sitzen, bis sie – vielleicht mitten in einem Begeisterungsausbruch Fannys über die Schönheit der späten Herbsttage – von einem kalten Windstoß, der die letzten gelben Blätter von den Bäumen schüttelte, gezwungen wurden, aufzuspringen und sich wieder warmzulaufen.

«Wie hübsch es hier ist – wie wunderhübsch!» sagte Fanny, als sie eines Tages wieder so beisammensaßen. «Jedesmal wenn ich in den Garten komme, erstaunt es mich, wie rasch und schön er sich entwickelt. Vor drei Jahren war hier nichts als ein Stück Land mit einer verwilderten Hecke, und niemand dachte daran, daß es da war und daß man daraus etwas machen könnte. Und jetzt kann man hier so angenehm spazieren gehen und sich an der Gefälligkeit und Bequemlichkeit der Anlage erfreuen. In drei weiteren Jahren werden wir vielleicht vergessen – beinahe vergessen haben, wie es ursprünglich aussah ... Was für wunderbare Veränderungen doch die Zeit bewirkt, und wie wunderbar wir uns selbst verändern!» Und den letzteren Gedankengang verfolgend, setzte sie nach kurzem Stillschweigen hinzu: «Wenn irgendeine Fähigkeit des menschlichen Geistes noch wunderbarer genannt werden darf als die übrigen, dann ist es, meine ich, das Gedächtnis. In der Art, wie es arbeitet, liegt etwas, was mir unbegreiflicher scheint als alle anderen Funktionen unseres Verstandes. Manchmal ist es so zuverlässig, so dienstwillig, so fügsam – zu anderen Zeiten so schwach und verwirrt – und dann wieder so eigenwillig, so tyrannisch! Ja, sicher ist alles an uns wunderbar, aber das Unergründlichste scheint mir unsere Fähigkeit, zu erinnern und zu vergessen.»

Miss Crawford, der solche Betrachtungen nicht lagen, hatte nichts darauf zu erwidern. Fanny merkte ihre Unaufmerksamkeit und lenkte ihre eigenen Gedanken auf das zurück, was auch ihre Freundin interessieren mußte.

«Es ist wohl anmaßend, wenn ich mir ein Lob herausnehme, aber ich muß immer wieder den Geschmack bewundern, den Mrs. Grant hier bewiesen hat. Die ganze Anlage ist so einfach und natürlich – so ungekünstelt.»

«Ja», erwiderte Miss Crawford gleichgültig, «für ein ländliches Pfarrhaus ist es nicht schlecht. Hier macht man keinen Anspruch auf Großartigkeit. Unter uns gesagt, bevor ich nach Mansfield kam, hätte ich mir nie vorgestellt, daß ein Dorfpfarrer überhaupt Aspirationen auf eine Parkanlage oder ähnliche Dinge haben könnte.»

«Wie gut die immergrünen Sträucher gedeihen!» fuhr Fanny fort. «Onkels Gärtner behauptet immer, der Boden hier wäre besser als der seinige, und es scheint wirklich so, wenn man sieht, wie prächtig die Lorbeern und die anderen Gewächse stehen. Immergrün! Wie schön und wunderbar sind doch Pflanzen, die immer grünen! Was für ein erstaunliches Spiel der Natur, wenn man es recht bedenkt! In anderen Gegenden bildet der Baum, der seine Blätter abwirft, die Ausnahme; aber ist es nicht merkwürdig, daß der selbe Boden und die selbe Sonne Pflanzen hervorbringen, die sich so wesentlich in ihrem wichtigsten Daseinsprinzip unterscheiden? – Sie werden finden, daß ich ins Schwärmen ver falle, aber wenn ich im Freien bin, besonders wenn ich eine Weile draußen sitze, gerate ich so leicht ins Schwärmen und Staunen. Man kann seinen Blick nicht auf die gewöhnlichste Naturerscheinung richten, ohne hingerissen zu werden.»

«Um die Wahrheit zu gestehen», bemerkte Miss Crawford, «halte ich es eher mit dem berühmten Dogen von Venedig am Hof Ludwigs XIV. und kann von mir sagen: das Wunderbarste, was ich an diesem Garten sehe, ist, daß ich mich selber darin sehe. Wenn jemand mir vor einem Jahr gesagt hätte, daß dies mein Heim sein würde, daß ich hier Monat um Monat verbringen sollte, hätte ich es bestimmt nicht geglaubt. Und doch bin ich jetzt schon fünf Monate hier – und obendrein die ruhigsten Monate, die ich je erlebt habe.»

«Zu ruhig für Sie, glaube ich.»

«Das hätte ich auch geglaubt – theoretisch – aber ...» und ihre Augen leuchteten auf – «alles in allem habe ich bisher noch nie einen so glücklichen Sommer verbracht. Allerdings ...» setzte sie mit gedämpfter Stimme gedankenvoll hinzu, «kann niemand sagen, wohin es führen wird.»

Fannys Herz schlug rascher, und es war ihr nicht nach weiteren Fragen zumute. Doch Miss Crawford fuhr mit erneuter Lebhaftigkeit fort:

«Ja, ich habe mich viel, viel besser mit dem ländlichen Dasein abgefunden, als ich je erwartet hätte. Ich kann mir sogar vorstellen, daß es unter gewissen Voraussetzungen angenehm sein könnte, sagen wir die Hälfte des Jahres auf dem Lande zu verbringen – sehr angenehm sogar. Ein elegantes, nicht zu kleines Haus – rund herum nette Verwandte, mit denen man in ständigem Verkehr steht – dazu über die beste Gesellschaft der Umgebung gebieten und vielleicht eine größere Rolle in ihr spielen als manche, die mehr Geld besitzen – und nach allen fröhlichen Zerstreuungen zu einem Tête-à-tête mit dem Menschen heimkehren, der einem lieber ist als alle anderen – an einem solchen Bild ist nichts Abschreckendes, nicht wahr, Miss Price? Unter

diesen Voraussetzungen brauchte man die junge Mrs. Rushworth nicht zu beneiden.»-«Mrs. Rushworth beneiden!» war alles, was Fanny sagte. – «Lassen Sie nur. Es wäre sehr häßlich von uns, über Mrs. Rushworth die Nase zu rümpfen, denn ich freue mich jetzt schon auf die vielen vergnüglichen, glanzvollen Stunden, die wir ihr verdanken werden. Ich erwarte, daß wir uns nächstes Jahr alle sehr oft in Sotherton zusammenfinden. Eine solche Heirat ist für die Allgemeinheit ein Segen, denn Mr. Rushworths Frau wird nicht viele andere Freuden haben, als ihr Haus mit Gästen zu füllen und die schönsten Bälle im ganzen Land zu geben.»

Fanny schwieg, und Miss Crawford versank wieder in Nachdenken, bis sie nach ein paar Minuten plötzlich aufblickte und rief: «Oh, da ist er ja!» Es war aber nicht Mr. Rushworth, der jetzt an Mrs. Grants Seite auf sie zukam, sondern Edmund. «Meine Schwester mit Mr. Bertram! Ach, ich bin froh, daß Ihr ältester Cousin abgereist ist, so daß man ihn wieder Mr. Bertram nennen darf. Mr. Edmund Bertram – das klingt so förmlich, so jämmerlich, so nach jüngerem Bruder, daß ich es gar nicht hören kann.»

«Wie verschieden wir doch denken!» rief Fanny. «Mir klingt wieder Mister Bertram so kalt und nichtssagend! Es ist gerade nur eine unpersönliche Bezeichnung für irgendeinen beliebigen Herrn. Aber der Name Edmund hat etwas Edles an sich. Er klingt nach Ruhm und Heldentum – nach Königen, Prinzen und Rittern – er atmet Ritterlichkeit und Zärtlichkeit.»

«Ich gebe gern zu, daß der Name an sich ganz recht ist, und Lord Edmund oder Sir Edmund klingt entzückend! Aber stellen Sie das herabsetzende Wörtchen <Mister> davor – und Mr. Edmund ist nichts Besseres als Mr. John oder Mr. Thomas. Doch die beiden wollen uns sicher auszanken, weil wir um diese Jahreszeit im Freien sitzen. Sollen wir ihnen nicht entgegengehen und sie um ihr Vergnügen bringen, bevor sie mit ihrer Strafpredigt beginnen können?»

Edmund begrüßte die jungen Damen mit besonderer Freude. Seit dem Beginn ihres näheren Verkehrs, von dem er mit großer Befriedigung vernommen hatte, war es das erste Mal, daß er sie beisammen sah. Eine Freundschaft zwischen den beiden, die ihm so lieb waren, entsprach seinen innigsten Wünschen, und zu Ehren des Verliebten sei ausdrücklich festgestellt, daß er Fanny keineswegs für die einzige oder auch nur die größere Nutznießerin dieser Freundschaft hielt.

«Nun?» sagte Miss Crawford. «Schelten Sie uns nicht für unseren Leichtsinn? Warum glauben Sie, sitzen wir frierend hier? Doch nur, damit man sich darüber aufregt und uns flehentlich bittet und ermahnt, es nie wieder zu tun.»

«Vielleicht würde ich schelten, wenn nur eine allein gesündigt hätte, aber sobald Sie gemeinsam Unrecht tun, bin ich zu der größten Nachsicht geneigt.»

«Und lange können sie noch nicht sitzen!» rief Mrs. Grant. «Wie ich meinen Schal holen ging, habe ich sie vom Stiegenfenster aus gesehen, und da sind sie herumspaziert.»

«Der Tag ist wirklich so milde, daß man es kaum unvorsichtig nennen kann, sich ein paar Minuten hinzusetzen», fügte Edmund hinzu.

«Das englische Wetter richtet sich bekanntlich nicht nach dem Kalender. Manchmal dürfen wir uns im November mehr erlauben als im Mai.»

«Also wirklich!» rief Miss Crawford. «Ihr beide seid die gefühllosesten Menschen, denen ich je begegnet bin! Ihr enttäuscht mich schwer. Wenn ihr ahntet, wie wir gelitten haben, wie uns die Kälte durch Mark und Bein gedrunken ist! Ich weiß allerdings schon lange, daß Mr. Bertram das ungeeignetste Objekt für jedes kleine Manöver ist, mit dem eine Dame sich ein bißchen interessant machen könnte. Aber du, meine Schwester, meine leibliche Schwester! Ich finde, ich habe einen gewissen Anspruch darauf, daß du um mich bangst und zitterst.»

«Bilde dir nur nichts ein, mein Schatz! Ich habe ganz andere Gründe, zu zittern und zu bangen, und wenn ich dem Wetter zu gebieten hätte, würde euch ein eisiger Ostwind um die Nase blasen. Hier seht ihr meine schönen Topfpflanzen, die Robert halsstarrig im Freien läßt, weil die Nächte ja noch so milde sind – sagt er! Dabei weiß ich genau, wie es enden wird: das Wetter wird unvermittelt umschlagen, ein strenger Frost wird einsetzen, der jedermann (zumindest Robert) höchlich überrascht, und um meine Pflanzen wird es geschehen sein. Was aber noch schlimmer ist: die Köchin hat mir soeben verkündet, daß der Puter, den ich so gern für den Sonntag aufbewahren wollte, weil Dr. Grant nach seinem anstrengenden Arbeitstag viel mehr Genuß davon hätte, höchstens bis morgen halten wird. So sehen meine Sorgen aus, und ich finde das Wetter viel zu milde für die Jahreszeit.»

«Die Freuden des ländlichen Herdes», sagte Miss Crawford schelmisch. «Da lobe ich mir das Blumengeschäft und den Geflügelhändler.»

«Mein liebes Kind, mach deinen Schwager zum Dekan von Westminster oder St. Paul, und ich werde mir das Blumengeschäft und den Geflügelhändler nicht minder loben als du. In Mansfield gibt es dergleichen eben nicht. Was sollte ich deiner Ansicht nach tun?»

«Oh, genau was du ohnehin tust: viel geplagt werden und niemals die gute Laune verlieren.»

«Danke für das Kompliment. Aber kleine Ärgernisse gibt es überall, Mary, wo man auch lebt. Wenn du einmal in London verheiratet bist und ich dich besuchen komme, wirst du auch deine Sorgen haben, trotz Blumengeschäft und Geflügelhändler – oder gerade ihretwegen. Du wirst dich bitter beklagen, daß sie nicht nah genug sind oder unpünktlich liefern oder unverschämte Preise verlangen und dich betrügen.»

«Ich beabsichtige, viel zu reich zu sein, um mich über solche Dinge zu ärgern oder zu beklagen. Ein großes Einkommen ist bis jetzt immer noch das beste Rezept für das menschliche Glück, zumindest soweit es von Zimmerpalmen und Puterbraten abhängt.»

«Sie beabsichtigen, sehr reich zu sein», sagte Edmund mit einem Blick, in dem für Fannys scharfes Auge sehr viel Ernst lag.

«Natürlich. Sie etwa nicht? Tun wir das nicht alle?» «Ich kann mir nicht ein Ziel setzen, das zu erreichen gänzlich außerhalb meiner Macht liegt. Miss Crawford darf sich das Maß ihres Reichtums aussuchen. Sie braucht nur zu bestimmen, wieviel tausend Pfund ihr jährliches Einkommen zu betragen hat, und es besteht kein Zweifel, daß ihr Wunsch sich erfüllt. Ich kann mir bestenfalls vornehmen, nicht arm zu sein.»

«Ich verstehe – durch Sparsamkeit und Mäßigkeit und indem Sie Ihre Bedürfnisse Ihrem Einkommen anpassen und so weiter. Das ist wahrhaftig ein sehr passender Lebensplan für einen Mann, der schon so alt ist wie Sie und weder über gute Beziehungen noch über eine einflußreiche Familie verfügt. Was könnten Sie mehr verlangen, als gerade nur anständig durchzukommen? Sie haben ja nicht mehr viel Zeit vor sich, und Ihre Familie ist nicht in der Lage, etwas für Sie zu tun, und wird Sie auch nie durch den Kontrast zu ihrem eigenen Reichtum und Ansehen demütigen. Bleiben Sie unbedingt arm und redlich! Aber ich werde Sie nicht beneiden – und ich glaube, ich werde Sie nicht einmal sehr hoch achten. Ich spare mir meine Hochachtung für Leute auf, die reich und redlich sind.»

«Aber ich nehme mir ja gerade vor, nicht arm zu sein», sagte Edmund lächelnd. «Es gibt nämlich einen mittleren Stand zwischen arm und reich, in dem man seine Redlichkeit bewähren kann, und daß Sie auf den nicht herabblicken, ist alles, was ich verlange.»

«Aber ich muß auf ihn herabblicken, wenn er höher sein könnte! Ich verachte jeden, der sich mit einem obskuren Dasein zufriedengibt, wenn es nur an ihm läge, zu Glanz und Ehren aufzusteigen!»

«Wie soll er das anfangen? Wie könnte meine Redlichkeit, von der wir hier reden, mir Glanz und Ehren eintragen?»

Die Frage war nicht ganz leicht zu beantworten und entlockte der jungen Dame ein ziemlich langgedehntes «Ach ...», bevor sie weiter wußte:

«Sie sollten im Parlament sitzen – oder Sie hätten vor zehn Jahren zum Militär gehen können ...»

«Das nützt uns heute nicht viel. Und was meinen Parlamentssitz betrifft, muß ich wohl warten, bis eine eigene Körperschaft für jüngere Söhne mit geringem Einkommen geschaffen wird. Nein, Miss Crawford», fügte er in ernsterem Ton hinzu, «es gibt Auszeichnungen, die mir erreichbar sind – und es wäre schlimm für mich, wenn ich dächte, daß ich keine Chance, absolut keine Chance und Möglichkeit habe, sie zu gewinnen – aber sie sind von ganz anderer Art.»

Die befangene Miene, mit der er das sagte, und eine Spur von Befangenheit im Gehaben Miss Crawfords, die lachend irgend etwas Scherzhaftes antwortete, lieferten Fanny, die sie heimlich beobachtete, neue Nahrung für ihre schmerzlichen Gedanken. Sie vermochte ihre Aufmerksamkeit nicht Mrs. Grant zuzuwenden, an deren Seite sie den beiden folgte, und war beinahe entschlossen, sofort nach Hause zu gehen. Sie wartete nur noch auf ein wenig Mut, um ihre Absicht zu verkünden, als die große Uhr des Herrenhauses die dritte Stunde schlug und ihr damit zum Bewußtsein brachte, daß sie heute länger als sonst ausgeblieben war, und ihrem Schwanken, ob sie jetzt gleich gehen sollte oder nicht, ein rasches Ende bereitete. Sie begann sich ohne weiteres Zögern zu verabschieden. Im gleichen Augenblick besann sich Edmund darauf, daß seine Mutter nach Fanny gefragt hatte und er ja ins Pfarrhaus gekommen war, um sie heimzubringen.

Nun hatte Fanny es erst recht eilig. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß Edmund sie begleiten könnte, und sie wäre am liebsten auf der Stelle davongelaufen. Doch jetzt beschleunigten alle den Schritt und geleiteten sie ins Haus, das sie passieren mußte. Im Vestibül stand Dr. Grant, und als man stehenblieb, um ihn zu begrüßen, merkte Fanny aus Edmunds Worten, daß er sie zu begleiten gedachte. Er verabschiedete sich gleichfalls – dafür mußte sie dankbar sein. Im letzten Augenblick lud Dr. Grant Edmund ein, ihnen doch morgen abend bei einer Hammelkeule Gesellschaft zu

leisten; und Fanny hatte kaum Zeit, einen leisen, schmerzlichen Stich zu empfinden, als sich Mrs. Grant unvermutet zu ihr wandte und sie bat, ihnen doch gleichfalls das Vergnügen zu machen. Das war eine so ungewohnte Aufmerksamkeit, ein so völlig neuartiges Ereignis in Fannys Dasein, daß sie von Überraschung und Verlegenheit ganz überwältigt war. Während sie ein paar Dankesworte stammelte – aber sie fürchte, es werde ihr nicht möglich sein – warf sie Edmund hilfesuchende Blicke zu. Doch Edmund war hochofren, daß sich Fanny eine solche Zerstreuung darbot. Er vergewisserte sich durch einen flüchtigen Blick und ein paar rasche Worte, daß sie keine anderen Bedenken hatte als die Besorgnis, es würde ihrer Tante nicht recht sein; und da er von der Einwilligung seiner Mutter überzeugt war, erklärte er ganz entschieden, sie müsse die Einladung annehmen. Wenn Fanny es trotz dieser Ermutigung auch nicht wagte, sich zu so kühner Unabhängigkeit aufzuschwingen, galt es doch bald als ausgemacht, daß Mrs. Grant sie erwarten dürfe, falls sie nichts Gegenteiliges hörte.

«Und das Menü kennen Sie schon», sagte Mrs. Grant lachend. «Sie bekommen den berühmten Puter – und es ist ein besonders schöner Puter, kann ich Ihnen versichern!» Sie wandte sich zu ihrem Gatten: «Die Köchin besteht nämlich darauf, daß er morgen gegessen wird.»

«Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!» rief Doktor Grant. «Um so besser! Ich freue mich zu hören, daß du etwas so Gutes im Haus hast. Aber ich glaube, Miss Price und Mr. Edmund hätten es darauf ankommen lassen. Das Menü ist uns allen nicht wichtig, wir freuen uns auf ein gemütliches Zusammensein, nicht auf ein üppiges Mahl. Puter, Gänsebraten, Hammelkeule, oder was du uns sonst vorzusetzen gedenkst – das alles gilt uns gleich, nicht wahr?»

Die beiden jungen Verwandten gingen zusammen nach Hause, aber es war ein schweigsamer Gang. Nachdem Edmund mit ein paar kurzen Worten seine herzliche Freude über die Einladung ausgedrückt hatte, als einen weiteren Beweis für Miss Crawford's Freundschaft, die ihn für Fanny so überaus wünschenswert dünkte, versank er in tiefe Gedanken und schien zu keinem weiteren Gespräch aufgelegt.

## 23. Kapitel

«Aber warum sollte Mrs. Grant Fanny einladen?» fragte Lady Bertram. «Wie kommt sie darauf, Fanny einzuladen? Fanny war doch noch nie zum Essen dort. Ich kann sie

nicht entbehren, und sie hat sicher keine Lust, hinzugehen. – Du hast keine Lust, Fanny, nicht wahr?»

«Wenn Sie so fragen», rief Edmund, der Antwort seiner Cousine zuvorkommend, «wird Fanny natürlich nein sagen. Aber ich bin sicher, liebste Mama, daß sie große Lust hat, und ich sehe nicht ein, warum sie nicht hingehen sollte.»

«Ich verstehe nicht, wie Mrs. Grant auf die Idee kommt, sie einzuladen. Das hat sie noch nie getan. Gelegentlich hat sie deine Schwestern eingeladen, aber Fanny nie.»

«Wenn Sie mich nicht entbehren können, Tante ...» begann Fanny mit Selbstverleugnung.

«Papa wird ja den ganzen Abend bei Ihnen sein, Mama.» «Ja, das ist wahr.»

«Vielleicht fragen Sie ihn, was er dazu meint, Mama?» «Das ist eine gute Idee, Edmund, das will ich tun. Sobald er nach Hause kommt, werde ich ihn fragen, ob ich Fanny entbehren kann.»

«Wenn Sie wollen, auch das, Mama. Aber ich dachte an Vaters Meinung, ob er es richtig findet, die Einladung anzunehmen oder nicht. Ich glaube, er wird es sowohl Mrs. Grant wie Fanny gegenüber für passend halten, daß man diese erste Einladung nicht ausschlägt.»

«Ich weiß nicht. Wir wollen ihn fragen. Aber er wird sehr überrascht sein, daß Mrs. Grant Fanny überhaupt einlädt.»

Bis zu Sir Thomas' Heimkehr war nichts mehr zu dem Thema zu sagen; aber da es ihr persönliches Behagen betraf, beschäftigte es Lady Bertram so stark, daß sie Sir Thomas, als er eine halbe Stunde später auf dem Weg in sein Ankleidezimmer hereinschaute und die Tür gleich wieder schließen wollte, zurückrief: «Sir Thomas, einen Augenblick – ich muß dir etwas sagen.»

So matt und lässig ihr Ton auch war – denn sie machte sich nie die Mühe, die Stimme zu erheben – fand sie doch stets Gehör, und Sir Thomas kam zurück. Lady Bertram begann mit ihrem Bericht, und Fanny schlüpfte rasch aus dem Zimmer, denn zuzuhören, wie man mit ihrem Onkel über sie verhandelte, das ging über ihre Kraft. Sie war aufgeregt, vielleicht aufgeregter, als es dem Anlaß entsprach – denn was lag schließlich daran, ob sie ins Pfarrhaus ging oder nicht? Aber wenn ihr Onkel mit strenger Miene lange überlegen und abwägen und zu guter Letzt, den Blick ernst auf sie gerichtet, gegen sie entscheiden würde, dann – ja dann, fürchtete sie, wäre sie am



Ende nicht imstande, so fügsam und gleichmütig zu erscheinen, wie es sich für sie ziemte ... Inzwischen stand es drinnen nicht schlecht um ihre Sache. Lady Bertram hatte begonnen: «Ich muß dir etwas sagen, was dich sehr überraschen wird. Mrs. Grant hat Fanny zum Essen eingeladen.»

«Nun und?» sagte Sir Thomas, als warte er noch auf die eigentliche Überraschung.

«Edmund möchte, daß sie hingehet. Aber wie soll ich ohne sie auskommen?»

«Sie wird sich verspäten», bemerkte Sir Thomas, indem er seine Uhr zog. «Aber worin besteht deine Schwierigkeit?»

Edmund sah sich veranlaßt, das Wort zu ergreifen und die Lücken im Bericht seiner Mutter auszufüllen. Er erklärte alles, und sie brauchte nur hinzuzusetzen: «So merkwürdig! Mrs. Grant hat sie doch noch nie eingeladen.»

«Aber ist es nicht ganz natürlich», sagte Edmund, «daß Mrs. Grant ihrer Schwester eine so passende Gesellschaft zu verschaffen wünscht?»

«Durchaus natürlich», entschied Sir Thomas nach kurzer Überlegung, «und auch wenn keine Schwester im Spiele wäre, könnte nichts natürlicher sein. Daß Mrs. Grant sich Miss Price, der Nichte Lady Bertrams, gegenüber höflich zu zeigen wünscht, bedarf keiner weiteren Begründung. Ich bin höchstens überrascht, daß es erst jetzt geschieht. Fanny hatte ganz recht, nur eine bedingte Zusage zu geben, das beweist ihr richtiges Gefühl. Aber da ich annehme, daß sie gerne hingehet, weil ja alle jungen Menschen gern mit ihresgleichen zusammenkommen, sehe ich keinen Grund, warum man es ihr nicht gestatten sollte.»

«Aber kann ich sie entbehren, Sir Thomas?»

«Doch, das glaube ich sicher.»

«Sie macht immer den Tee, weißt du, wenn meine Schwester nicht hier ist.»

«Deine Schwester wird sich wohl bewegen lassen, den Tag bei uns zu verbringen, und ich bin bestimmt zu Hause.»

«Gut. Dann kann Fanny also gehen, Edmund.» Die gute Nachricht erreichte Fanny bald. Edmund klopfte auf dem Weg in sein Zimmer an ihre Tür.

«Fanny, es ist alles in Ordnung, und ohne das mindeste Bedenken von Seiten meines Vaters. Er hat sofort bestimmt, daß du gehen sollst.»

«Danke, Edmund! Ich bin so froh!» antwortete Fanny instinktiv. Doch als sie die Tür hinter ihm geschlossen hatte, fragte sie sich unwillkürlich: «Worauf freue ich mich eigentlich? Weiß ich denn nicht ganz sicher, daß ich dort irgend etwas sehen oder hören werde, das mir wehtut?»

Und dennoch freute sie sich. Wie einfach eine solche Vergnügung auch anderen Leuten erscheinen mochte, für Fanny war es ein neuartiges, bedeutsames Ereignis. Bis auf den Tag in Sotherton hatte sie kaum jemals außer Haus gespeist. Und wenn sie auch nur eine halbe Meile weit gehen und bloß drei Leute treffen sollte, so war es doch eine richtige Dinner-Einladung, und die kleinen Vorbereitungen, die es brauchte, waren an sich schon ein Vergnügen. Sie fand weder Anteilnahme noch Beistand bei denen, deren Pflicht es gewesen wäre, mit ihr zu empfinden und sie zu beraten. Lady Bertram kam es nie in den Sinn, daß sie jemandem helfen könnte, und Mrs. Norris, die sich über Sir Thomas' persönliche Aufforderung am nächsten Tag einstellte, war sehr übler Laune und schien es nur darauf anzulegen, ihrer Nichte nachhaltig und gründlich die Freude zu verderben.

«Na, ich kann sagen, Fanny, du hast unverdientes Glück! Eine solche Vergünstigung! Du mußt Mrs. Grant sehr dankbar sein, daß sie an dich gedacht hat, und ebenso deiner Tante, die dich gehen läßt. Natürlich ist das als eine ganz große Ausnahme anzusehen, denn du bist dir hoffentlich bewußt, daß du keinen Anspruch darauf hast, in Gesellschaft zu gehen und gar noch auswärts zu speisen. Du darfst nicht damit rechnen, daß sich so etwas jemals wiederholen könnte, und dir nicht etwa einbilden, die Einladung bedeute eine Artigkeit gegen dich persönlich; nein, die Artigkeit gilt deinem Onkel und deiner Tante und mir. Mrs. Grant fühlt sich uns gegenüber verpflichtet, ein bißchen nett zu dir zu sein, sonst wäre sie nie darauf verfallen. Sei sicher, wenn deine Cousine Julia zu Hause wäre, hätte man dich nicht eingeladen.»

Mrs. Norris hatte jetzt Mrs. Grants Anteil an der großen Gnade mit soviel Spitzfindigkeit wegdisputiert, daß Fanny, die sich zu einer Antwort gezwungen sah, nur sagen konnte, sie sei ihrer Tante Bertram sehr dankbar für die Erlaubnis und werde trachten, die Handarbeit ihrer Tante so einzurichten, daß man sie abends nicht vermissen würde.

«Oh, verlaß dich auf mich, deine Tante kommt sehr gut ohne dich aus, sonst würde man dich nicht gehen lassen. Ich werde ja hier sein, da brauchst du dir um deine Tante keine Sorgen zu machen. Ich hoffe, du wirst einen angenehmen Abend verbringen und alles ganz himmlisch finden. Aber ich muß schon sagen, zu fünft zu Tisch zu sitzen, ist das Ungeschickteste, was man sich denken kann. Ich staune, daß eine angeblich so

elegante Dame wie Mrs. Grant das nicht besser arrangiert. Und noch dazu um den riesigen Tisch, der das Zimmer so schrecklich voll macht! Hätte der Doktor sich mit meinem Eßzimmertisch begnügt, wie jeder Mensch mit normalem Verstand es getan hätte, anstatt diesen absurden neuen Tisch anzuschaffen – er ist breiter, buchstäblich breiter als der Eßtisch hier im Hause – um wieviel richtiger wäre das gewesen! Um wieviel mehr würde man ihn respektieren! Denn ein Mensch, der über seinen Stand hinaus scheinen will, wird niemals geachtet, merk dir das, Fanny! Fünf, bloß fünf Personen um den riesigen Tisch! Zu essen wird es ja wohl für zehn geben, wie ich Mrs. Grant kenne.»

Mrs. Norris holte Atem und fuhr fort:

«Es ist so töricht und unsinnig, wenn ein Mensch über seinen Stand hinaus strebt und mehr zu scheinen sucht, als er ist, daß ich dir, Fanny, wenn du jetzt zum erstenmal ohne uns in Gesellschaft gehst, einen ernsten Rat geben muß. Ich bitte dich inständig und flehentlich, dich nicht in Szene zu setzen und nicht etwa dreist herauszusprechen und deine Meinung zu verkünden, als wärest du eine deiner Cousinen. Das geht nicht an, verstehst du. Merk dir, daß du immer die Letzte und Bescheidenste sein muß, wohin du auch kommst. Und obwohl Miss Crawford im Pfarrhaus gewissermaßen die Tochter des Hauses ist, wirst du ihr den Vortritt lassen. Was das Weggehen betrifft, hast du dich ganz nach Edmund zu richten. Ihr bleibt so lange, wie er es für richtig hält.»

«Ja, Tante. Ich habe nie etwas anderes gedacht.» «Und falls es regnet, was ich für mehr als wahrscheinlich halte,

denn der Himmel sieht sehr bedrohlich aus, mußt du dir eben helfen, wie du kannst. Erwarte nur nicht, daß der Wagen dich abholt. Ich verbringe heute die Nacht hier; also wird meinetwegen nicht angespannt. Du mußt dich auf schlechtes Wetter gefaßt machen und dich dementsprechend anziehen.»

Fanny fand das alles nur recht und billig. Sie dachte so gering von ihren Ansprüchen, daß sogar Mrs. Norris damit zufrieden sein konnte. Als Sir Thomas gleich darauf die Tür einen Spalt breit öffnete und hereinrief: «Fanny, für welche Zeit möchtest du den Wagen haben?», war sie so verblüfft, daß sie kein Wort hervorbrachte.

«Mein lieber Sir Thomas!» rief Mrs. Norris, ganz rot vor Zorn. «Fanny kann zu Fuß gehen!»

«Zu Fuß?» wiederholte Sir Thomas mit einer Würde, die keine Erwiderung zuließ, und trat einen Schritt weiter ins Zimmer. «Meine Nichte – um diese Jahreszeit – zu Fuß zu einer Dinner-Einladung? Paßt es dir um vier Uhr zwanzig, Fanny?»

«Ja, bitte, Onkel», murmelte Fanny demütig. Sie kam sich Mrs. Norris gegenüber beinahe wie eine Verbrecherin vor, und da sie es nach diesem ungewollten Triumph nicht mehr in ihrer Nähe aushielt, lief sie hinter ihrem Onkel aus dem Zimmer. Im Abgehen hörte sie noch ein paar zornige Worte:

«Vollkommen unnötig! – Viel zu sehr verwöhnt ... Aber Edmund geht auch – das ist richtig ... Es ist Edmunds wegen ... Er war Donnerstag abend etwas heiser ...»

Doch das konnte Fanny nicht mehr täuschen. Sie wußte, daß der Wagen für sie und nur für sie beordert wurde, und die Ritterlichkeit ihres Onkels, die in solchem Gegensatz zu den demütigenden Bemerkungen ihrer Tante stand, kostete sie, sobald sie allein war, ein paar Tränen der Dankbarkeit.

Der Kutscher fuhr auf die Minute pünktlich vor. Nach einer weiteren Minute kam der junge Herr herunter, und da seine Dame in peinlicher Angst, sich zu verspäten, schon eine ganze Weile wartend im Salon saß, konnte Sir Thomas sie zu so guter Zeit hinausgeleiten, wie es seinen eigenen pünktlichen Gewohnheiten entsprach.

«Jetzt muß ich dich aber betrachten, Fanny», sagte Edmund mit dem gutmütigen Lächeln eines liebevollen Bruders, «und dir sagen, wie du mir gefällt. Soweit ich es bei dieser Beleuchtung beurteilen kann, siehst du wirklich sehr nett aus. Was hast du an?»

«Das neue Kleid, das Onkel mir zu Marias Hochzeit geschenkt hat. Ich hoffe, es ist nicht zu aufgeputzt – aber ich dachte, ich sollte es so bald wie möglich tragen, und vielleicht werde ich den ganzen Winter lang keine Gelegenheit mehr haben. Hoffentlich findest du mich nicht zu sehr geputzt.»

«In Weiß wirkt ein junges Mädchen niemals aufgeputzt. Ich sehe keinen überflüssigen Putz an dir, es ist alles sehr fein und bescheiden. Dein Kleid scheint sehr hübsch zu sein, diese glänzenden Tupfen gefallen mir. Hat nicht Miss Crawford etwas ganz ähnliches?»

Sie näherten sich dem Pfarrhaus und fuhren am Pferdestall und der Wagenremise vorbei.

«Heda!» rief Edmund. «Wir bekommen Gesellschaft – dort steht ein fremder Wagen. Wen mögen sie wohl mit uns zusammen eingeladen haben?» Er ließ das Wagenfenster hinunter, um besser hinauszusehen, und rief: «Wahrhaftig, es ist Crawfords Kalesche! Und da sind seine beiden Diener, die sie in ihren alten Stall bugsieren. Das ist ja eine unerwartete Überraschung, Fanny. Ich freue mich sehr, ihn wiederzusehen.»

Fanny hatte weder Zeit noch Gelegenheit, ihre gegenteiligen Gefühle zu äußern, aber die Idee, daß sie die Zeremonie, die ihr solche Angst einflößte, den Eintritt in den Salon, vor den Augen dieses Zuschauers ausführen müsse, erhöhte beträchtlich ihr Lampenfieber.

Tatsächlich, Mr. Crawford stand im Salon. Er war erst vor kurzem eingetroffen, gerade rechtzeitig, um sich vor dem Dinner noch umkleiden zu können, und die strahlenden Mienen der drei Hausbewohner, die ihn umringten, bezeugten, wie sehr sie sich über seinen plötzlichen Entschluß freuten, nach seiner Abreise aus Bath auf ein paar Tage herzukommen. Edmund und er begrüßten einander aufs herzlichste, und bis auf Fanny waren alle voller Freude. Und sogar ihr brachte seine Ankunft vielleicht einigen Vorteil, denn jede Vergrößerung der Gesellschaft mußte ihrem Wunsch, möglichst unbeachtet zu bleiben, förderlich sein. Das wurde ihr bald klar; obwohl sie sich, entgegen dem Befehl ihrer Tante Norris, ihrem eigenen Taktgefühl folgend, in die Rolle des weiblichen Ehrengastes fügen und die damit zusammenhängenden kleinen Auszeichnungen erdulden mußte, brauchte sie vorerst nicht an der angeregten Konversation teilzunehmen, die sich bei Tisch entspann. Mr. Crawford mußte seiner Schwester soviel von Bath erzählen, mit Edmund so eingehend über die Jagd und mit Dr. Grant über Politik diskutieren, und Mrs. Grant hatte zu allem soviel zu sagen, daß Fanny hoffen durfte, als stille Zuhörerin einen sehr angenehmen Abend zu verbringen. Sie konnte jedoch dem Gast zuliebe keine Begeisterung für einen Plan vortäuschen, der – von Dr. Grant aufgebracht, von Edmund unterstützt und von den beiden Schwestern aufs wärmste befürwortet – Mr. Crawford bald so gefangen nahm, daß er anscheinend nur noch ihrer Ermutigung bedurfte, um sich auf der Stelle dafür zu entschließen: nämlich seine Jagdpferde aus Norfolk kommen zu lassen und einige Zeit in Mansfield zu bleiben. Fanny sollte dazu ihre Meinung über das voraussichtliche Andauern der milden Witterung abgeben, aber sie antwortete so kurz und gleichgültig, wie die Höflichkeit es nur zuließ. Sie wünschte nicht, daß er länger bliebe, und es war ihr lieber, wenn er nicht mit ihr sprach.

Sie mußte die ganze Zeit an ihre Cousinen, besonders an Maria denken, aber seine sprühende Laune schien von keiner peinlichen Erinnerung getrübt. Nun war er wieder hier, wo er so viel Unheil angerichtet hatte, und offenkundig gern bereit, zu bleiben

und ohne die Fräulein Bertram genauso vergnügt zu sein, als hätte er Mansfield niemals anders gekannt. Er erwähnte sie nur ganz allgemein und beiläufig. Erst als nach dem Essen alle wieder im Salon versammelt waren, wo Edmund sich mit Dr. Grant etwas absonderte, um ein Gespräch, das beide sehr zu fesseln schien, weiterzuführen, und Mrs. Grant am Teetisch beschäftigt war, begann er mit seiner jüngeren Schwester eingehender über das Thema zu sprechen. Mit einem vieldeutigen Lächeln, das ihn in Fannys Augen geradezu hassenswert machte, sagte er: «Also Rushworth und seine holde Eheliebste sind in Brighton, wie ich höre. Der Glückliche!»

«Ja, sie sind dort – seit etwa vierzehn Tagen, nicht wahr, Miss Price? Julia begleitet sie.»

«Und Mr. Yates, nehme ich an, ist auch nicht weit.» «Oh, Mr. Yates! Von dem hören wir nichts. Ich stelle mir vor,

daß er in den Briefen nach Mansfield nicht sehr oft erwähnt wird – meinen Sie nicht auch, Miss Price? Meine Freundin Julia ist, denke ich, zu klug, um ihren Vater mit Berichten über Mr. Yates zu unterhalten.»

«Der gute Rushworth mit seinen zweiundvierzig Texten!» fuhr Crawford fort. «Wer könnte es je vergessen! Armer Kerl! Ich sehe ihn noch vor mir, wie verzweifelt er sich abgemüht hat. Nun, ich müßte mich sehr täuschen, wenn seine schöne Maria jemals zweiundvierzig Texte von ihm zu hören verlangt. – Sie ist zu gut für ihn – viel zu gut!» setzte er mit plötzlichem Ernst hinzu. Doch gleich darauf wandte er sich wieder in seinem früheren galanten Ton an Fanny: «Sie waren Mr. Rushworths guter Engel. Unvergeßlich, wie freundschaftlich und geduldig Sie ihm geholfen haben, wie unablässig bemüht Sie waren, ihm das Lernen zu erleichtern – ihm das Gedächtnis zu ersetzen, das die Natur ihm verweigert hat, und aus Ihrem eigenen Überfluß ein bißchen Intelligenz für ihn zusammenzubrauen. Er selber hat vielleicht nicht Verstand genug, um Ihre Güte richtig zu schätzen, aber ich darf sagen, daß alle anderen sie gebührend zu ehren wußten.»

Fanny errötete und schwieg.

«Es ist wie ein Traum, ein schöner Traum!» begann Crawford nach kurzem Sinnen von neuem. «Ich werde immer mit ganz besonderem Vergnügen an unsere theatralischen Versuche zurückdenken. Diese Stimmung, dieses Interesse, diese angeregte Atmosphäre, der sich niemand entziehen konnte! Wir waren alle lebendig. Jede Stunde des Tages war mit Arbeit, Hoffnung, Sorgen, Geschäftigkeit ausgefüllt.

Ständig gab es irgendein kleines Bedenken, einen Zweifel, eine Befürchtung zu überwinden. Ich habe mich niemals glücklicher gefühlt.»

Fanny schwieg beharrlich, während sie bei sich entrüstet wiederholte: «Niemand glücklicher! Niemand glücklicher als damals, wo er sich so unehrenhaft und herzlos aufgeführt hat! Als ob er nicht wüßte, daß es für sein Benehmen keine Entschuldigung gibt! Wie verderbt er doch ist!»

«Wir hatten Pech, Miss Price», fuhr Crawford unterdessen in gedämpftem Ton fort, um von Edmund nicht gehört zu werden, und ohne im mindesten etwas von Fannys Gefühlen zu ahnen, «ganz besonderes Pech. Wir hätten gerade noch eine Woche, eine kurze Woche gebraucht. Hätten wir den Gang der Dinge bestimmen können, hätte Mansfield nur zwei Wochen lang den Äquinoktialstürmen gebieten dürfen, wäre es anders gekommen. Wir hätten Sir Thomas beileibe nicht einem richtigen Sturm ausgesetzt – wir hätten nur einen sanften, stetigen Gegenwind wehen oder noch besser völlige Windstille herrschen lassen. Ja, Miss Price, ich glaube, eine Woche Windstille mitten im Atlantischen Ozean hätte uns vollauf genügt.»

Er schien fest entschlossen, eine Antwort herauszufordern. Fanny wandte den Blick ab und sagte in entschiedenerem Ton als sonst: «Ich persönlich, Sir, hätte die Heimkehr meines Onkels nicht um einen einzigen Tag verzögert. Er hat bei seiner Ankunft alles von Grund auf mißbilligt. Wenn Sie mich fragen, war die Sache mehr als weit genug gegangen.»

Sie hatte noch nie soviel auf einmal zu ihm gesprochen und nie im Leben in so zornigem Ton. Als sie mit ihrer Rede fertig war, zitterte sie und errötete über ihre eigene Kühnheit. Crawford war sichtlich überrascht, doch nachdem er sie einen Moment lang schweigend betrachtet hatte, erwiderte er mit ungewöhnlichem Ernst, als sei er gerade selbst zu dieser Erkenntnis gelangt: «Ich glaube, Sie haben recht. Es war vergnüglich, aber nicht gerade klug. Wir haben über die Stränge geschlagen.» Dann suchte er das Gespräch auf andere Dinge zu bringen, doch Fanny antwortete so schüchtern und zurückhaltend, daß er mit keinem Thema weiterkam.

Miss Crawford, die immer wieder zu Doktor Grant und Edmund hinübergespäht hatte, bemerkte jetzt: «Die Herren scheinen über sehr interessante Dinge zu reden.»

«Die interessantesten der Welt», erwiderte ihr Bruder. «Wie man Geld verdient und sein Einkommen erhöht. Dr. Grant gibt Bertram Ratschläge bezüglich der Pfarre, die er jetzt bald übernehmen soll. Ich habe gerade erst erfahren, daß er in einigen Wochen ordiniert wird. Sie haben schon im Eßzimmer von nichts anderem gesprochen. Es freut

mich, daß Bertram es so gut trifft. Wie ich höre, wird er ohne große Müh und Plage ein Einkommen von nicht weniger als siebenhundert Pfund beziehen. Das ist für einen jüngeren Sohn gar nicht schlecht. Und da er natürlich weiterhin zu Hause leben wird, bleibt ihm das Ganze für seine menus plaisirs. Eine Predigt zu Weihnachten und eine zu Ostern – mehr wird er dafür nicht zu leisten haben.»

Seine Schwester lachte, um ihre Betroffenheit zu verbergen, und sagte: «Es amüsiert mich immer, wie großzügig jeder Mensch die Finanzen der Leute regelt, die viel weniger haben als er selber. Du würdest ziemlich verdutzt dreinschauen, Henry, wenn deine menus plaisirs auf siebenhundert im Jahr beschränkt wären.»

«Möglich. Aber auf diesem Gebiet ist bekanntlich alles relativ. Geburtsrecht und Gewohnheit bilden da den einzigen Maßstab. Für einen jüngeren Sohn aus einer Baronet-Familie kommt Bertram jedenfalls sehr gut weg. Mit vier- oder fünfundzwanzig Jahren wird er über siebenhundert Pfund im Jahr verfügen, ohne dafür ein Opfer zu bringen.»

Darauf hätte Miss Crawford erwidern können, daß Edmund zumindest ein Opfer bringen müßte, das sie nicht gering einschätzen konnte. Doch sie schwieg, und als gleich darauf die beiden Herren herantraten, gab sie sich Mühe, ganz gleichgültig und unbekümmert dreinzuschauen.

«Bertram», sagte Henry Crawford, «ich werde eigens nach Mansfield kommen, um Ihre erste Predigt anzuhören. Einen Anfänger muß man fördern. Wann soll es sein? Miss Price, wollen Sie sich diesem löblichen Vorhaben nicht anschließen? Wollen Sie nicht versprechen, artig dazusitzen – wie ich es tun werde – und an seinen Lippen zu hängen, um keines seiner goldenen Worte zu verlieren – oder zumindest den Blick nur abzuwenden, um einen besonders ergreifenden Satz zu notieren? Wir werden uns mit Schreibtafel und Stift ausrüsten. Wann wird es so weit sein, Bertram? Sie werden natürlich in Mansfield predigen, damit Sir Thomas und Lady Bertram Sie hören können.»

«Sie werde ich jedenfalls fernzuhalten suchen, solange es geht, Crawford», sagte Edmund.

«Sie wollen mich ja nur aus dem Konzept bringen – und es gibt kaum einen anderen Menschen, den ich so ungern bei diesem Versuch beobachten würde wie Sie.»

Macht das nicht wenigstens Eindruck auf ihn? dachte Fanny. Nein, er versteht es nicht einmal.



Da die Gesellschaft jetzt vereint war und die Hauptredner einander in Beschlag nahmen, ließ man sie in Ruhe. Nach dem Tee gab es eine Whistpartie, die Mrs. Grant als aufmerksame Gattin ihrem Mann zuliebe arrangierte, was aber niemand merken sollte. Miss Crawford setzte sich an ihre Harfe, und Fanny brauchte nichts zu tun, als zuzuhören. Sie blieb den ganzen weiteren Abend lang ungestört, außer wenn Mr. Crawford ab und zu eine Frage oder Bemerkung an sie richtete, die sie wohl oder übel beantworten mußte. Miss Crawford war durch das vorangegangene Gespräch so tief verstimmt, daß sie in der Musik Zuflucht suchte, um ihre Freundin zu unterhalten und sich selbst zu beruhigen.

Die Gewißheit, daß Edmund so bald den unwiderruflichen Schritt tun würde, hatte sie wie ein Schlag getroffen. Sie hatte wohl gewußt, daß dieser Schlag zu erwarten war, sich aber immer eingeredet, daß er nicht oder wenigstens noch sehr lange nicht fallen würde. Jetzt war sie sehr böse auf Edmund. Sie hatte ihren Einfluß für mächtiger gehalten. Ja, sie mußte es sich eingestehen, sie hatte begonnen, mit großem Interesse, beinahe mit ganz ernstesten Absichten an Edmund zu denken – aber von nun an wollte sie ihm ebenso kühl begegnen wie er ihr. Es war ja klar, daß es ihm nicht ernst war, daß ihm nicht wirklich an ihr lag, sonst hätte er sich nicht einem Stand verpflichtet, zu dem sie, das mußte er wissen, sich niemals herablassen würde. Aber sie würde es lernen, seine Gleichgültigkeit mit Gleichgültigkeit zu erwidern, und sich seine Aufmerksamkeiten gefallen lassen, ohne mehr darin zu suchen als einen flüchtigen Zeitvertreib. Wenn er imstande war, seiner Neigung mit solcher Leichtigkeit zu gebieten, so sollte es an ihr nicht fehlen.

## 24. Kapitel

Am nächsten Morgen stand Henry Crawfords Entschluß fest, Mansfield noch zwei Wochen seiner Zeit zu schenken. Er schickte um seine Jagdpferde und schrieb seinem Onkel ein paar erklärende Zeilen. Während er dann den Brief siegelte und beiseite warf, blickte er sich nach seiner Schwester um, und da er sah, daß die Luft rein war, begann er lächelnd: «Was meinst du, Mary, womit ich mich hier zu amüsieren gedenke, wenn ich nicht gerade jage? Ich bin schon zu alt, um mehr als dreimal in der Woche auf die Jagd zu gehen, aber für die anderen Tage habe ich bereits mein Programm. Rate einmal, was es ist.»

«Mit mir Spaziergehen und ausreiten, natürlich.» «Nicht getroffen – obwohl ich beides mit Freuden tun werde.

Aber das hält nur meinen Körper in Bewegung, und ich muß doch auch für meinen Geist sorgen. Außerdem wäre das nichts als Erholung und Entspannung ohne die heilsame Zukost der Arbeit, und ich will nicht das Brot des Müßiggängers essen. Nein, mein Programm besteht darin, Fanny Price in mich verliebt zu machen.»

«Fanny? Unsinn! Nein, dagegen bin ich. Du solltest dich wirklich mit ihren beiden Cousinen zufriedengeben.»

«Aber ich kann nicht zufrieden sein, solange ich nicht wenigstens ein winziges Löchlein in Fannys Herz gebohrt habe! Ihr scheint alle miteinander nicht zu merken, daß Fanny durchaus der Beachtung wert ist. Als wir gestern über sie sprachen, hat keiner von euch erwähnt, wie unglaublich sie sich in den letzten sechs Wochen verschönert hat. Ihr seht sie jeden Tag, darum fällt es euch nicht auf, aber ich versichere dir, sie ist jetzt ein ganz anderes Geschöpf als im Herbst. Damals war sie ein stilles, bescheidenes, nicht gerade unhübsches Mädchen, aber jetzt ist sie ausgesprochen reizend. Ich dachte immer, es wäre nichts Besonderes an ihrem Teint und ihren Zügen, doch gestern abend habe ich festgestellt, daß ihre zarte Haut, die beim leisesten Anlaß sanft errötet, ganz entzückend ist, und was ihre Augen und ihren Mund betrifft, zweifle ich nicht daran, daß sie sehr ausdrucksvoll sein können, wenn sie etwas auszudrücken haben.

Und dann – ihre Haltung, die Art, wie sie sich gibt, ihr *«tout ensemble»* hat sich so unglaublich verändert! Sie muß seit Oktober um mindestens zwei Zoll gewachsen sein.»

«Aber, aber! Das kommt dir so vor, weil keine größeren Frauen anwesend waren, mit denen du sie vergleichen konntest, und weil sie ein neues Kleid anhatte und du sie noch nie so gut angezogen gesehen hast. Glaub mir, sie ist genau die gleiche wie im Oktober. Sie war einfach das einzige junge Mädchen in der Gesellschaft, und du mußt immer eine haben, die du bewunderst. Ich habe sie übrigens von jeher hübsch gefunden – nicht auffallend hübsch, aber (hübsch genug), wie man sagt. Sie hat die Art Schönheit, die einen unmerklich immer mehr gefangen nimmt. Ihre Augen sollten dunkler sein, aber sie hat ein süßes Lächeln. Was die unglaubliche Veränderung betrifft, so liegt sie ausschließlich in dem neuen Kleid und in dem Umstand, daß du keine andere anzuschauen hattest. Wenn du wirklich einen Flirt mit ihr beginnst, wirst du mir nie einreden, daß ihre Schönheit dich hingerissen hat. Es ist nichts als Müßiggang und Narretei.»

Diesen Vorwurf beantwortete der Bruder nur mit einem Lächeln und fuhr dann fort: «Ich weiß nicht recht, was ich aus Miss Fanny machen soll. Ich kenne mich mit ihr

nicht aus. Gestern wußte ich nicht, was sie im Sinn hatte. Wie ist sie eigentlich? Ernst? Verschroben? Prüde? Warum war sie so zurückhaltend und hat mich immer nur strafend angesehen? Ich konnte sie kaum zum Reden bringen. Ich war noch nie so lange mit einem Mädchen zusammen, das ich zu unterhalten wünschte, ohne daß es mir so schlecht gelungen wäre, und bin noch keiner begegnet, die mich so streng angeblickt hat. Ihre Augen sagten deutlich: «Ich mag Sie nicht, ich bin fest entschlossen, Sie nicht zu mögen!» Und ich sage, sie soll mich mögen.»

«Närrischer Junge! Also darin besteht die ganze rätselhafte Anziehung! Das ist es – daß sie nicht sofort auf dich fliegt! Darum hat sie plötzlich einen so schönen Teint und ist so groß geworden und besitzt alle Reize der Welt! Aber, Henry, ich wünsche ausdrücklich, daß du sie nicht wirklich unglücklich machst. Ein bißchen Verliebtsein wird ihr vielleicht ganz guttun, aber es darf nicht zu tief gehen, hörst du? Sie ist ein liebes, gutes Geschöpfchen und hat sehr viel Gefühl.»

«Es handelt sich ja nur um zwei Wochen», sagte Henry. «Wenn zwei Wochen sie hinmachen können, hat sie eine Natur, die ohnedies nicht zu retten ist. Nein, ich will ihr wahrhaftig nichts Böses antun, dem lieben, kleinen Ding! Ich möchte sie nur dahin bringen, daß sie mich freundlich anschaut, daß sie nicht nur rot wird, sondern dazu auch lächelt, daß sie mir den Stuhl neben sich frei hält und ganz freudige Erregung ist, wenn ich mich zu ihr setze und mit ihr spreche. Ich möchte, daß sie so denkt wie ich, daß sie sich leidenschaftlich für alles interessiert, was mich angeht, und daß sie bei meiner Abreise ernsthaft glaubt, sie könne nie wieder glücklich sein. Mehr verlange ich nicht.»

«Die Bescheidenheit in Person», sagte Mary lachend. «Wie könnte ich da noch Bedenken erheben? Nun, du wirst ja massenhaft Gelegenheit haben, dich ihr zu Füßen zu legen, denn wir kommen jetzt oft zusammen.»

Und ohne jeden weiteren Einspruch überließ sie Fanny ihrem Geschick – einem Geschick, das leicht grausamer hätte ausfallen können, als Fanny es verdiente, hätte ihr Herz nicht einen starken Schutz besessen, von dem Miss Crawford nichts ahnte. Zweifellos (sonst würde man nicht von ihnen lesen) gibt es so unbezwingliche junge Damen von achtzehn Jahren, die durch keinen Aufwand an Talent und Charme, an Artigkeiten und Galanterien dazu zu bringen sind, sich wider ihre bessere Vernunft zu verlieben. Ich möchte nur nicht gerne glauben, daß Fanny zu ihnen gehörte, daß sie, die ein so zärtliches Gemüt und so viel Geschmack besaß, dem zielbewußten Werben eines Mannes wie Crawford – auch wenn es nur zwei Wochen dauerte und er erst ihre anfängliche schlechte Meinung zu überwinden hatte – ganz unversehrten Herzens

entkommen wäre, hätte ihre Zuneigung nicht schon einem anderen gehört. Doch trotz dem Schutzwall, den ihre Liebe zu einem anderen und ihre Verachtung für Crawford seinen Angriffen auf ihren Seelenfrieden entgegenstellte, brachten seine Aufmerksamkeiten – die er unermüdlich, wenn auch unaufdringlich fortsetzte und mehr und mehr der Zartheit und Feinfühligkeit ihres Wesens anpaßte – es bald dahin, daß sie ihn weit weniger unsympathisch fand als früher. Sie vergaß durchaus nicht, was geschehen war, und hielt ihn nach wie vor für einen schlechten Menschen – aber sie begann die Macht seiner Persönlichkeit zu fühlen. Er verstand zu unterhalten, und sein Benehmen war jetzt so anders, so respektvoll, so ernst und untadelig höflich, daß es ganz unmöglich schien, ihm nicht ebenso höflich zu begegnen.

Es brauchte nur wenige Tage, um diese Wandlung zu bewirken, und dann trat ein Ereignis ein, das Crawfords Bestreben, ihr zu gefallen, sehr förderlich schien, denn es beglückte Fanny dermaßen, daß sie geneigt war, die ganze Welt zu lieben. Ihr Bruder William, der heißgeliebte, langersehnte Bruder war endlich nach England zurückgekehrt! Sie hatte einen Brief von ihm bekommen, ein paar hastige, übergelückliche Zeilen, die er während der Einfahrt seines Schiffes in den Kanal rasch hingekritzelt und mit dem ersten Boot, das an Land ging, nach Portsmouth gesandt hatte. Crawford hatte gehofft, ihr als erster die Nachricht zu bringen; doch als er mit der Zeitung in der Hand in Mansfield Park erschien, fand er Fanny glühend vor Freude und Dankbarkeit über die freundliche Einladung, die ihr Onkel ihr gerade bedächtig als Antwort auf Williams Brief diktierte.

Crawford hatte erst tags zuvor erfahren, daß sie überhaupt einen Bruder besaß und daß er auf der «Antwerp» segelte, und hatte sofort beschlossen, sich bei seiner Rückkehr nach London nach dem voraussichtlichen Ankunftsstermin des Schiffes zu erkundigen. Das Glück wollte es, daß er am nächsten Morgen unter den Schiffsnachrichten in der Zeitung gerade auf diese Meldung stieß. Es war fast wie ein Lohn für seinen guten Einfall, sich auf diese Art bei Fanny beliebt zu machen, und für seine pflichtschuldige Rücksicht auf den Admiral, dem zuliebe er seit Jahren die Zeitung hielt, die am besten über die Bewegungen der Flotte informiert war. Trotzdem war er zu spät gekommen. Der erste Jubel, die erste ungläubige Freude, die er zu erregen gehofft hatte, waren bereits vorbei. Aber seine gute Absicht, seine besondere Aufmerksamkeit wurden dankbar anerkannt, ja mit ganz ungewohnter Herzlichkeit gepriesen, denn die Liebe zu William trug Fanny in diesem Augenblick über ihre gewöhnliche Zurückhaltung hinaus.

Ihr liebster William würde bald bei ihr sein! Es war nicht zu bezweifeln, daß er sofort Urlaub bekäme, denn er war noch immer nur Fähnrich; und da seine Eltern, die ja in

Portsmouth lebten, ihn sicher schon gesehen hatten und ihn vermutlich täglich sahen, war es nur recht und billig, daß er seinen eigentlichen Urlaub der Schwester widmete, die sieben Jahre lang seine treueste Korrespondentin gewesen war, sowie dem Onkel, der ihn so großzügig unterstützt und gefördert hatte. Dementsprechend erhielt Fanny sehr bald Williams Antwort auf ihre Antwort, in der er seine Ankunft für einen der nächsten Tage ankündigte. Kaum zehn Tage nach der Aufregung über ihre erste Dinner-Einladung befand sich Fanny in einer Aufregung höherer Art, während sie in der Halle, im Vorraum, auf der Treppe auf die ersten Geräusche des Wagens lauschte, der ihr den Bruder bringen sollte.

Er traf glücklich ein, während sie so auf ihn wartete, und der Augenblick der Begrüßung wurde nicht durch Etikettevorschriften oder Scheu hinausgezögert. Sie hing an seinem Hals, sobald er das Haus betrat, und beide genossen die ersten köstlichen Minuten des Wiedersehens ungestört und ohne Zeugen, sofern nicht die Bedienten, die hauptsächlich darauf bedacht waren, die Türen im richtigen Moment zu öffnen, als solche gelten konnten. Genau so hatten es Sir Thomas und Edmund, jeder für sich, stillschweigend geplant; sie bewiesen es einander durch die sympathetische Einmütigkeit, mit der sie beide Mrs. Norris ersuchten, ruhig sitzen zu bleiben, anstatt bei den ersten Lauten, die Williams Ankunft verrieten, hinauszustürzen.

William und Fanny erschienen bald im Salon, und Sir Thomas hatte die Freude, in seinem Schützling einen ganz anderen zu empfangen als den Knaben, den er vor sieben Jahren ausgestattet hatte: einen jungen Mann mit offenen, angenehmen Zügen und einem unbefangenen, ungekünstelten, aber feinfühligem und respektvollen Wesen, das seine aufrichtige Zuneigung offenbarte.

Es dauerte lange, bis Fanny sich von der überwältigenden Seligkeit dieser Stunde erholte, zu der die letzten dreißig Minuten der Erwartung und die ersten dreißig Minuten der Erfüllung zusammenschmolzen. Es verging sogar einige Zeit, bevor ihr Glück sie wirklich beglückte, bevor sie eine gewisse Scheu, die durch die Veränderung von Williams Person entstehen mußte, zu überwinden vermochte und sie in ihm ihren alten William sah und so unbefangen mit ihm plauderte, wie ihr Herz es all die Jahre ersehnt hatte. Aber diese Zeit kam, und um so rascher, als Williams Zärtlichkeit der ihrigen nicht nachstand und viel weniger durch Schüchternheit und übergroße Feinfühligkeit gehemmt wurde. Fanny war seine erste und größte Liebe; und sein frischeres, kühneres Wesen fand es ganz natürlich, dieser Liebe Ausdruck zu verleihen. Am nächsten Morgen wandelten sie selbender im Garten wie in alter Zeit, und jeder neue Morgen fand sie in einem Tête-à-tête, das Sir Thomas mit Wohlgefallen beobachtete, noch ehe Edmund ihn darauf hinwies.

Bis auf ein paar besonders glückliche Augenblicke, die Fanny in den letzten Monaten irgendeinem außergewöhnlichen oder unverhofften Freundschaftsbeweis Edmunds verdankte, hatte sie nie im Leben ein solches Glück genossen wie den unbefangenen, von keiner Angst oder Schüchternheit getrüben Umgang von gleich zu gleich mit dem Freund und Bruder, der ihr sein ganzes Herz ausschüttete und sie in alle seine Hoffnungen und Befürchtungen, Pläne und Wünsche einweihte, die sich natürlich sämtlich um die ungeduldig erwartete und ehrlich verdiente Beförderung drehten. Er konnte ihr auch unmittelbaren, ausführlichen Bericht über Eltern und Geschwister geben, von denen sie nur sehr selten hörte. Er interessierte sich für alle Freuden und alle kleinen Leiden, die sie in Mansfield erlebte, er war bereit, jedes Familienmitglied mit ihren Augen anzuschauen, und unterschied sich nur darin, daß er seine Meinung über Tante Norris ungenierter und mit weniger gewählten Ausdrücken kundtat. Vor allem aber – und das war vielleicht das Schönste – konnte sie mit ihm über die gemeinsam verbrachten Kinderjahre reden und jedes freudige oder traurige Ereignis, das sie beide betroffen, in der Erinnerung nochmals durchleben. Das ist ein günstiger Umstand, der der Liebe immer neue Nahrung gibt, ein Vorzug, den die geschwisterliche Beziehung sogar vor der ehelichen Bindung voraushat. Kinder einer Familie, von gleichem Blut, mit den gleichen frühesten Erinnerungen und Assoziationen, können sich auf diese Weise einen Genuß verschaffen, den keine spätere Verbindung ihnen zu bieten vermag. Und es muß schon eine lange, unnatürliche Entfremdung sein, eine Scheidung, die durch keine andere, spätere Beziehung zu rechtfertigen ist, die diese kostbaren Überbleibsel der allerfrühesten Empfindungen gänzlich zu verdrängen vermöchte. Ach, leider geschieht dies nur allzu oft! Geschwisterliebe, die alles sein kann, bedeutet manchmal weniger als nichts. Doch zwischen William und Fanny bestand dieses Gefühl noch in seiner ganzen Jugendfrische, durch keinerlei widrige Einflüsse verletzt, durch keine anderweitige Neigung beeinträchtigt; Zeit und Entfernung hatten es nur zu stärken vermocht.

Ein so liebenswürdiges Verhältnis mußte beide Geschwister in der Meinung jedes Menschen erhöhen, der überhaupt Sinn für das Gute hatte, und es machte sogar auf Henry Crawford Eindruck. Er ehrte die warmherzige, etwas derbe Zärtlichkeit des jungen Seemanns, wenn dieser etwa auf Fannys Frisur zeigte und geradeheraus sagte: «Wißt ihr, jetzt beginnt mir diese komische Mode schon zu gefallen. Wie ich zuerst hörte, was man jetzt in England treibt, wollte ich es nicht glauben, und als beim Kommissär von Gibraltar Mrs. Brown und die anderen Damen in diesem Kopffputz auftraten, dachte ich, sie seien verrückt geworden. Aber Fanny kann mich mit allem versöhnen!» Und er sah mit lebhafter Bewunderung, wie Fannys Wangen glühten, wie ihre Augen leuchteten, wenn sie völlig versunken und hingegen den Erzählungen

ihres Bruders von mancher drohenden Gefahr und mancher schrecklichen Szene aus seiner langen Seemannszeit lauschte.

Henry Crawford besaß genug sittlichen Geschmack, um dieses Bild gebührend zu schätzen. Fannys Reiz erhöhte sich, erhöhte sich zweifach, denn die feine Empfindsamkeit, die ihrem Gesicht Farbe und Leben verlieh, war an sich ebenfalls ein neuer Reiz. Er zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß sie der Leidenschaft fähig war. Sie besaß Gefühl, echtes Gefühl. Es mußte etwas heißen, von einem solchen Mädchen geliebt zu werden, die ersten Flammen in ihrem jungen, reinen Gemüt anzufachen! Sie interessierte ihn mehr, als er selbst gedacht hatte. Vierzehn Tage genügten nicht mehr. Sein Aufenthalt wurde auf unbestimmte Zeit verlängert.

William wurde von seinem Onkel häufig zum Erzählen aufgefordert. Seine Berichte waren für Sir Thomas an und für sich unterhaltend, aber es lag ihm vor allem daran, sich ein Bild über den Berichterstatter zu machen und den jungen Menschen aus seinen Geschichten kennenzulernen; und er lauschte mit großer Befriedigung seinen klaren, einfachen, lebhaften Schilderungen und fand darin immer neue Beweise für Williams richtige Grundsätze, seine berufliche Tüchtigkeit und Energie, seinen Mut und Frohsinn – lauter schätzenswerte, vielversprechende Eigenschaften. So jung er war, hatte William schon eine Menge gesehen und erlebt. Er war im Mittelmeer, in Westindien und wieder im Mittelmeer gewesen, er war, da er die Gunst seines Kapitäns genoß, oft an Land gekommen und hatte im Lauf von sieben Jahren jede Art Gefahr kennengelernt, die Seefahrt und Krieg vereint mit sich bringen. Was er zu erzählen hatte, verdiente, gehört zu werden; und wenn auch Mrs. Norris imstande war, wegen einer Nadellänge Zwirn oder eines alten Hemdknopfs mitten in der atemberaubenden Schilderung eines Schiffbruchs oder Nahkampfes im Zimmer herumzufahren und jedermann zu stören, so lauschten doch alle anderen mit gebannter Aufmerksamkeit. Sogar Lady Bertram konnte nicht ungerührt von solchen Greueln vernehmen, ohne manchmal den Blick von ihrer Arbeit zu erheben und zu murmeln: «Ach du meine Güte! Wie unangenehm! Ich wundere mich, daß überhaupt ein Mensch zur See geht.»

In Henry Crawford erweckten diese Erzählungen andere Gefühle. Er bedauerte, nicht selbst zur See gewesen zu sein und dies alles gesehen und getan und erlebt zu haben. Es wurde ihm warm ums Herz, seine Phantasie war beflügelt, und er empfand den größten Respekt für diesen Jungen, der, noch ehe er zwanzig Jahre alt war, soviel Drangsal ausgestanden und solche Mutproben abgelegt hatte. Dieser Glanz von Heldentum, nützlicher Tätigkeit, Tatkraft und Ausdauer stand in beschämendem Gegensatz zu dem selbstsüchtigen, zügellosen Leben, dem er sich hingab, und er wäre

in diesem Augenblick lieber ein Mensch wie William Price gewesen, der sich in seinem Beruf auszeichnete und mit soviel Selbstvertrauen und fröhlicher Zuversicht selber seinen Weg zu Reichtum und Ansehen bahnte.

Der Wunsch war aufrichtig, aber nicht von Bestand. Eine Frage Edmunds, der sich nach seinen morgigen Jagdplänen erkundigte, riß Crawford aus der Träumerei, in der er reumütig sein Leben überblickt hatte – und er fand, es sei eigentlich auch nicht schlecht, ein reicher junger Herr zu sein, der über Pferde und Dienerschaft verfügte. Ja, in einer Hinsicht war es sogar besser, denn es gab ihm die Möglichkeit, sich gefällig zu erweisen, wo er zu gefallen wünschte. Wie es seiner Lebhaftigkeit, seinem Unternehmungsgeist und seiner jugendlichen Wißbegier entsprach, zeigte William große Lust, sich auch einmal auf der Jagd zu versuchen, und Crawford war in der Lage, ihn vollständig auszurüsten, ohne daß es ihm selbst die geringste Unbequemlichkeit verursachte. Es galt nur einige Bedenken von seiten Sir Thomas' zu beschwichtigen, der den Wert einer solchen Leihgabe besser kannte als sein Neffe, und Fanny ihre Besorgnis auszureden. Sie hatte Angst um William. Soviel er auch von seinen Reitunternehmungen in den verschiedensten Ländern zu berichten wußte, von den unwegsamen Ritten, an denen er teilgenommen, den wilden Pferden und Maultieren, die er gebändigt, und den mannigfachen Gelegenheiten, bei denen er dank seiner Gewandtheit einem furchtbaren Sturz entgangen war – nichts konnte Fanny davon überzeugen, daß er einer englischen Fuchsjagd auf einem wohlgenährten Jagdpferd gewachsen wäre. Erst als er unversehrt, ohne Unfall oder Unehre, zurückkehrte, konnte sie wieder aufatmen und Mr. Crawford etwas von der Dankbarkeit entgegenbringen, um deretwillen er ihrem Bruder ein Pferd geliehen hatte. Erst jetzt, da William nichts zugestoßen war, ließ sie Crawfords Freundlichkeit gelten und belohnte ihn sogar mit einem Lächeln, als er William das Pferd zu weiterem Gebrauch anbot und ihn in der nächsten Minute mit der größten Herzlichkeit und unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit bat, es als sein eigenes zu betrachten, solange er in Mansfield weilte.

## 25. Kapitel

Der Verkehr zwischen den beiden Familien war nun wieder so vertraulich geworden, wie wohl niemand, der die herbstlichen Ereignisse miterlebt hatte, es damals für möglich gehalten hätte. Das hing zum Teil mit Henry Crawfords Rückkehr und Williams Besuch zusammen, doch vor allem lag es daran, daß Sir Thomas jetzt den



nachbarlichen Bemühungen des Pfarrhauses mehr als bloße Duldung entgegenbrachte. Von den Sorgen befreit, die ihn bei seiner Heimkehr belastet hatten, fand er nun genügend Muße, um festzustellen, daß die Grants und ihre jungen Hausgenossen sehr wohl eines näheren Umgangs würdig seien. Und obwohl er unendlich erhaben über alle Berechnungen und Intrigen war, die bezweckt hätten, seine Kinder möglichst günstig zu verheiraten, und es sogar für verächtlich hielt, sich mit solchen Erwägungen zu befassen, konnte er doch in all seiner Großartigkeit nicht umhin, so nebenbei und obenhin zu bemerken, daß Mr. Crawford seine Nichte einigermaßen auszuzeichnen schien, und aus diesem Grunde (wenn auch unbewußt) allfälligen Einladungen wohlwollender gegenüberzustehen.

Doch als die Grants nach vielen internen Diskussionen und manchem Zweifel, ob der Versuch sich lohne – denn Sir Thomas scheine so abweisend – und Lady Bertram sei so apathisch – es schließlich doch riskierten, die ganze Familie zum Essen einzuladen, entsprang Sir Thomas' bereitwillige Zusage einzig seiner Höflichkeit und seinem Wohlwollen und hatte mit Mr. Crawford weiter nichts zu tun, als daß er eben mit zu der annehmbaren Gesellschaft gehörte; denn es geschah gerade anlässlich dieses Besuchs, daß Sir Thomas zum erstenmal der Gedanke kam: wenn jemand anwesend wäre, der dergleichen müßige Betrachtungen anzustellen pflegte, dann könnte ein solcher Mensch tatsächlich auf die Idee kommen, daß Mr. Crawford Fanny Price den Hof mache.

Es wurde eine sehr nette Abendgesellschaft, bei der alle sich wohlfühlten, denn sie bestand gerade im richtigen Verhältnis aus Leuten, die gern redeten, und Leuten, die gern zuhörten.

Das Essen war, wie immer bei Grants, üppig und elegant. Es entsprach zu sehr dem gewohnten Stil aller Teilnehmer, um besondere Aufregung zu verursachen, außer bei Mrs. Norris, die den großen Eßtisch und die Anzahl der darauf erscheinenden Gerichte niemals ohne Ärger erblicken konnte. Die Bedienten, die hinter ihrem Stuhl hin und her gingen, störten sie, und stets gelang es ihr, einen neuen Beweis für ihre Theorie mit heimzunehmen, daß es bei so vielen verschiedenen Speisen unmöglich wäre, alle warm zu halten.

Wie Mrs. Grant und ihre Schwester es vorausbestimmt hatten, entdeckte man im Lauf des Abends, daß nach der Zusammenstellung der unvermeidlichen Whistpartie noch genug Teilnehmer für ein lustiges Gesellschaftsspiel übrigblieben. Da alle, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist, von vornherein mit allem einverstanden waren, einigte man sich fast gleichzeitig mit dem Whist auf «Spekulation». Lady Bertram sah

sich unversehens in der kritischen Lage, zwischen zwei Spielen wählen zu müssen. Sollte sie eine Karte zum Whist ziehen oder nicht? Sie zögerte unschlüssig. Zum Glück war Sir Thomas bei der Hand.

«Was soll ich spielen, Sir Thomas? Whist oder Spekulation? Was wird mich mehr amüsieren?»

Nach kurzem Nachdenken empfahl ihr Sir Thomas, es mit Spekulation zu versuchen. Er selbst war ein großer Whistspieler, und vielleicht dachte er, es würde ihn nicht sehr amüsieren, sie zur Partnerin zu haben.

«Gut, gut», erwiderte Lady Bertram zufrieden. «Dann bitte Spekulation, Mrs. Grant. Ich habe keine Ahnung, wie es geht, aber Fanny wird es mir beibringen.» Dagegen protestierte Fanny unter schüchternen Beteuerungen ihrer eigenen Unwissenheit. Sie hatte niemals Spekulation gespielt oder es nur spielen gesehen. Lady Bertram wurde beinahe wieder unschlüssig – aber da alle ihr versicherten, nichts könne leichter sein, es sei das leichteste von allen Kartenspielen; und da Henry Crawford eifrig um die Gunst bat, zwischen ihrer Ladyship und Miss Price zu sitzen und beide zu unterrichten, blieb es dabei. Während also Sir Thomas, Mrs. Norris und das Ehepaar Grant sich an dem Tisch niederließen, der die höchste Stufe von Geist und Würde verkörpert, grupperten sich die sechs anderen unter Miss Crawfords Leitung um den großen runden Tisch. Es war ein ausgezeichnetes Arrangement für Henry Crawford, der dicht neben Fanny saß und alle Hände voll zu tun hatte, da er außer seinen eigenen Karten noch die seiner beiden Nachbarinnen verwalten mußte. Denn obwohl Fanny, wie es nicht anders sein konnte, nach drei Minuten die Spielregeln beherrschte, oblag es ihm doch, ihren Wagemut anzufeuern, ihre Habgier zu erwecken und ihr Herz zu verhärten – gar kein leichtes Stück Arbeit, besonders wenn sie in direkten Wettbewerb mit William trat. Was Lady Bertram betraf, blieb er den ganzen Abend lang für ihren Ruhm und ihr Vermögen verantwortlich; schon beim Austeilen mußte er sie daran hindern, ihre Karten anzusehen, und dann bis zum Schluß der Partie jeden einzelnen Zug für sie tun.

Er war in sprühender Laune und entfaltete seinen ganzen Charme. Niemand tat es ihm gleich an lustigen Einfällen, an der Schlagfertigkeit und der scherzhaften Frechheit, die den Reiz des Spieles ausmachen, und der runde Tisch bildete einen fröhlichen Gegensatz zur nüchternen Gesetztheit und schweigsamen Disziplin des anderen.

Bereits zweimal hatte sich Sir Thomas nach dem Amusement und den Erfolgen seiner Frau erkundigt, ohne Antwort zu erhalten, denn keine Pause im Spiel war lang genug für seine gemessene Redeweise. Erst nach Beendigung des ersten Rubbers fand Mrs.

Grant Gelegenheit, zu Lady Bertram hinüberzugehen, um ihr die gebührende Höflichkeit zu erweisen.

«Ich hoffe, Sie unterhalten sich gut, Lady Bertram.» «O ja! Es ist wirklich sehr lustig. Ein furchtbar komisches Spiel. Ich weiß gar nicht, um was es geht. Meine Karten darf ich nicht ansehen, und alles andere besorgt Mr. Crawford.»

«Bertram», sagte Crawford kurz darauf, als das Spiel ihm eine kleine Atempause gönnte, «ich habe Ihnen ja noch gar nicht erzählt, was ich gestern auf dem Heimritt erlebt habe.» Sie hatten gemeinsam gejagt und waren, in einiger Entfernung von Mansfield, gerade im besten Zuge, als Henry Crawford entdeckte, daß sein Pferd ein Hufeisen verloren hatte, so daß ihm nichts anderes übrigblieb, als aufzugeben und heimzureiten. «Daß ich mich gleich nach dem alten Bauernhaus mit den zwei Eiben verirrt, weil ich es niemals über mich bringe, nach dem Weg zu fragen, habe ich Ihnen schon berichtet. Aber mit meinem üblichen Glück – denn ich mache nie einen Fehler, ohne daß es mir Nutzen bringt – kam ich auf diese Weise just in den Ort, den ich schon so lange kennenlernen wollte. Also, wie ich um den Hang eines steilen Brachfelds biege, befinde ich mich plötzlich mitten in einem stillen Dörfchen, das ganz versteckt zwischen sanften Hügeln liegt: vor mir ein Bächlein, das ich durchreite, rechts auf einer kleinen Anhöhe eine Kirche, die mir für einen solchen Ort auffallend groß und stattlich vorkommt – und weit und breit kein Herrenhaus zu erblicken bis auf eines, das nichts anderes als das Pfarrhaus sein kann, einen Steinwurf von besagter Kirche auf ihrer Anhöhe ... Kurz gesagt, ich war auf einmal in Thornton Lacey!»

«Es hört sich so an», sagte Edmund. «Aber welche Richtung haben Sie hinter dem Hof von Sewell eingeschlagen?»

«Auf so unerhebliche und hinterlistige Fragen verweigere ich die Antwort. Aber auch wenn ich alle Fragen beantworte, die Sie mir im Lauf einer Stunde stellen könnten, werden Sie mir niemals beweisen, daß ich nicht in Thornton Lacey war – denn das wurde mir ausdrücklich versichert.»

«Sie haben also doch gefragt?»

«Nein, da ich das niemals tue. Aber ich habe einem Mann, der dort an seinem Zaun herumflickte, auf den Kopf zugesagt, daß dies Thornton Lacey wäre, und er hat es bestätigt.»

«Sie haben ein gutes Gedächtnis. Ich wußte gar nicht, daß ich Ihnen nur halb soviel von dem Ort erzählt habe.»

Thornton Lacey war Edmunds zukünftige Pfarre, wie Miss Crawford sehr gut wußte, und mit um so lebhafterem Eifer feilschte sie mit William Price um seinen Buben.

«Und wie hat es Ihnen gefallen?» fragte Edmund. «Wirklich sehr gut. Sie sind ein Glückspilz. Es gibt dort Arbeit für mindestens fünf Sommer, bis der Platz bewohnbar gemacht ist.»

«Nein, so schlimm ist es nun doch nicht. Der Hühnerhof muß verlegt werden, das gestehe ich Ihnen zu, aber sonst wüßte ich nichts, was mich stört. Das Haus ist gar nicht übel, und wenn der Geflügelhof beseitigt ist, wird der Zugang ganz präsentabel sein.»

«Ja, der Hof muß mit Stumpf und Stiel verschwinden und der Platz mit Sträuchern bepflanzt werden, um den Blick auf die Schmiede auszuschließen. Die Front des Hauses muß von Norden nach Osten gedreht werden – ich meine, der Eingang und die guten Zimmer müssen auf diese Seite verlegt werden, wo die Aussicht wirklich sehr hübsch ist. Ich bin sicher, daß sich das machen läßt. Dort wird dann auch die Zufahrt zum Haus sein – da, wo jetzt der Garten ist. Sie müssen einen neuen Garten anlegen, wo jetzt die Rückseite des Hauses ist, und das ist auch die allergünstigste Lage – gegen Südosten geneigt. Das Terrain ist dafür wie geschaffen. Ich bin noch fünfzig Schritt weiter gegen die Kirche zu geritten, um einen Überblick zu gewinnen, und weiß jetzt genau, was zu tun ist. Die leichteste Sache der Welt. Die Wiesen hinter dem jetzigen Garten und die hinter dem zukünftigen Garten, die sich nach Nordosten, das heißt gegen die Dorfstraße hin erstrecken, müssen natürlich sämtlich zusammengelegt werden. Es sind sehr hübsche Wiesen mit schönen Baumgruppen. Ich nehme an, daß sie zur Pfarre gehören, wenn nicht, müssen Sie sie erwerben. Und dann der Bach – mit dem Bach muß auch etwas geschehen, ich bin mir nur noch nicht ganz schlüssig, was. Ich habe zwei oder drei Ideen ...»

«Ich habe auch zwei oder drei Ideen», sagte Edmund lachend, «und eine davon ist, daß von Ihren Plänen für Thornton Lacey nur der aller kleinste Teil zur Ausführung kommen wird. Ich muß mich mit etwas weniger Großartigkeit und Schönheit begnügen, aber ich glaube, das Haus und die ganze Anlage können zweckmäßig und sogar herrschaftlich umgestaltet werden, ohne daß es ein Vermögen kostet. Das genügt mir und wird hoffentlich auch allen anderen genügen, die Anteil an mir nehmen.»

Der Ton, in dem Edmund diesen letzten Satz sprach, und der Blick, mit dem er ihn begleitete, gefielen Miss Crawford gar nicht. Sie schloß hastig ihre Unterhandlungen mit William Price ab, indem sie seinen Buben um einen übermäßig hohen Preis erstand. «Da!» rief sie. «Ich setze mein Letztes aufs Spiel wie ein ganzer Mann! Kühle

Vorsicht ist nichts für mich. Ich bin nicht dazu geschaffen, stillzusitzen und nichts zu unternehmen, und wenn ich das Spiel verliere, will ich wenigstens darum gekämpft haben.»

Sie gewann das Spiel, nur brachte es ihr nicht so viel ein, wie sie dafür geopfert hatte. Eine neue Runde begann, und Crawford fuhr fort, sich über Thornton Lacey auszulassen.

«Mein Plan muß nicht unbedingt der beste sein, ich habe mich ja nur ein paar Minuten lang damit befaßt, aber jedenfalls müssen Sie große Veränderungen vornehmen. Der Platz verdient es. Sie werden nicht zufrieden sein, solange Sie nicht alle Möglichkeiten herausgeholt haben. (Verzeihung, Lady Bertram, Sie dürfen Ihre Karten nicht ansehen. So, lassen Sie sie schön vor sich liegen.) Ja, der Platz verdient, daß man alles aus ihm herausholt, Bertram. Sie sagen, es soll herrschaftlich aussehen. Das wird schon der Fall sein, wenn Sie nur den Hühnerhof kassieren, denn abgesehen von diesem Greuel habe ich nie ein Haus dieser Kategorie gesehen, das schon von sich aus so vornehm wirkt. Es sieht nach viel mehr aus als nach einer gewöhnlichen Landpfarre mit so und soviel hundert Pfund Jahresertrag. Weder besteht es aus einer Ansammlung planlos zusammengewürfelter Zimmer mit ebenso vielen Dächern wie Fenstern, noch hat man es in einen vulgären, viereckigen Kasten von Bauernhaus zusammengepfertcht – nein, es ist ein wohlgegliedertes, geräumiges Gebäude und wirkt so herrschaftlich, als hätten Generationen einer vornehmen, alten Familie mindestens zweihundert Jahre lang darin jährlich ihre zwei- bis dreitausend Pfund verzehrt.» Miss Crawford hörte aufmerksam zu, und Edmund nickte zustimmend. «Herrschaftlich aussehen wird es also auf jeden Fall, aber es läßt sich noch viel mehr daraus machen. (Laß sehen, Mary, Lady Bertram bietet ein Dutzend für diese Königin ... Nein, nein, soviel ist sie nicht wert. Lady Bertram bietet nicht, sie paßt. Mach nur weiter.) Mit ein paar Verbesserungen, wie ich sie angedeutet habe (ich verlange ja gar nicht, daß Sie sich an meinen Plan halten, obschon ich, nebenbei gesagt, bezweifle, daß jemand anderem etwas Besseres einfällt), können Sie es in einen höheren Rang erheben – nämlich einen Besitz daraus machen. Durch wohlbedachte Verbesserungen verwandelt es sich aus einem durchschnittlichen Landhaus in den Sitz eines Mannes von Bildung und Geschmack, mit modernen Ideen und weitreichenden Beziehungen. Dieses Gepräge kann man dem Haus geben und ihm einen so großzügigen, großartigen Anstrich verleihen, daß jeder, der vorbeikommt, seinen Eigentümer als den großen Herrn der Gegend ansehen muß; dies um so mehr, als kein eigentliches Herrenhaus da ist, das ihm diesen Rang streitig machen könnte – was, unter uns gesagt, die Vornehmheit und

Unabhängigkeit des Besitzes ganz unschätzbar erhöht. Sie teilen meine Meinung, nicht wahr?» wandte er sich in weicherem Ton an Fanny. «Haben Sie es je gesehen?»

Fanny verneinte kurz und versuchte, ihr Interesse an dem Gespräch zu verbergen, indem sie sich eifrig ihrem Bruder zuwandte, der erbarmungslos mit ihr handelte und sie tüchtig übers Ohr zu hauen suchte. Doch Crawford griff ein: «Nein, nein, Sie dürfen Ihre Königin nicht hergeben! Sie haben sie zu teuer gekauft, Ihr Bruder bietet nicht die Hälfte von dem, was sie wert ist. Hände weg, junger Mann! Ihre Schwester gibt die Königin nicht her, sie bleibt fest. Sie werden die Partie gewinnen», wandte er sich wieder an Fanny. «Wenn Sie nur fest bleiben, müssen Sie gewinnen.»

«Aber Fanny möchte doch viel lieber, daß William gewinnt», meinte Edmund lächelnd. «Arme Fanny! Jetzt läßt man sie nicht einmal verlieren!»

«Mr. Bertram», begann Miss Crawford ein paar Minuten später, «Sie wissen doch – Henry ist ein so erstklassiger Architekt und Umgestalter, daß Sie in Thornton Lacey nichts unternehmen dürfen, ohne sich seines Rates und seiner Hilfe zu versichern. Bedenken Sie nur, wie nützlich er sich in Sotherton erwiesen hat! Erinnern Sie sich an die großen Dinge, die dort geleistet wurden, nur weil wir an einem glühendheißen Augusttag alle mit ihm durch den Park gewandert sind und zusehen durften, wie sein Genius sich entflamte. Ja, wir fuhren hin und fuhren wieder heim, und was dort für Taten getan wurden, ist mit Worten nicht zu sagen!»

Fannys Augen richteten sich eine Sekunde lang mit mehr als ernstem, mit geradezu vorwurfsvollem Ausdruck auf Crawford, doch als sie seinem Blick begegnete, wandte sie sich rasch ab. Er schüttelte mit einer Spur von Verlegenheit den Kopf gegen seine Schwester und erwiderte lachend: «Ich kann nicht behaupten, daß in Sotherton große Dinge getan wurden – aber es war heiß, und wir sind alle hintereinander hergerannt und waren verwirrt ...» Unter dem Schutz des allgemeinen Stimmengewirrs fügte er, nur für Fanny bestimmt, in leisem Ton hinzu: «Es täte mir leid, wenn mein Urteilsvermögen nach dem Tag in Sotherton beurteilt würde. Heute sehe ich alles ganz anders an. Bitte glauben Sie nicht, daß ich so bin, wie ich mich damals gezeigt habe.»

Bei dem Wort Sotherton pflegte Mrs. Norris die Ohren zu spitzen, und da sie dank Sir Thomas' und ihrem eigenen genialen Spiel trotz den besseren Karten der Grants gerade den überzähligen Stich gemacht hatte, rief sie in glänzender Laune aus: «Sotherton! Ja, das ist ein großartiger Besitz, und wir haben dort einen reizenden Tag verlebt. Du hast wirklich Pech, William – aber wenn du nächstens einmal wiederkommst, werden Mr. und Mrs. Rushworth hoffentlich daheim sein, und ich kann mich, denke ich, dafür verbürgen, daß sie dich freundlich empfangen werden. Es

ist nicht die Art deiner Cousinen, ihre Verwandtschaft zu verleugnen, und Mr. Rushworth ist ein sehr liebenswürdiger Mensch. Du weißt ja, daß sie jetzt in Brighton sind – in einem der schönsten Häuser dort, wie es sich für einen so vermögenden Mann paßt. Ich kenne die Entfernung nicht genau, aber wenn du nach Portsmouth zurückkommst und es nicht gar zu weit ist, solltest du doch hinüberfahren und ihnen deine Aufwartung machen. Ich habe ihnen gerade ein Päckchen zu schicken, das könnte ich dir mitgeben.»

«Es wäre mir ein Vergnügen, Tante – aber Brighton liegt beinahe schon bei Beachey Head. Und sogar wenn ich die weite Reise unternehmen könnte, wäre ich an einem so eleganten Ort wohl nicht sehr willkommen – ein armer, struppiger Fähnrich wie ich!»

Mrs. Norris begann eifrig zu versichern, daß er auf Nachsicht rechnen könne, doch Sir Thomas unterbrach sie voller Autorität: «Nach Brighton zu fahren, rate ich dir nicht, William, denn ich hoffe, daß sich für dich bald eine bequemere Gelegenheit ergeben wird, deine Cousinen zu sehen. Jedenfalls werden meine Töchter immer und überall glücklich sein, ihre Verwandten zu begrüßen, und Mr. Rushworth betrachtet selbstverständlich jedes Mitglied unserer Familie wie seine eigene.»

«Mir wäre er lieber, wenn er Privatsekretär des Ersten Lords wäre!» murmelte William in einem Ton, der nicht für Sir Thomas' Ohren bestimmt war, und das Gespräch wurde fallengelassen.

Bis jetzt hatte Sir Thomas nichts Auffälliges an Mr. Crawfords Benehmen bemerkt. Doch als mit dem zweiten Rubber die Whistpartie beendet war und nur noch Dr. Grant und Mrs. Norris hitzig über die letzte Runde disputierten, wandte er seine

Aufmerksamkeit dem anderen Tisch zu und erkannte bald, daß seine Nichte das Ziel von Artigkeiten oder vielmehr Bekenntnissen unmißverständlicher Art war.

Henry Crawford war voller Begeisterung über einen ganz neuen Plan, der Thornton Lacey betraf, und da er Edmunds Ohr nicht erreichen konnte, setzte er ihn vor Eifer glühend seiner hübschen Nachbarin auseinander. Der Plan bestand darin, daß er selbst das Haus für den nächsten Winter mieten wollte, um in dieser Gegend ein eigenes Heim zu besitzen; und zwar nicht, wie er ihr soeben erklärte, um es nur während der Jagdsaison zu benutzen, obwohl das natürlich auch ins Gewicht fiel, denn trotz der liebenswürdigsten Gastlichkeit der Grants habe er doch das Gefühl, daß es ihnen manche Unbequemlichkeit verursachen müsse, ihn mitsamt seinen Pferden unterzubringen; aber seine Vorliebe für die Gegend gründe sich nicht auf eine einzige Jahreszeit und eine einzige Vergnügung; es sei jetzt sein innigster Wunsch, sich hier

ein Heim zu schaffen, eine Stätte, wohin er jederzeit zurückkehren, wo er das ganze Jahr über seine freie Zeit verbringen könne, um seine Freundschaft mit der Familie von Mansfield Park, die er von Tag zu Tag höher schätzen lerne, fortzusetzen, zu festigen und zu vervollkommen ... Sir Thomas hörte dies alles, ohne Anstoß zu nehmen. Der junge Mann sprach respektvoll, und Fanny nahm seine Rede so züchtig und bescheiden, so ruhig und zurückhaltend auf, daß er an ihr nichts zu tadeln fand. Sie sagte wenig, stimmte nur hie und da still zu, und schien weder seine Komplimente auf sich persönlich zu beziehen noch ihn in seinen Plänen zu bestärken. Sobald Henry Crawford merkte, daß er noch einen anderen Zuhörer hatte, wandte er sich in einem alltäglicheren, aber immer noch gefühlvollen Ton an Sir Thomas selbst:

«Ich möchte Ihr Nachbar werden, Sir Thomas, wie ich es soeben Miss Price erklärt habe. Darf ich hoffen, daß Sie damit einverstanden sind und Ihrem Sohn nicht von einem solchen Mieter abraten?»

Sir Thomas erwiderte mit einer höflichen Verneigung: «Es wäre die einzige Form, Sir, in der ich Sie nicht als ständigen Nachbarn zu sehen wünschte, denn ich hoffe und glaube, daß Edmund sein Haus in Thornton Lacey selbst bewohnen wird. Sage ich zuviel, Edmund?»

Edmund mußte auf diesen Anruf hin erst aufgeklärt werden, um was es sich handelte, doch sobald er die Frage verstanden hatte, zögerte er nicht mit der Antwort.

«Gewiß, Papa, ich habe nie etwas anderes im Sinn gehabt. Als Mieter muß ich Sie leider abweisen, Crawford, aber als Freund sind Sie herzlich eingeladen. Betrachten Sie sich jeden Winter als Mitbesitzer des Hauses. Wir werden für Sie Stallungen dazubauen, nach Ihrem eigenen verbesserten Plan und allen Verbesserungen Ihres verbesserten Plans, die Ihnen im Lauf des Frühjahrs noch einfallen können.»

«Wir sind dabei die Verlusttragenden», fuhr Sir Thomas fort. «Daß Edmund uns verläßt, auch wenn es sich nur um eine Entfernung von acht Meilen handelt, bedeutet eine bedauerliche Verkleinerung unseres Familienkreises. Andererseits wäre es eine große Enttäuschung für mich, wenn ein Sohn von mir sich mit einer bequemerer Lösung zufriedengäbe. Es ist durchaus natürlich, daß Sie, Mr. Crawford, sich über diesen Punkt noch nicht viele Gedanken gemacht haben, aber eine Pfarrgemeinde hat ihre Bedürfnisse und Ansprüche, die nur der Pfarrer, der ständig mit ihr lebt, genau kennen und die kein Vertreter im gleichen Maß befriedigen kann. Edmund könnte, wie man so zu sagen pflegt, seine Pflichten in Thornton erfüllen, das heißt die Gebete sprechen und die Predigt halten, ohne Mansfield Park zu verlassen. Er könnte jeden Sonntag zu einem dem Namen nach von ihm bewohnten Pfarrhaus hinüberreiten und



den Gottesdienst abhalten, also, falls er daran sein Genügen fände, jeden siebenten Tag drei bis vier Stunden lang Pfarrer von Thornton Lacey sein. Aber das kann ihm nicht genug sein, denn er weiß, daß die menschliche Natur mehr Leitung und Belehrung braucht, als eine Predigt in der Woche ihr zu geben vermag. Wenn er nicht selbst mitten unter seinen Pfarrkindern lebt und sich durch ständige Teilnahme als ihr Freund und Berater erweist, leistet er ihnen und sich selber keinen großen Dienst.»

Mr. Crawford verneigte sich zustimmend.

«Ich wiederhole indes», fügte Sir Thomas hinzu, «daß Thornton Lacey das einzige Haus in der Nachbarschaft ist, als dessen ständigen Bewohner ich Mr. Crawford nicht gerne aufsuchen würde.»

Mr. Crawford verneigte sich dankend.

«Mein Vater», sagte Edmund, «kennt zweifellos die Pflichten eines Gemeindepfarrers. Hoffentlich wird sein Sohn beweisen, daß er sich ihrer gleichfalls bewußt ist.»

Welchen Eindruck Sir Thomas' kleine Stegreifpredigt auch auf Henry Crawford gemacht haben mochte – in zwei seiner aufmerksamsten Zuhörerinnen, Mary Crawford und Fanny, erregte sie peinliche Empfindungen. Fanny, der es bis jetzt noch nie so klar geworden war, daß Edmund sein Heim so bald und so endgültig verlassen würde, suchte sich hinter gesenkten Lidern vorzustellen, was es für sie bedeuten würde, ihn nicht mehr täglich zu sehen; Mary hingegen, aus den verlockenden Phantasien herausgerissen, denen sie sich auf Grund von Henrys Beschreibung hingeeben hatte, war nun nicht mehr fähig, in dem Zukunftsbild, das sie sich ausgemalt hatte, einfach den Pfarrer und die Kirche wegzulassen und das Pfarrhaus nur als den stattlichen, aufs vornehmste modernisierten Lustsitz eines unabhängigen, vermögenden Edelmanns anzusehen. Sie betrachtete Sir Thomas, der das schöne Bild zerstört hatte, mit ausgesprochenem Unwillen und litt um so mehr unter dem Respekt, den sein Wesen ihr unwillkürlich einflößte, als sie nicht den kleinsten Versuch wagte, seine Worte ins Lächerliche zu ziehen und sich dadurch Erleichterung zu verschaffen.

An ihrer «Spekulation» hatte sie nun kein Vergnügen mehr. Es war Zeit, das Spiel zu beenden, wenn dabei gepredigt wurde, und sie war froh, daß man endlich zu einem Abschluß kam, so daß sie ihren Platz und ihre Nachbarn wechseln konnte.

Die Teilnehmer der Gesellschaft scharten sich in Erwartung des allgemeinen Aufbruchs zwanglos um den Kamin. Nur William und Fanny blieben allein an dem verlassenen Spieltisch sitzen, plauderten gemütlich miteinander und dachten nicht an

die anderen – bis man an sie zu denken begann. Zuerst drehte Henry Crawford seinen Stuhl in ihre Richtung und beobachtete sie einige Minuten lang schweigend, wobei er selbst von Sir Thomas beobachtet wurde, der im Gespräch mit Dr. Grant in der Nähe stand.

«Heute ist Réunion-Abend», sagte William.

«Wenn ich in Portsmouth wäre, wäre ich vielleicht mit dabei.» «Aber du wärest nicht lieber in Portsmouth, William?» «Nein, Fanny, ganz bestimmt nicht. Ich werde von

Portsmouth und vom Tanzen noch genug bekommen, wenn ich dich nicht mehr haben kann. Weiß Gott, ob ich überhaupt etwas davon hätte, wenn ich zur Réunion ginge – ich würde am Ende gar keine Tänzerinnen finden. Die Mädels von Portsmouth rümpfen die Nase über jeden, der nicht Offizier ist. Als Fähnrich ist man einfach ein Nichts. Erinnerst du dich an die Gregorys? Sie sind bildhübsche Mädels geworden, aber mit mir reden sie kaum, weil Lucy einen Leutnant zum Verehrer hat.»

«Sie sollten sich schämen! Aber mach dir nichts daraus, William! (Dabei glühten ihre eigenen Wangen vor Empörung.) Es lohnt sich wirklich nicht, einen Gedanken daran zu verlieren. Es bedeutet ja keine persönliche Herabsetzung für dich – die größten Admiräle haben zu ihrer Zeit mehr oder weniger das gleiche durchgemacht. Daran mußt du immer denken. Du mußt es als eine der Unannehmlichkeiten betrachten, die eben einmal zum Los des Seemanns gehören – wie schlechtes Wetter und harte Mühsal – nur mit dem Unterschied, daß diese Plage bald ein Ende nimmt, daß schließlich doch die Zeit kommt, da du davon nichts mehr zu erdulden hast. Wenn du erst Leutnant bist – stell dir nur vor, William, wie nichtig dir das alles erscheinen wird, wenn du erst Leutnant bist!»

«Ach, Fanny, ich beginne zu glauben, daß ich niemals Leutnant sein werde. Jeder ist schon befördert worden – nur ich nicht.»

«Liebster William, sprich nicht so, verlier nicht den Mut! Onkel redet nicht darüber, aber ich bin sicher, er tut alles, was in seiner Macht steht, für deine Beförderung. Er weiß genauso gut wie du, wie wichtig es für dich ist.»

Sie verstummte, da sie plötzlich merkte, daß ihr Onkel viel näher stand, als sie gedacht hatte, und beide fühlten sich bewogen, von etwas anderem zu sprechen.

«Tanzt du gern, Fanny?»

«Schrecklich gern – nur werde ich so rasch müde.» «Ich würde gern einmal mit dir auf einen Ball gehen und dich tanzen sehen. Habt ihr hier niemals Bälle? Ich würde dich gern tanzen sehen und selbst mit dir tanzen, wenn es dir recht wäre – denn hier wüßte ja niemand, wer ich bin, und ich möchte es wieder einmal mit dir probieren. Weißt du noch, wie lustig wir miteinander herumgehüpft sind, wenn draußen der Drehorgelmann gespielt hat? Ich bin jetzt kein schlechter Tänzer, aber du verstehst es wohl noch besser.» Und zu seinem Onkel gewandt, der zu ihnen herangetreten war: «Ist Fanny nicht eine sehr gute Tänzerin, Sir?»

Fanny war über diese unerhörte Frage so entsetzt, daß sie nicht wußte, wo sie bleiben und wie sie sich gegen die Antwort wappnen sollte. Was sie erwartete, war ein strenger Tadel oder zumindest der Ausdruck der eisigsten Gleichgültigkeit, die ihren Bruder tief verletzen und sie selber völlig zu Boden werfen würde. Doch ihr Onkel erwiderte im Gegenteil ganz freundlich: «Leider bin ich nicht in der Lage, deine Frage zu beantworten. Ich habe Fanny nicht tanzen gesehen, seit sie ein kleines Mädchen war – aber wir dürfen wohl annehmen, daß sie sich mit Anstand aus der Affäre zieht. Vielleicht werden wir in absehbarer Zeit Gelegenheit haben, uns selbst davon zu überzeugen.»

«Ich hatte das Vergnügen, Ihre Schwester tanzen zu sehen, Mr. Price», mischte sich Henry Crawford ein, «und kann Ihnen versprechen, alle Ihre Fragen zu Ihrer größten Zufriedenheit zu beantworten. Aber ich fürchte (mit einem Blick auf Fannys

verzweifelt Gesicht), wir müssen das Gespräch auf ein anderes Mal verschieben. In unserer Gesellschaft befindet sich eine Person, die es nicht mag, wenn man über Miss Price spricht.»

Er war tatsächlich einmal dabei gewesen, als Fanny tanzte, und jetzt hätte er sich auch ohne weiteres dafür verbürgt, daß sie mit leichter Anmut und feinem rhythmischen Gefühl durch den Saal geglitten sei, doch er konnte sich daran absolut nicht erinnern. Er nahm es eher als wahrscheinlich an, daß sie an jenem improvisierten Ball teilgenommen hatte; damals hatte sie keinen Eindruck auf ihn gemacht.

Immerhin galt er jetzt für einen Bewunderer von Fannys Tanzkunst, und Sir Thomas, dem dies gar nicht schlecht gefiel, setzte wohlgelaunt das Gespräch fort; er vertiefte sich so eifrig in die Beschreibung der Bälle von Antigua und hörte so interessiert zu, was sein Neffe über verschiedene exotische Volkstänze, die er kennengelernt, zu berichten wußte, daß er nicht hörte, wie man seinen Wagen meldete, und erst durch Mrs. Norris' umständliches Getue darauf aufmerksam wurde.

«So komm doch, Fanny, was trödelst du wieder? Wir gehen jetzt. Siehst du nicht, daß deine Tante gehen will? Schnell, schnell, ich vertrage es nicht, daß man den braven alten Wilcox warten läßt. Du mußt immer auf den Kutscher und die Pferde Rücksicht nehmen, merk dir das. Mein lieber Sir Thomas, wir haben beschlossen, daß der Wagen zurückkommen wird, um Sie und Edmund und William abzuholen.»

Sir Thomas konnte nichts dagegen sagen, denn es war seine eigene Anordnung, von der er seine Frau und seine Schwägerin in Kenntnis gesetzt hatte. Doch das war jetzt von Mrs. Norris vergessen. Sie mußte sich immer einbilden, daß sie es war, die alles organisierte.

Fannys letzter Eindruck von dem Abend war eine kleine Enttäuschung: ihr Tuch, das Edmund in seiner ruhigen Art dem Diener abnehmen wollte, um es ihr um die Schultern zu legen, wurde von Henry Crawfords rascherer Hand ergriffen, und sie hatte ihm und nicht Edmund für diese Aufmerksamkeit zu danken.

## 26. Kapitel

Williams Wunsch, Fanny tanzen zu sehen, hatte auf seinen Onkel nicht nur einen flüchtigen Eindruck gemacht und sollte nicht unerfüllt bleiben. Sir Thomas fühlte sich geneigt, ein so liebenswürdiges Verlangen zu befriedigen – vielleicht auch allfällige andere Personen zu befriedigen, die Fanny tanzen zu sehen wünschten – und ganz allgemein den jungen Leuten eine Freude zu machen. Nachdem er die Sache bei sich überlegt und im stillen seinen Beschluß gefaßt hatte, tat er ihn am nächsten Morgen beim Frühstück kund. Er erinnerte seinen Neffen an das gestrige Gespräch und fügte hinzu: «Ich möchte nicht, daß du Northamptonshire ohne ein kleines Extravergnügen verläßt, William. Es würde auch mir Freude machen, euch beide tanzen zu sehen. Du hast nach den Bällen in Northampton gefragt. Deine Cousinen haben gelegentlich solche Veranstaltungen besucht, aber für uns wäre das jetzt nicht das Richtige. Es würde deine Tante zu sehr ermüden. Ich glaube, wir dürfen nicht an einen öffentlichen Ball denken. Ein Tanzabend zu Hause wäre annehmbarer, und wenn ...»

«Ach! Mein lieber Sir Thomas!» unterbrach hier Mrs. Norris. «Ich weiß, was jetzt kommt, ich weiß, was Sie sagen wollen: Wenn unsere liebe Julia daheim wäre oder unsere liebste Maria in Sotherton – wenn ein solcher Anlaß bestünde – dann wären Sie versucht, den jungen Leuten einen Ball in Mansfield zu geben! Ja, das würden Sie tun, ich weiß es! Wenn unsere lieben Mädchen hier wären, um den Ball zu schmücken,

gäbe es noch zu Weihnachten einen Ball! Bedanke dich bei deinem Onkel, William, bedanke dich!»

«Meine Töchter», fiel Sir Thomas mit gewichtigem Ernst ein, «genießen jetzt die Unterhaltungen in Brighton und sind dort hoffentlich recht glücklich. Der Tanz, den ich in Mansfield zu geben gedenke, ist für Fanny und William bestimmt. Könnten wir alle vereint sein, wäre es zweifellos noch erfreulicher, doch die Abwesenheit einiger Familienmitglieder soll die anderen nicht um jedes Vergnügen bringen.»

Mrs. Norris wußte kein Wort mehr zu sagen. Sie sah, daß alles bereits entschieden war, und brauchte ein paar Minuten, um sich von ihrer Verblüffung und ihrem Ärger zu erholen. Ein Ball zu diesem Zeitpunkt, wenn seine eigenen Töchter nicht dabei waren! Und sie selber hatte man nicht einmal um ihre Meinung befragt! Doch sie tröstete sich bald mit dem Gedanken, daß sie diejenige sei, die alles zu vollbringen hätte. Von Lady Bertram mußte man natürlich jede Störung und Anstrengung fernhalten, und so würde alles auf ihren eigenen Schultern ruhen. Ihr würde es obliegen, die Honneurs des Abends zu machen – und diese Aussicht stellte ihre gute Laune so weit wieder her, daß sie in die Dankes- und Glückesbezeugungen der anderen einfallen konnte, bevor sie sich gänzlich erschöpft hatten.

Edmund, William und Fanny drückten jedes auf seine Art in ihren Worten und Mienen so viel dankbare Freude über den verheißenen Ball aus, wie Sir Thomas es nur wünschen konnte. Edmund freute sich dabei hauptsächlich für die beiden anderen. Keine Freundlichkeit seines Vaters hätte ihm größere Befriedigung verschaffen können.

Lady Bertram war mit allem einverstanden und hatte keine Einwendungen zu machen. Sir Thomas verbürgte sich, daß sie keine nennenswerte Störung verspüren würde, und sie versicherte ihm, sie hätte nicht die geringste Angst vor Unannehmlichkeiten, sie könne sich gar nicht vorstellen, daß es überhaupt Arbeit und Unruhe geben würde.

Mrs. Norris hatte schon ihre Vorschläge parat, wie die Räume am besten einzuteilen wären, fand aber, daß Sir Thomas bereits alles organisiert hatte; und als sie über den Termin zu mutmaßen begann, zeigte es sich, daß der Tag schon bestimmt war. Es hatte Sir Thomas Spaß gemacht, ein vollständiges Programm auszuarbeiten. Sobald Mrs. Norris sich ruhig zuzuhören bequemte, las er die Liste der einzuladenden Familien vor; auch unter Berücksichtigung der kurzen Frist rechnete er damit, genug junge Leute zusammenzubringen, um zwölf bis vierzehn Paare aufzustellen. Er legte auch die Gründe dar, die ihn bewogen hatten, den Ball auf den Zweiundzwanzigsten festzusetzen. William mußte am Vierundzwanzigsten wieder in Portsmouth sein, der

Zweiundzwanzigste war also der letzte Tag seines Besuches, und da bis dahin nur noch wenige Tage blieben, wäre es unklug, einen noch früheren Termin zu bestimmen. Mrs. Norris mußte sich damit begnügen, genau das gleiche gedacht zu haben und gerade im Begriff gewesen zu sein, den Zweiundzwanzigsten als den allerpassendsten Tag für das Unternehmen vorzuschlagen.

Der Ball war jetzt also beschlossene Tatsache, und bevor es Abend wurde, eine Tatsache, die allen, die es anging, kundgetan war. Die Einladungen wurden ohne Verzug ausgesandt, und manche junge Dame ging an diesem Abend von erfreulichen Sorgen erfüllt zu Bett. Für Fanny überwogen die Sorgen beinahe die Freude. Jung und unerfahren, wie sie war, in ihren Mitteln beschränkt und ohne Zutrauen zu ihrem eigenen Geschmack, bedeutete die Frage, wie sie sich anziehen sollte, für sie eine quälende Sorge. Das nahezu einzige Schmuckstück, das sie besaß, ein sehr hübsches Bernsteinkreuz, das William ihr aus Sizilien mitgebracht hatte, bereitete ihr den allergrößten Kummer, denn sie besaß nichts als ein Stückchen Band, um es um den Hals zu hängen. Sie hatte es zwar schon einmal so getragen, aber war das statthaft zu einem so großartigen Anlaß, unter all dem prachtvollen Schmuck, in dem ihrer Meinung nach die anderen jungen Damen prangen würden? Und es nicht zu tragen, war undenkbar! William hatte ihr auch noch ein goldenes Kettchen dazu kaufen wollen, doch dies überstieg seine Mittel – darum wäre es eine große Kränkung für ihn, wenn sie das Kreuz nicht trüge. Das waren sorgenvolle Gedanken – sorgenvoll genug, um ihr Gemüt trotz der Aussicht auf den Ball, der hauptsächlich ihr zuliebe gegeben wurde, zu verdüstern.

Inzwischen waren die Vorbereitungen in vollem Gange, und Lady Bertram auf ihrem Sofa ließ sich dadurch nicht im geringsten stören. Sie empfing ein paar außertourliche Besuche der Haushälterin, und ihre Zofe mußte sich ziemlich abhetzen, um ihr ein neues Kleid zu nähen. Sir Thomas erteilte Anweisungen, und Mrs. Norris hastete im Haus umher, aber all das bedeutete für sie keine Störung. Wie sie richtig vorausgesehen hatte, brachte ein Ball «überhaupt keine Unruhe» mit sich.

Edmund hatte zu dieser Zeit seine ganz besonderen Sorgen. Seine Gedanken drehten sich um zwei wichtige Fragen, die sich nun bald entscheiden und sein ganzes künftiges Leben bestimmen würden – Ordinierung und Ehe. Das waren Ereignisse von solcher Tragweite, daß der Ball ihm weniger wichtig erschien als jedem anderen Menschen im Hause. Am Dreiundzwanzigsten sollte er zu einem Freund in der Nähe von Peterborough reisen, der sich in der gleichen Lage befand, und beide sollten sie im Laufe der Weihnachtswoche ordiniert werden. Damit war sein Geschick zur Hälfte entschieden – doch die andere Hälfte würde sich vielleicht nicht so glatt und

reibungslos bewältigen lassen. Er war dann in seine Pflichten eingesetzt, aber die Frau, die dazu ausersehen war, diese Pflichten zu teilen und ihnen einen beglückenden Sinn zu geben, war damit noch nicht gewonnen ... Über seine eigenen Gefühle war er sich im klaren, doch Miss Crawfords war er nicht so sicher. Es gab Punkte, in denen sie nicht übereinstimmten, es gab Augenblicke, in denen sie ihm nicht gewogen schien, und obwohl er sich alles in allem ihrer Zuneigung so sicher fühlte, daß er entschlossen (oder doch beinahe entschlossen) war, die Entscheidung in Kürze herbeizuführen, sobald nur die mannigfaltigen, vor ihm liegenden Geschäfte erledigt wären und er wüßte, was er ihr zu bieten hatte – so gab es für ihn doch manchen angstvollen Augenblick, manche Stunde, da er an seinem Erfolg zweifelte. Manchmal war er überzeugt, daß sie ihn wirklich liebte; er durfte sich sagen, daß sie seine Werbung seit langem ermutigte – und mußte sie nicht in der Uneigennützigkeit ihrer Zuneigung ebenso vollkommen sein wie in jeder anderen Beziehung? Doch zu anderen Zeiten mischten sich Zweifel und Unruhe in seine Hoffnungen. Wenn er an ihre offen eingestandene Abneigung gegen ein stilles, zurückgezogenes Dasein, an ihre ausgesprochene Vorliebe für das Londoner Gesellschaftsleben dachte – was konnte er da anderes erwarten als eine entschiedene Abweisung? Oder bestenfalls, was noch schmerzlicher wäre, eine bedingte Zusage, die von ihm das Opfer seines Berufes heischte – und das konnte er mit seinem Gewissen niemals vereinbaren.

Alles hing von einer einzigen Frage ab: War ihre Liebe groß genug, um auf all das zu verzichten, was ihr bisher als das Wesentliche erschienen war – so groß, um es nicht mehr als wesentlich erscheinen zu lassen? Und diese Frage, die er sich selber unaufhörlich vorlegte, beantwortete er zwar meistens mit «Ja», manchmal aber auch mit «Nein».

Miss Crawford sollte jetzt in Kürze Mansfield verlassen, und aus diesem Anlaß hatten «Ja» und «Nein» in der letzten Zeit häufig miteinander abgewechselt. Er hatte ihre Augen aufleuchten gesehen, als sie ihm von dem Brief ihrer Londoner Freundin erzählte, die sie zu einem langen Besuch einlud, als sie Henrys Gefälligkeit pries, der eigens seinen Aufenthalt bis zum Januar verlängerte, um sie dann nach London zu begleiten. Er hatte sie von den Vergnügungen, die sie sich von dieser Reise erhoffte, mit einer Lebhaftigkeit sprechen gehört, die in jedem Ton ein «Nein» enthielt. Doch das war am allerersten Tage gewesen, in dem ersten Freudenausbruch über diesen Plan, der ihr ein Wiedersehen mit all ihren alten Freunden verhieß. Seither hatte er sie anders sprechen gehört – mit anderen, weniger eindeutigen Gefühlen. Sie hatte in seiner Gegenwart zu Mrs. Grant gesagt, sie trenne sich eigentlich ungern von Mansfield – sie glaube beinahe, weder die Menschen noch die Zerstreuungen, die sie

in London erwarteten, könnten das aufwiegen, was sie hier zurückließe; jetzt sei es zwar abgemacht, und sie wüßte auch, daß sie sich gut unterhalten werde, wenn sie erst dort sei, aber sie freue sich jetzt schon auf die Rückkehr nach Mansfield ... Bedeutete das alles nicht «Ja»?

Mit so schwerwiegenden Problemen, die er zu bedenken und zurechtzulegen und wieder anders zurechtzulegen hatte, konnte Edmund den Abend, dem die übrige Familie mit so großen Erwartungen entgegensah, für seine Person nicht allzu aufregend finden. Abgesehen von dem Vergnügen, das er William und Fanny bereiten sollte, bedeutete er ihm nicht mehr als jede andere geplante Zusammenkunft der beiden Familien. Jedes Zusammentreffen bot ja die Hoffnung, eine weitere Bestätigung von Miss Crawford's Zuneigung zu erhalten, wenn auch der Wirbel eines Ballsaals nicht gerade der günstigste Ort für den Ausdruck ernster Gefühle war. Sie rechtzeitig für die beiden ersten Tänze engagieren – das war alles, was er zur Förderung seiner persönlichen Zwecke unternehmen konnte, die einzige Vorbereitung, die er für den Ball traf, obwohl alles um ihn herum sich von früh bis abends um diesen einen Punkt drehte.

Donnerstag sollte der Ball stattfinden, und Mittwoch morgens beschloß Fanny, die immer noch nicht wußte, was sie tragen sollte, sich Rat bei einer kompetenten Stelle zu holen, nämlich bei Mrs. Grant und ihrer Schwester, deren allgemein gerühmter Geschmack sicherlich das Richtige für sie treffen würde. Da Edmund und William nach Northampton gefahren waren und Mr. Crawford, wie sie annehmen durfte, sich ebenfalls auswärts aufhielt, machte sie sich auf den Weg ins Pfarrhaus, ohne zu befürchten, daß es an Gelegenheit zu einer ganz intimen Aussprache fehlen würde. Daß diese Aussprache intim und ungestört sei, war für Fanny die erste Bedingung, denn sie schämte sich ein wenig ihrer Sorgen.

Ein paar Schritte vor dem Pfarrhaus begegnete sie Miss Crawford, die gerade auf dem Wege zu ihr war. Da es ihr schien, daß ihre Freundin – obwohl sie höflich darauf bestand, ins Pfarrhaus zurückzukehren – doch ungern auf ihren Spaziergang verzichtete, brachte Fanny sogleich ihr Anliegen vor und erklärte, wenn Miss Crawford so freundlich sein wolle, ihr zu raten, könnten sie alles ebensogut draußen wie drinnen besprechen. Miss Crawford schien über Fannys Anliegen erfreut. Nach kurzem Nachdenken drängte sie Fanny, viel herzlicher als zuvor, doch hereinzukommen, und zwar in ihr eigenes Zimmer hinauf, wo sie einen gemütlichen Schwatz abhalten könnten, ohne die Grants zu stören, die beide im Wohnzimmer saßen. Das war genau, was Fanny sich heimlich gewünscht hatte, und voller Dankbarkeit für ihre Bereitwilligkeit und Gefälligkeit folgte sie der Freundin ins Haus



und die Treppe hinauf in ihr hübsches Zimmer, wo sie bald tief in dem interessanten Thema steckten. Miss Crawford, die es sehr gern hatte, wenn man sich an sie wandte, beriet Fanny nach ihrem besten Wissen und Geschmack; sie wußte durch ihre guten Einfälle jede Schwierigkeit zu beseitigen und durch freundlichen Zuspruch Fannys Mut zu heben. «Und was werden Sie um den Hals tragen?» fragte sie, als alle gewichtigeren Fragen entschieden waren. «Haben Sie nicht das hübsche Kreuz von Ihrem Bruder?» Während sie so sprach, war sie damit beschäftigt, ein Päckchen aufzuschnüren, das Fanny in ihrer Hand gesehen hatte, als sie sich vor dem Haus trafen. Fanny bekannte ihre Wünsche und Zweifel in bezug auf den Halsschmuck: sie wußte weder, wie sie es anfangen sollte, das Kreuz zu tragen, noch es nicht zu tragen ... Miss Crawfords Antwort bestand darin, daß sie ein Schmuckkästchen vor Fanny hinstellte und sie bat, sich unter den goldenen Halsbändern und Ketten, die es enthielt, eine auszusuchen. Das war der Inhalt des Päckchens, das Miss Crawford bei sich getragen hatte, und, wie sie jetzt gestand, der eigentliche Zweck ihres beabsichtigten Besuchs. Sie bat Fanny auf die freundlichste, liebenswürdigste Weise, sich eine Kette für ihr Bernsteinkreuz auszuwählen und als Andenken an sie zu behalten, und sagte dazu alles, was sich nur sagen ließ, um die Skrupel zu überwinden, die Fanny im ersten Augenblick vor Entsetzen über einen solchen Vorschlag zurückfahren ließen.

«Sie sehen, daß ich eine ganze Sammlung von dem Zeug habe, doppelt soviel, als ich jemals brauche oder überhaupt weiß. Ich biete Ihnen kein neues Geschenk an – nur ein altes Kettchen, das Sie zum Andenken an unsere Freundschaft annehmen müssen. Das dürfen Sie mir nicht abschlagen.»

Fanny leistete noch immer Widerstand, und zwar aus ehrlichem Herzen. Das Geschenk war zu kostbar. Doch Miss Crawford besaß Ausdauer und verteidigte ihre Sache mit Eifer; sie berief sich so geschickt auf William und sein Kreuz, auf den Ball und ihre eigene Freundschaft, daß sie schließlich obsiegte. Fanny fühlte, daß sie die Gabe annehmen mußte, wenn sie nicht hochmütig oder unliebenswürdig oder kleinlich erscheinen wollte. Nachdem sie endlich zögernd eingewilligt hatte, galt es nur noch, die engere Wahl zu treffen. Sie betrachtete die Ketten immer wieder, um vielleicht herauszufinden, welche den geringsten Wert besäße. Schließlich dünkte es sie, daß Miss Crawford ihr ein bestimmtes Stück häufiger und dringlicher zuschob als die übrigen, und das beeinflusste ihre Wahl. Es war ein schön gearbeitetes goldenes Band, und obwohl Fanny für ihre Zwecke eine längere, schlichtere Kette vorgezogen hätte, hoffte sie, mit diesem Stück das zu wählen, wovon Miss Crawford sich am leichtesten trennte. Miss Crawford gab durch ein strahlendes Lächeln ihre Billigung kund und

beeilte sich, Fanny das Halsband umzulegen und sie im Spiegel sehen zu lassen, wie gut es ihr stand.

Dagegen hatte Fanny kein Wort einzuwenden, und abgesehen von ihren Bedenken, die sie noch nicht gänzlich zu überwinden vermochte, war sie hochbeglückt über diesen wie vom Himmel gefallenen Schmuck. Vielleicht hätte sie sich lieber einem anderen Menschen als gerade Miss Crawford dafür verpflichtet gefühlt – aber das war ein unwürdiger Gedanke. Miss Crawford war ihren Schwierigkeiten mit einer Feinfühligkeit und Aufmerksamkeit zugekommen, die sie als wahre Freundin kennzeichneten. «Wenn ich die Kette trage», sagte Fanny, «werde ich immer an Sie denken und mich erinnern, wie lieb und gut Sie zu mir waren.»

«Aber dann müssen Sie auch an jemand anderen denken», erwiderte Miss Crawford. «Sie müssen auch an Henry denken, denn er hat die Kette zuerst gewählt. Er hat sie mir geschenkt, und mit der Kette übertrage ich Ihnen die Pflicht, des ursprünglichen Spenders eingedenk zu sein. Sie wird ein Andenken an die ganze Familie sein. Sie dürfen nicht an die Schwester denken, ohne sich auch des Bruders zu erinnern.»

In großer Bestürzung und Verwirrung wollte Fanny das Geschenk augenblicklich zurückgeben. Die Gabe eines anderen anzunehmen – noch dazu eines Bruders – unmöglich! Das durfte man nicht! Und mit einem Eifer, der ihre Gefährtin höchlich ergötzte, legte sie das Halsband in das Kästchen zurück und schien fest entschlossen, ein anderes oder gar keines anzunehmen. Miss Crawford fand, sie hätte niemals eine anmutigere Verlegenheit gesehen. «Aber, liebes Kind», sagte sie lachend, «was fürchten Sie eigentlich? Glauben Sie, Henry wird das Halsband als mein Eigentum reklamieren und annehmen, daß Sie nicht auf ehrliche Weise dazugekommen sind? Oder meinen Sie, er würde sich zu sehr geschmeichelt fühlen, wenn er an Ihrem hübschen Hälschen einen Schmuck erblickt, den er vor drei Jahren, als er noch nichts von der Existenz dieses Hälschens ahnte, für sein Geld erworben hat? Oder (mit einem schelmischen Blick) verdächtigen Sie uns vielleicht einer heimlichen Verschwörung, daß ich Ihnen das Kettchen mit seinem Wissen und über seinen Wunsch aufdränge?»

Fanny protestierte tief errötend gegen jeden solchen Gedanken.

«Also dann», versetzte Miss Crawford in ernsterem Ton, aber ohne ihr im mindesten zu glauben, «um mir zu beweisen, daß Sie mich keiner solchen List verdächtigen und daß Sie so frei von Ziererei sind, wie ich Sie immer gefunden habe, nehmen Sie das Halsband, und sprechen wir nicht mehr davon. Daß es zufällig ein Geschenk meines Bruders ist, kann für Sie nicht den geringsten Unterschied machen; ich versichere Ihnen, daß es für mich absolut nichts bedeutet. Henry bringt mir immerfort etwas mit.

Ich habe so unzählig viele Geschenke von ihm, daß wir beide sie gar nicht mehr kennen. Dieses Halsband da habe ich wahrscheinlich kaum ein halbes Dutzend Mal getragen. Es ist wunderhübsch, aber ich denke nie daran. Und obwohl ich Ihnen jedes andere Stück aus diesem Kästchen von Herzen gönnen würde, haben Sie zufällig das gewählt, das ich, wenn es auf mich ankäme, lieber in Ihrem Besitz sähe als jedes andere. Bitte, bitte, sagen Sie nichts mehr dagegen! Eine solche Kleinigkeit ist nicht halb soviel Worte wert.»

Fanny wagte keinen weiteren Widerstand. Mit erneuten, aber weniger beglückten Danksagungen nahm sie das Halsband zum zweitenmal an, denn in Miss Crawfords Blick lag etwas, was ihr nicht gefiel.

Es war ihr unmöglich, die Veränderung in Mr. Crawfords Benehmen zu übersehen. Sie hatte sie schon längst bemerkt. Ganz offenkundig suchte er ihr zu gefallen. Er war galant und aufmerksam – er benahm sich zu ihr, wie er sich zu ihren Cousins benommen hatte. Damit konnte er, wie sie meinte, nur die Absicht verfolgen, sie um ihre Ruhe zu bringen – wie er es bei ihren Cousins getan hatte. Und ob er nicht doch etwas mit diesem Halsband zu tun hatte – wer mochte das wissen! Sie war nicht überzeugt davon, denn Miss Crawford war eine willfährige Schwester, aber als Frau und Freundin bedenkenlos und unzuverlässig.

Unter solchen Überlegungen und Zweifeln und mit dem Gefühl, daß der Besitz eines Gegenstandes, den sie sich so sehnlich gewünscht hatte, sie durchaus nicht glücklich machte, ging sie nach Hause. Seit sie das letztmal diesen Weg zurückgelegt hatte, waren ihre Sorgen nicht kleiner geworden – sie zeigten nur ein anderes Gesicht.

## 27. Kapitel

Zu Hause angelangt, begab sich Fanny sogleich ins Ostzimmer, um ihre unverhoffte Erwerbung, dieses zweifelhafte Glück in Form eines goldenen Halsbands, in ein bestimmtes Lieblingskästchen zu legen, das alle ihre kleinen Schätze barg. Doch wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie beim Öffnen der Tür ihren Vetter Edmund erblickte, der schreibend an ihrem Tisch saß! Dieser noch nie dagewesene Anblick war ihr beinahe ebenso wunderbar wie willkommen.

«Fanny!» rief er, indem er die Feder hinwarf und mit einem kleinen Gegenstand in der Hand auf sie zukam. «Verzeih, daß ich hier eingedrungen bin. Ich wollte mit dir sprechen, und nachdem ich eine Weile vergeblich gewartet hatte, habe ich dein

Tintenfaß benützt, um mein Anliegen schriftlich zu erklären. Du findest hier einen angefangenen Brief an dich, aber jetzt kann ich meine Bitte ja selber vorbringen. Sie besteht nur darin, diese Kleinigkeit von mir anzunehmen – ein Kettchen für Williams Kreuz. Du hättest es schon vor einer Woche haben sollen, aber weil Tom ein paar Tage später, als ich dachte, nach London gekommen ist, hat sich eine Verzögerung ergeben. Ich habe es jetzt gerade in Northampton abgeholt. Hoffentlich wird dir die Kette gefallen, Fanny. Ich habe mich bemüht, mich nach deiner Vorliebe für Schlichtheit zu richten – aber jedenfalls wirst du meine Absicht verstehen und es so annehmen, wie es gemeint ist – als kleines Liebeszeichen von deinem ältesten Freund.»

Mit diesen Worten eilte er davon, bevor Fanny, von tausend schmerzlichen und freudigen Gefühlen überwältigt, ein Wort hervorzubringen vermochte. Aber die Empfindung, die sie vor allen anderen beherrschte, gab ihr schließlich die Kraft, hervorzustoßen: «O Edmund! Bleib! Bitte, bleib – nur einen Augenblick ...»

Er kam von der Tür zurück.

«Ich kann nicht einmal versuchen, dir zu danken», fuhr sie in höchster Aufregung fort.

«Es gibt keine Worte dafür – ich kann nicht sagen, wie mir zumute ist. Daß du an mich gedacht hast – daß du daran gedacht hast – das ist mehr als ...»

«Wenn du mir weiter nichts zu sagen hast, Fanny!» Er wandte sich lächelnd zum Gehen.

«Nein, nein – doch! Ich brauche deinen Rat ...» Fast unbewußt hatte sie inzwischen das Päckchen aufgemacht, das er ihr in die Hand gedrückt, und als sie jetzt, aufs zierlichste in ihr Etui gebettet, eine ganz glatte, schmucklose Goldkette vor sich sah, brach es wieder aus ihr hervor: «Oh, das ist schön! Das ist genau, ganz genau, was ich mir gewünscht habe! Das einzige Schmuckstück, das ich jemals besitzen wollte! Es paßt genau zu meinem Kreuz, die beiden gehören zusammen. Und es kommt gerade im richtigen Augenblick – ach, Edmund, du weißt gar nicht, wie erwünscht es mir kommt ...»

«Meine liebe, kleine Fanny, du verschwendest zuviel Gefühl auf dieses Ding. Ich freue mich sehr, daß dir die Kette gefällt und daß sie für das morgige Fest zurecht kommt, aber dein Dank steht in keinem Verhältnis zu dem Anlaß. Glaub mir, ich kenne keine größere Freude, als dir ein Vergnügen zu machen. Ja – ich darf ruhig sagen, es gibt für mich keine so vollkommene, ungetrübte Freude wie diese. Sie hat keine Schattenseite.»

An einer solchen Freundschaftsbeteuerung hätte Fanny eine Stunde lang zehren können, ohne ein Wort zu sprechen, doch Edmund holte ihre Gedanken alsbald von ihrem Flug in den siebenten Himmel zurück. «Aber du wolltest mich etwas fragen, Fanny?»

Es handelte sich natürlich um das Halsband. Sie wollte es jetzt unbedingt zurückgeben und hoffte auf seine Billigung. Sie berichtete also von ihrem Besuch bei Miss Crawford – und jetzt hatte sie wahrlich keinen Anlaß mehr zu süßen Schwärmereien! Edmund war so hingerissen von diesem Zusammentreffen, so entzückt über Miss Crawfords Tat, so beglückt über die sympathetische Gleichartigkeit ihrer Gedankengänge, daß Fanny sich gestehen mußte, es gäbe für ihn doch noch mindestens eine größere Freude – mochte sie auch ihre Schattenseiten haben. Es dauerte eine ganze Weile, bis er imstande war, auf ihre Frage einzugehen, bis er überhaupt merkte, daß sie ihn um seine Meinung gefragt hatte. Er war in eine zärtliche Träumerei versunken und murmelte nur hin und wieder ein paar abgerissene Worte des Entzückens und der Bewunderung. Doch als er schließlich zu sich kam und Fannys Wunsch begriff, widersprach er auf das entschiedenste.

«Das Halsband zurückgeben! Nein, Fanny, nein, auf keinen Fall! Das wäre eine tödliche Kränkung für sie. Es gibt kaum etwas Kränkenderes, als ein Geschenk zurückzubekommen, mit dem man einem lieben Menschen eine große Freude zu machen hoffte. Das darfst du ihr wirklich nicht antun. Das hat sie nicht um dich verdient.»

«Wenn es von Anfang an für mich bestimmt gewesen wäre», sagte Fanny, «würde ich nicht daran denken, es zurückzugeben. Aber es ist ein Geschenk ihres Bruders. Meinst du nicht, daß sie sich ungern davon trennt – jetzt, da es nicht mehr gebraucht wird?»

«Sie darf nicht erfahren, daß es jetzt nicht mehr gebraucht wird oder dir zumindest nicht erwünscht ist. Daß es ursprünglich ein Geschenk ihres Bruders war, hat damit gar nichts zu tun. Wenn dieser Umstand sie nicht am Geben und dich nicht am Annehmen gehindert hat, kann er auch keinen Einfluß darauf haben, ob du es behältst. Zweifellos ist es schöner als meines und paßt besser zu einer Balltoilette.»

«Nein, es ist nicht schöner, es ist absolut nicht schöner und eignet sich nicht halb so gut für meine Zwecke! Deine Kette paßt hundertmal besser zu Williams Kreuz, das ist gar nicht zu vergleichen!»

«Für einen Abend, Fanny, nur für diesen einen Abend! Wenn es dir wirklich ein Opfer bedeutet, wirst du doch sicher, wenn du nur ein bißchen nachdenkst, lieber ein kleines

Opfer bringen als eine Freundin kränken, die sich solche Mühe gegeben hat, dir eine Freude zu machen! Miss Crawford benimmt sich stets so aufmerksam gegen dich – nicht, daß du es nicht im höchsten Maß verdienst, ich bin der letzte, der finden könnte, daß es eine Aufmerksamkeit gibt, die du nicht verdienst – aber sie benimmt sich doch wirklich reizend zu dir. Und ihrer Freundlichkeit auch nur mit einem Anschein von Undank zu begegnen – wenn ich auch weiß, daß du es nicht so meinst – das liegt nicht in deiner Natur, dazu kenne ich dich zu gut. Trag morgen das Halsband, wie du es ihr versprochen hast, und laß die Kette, die ich gar nicht im Zusammenhang mit dem Ball bestellt hatte, für alltäglichere Zwecke. Das ist mein Rat. – Fanny, ich möchte nicht den Schatten einer Trübung zwischen euch beiden sehen. Ich habe mit der größten Freude beobachtet, wie ihr euch nähergekommen seid. Ihr ähnelt einander so sehr an echter Großherzigkeit und natürlicher Feinfühligkeit, daß die paar kleinen Verschiedenheiten, die hauptsächlich auf die äußere Situation zurückzuführen sind, kein Hindernis für eine vollkommene Freundschaft bilden können. – Ich möchte nicht den Schatten einer Trübung zwischen den beiden Wesen sehen», fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, «die mir die liebsten der Welt sind.»

Damit ging er, und Fanny blieb zurück, um sich, so gut es ging, zu fassen und zu beruhigen. Sie war das eine seiner beiden liebsten Wesen – das mußte sie aufrecht halten. Aber die andere! Die Erste! Er hatte noch niemals so offen zu ihr gesprochen, und obwohl er nichts gesagt hatte, was sie nicht schon längst wußte, empfand sie seine Worte wie einen Dolchstoß – denn sie offenbarten ihr seinen Entschluß. Er hatte sich entschieden, er würde Mary Crawford heiraten. Ja, es war ein Stoß mitten ins Herz, obwohl sie es längst erwartet hatte. Sie mußte sich immer aufs neue wiederholen, daß sie eines seiner beiden liebsten Wesen sei, bevor die Worte einen Sinn annahmen. Hätte sie glauben dürfen, daß Mary Crawford seiner würdig sei, dann – ach, wie anders wäre dann alles! Wieviel leichter zu tragen! Aber er täuschte sich in ihr, er dichtete ihr Eigenschaften an, die sie gar nicht besaß. Ihre Fehler waren die gleichen wie früher, er merkte sie nur nicht mehr ... Fanny vergoß viele Tränen, bis sich der Aufruhr ihrer Seele allmählich legte, und dann verfiel sie in eine tiefe Niedergeschlagenheit, die nur im inbrünstigen Gebet für Edmunds Glück etwas Erleichterung fand.

Fanny kannte ihre Pflicht. Sie mußte jetzt danach trachten, alles Übermaß, alles was an Selbstsucht grenzte, aus ihrer Zuneigung zu Edmund zu verbannen. Den Verlust eine Enttäuschung zu nennen – sich einzubilden, daß es jemals hätte anders kommen können – das wäre eine Anmaßung gewesen, für die sie in ihrer Demut kein Wort stark genug fand. An ihn zu denken, wie Miss Crawford es mit aller Berechtigung tun durfte

– von ihrer Seite wäre es Wahnsinn. Ihr konnte er unter keinen Umständen mehr sein als ein Freund. Wie konnte ihr überhaupt der Gedanke an eine andere Möglichkeit kommen – wenn auch nur, um verworfen und verpönt zu werden? Keine Spur davon hätte ihr Gemüt trüben dürfen ... Doch jetzt würde sie sich bestreben, vernünftig zu sein, und sich das Recht, über Miss Crawfords Charakter zu urteilen, und das Vorrecht, um Edmunds Glück besorgt zu sein, durch einen klaren Kopf und ein redliches Herz verdienen.

Sie besaß heldenhafte Grundsätze und war fest entschlossen, ihre Pflicht zu tun. Doch da Natur und Jugend ihr auch gewisse Gefühle verliehen hatten, wollen wir uns nicht wundern, daß sie trotz allen diesen guten Vorsätzen, ihre Neigung zu bezwingen, den Zettel, auf dem Edmund ihr zu schreiben begonnen hatte, an sich nahm wie einen nie erhofften Schatz – und nachdem sie mit der zärtlichsten Ergriffenheit gelesen hatte: «Meine liebe, kleine Fanny, Du mußt mir die Freude machen und diese Kleinigkeit ...» schloß sie das Blatt zusammen mit der Kette als den kostbarsten Teil des Geschenkes ein. Sie hatte niemals etwas von Edmund erhalten, was einem Brief näherkam, und würde vielleicht niemals einen anderen bekommen – ganz bestimmt aber keinen, der sie, was Inhalt und Stil betraf, höher beglücken könnte. Auch der Feder des berühmtesten Dichters sind niemals zwei Zeilen entquollen, die größere Begeisterung erregt, die den eifrigsten Biographen mehr erfreut hätten. Die Begeisterung einer liebenden Frau übertrifft noch die des Biographen: für sie bedeuten die bloßen Schriftzüge, ganz abgesehen von der Botschaft, die sie übermitteln, das reinste Glück. Ganz sicher hatte kein anderer Mensch jemals so bedeutsame Zeichen geprägt wie Edmund mit dieser beiläufigen Schriftprobe! So flüchtig die Zeilen auch hingeworfen waren, in Fannys Augen waren sie makellos. Allein im Duktus der ersten vier Worte, in der Anordnung von «Meine liebe, kleine Fanny» lag ein so beglückender Schwung, daß Fanny sie immerzu hätte anschauen können.

Nachdem sie durch diese erfreuliche Mischung von Vernunft und Schwachheit ihre Gedanken in die richtige Bahn gebracht und ihr Gemüt beruhigt hatte, war Fanny zur gegebenen Zeit imstande, hinunterzugehen, an der Seite ihrer Tante Bertram ihre alltägliche Beschäftigung aufzunehmen und mit ihr die alltäglichen Bemerkungen zu wechseln, ohne daß man ihr etwas anmerkte.

Der Donnerstag, der mit so viel Hoffnung und Vorfreude erwartet wurde, kam und begann für Fanny freundlicher, als solche eigenwillige, widerspenstige Tage oft belieben; kurz nach dem Frühstück erhielt William ein sehr liebenswürdiges Briefchen von Henry Crawford, in welchem dieser schrieb, da er sich gezwungen sähe, morgen für ein paar Tage nach London zu fahren, wolle er doch versuchen, sich einen

Reisegefährten zu verschaffen; er hoffe, daß William sich entschließen könne, Mansfield einige Stunden früher als vorgesehen zu verlassen und einen Platz in seinem Wagen anzunehmen. Mr. Crawford beabsichtigte, zur Stunde des Abendessens bei seinem Onkel einzutreffen, und William war eingeladen, mit ihm und dem Admiral zu speisen. Das war ein mehr als angenehmer Vorschlag für William, der sich darauf freute, vierspännig mit Postpferden und mit einem so gutgelaunten, liebenswürdigen Freund zu reisen – beinahe wie ein echter Kurier! – und sein Glück gar nicht hoch genug preisen konnte. Fanny war aus einem anderen Grunde sehr froh über dieses Anerbieten. Nach dem ursprünglichen Plan hätte William am nächsten Abend mit der Postkutsche von Northampton abreisen und die ganze Nacht durch fahren müssen, so daß er keine Stunde Schlaf gefunden hätte, bevor er in London in die Kutsche nach Portsmouth umsteigen mußte. Obwohl Mr. Crawfords Einladung ihr einige Stunden von Williams Gesellschaft raubte, war sie zu glücklich, daß ihm eine so ermüdende Reise erspart blieb, um an etwas anderes zu denken. Sir Thomas billigte den Plan aus einem anderen Gedankengang heraus. Daß sein Neffe bei Admiral Crawford eingeführt wurde, konnte von großem Nutzen sein; der Admiral war, soviel er wußte, ein einflußreicher Mann. Kurz, es war ein sehr erfreulicher Brief, der Fannys Stimmung beträchtlich hob – nicht zuletzt, weil sie daraus auch erfuhr, daß der Schreiber des Briefes gleichfalls abreisen werde. Sie war zu aufgeregt und zu ängstlich, um sich auf den unmittelbar bevorstehenden Ball so zu freuen, wie es natürlich gewesen wäre und wie alle die jungen Damen, die einem solchen Ereignis mit größerer Blasiertheit und Ruhe, aber weniger Interesse und Erregung entgegensehen, es als selbstverständlich angenommen hätten. Miss Price, die der Hälfte der Eingeladenen nur dem Namen nach bekannt war, erschien nun zum erstenmal in Gesellschaft und mußte als die Königin des Festes betrachtet werden – wer konnte füglich glücklicher sein als Miss Price? Doch Miss Price war nicht zur Debütantin erzogen worden; und hätte sie gewußt, in welche Beziehung der Ball zu ihrer Person gebracht wurde, wäre ihr noch viel unbehaglicher zumute gewesen, und ihre Angst, so vielen fremden Blicken ausgesetzt zu sein und etwas falsch zu machen, hätte sich noch gesteigert. Unbeachtet zu bleiben und ohne allzu große Ermüdung zu tanzen – ein bißchen mit Edmund und möglichst wenig mit Mr. Crawford – genügend Kraft und genügend Partner zu finden, um den halben Abend durchzuhalten, William vergnügt zu sehen und Tante Norris' Keifen zu entgehen – das war so ungefähr das höchste Ziel ihrer Wünsche. Aber wir können uns nicht ständig auf der Höhe unserer Hoffnungen halten, seien sie noch so bescheiden, und im Lauf eines langen Tages, den sie hauptsächlich mit ihren beiden Tanten verbrachte, schwand Fannys Optimismus immer mehr dahin. William, der aus diesem letzten Ferientag alle erreichbaren



Genüsse herauszupressen suchte, war auf die Schnepfenjagd gegangen, Edmund, wie Fanny nur zu deutlich ahnte, ins Pfarrhaus. Fanny hatte allein die schlechte Laune ihrer Tante Norris zu ertragen, die böse war, weil die Haushälterin sich bezüglich des Soupers nichts dreinreden ließ; und im Gegensatz zur Haushälterin, konnte sie der Tante nicht aus dem Weg gehen. Sie kam schließlich dahin, alles was mit einem Ball zusammenhing, für ein Übel zu halten, und als sie endlich mit einer letzten nörgelnden Ermahnung auf ihr Zimmer geschickt wurde, um sich umzukleiden, war sie so niedergeschlagen und fühlte sich so unfähig, je wieder glücklich zu sein, als hätte man sie ausdrücklich von diesem Zustand ausgeschlossen.

Während sie langsam die Treppe hinaufging, dachte sie an den gestrigen Tag. Etwa um die gleiche Stunde war sie vom Pfarrhaus zurückgekommen und hatte Edmund im Ostzimmer gefunden. «Wenn er heute wieder da wäre ...», dachte sie, einem sehnächtigen Wunsch nachgebend.

«Fanny!» rief in diesem Augenblick eine Stimme. Sie fuhr erschrocken auf und sah auf der anderen Seite der Halle Edmund am Treppenaufgang stehen. Jetzt kam er auf sie zu. «Du siehst müde und erschöpft aus, Fanny. Sicher bist du zu weit gegangen.»

«Nein – ich war gar nicht aus.»

«Dann hast du dich zu Hause übermüdet, was noch schlimmer ist. Du hättest lieber spazieren gehen sollen.»

Fanny, die nicht gerne klagte, fand es am einfachsten, nichts zu antworten. Obwohl Edmund sie liebevoll wie immer betrachtete, schien es ihr, daß er schon nicht mehr an ihr Aussehen dachte. Er war sichtlich bedrückt. Etwas, was nichts mit ihr zu tun hatte, mußte ihn verstimmt haben. Sie stiegen gemeinsam die Treppe zu dem Flur hinauf, an dem ihre Zimmer lagen.

«Ich komme gerade von den Grants», sagte Edmund jetzt. «Du errätst wohl, was mich hingeführt hat, Fanny.» Und es klang so befangen, daß Fanny nur an eine Möglichkeit dachte und vor lauter Elend kein Wort zu sagen vermochte.

«Ich wollte Miss Crawford für die beiden ersten Tänze engagieren», lautete Edmunds nähere Erklärung, die Fanny wieder Leben einhauchte und ihr, da Edmund eine Äußerung offenkundig erwartete, die Kraft gab, etwas wie eine Frage nach dem Ergebnis zu stammeln.

«Ja», antwortete er, «sie hat mir die Tänze versprochen. Aber (mit einem Lächeln, das ihm nicht leichtfiel) sie sagt, es wäre das letzte Mal, daß sie jemals mit mir tanzt. Sie

meint es scherzhaft – ich glaube – ich hoffe – ich bin sicher, daß sie es scherzhaft meint – aber ich hätte es lieber nicht gehört. Sie sagt, sie hätte nie mit einem Pfarrer getanzt und würde es auch in Zukunft nicht tun. Um meinetwillen könnte ich wünschen, es hätte nicht gerade jetzt einen Ball gegeben – ich meine, nicht gerade diese Woche, nicht gerade heute – morgen reise ich ab ...»

Fanny kämpfte um Worte und sagte: «Es tut mir so leid, daß – daß etwas vorgefallen ist, was dich kränkt. Heute sollte ein froher Tag sein. Das war Onkels Absicht.»

«Oh, ja, ja – es wird auch ein froher Tag sein. Es wird alles gut werden. Ich bin nur einen Augenblick lang verstimmt. Ich meine auch gar nicht, daß der Ball ungelegen kommt – das hat ja gar keine Bedeutung ... Aber, Fanny ...» Er blieb stehen, ergriff ihre Hand und fuhr sehr leise fort: «Du verstehst, was das alles heißt. Du siehst, wie die Dinge liegen, und könntest mir meine Kränkung vielleicht besser erklären als ich selber. Laß mich ein bißchen mit dir sprechen – du verstehst so gut, so gütig, zuzuhören ... Ihre Art heute morgen hat mir wehgetan, und ich komme nicht darüber hinweg. Ich weiß, daß ihr Charakter so gut und makellos ist wie der deine, aber der Einfluß ihrer früheren Umgebung läßt sie manchmal anders wirken, als sie ist – ich meine, was sie sagt, was sie als ihre Überzeugung verkündet, scheint manchmal schlecht ... Sie denkt nicht unedel, das weiß ich, aber sie spricht, als ob sie so dächte – im Scherz – und obwohl ich weiß, daß es nur Scherz ist, tut es mir in der Seele weh.»

«Der Einfluß der Erziehung», sagte Fanny leise. Edmund stimmte ein: «Ja, dieser Onkel, diese Tante! Sie

haben das edelste Gemüt verdorben! Denn manchmal, Fanny – das gestehe ich nur dir – manchmal dünkt es mich mehr als nur das äußere Wesen ... Manchmal scheint es mir, als wäre das Herz selbst vergiftet ...»

Fanny hielt das für einen Appell an ihr Urteil und sagte rasch: «Wenn du mich nur als Zuhörerin brauchst, Edmund, will ich dir nach Kräften nützlich sein, aber bitte verlange keinen Rat von mir! Dazu taue ich nicht.»

«Du hast recht, dich gegen ein solches Amt zu wehren, Fanny, aber du brauchst nichts zu fürchten. Das ist ein Punkt, in dem ich niemals um Rat fragen würde, in dem kein Mensch den Rat eines anderen erbitten sollte – und ich glaube, wer es dennoch tut, wünscht nur, gegen sein besseres Wissen beeinflusst zu werden. Nein, ich möchte mich nur mit dir aussprechen.»

«Ja, Edmund, aber – verzeih die Freiheit – aber paß auf, wie du zu mir sprichst. Sag nichts, was dir später einmal leid tun könnte. Es ist möglich, daß eine Zeit kommt ...» Sie war blutrot geworden.

«Liebste, liebste Fanny!» rief Edmund und preßte ihre Hand fast so zärtlich an die Lippen, als wäre sie Miss Crawford. «Du bist so klug und rücksichtsvoll! Aber hier ist es nicht nötig. Die Zeit, an die du denkst, wird niemals kommen. Ich halte es für immer unwahrscheinlicher – die Chancen werden immer geringer ... Aber sogar wenn sie käme – weder du noch ich müssen fürchten, daß die Erinnerung an diesen Augenblick uns jemals peinlich sein könnte. Ich werde mich meiner Zweifel nie schämen. Wenn sie verschwinden, wird das einer Veränderung zuzuschreiben sein, die ihren Charakter angesichts ihrer früheren Fehler um so bewundernswerter erscheinen läßt. Fanny, du bist der einzige Mensch auf der Welt, dem ich all das sage, aber du hast immer meine Gedanken gekannt. Du kannst mir bezeugen, daß ich niemals blind war. Wie oft haben wir über ihre kleinen Fehler gesprochen! Nein, hab keine Angst für mich. Ich habe fast jeden ernsten Gedanken an sie aufgegeben. Aber wie es auch kommen mag – wenn ich an deine Sympathie und dein Verständnis jemals ohne die innigste Dankbarkeit denken könnte, müßte ich ein Ungeheuer sein!»

Was er sagte, war genug, um eine achtzehnjährige Erfahrung zu erschüttern, genug, um Fanny so glücklich zu machen, wie sie es seit langem nicht gewesen war, und sie antwortete mit leuchtenden Augen: «Ja, Edmund, das weiß ich, ich kenne dich.

Sag nur alles, was du willst, ich habe keine Angst davor. Sprich dich ruhig aus.»

Sie waren im zweiten Stock angelangt, und das Erscheinen eines Stubenmädchens verhinderte jedes weitere Gespräch. Für Fanny hatte es vielleicht im glücklichsten Moment geendet. Hätte Edmund fünf Minuten länger reden können – wer weiß, ob er nicht Miss Crawfords sämtliche Fehler mitsamt seiner eigenen Kleinmütigkeit wegdiskutiert hätte! Doch nun trennten sie sich mit einem Blick, der seine dankbare Zuneigung und Fannys große Beglückung ausdrückte. Nach vielen Stunden war ihr endlich wieder froh zumute. Seit die erste Freude über Mr. Crawfords Brief an William sich gelegt hatte, war sie allmählich ganz in Trübsal und Trostlosigkeit versunken. Jetzt aber schien alles wieder hell und gut. Sie erinnerte sich an die glückliche Fügung für William und fand sie noch bedeutsamer als zuvor. Dazu noch der Ball – ein herrlicher Abend lag vor ihr! Jetzt konnte sie sich erst richtig darauf freuen! Und sie begann sich voll glücklicher Erregung umzukleiden, wie es sich für einen echten Ball gehört. Alles ging gut – sie mißfiel sich selber gar nicht. Und als sie schließlich zum Halsschmuck kam, schien ihr Glück erst vollkommen. Wie sie sich

auch mühte – das Halsband, das Miss Crawford ihr geschenkt hatte, ließ sich auf keine Weise durch das Ringlein von Williams Anhänger zwingen. Sie hatte Edmund zuliebe beschlossen, es zu tragen – aber es war zu breit für seinen Zweck, und nun mußte sie eben doch Edmunds Kette nehmen! Und nachdem sie, voll der köstlichsten Empfindungen, Kreuz und Kette, diese Andenken an ihre beiden liebsten Menschen, diese Liebeszeichen, die symbolisch und wirklich für einander geschaffen waren, miteinander verbunden und um den Hals gelegt hatte – als sie sah und fühlte, wie sie William und Edmund gleichsam verkörperten – da fiel es ihr plötzlich leicht, ganz aus eigenem Entschluß und ohne Zwang, auch Miss Crawfords Halsband anzulegen. Sie fand es nur recht und billig. Miss Crawford hatte Anspruch darauf, und wenn dieser Anspruch nur nicht in Konflikt mit dem Vorrecht einer anderen, aufrichtigeren Freundschaft geriet, konnte sie ihr freudig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Halsband war wirklich sehr schön und stand ihr gut. Und Fanny verließ mit sich und der Welt zufrieden ihr Zimmer.

Ihre Tante Bertram hatte sich ihrer bei dem heutigen Anlaß mit ganz ungewohnter Geistesschärfe erinnert. Es war ihr tatsächlich von selbst eingefallen, daß Fanny heute vielleicht eine sachkundigere Hilfe brauchen könnte als die des Stubenmädchens. Als Lady Bertram selbst fertig angekleidet war, sandte sie wahrhaftig ihre eigene Zofe zu Fanny – natürlich zu spät, um noch irgendwie von Nutzen zu sein. Mrs. Chapman hatte gerade das oberste Stockwerk erreicht, als Miss Price fix und fertig angezogen aus ihrer Mansarde hervorkam, und man brauchte nur noch ein paar Höflichkeiten zu wechseln. Aber Fanny war von der unerhörten Aufmerksamkeit ihrer Tante fast ebenso überwältigt wie Lady Bertram und die Chapman selber.

## 28. Kapitel

Der Onkel und beide Tanten waren im Salon, als Fanny hinunterkam. Sir Thomas beobachtete sie interessiert und stellte mit Vergnügen fest, daß sie außerordentlich hübsch und elegant aussah. In ihrer Gegenwart ließ er es bei einem beifälligen Lob für ihren netten, passenden Anzug bewenden, doch als sie bald darauf wieder das Zimmer verließ, sprach er sehr anerkennend von ihrer Schönheit.

«Ja, sie sieht sehr gut aus», erwiderte Lady Bertram. «Ich habe ihr nämlich die Chapman geschickt.»

«Gut aussehen! O ja!» rief Mrs. Norris. «Das ist keine Kunst, nach allem, was man für sie getan hat. Wo sie doch hier in der Familie aufwachsen durfte und ständig das Vorbild ihrer Cousinen vor Augen hatte! Bedenken Sie nur, mein lieber Sir Thomas, welche außerordentlichen Vergünstigungen sie Ihnen und mir verdankt. Das Kleid zum Beispiel, das sie trägt, ist Ihr eigenes generöses Geschenk zur Hochzeit unserer lieben Maria. Was wäre sie heute, wenn wir ihr nicht die Hand gereicht hätten?»

Sir Thomas sagte nichts weiter, doch als man sich zu Tisch setzte, versicherten ihm die Blicke der beiden jungen Männer, daß man das Thema mit größerem Erfolg wiederaufnehmen könnte, sobald die Damen sich zurückgezogen hätten. Fanny spürte, daß sie gefiel, und das Bewußtsein, hübsch auszusehen, machte sie noch hübscher. Sie war aus vielerlei Gründen glücklich und sollte bald noch glücklicher werden; als sie hinter ihren Tanten das Zimmer verließ, sagte Edmund, der ihnen die Tür offenhielt: «Aber du mußt auch mit mir tanzen, Fanny! Du mußt mir zwei Tänze reservieren, welche du willst, bis auf die beiden ersten.» Nun blieb ihr nichts mehr zu wünschen übrig. Sie war kaum jemals im Leben in einem solchen Zustand gewesen, der beinahe schon an Übermut grenzte. Jetzt erst begriff sie die Fröhlichkeit ihrer Cousinen an früheren Ballabenden. Ein Ball war wirklich etwas Zauberhaftes! Im Salon übte sie sogar rasch ein paar Tanzschritte – solange sie sich vor den Augen von Tante Norris sicher fühlte, die vorerst ganz der Aufgabe hingegeben war, den prachtvollen Scheiteraufbau, den der Butler im Kamin entzündet hatte, umzuschichten und zum Einsturz zu bringen.

So verging eine halbe Stunde, die an jedem anderen Tage bestenfalls flau zu nennen gewesen wäre, doch Fannys Glücksgefühl hielt vor. Sie brauchte nur an ihr Gespräch mit Edmund zu denken – was bedeutete dagegen Mrs. Norris' Unrast oder Lady Bertrams Gähnen?

Dann erschienen die Herren, und es begann das köstlich erregende Warten auf den ersten Wagen, eine Spanne allgemeiner Gelöstheit und Fröhlichkeit, während sie lachend und plaudernd herumstanden und jeder Augenblick neue Freude und Hoffnung verhieß. Fanny fühlte wohl, daß Edmunds Heiterkeit schwer erkämpft war, doch daß er den Kampf so erfolgreich bestanden hatte, war eine neue Wonne.

Als man dann wirklich das Heranrollen der Wagen vernahm, als die Gäste sich wirklich zu versammeln begannen, wurde Fannys Fröhlichkeit merklich herabgedämpft. Der Anblick so vieler fremder Gesichter schüchterte sie ein. Auch war die Art von Sir Thomas und Lady Bertram nicht dazu angetan, die steife Förmlichkeit zu bannen, die zuerst in dem großen Zirkel herrschte, und Fanny hatte noch

Schlimmeres zu erdulden. Sie wurde von ihrem Onkel hier und dort vorgestellt, sie mußte ihren Knicks machen und artig Rede und Antwort stehen. Das war eine schwere Pflicht, und Fanny konnte sie nicht erfüllen, ohne immer wieder sehnsüchtig nach William auszuschauen, der gemütlich im Hintergrund herumspazierte, und sich inbrünstig an seine Seite zu wünschen.

Das Erscheinen der Grants und Crawfords leitete eine günstigere Ära ein. Ihrer ungezwungenen Art, ihren vertraulichen Begrüßungen hielt der steife Ton nicht stand. Als bald bildeten sich kleine Gruppen, und alle begannen sich behaglich zu fühlen. Auch Fanny atmete auf. Von der Fron der leeren Höflichkeiten erlöst, wäre sie wieder ungetrübt glücklich gewesen, hätte sie nur ihre Augen daran hindern können, ständig zwischen Edmund und Mary Crawford hin und her zu schweifen. Sie sah entzückend aus – und was konnte nicht noch daraus werden! Fannys Grübeleien wurden durch Henry Crawford unterbrochen, der plötzlich vor ihr stand und sie ohne weitere Einleitung um die ersten zwei Tänze bat. Ihre Freude darüber war sehr gemischt. Einerseits war es ja ein unschätzbares Glück, ihres ersten Tänzers sicher zu sein, denn der entscheidende Moment rückte jetzt bedrohlich nahe, und Fanny war sich ihres Anspruchs so wenig bewußt, daß sie meinte, wenn Mr. Crawford sie nicht aufgefordert hätte, wäre sie sitzengeblieben und hätte nur nach einer Reihe von Umfragen und Eingriffen und großem Getue einen Partner bekommen, was ihr schrecklich gewesen wäre. Andererseits jedoch lag in der Art, mit der er sie um die Ehre gebeten hatte, etwas Anzügliches, Pointiertes, das ihr nicht gefiel, und sie sah, wie er ihr Halsband mit einem lächelnden Blick streifte – ja, er hatte bestimmt dabei gelächelt! – der sie erröten ließ und sie ganz unglücklich machte. Und obwohl kein zweiter Blick folgte, der sie beunruhigt hätte, obwohl er kein anderes Ziel zu verfolgen schien, als sich ihr auf unaufdringliche Art angenehm zu machen, vermochte sie ihre Verlegenheit nicht zu überwinden, die um so größer war, als sie meinte, er müsse sie bemerken. Erst als er sich von ihr abwandte, um jemand anderen zu begrüßen, fand sie ihre Fassung wieder und war allmählich imstande, sich aufrichtig darüber zu freuen, daß sie einen Partner, einen freiwilligen Partner gefunden hatte, ehe noch der erste Tanz begann.

Als nun alle in den Ballsaal strömten, geriet Fanny zum erstenmal an diesem Abend in die Nähe Miss Crawfords, die als bald ihre Blicke und ihr Lächeln viel unverhohlener als ihr Bruder auf Fannys Hals richtete und auch schon davon zu sprechen begann. Fanny, die es rasch hinter sich haben wollte, beeilte sich, eine Erklärung für ihren zweiten Halsschmuck, Edmunds Kette, zu geben. Miss Crawford lauschte, und alle Komplimente und neckischen Anspielungen, die sie sich bereits zurechtgelegt hatte, waren vergessen. Sie dachte jetzt nur an eines. Ihre Augen, die schon vorher geleuchtet

hatten, bewiesen, daß sie noch heller aufleuchten konnten, während sie mit der lebhaftesten Freude ausrief: «Das hat er getan? Das hat Edmund getan? Oh, das sieht ihm ähnlich! Kein anderer Mann hätte daran gedacht. Ich kann gar nicht sagen, wie großartig ich das von ihm finde!» Und sie sah sich unwillkürlich suchend um, als wollte sie es ihm doch sagen. Er war nicht in der Nähe, er eskortierte gerade eine Gruppe älterer Damen aus dem Zimmer. Mrs. Grant trat an die beiden Mädchen heran und hakte sich bei beiden ein. So folgten sie den anderen in den Saal.

Fannys Stimmung sank; aber nicht einmal über Miss Crawford's Gefühle konnte sie jetzt ruhig nachdenken. Sie waren im Ballsaal, die Geigen erklangen, und ihre Aufregung war so groß, daß sie bei keinem Gedanken verweilen konnte. Sie mußte um sich schauen und aufpassen, was sie zu tun hatte.

Nach ein paar Minuten kam Sir Thomas auf sie zu und fragte, ob sie engagiert wäre. Ihre Antwort: «Ja, Onkel, Mr. Crawford hat mich aufgefordert», war genau, was er zu hören hoffte. Mr. Crawford war nicht weit. Sir Thomas brachte ihn zu ihr, und aus seinen nächsten Worten entnahm Fanny zu ihrem Schrecken, daß sie selbst den Tanz anführen und den Ball eröffnen sollte – niemals wäre sie auf diese Idee gekommen! Wenn sie an Einzelheiten des Abends gedacht hatte, war es ihr als Selbstverständlichkeit erschienen, daß Edmund und Miss Crawford das erste Paar bilden würden, und dieser Eindruck war so nachhaltig, daß sie, obwohl doch ihr Onkel in Person das Gegenteil behauptete, einen erschrockenen Ausruf, sie sei dafür ganz ungeeignet, eine Bitte, ihr das zu erlassen, nicht zu unterdrücken vermochte. Daß sie es überhaupt wagte, ihre eigene Meinung gegen ein Gebot von Sir Thomas zu verfechten, zeigte, wie groß ihre Not war. Seine Anordnung erfüllte sie mit solchem Entsetzen, daß sie tatsächlich den Mut fand, ihm ins Gesicht hinein zu sagen, sie hoffe, es ließe sich anders einrichten! Vergebens! Sir Thomas lächelte nur und sprach ihr Mut zu. Dann aber machte er ein so ernstes Gesicht und sagte so bestimmt: «Es muß sein, meine Liebe», daß sie keinen weiteren Einspruch erhob. Im nächsten Augenblick hatte Mr. Crawford sie ans andere Ende des Saales geführt, und dort standen sie und warteten, bis ein Paar nach dem anderen sich hinter ihnen aufreichte.

Sie konnte es kaum glauben. Den Vorrang über so viele elegante junge Damen zu genießen! Es war eine gar zu große Auszeichnung – man stellte sie ihren Cousinen gleich ... Und ihre Gedanken flogen mit ungeheucheltem, zärtlichem Bedauern zu den Töchtern des Hauses, die nicht hier waren, um den ihnen gebührenden Platz einzunehmen und an einem Vergnügen teilzuhaben, das ihr größtes Entzücken erregt hätte. Wie oft hatte sie sie von einem Ball in ihrem eigenen Heim als der höchsten erreichbaren Seligkeit schwärmen gehört! Nun gab es einen Ball, und sie waren nicht

dabei. Sie, Fanny, sollte das Fest eröffnen – noch dazu mit Mr. Crawford! Sie hoffte nur, daß sie ihr jetzt wenigstens diesen Vorzug nicht mehr neiden würden; aber wenn sie bedachte, wie es im Herbst ausgesehen hatte und wie sie alle zueinander standen, als sie damals hier im Haus getanzt hatten, schien ihr das heutige Arrangement geradezu unbegreiflich.

Der Ball begann. Fanny war sich mehr der Ehre als des Vergnügens bewußt, wenigstens während des ersten Tanzes. Ihr Partner war in strahlender Laune und bemühte sich, ihr davon etwas mitzuteilen, aber sie war zu verängstigt, um zum Genuß ihres Glückes zu kommen. Erst als sie glauben durfte, daß nicht mehr alle Blicke auf sie gerichtet waren, beruhigte sie sich ein wenig. Aber jung, hübsch und sanft, wie sie war, schien sogar ihre Befangenheit noch anmutig, und es gab wenig Leute im Saale, die nicht bereit waren, sie reizend zu finden. Sie war anziehend und bescheiden, sie war Sir Thomas' Nichte, und es hieß, daß Mr. Crawford ihr den Hof machte – das genügte, um ihr das allgemeine Wohlwollen zu sichern. Sir Thomas selber beobachtete mit Wohlgefallen den Verlauf des Tanzes. Er war stolz auf seine Nichte, und wenn er auch ihre Schönheit nicht der Verpflanzung nach Mansfield zuschrieb, wie Mrs. Norris es offenbar tat, erfüllte es ihn doch mit Befriedigung, daß er ihr alles andere gegeben hatte. Ihre Erziehung und ihr feines Wesen verdankte sie ihm.

Miss Crawford erriet so ziemlich, was in Sir Thomas vorging, während er dastand und Fanny zuschaute; und da sie, trotz allem, was er ihr angetan, doch durchaus vom Wunsch beseelt war, sich ihm bestens zu empfehlen, trat sie einen Schritt aus der Reihe heraus, um ihm etwas Liebenswertes über Fanny zu sagen. Er nahm ihre herzlichen Worte wohlwollend auf und stimmte ihnen zu, soweit seine reservierte Art und seine langsame Redeweise es zuließen; jedenfalls zeigte er sich bei diesem Anlaß von einer besseren Seite als seine Gattin auf dem Sofa daneben, der Mary sich ebenfalls zuwandte, um ihr, ehe sie wieder zu tanzen begann, Komplimente über Fannys Aussehen zu machen.

«Ja, sie sieht wirklich sehr nett aus», entgegnete Lady Bertram milde. «Die Chapman hat ihr beim Ankleiden geholfen. Ich habe ihr die Chapman geschickt.» Nicht, daß Lady Bertram sich nicht aufrichtig freute, Fanny bewundert zu sehen. Aber sie war noch so erschüttert über ihre eigene Güte, daß sie nicht darüber hinwegkam.

Miss Crawford kannte Mrs. Norris zu gut, um zu glauben, daß sie ihr mit einem freundlichen Wort über Fanny Freude machen könnte. Ihr gegenüber hieß es, sobald sich Gelegenheit dazu bot: «Ach, Madam, wenn wir doch heute unsere liebe Maria und Julia hier hätten!», und Mrs. Norris belohnte sie mit so vielen liebenswürdigen



Worten und Blicken, als ihre mannigfachen Beschäftigungen gestatteten, denn sie hatte alle Hände voll damit zu tun, Kartentische zu kontrollieren, Sir Thomas heftige Winke zu geben und immer wieder zu versuchen, die älteren Damen an angeblich bessere Plätze zu komplementieren.

Den größten Mißerfolg hatten Miss Crawfords liebenswürdige Bemühungen bei Fanny selber. Ihre Absicht war, das liebe, kleine Herzchen in freudige Verwirrung zu bringen und das liebe, kleine Köpfchen mit ein paar eitlen Gedanken zu verdrehen. Und in völliger Mißdeutung von Fannys Erröten glaubte sie tatsächlich, ihr Ziel erreicht zu haben, als sie nach den ersten zwei Tänzen an Fanny herantrat und mit neckischer Miene fragte: «Vielleicht können Sie mir sagen, weshalb mein Bruder morgen auf einmal nach London fahren muß? Er behauptet, er hätte dort etwas Wichtiges zu erledigen, aber was, will er mir nicht verraten. Das erste Mal, daß er mich nicht ins Vertrauen zieht! Aber so geht es eben – für jede Schwester kommt einmal der Tag, an dem sie beiseite geschoben wird. Jetzt muß ich mich an Sie um Auskunft wenden. Also bitte, weshalb fährt Henry morgen nach London?»

Fanny beteuerte ihre Unwissenheit so standhaft, wie ihre Verlegenheit es zuließ.

«Nun also», erwiderte Miss Crawford lachend, «dann muß ich eben annehmen, daß er es nur um des Vergnügens willen tut, Ihren Bruder nach London zu befördern und den ganzen Weg lang von Ihnen zu reden.»

Fanny war verwirrt, aber vor Ärger und Mißvergnügen, während Miss Crawford sich wunderte, daß sie nicht geschmeichelt lächelte und sie für überängstlich oder verschroben oder sonst etwas hielt; nur daß Henrys Aufmerksamkeiten ihr keine Freude machten, darauf kam sie nicht. Fanny hatte an diesem Abend sehr viel Vergnügen, doch das hatte wenig mit Henry Crawfords Bemühungen zu tun; es wäre ihr viel lieber gewesen, er hätte sie nicht so bald wieder zum Tanzen aufgefordert, und sie wäre lieber nicht auf den Gedanken gekommen, daß seine vorsorglichen Erkundigungen bei Mrs. Norris nach der Stunde des Soupers nur dem Zweck dienten, sie für diesen Teil des Abends mit Beschlag zu belegen. Doch es war nicht zu vermeiden. Er gab ihr allzu deutlich zu verstehen, daß er sich um sie bemühte. Dabei konnte sie nicht einmal sagen, daß es auf taktlose Art geschah, daß er sich indiskret oder aufdringlich benähme – und manchmal, wenn er von William redete, war er tatsächlich ganz annehmbar und bewies eine Herzenswärme, die für ihn sprach. Doch trotz alledem hatte ihr Vergnügen nichts mit seinen Aufmerksamkeiten zu tun. Sie war glücklich, wenn sie William beobachtete und sah, wie er sich aus ganzer Seele amüsierte, und wenn sie mit ihm fünf Minuten promenieren und den Berichten über

seine Tänzerinnen lauschen konnte; sie war glücklich, weil sie merkte, daß man sie hübsch fand, sie war glücklich, daß sie sich die längste Zeit auf die zwei Tänze mit Edmund freuen durfte – denn sie war so von Tänzern umschwärmt, daß die unbestimmte Abmachung mit ihm ständig noch vor ihr lag. Sie war sogar glücklich, als sie dann wirklich mit ihm tanzte – obwohl er ihr weder durch fröhliche Laune noch durch zärtliche Freundschaftsbeteuerungen, wie sie den heutigen Tag erhellt hatten, dazu Anlaß gab. Er war tief verstimmt, und sie war glücklich, daß sie die Freundin sein durfte, bei der er Ruhe suchte. «Ich bin ganz erschöpft vom Höflichkeitsein», sagte er. «Den ganzen Abend lang habe ich unaufhörlich geredet, um nichts zu sagen. Aber bei dir, Fanny, werde ich Frieden finden. Dich muß ich nicht mit Artigkeiten unterhalten. Komm, gönnen wir uns den Luxus des Schweigens.» Fanny hatte kaum den Mund aufzutun wollen, um ihre Zustimmung zu hauchen. Seine Müdigkeit verdiente besondere Schonung; sie ahnte wohl, daß sie mit den Sorgen zusammenhing, die er ihr heute gebeichtet hatte. So vollführten sie ihre beiden Tänze so ernst und schweigsam, daß jeder Zuschauer sich davon überzeugen konnte, daß Sir Thomas in seiner Nichte keine Braut für seinen jüngeren Sohn herangezogen hatte.

Der Abend hatte Edmund wenig Freude gebracht. Miss Crawford war überaus lustig gewesen, als sie zuerst zusammen tanzten, aber ihre Lustigkeit tat ihm nicht wohl, sie bedrückte ihn eher. Und später – denn er konnte nicht anders, es zog ihn immer wieder zu ihr hin – später hatte sie ihn durch die Art, wie sie von seinem Beruf sprach, aufs tiefste verletzt. Sie hatten gesprochen – sie hatten geschwiegen; er hatte vernünftig argumentiert – sie hatte gespottet; und schließlich hatten sie sich in gegenseitiger Verstimmung getrennt. Fanny, die sich nicht gänzlich enthalten konnte, die beiden zu beobachten, hatte genug gesehen, um leidlich zufrieden zu sein. Ach, es war unmenschlich, sich glücklich zu fühlen, während Edmund litt! Doch gerade weil er litt, konnte, mußte sie glücklich sein!

Als die zwei Tänze mit Edmund vorbei waren, war auch Fannys Lust und Kraft zum Weitertanzen so ziemlich dahin. Sir Thomas, der beobachtet hatte, wie sie die letzte Runde atemlos, die Hand in die Seite gepreßt, mehr gehend als tanzend vollendete, befahl ihr, sich hinzusetzen und auszuruhen. Von diesem Augenblick an tanzte auch Mr. Crawford nicht mehr.

«Arme Fanny!» rief William, der sie auf einen Augenblick besuchen kam, und wedelte sich mit dem Fächer seiner Partnerin Luft zu, als ginge es um sein Leben. «Wie schnell du hin bist! Jetzt fängt es ja erst richtig an. Wir beabsichtigen, uns noch zwei Stunden lang dazuzuhalten. Wie kann man nur so früh müde werden?»

«So früh, mein Lieber?» sagte Sir Thomas, indem er mit aller gebotenen Diskretion seine Uhr zog. «Es ist drei Uhr morgens. Deine Schwester ist nicht an solche Stunden gewöhnt.»

«Dann darfst du am Morgen nicht meinetwegen aufstehen, Fanny. Schlaf dich aus und denk nicht an mich!»

«Ach, William!»

«Was? Wollte sie aufstehen, bevor du dich auf den Weg machst?»

«O ja! Bitte, Onkel!» rief Fanny, lebhaft von ihrem Stuhl aufspringend, um ihrem Onkel näher zu sein. «Ich muß aufstehen und mit ihm frühstücken! Es ist doch das allerletzte Mal, der allerletzte Morgen!»

«Besser nicht, Fanny. Um halb zehn soll er schon gefrühstückt haben und bereit sein. Mr. Crawford, ich glaube, Sie wollen ihn um halb zehn abholen?»

Aber Fanny bat so inbrünstig und hatte so viele Tränen in den Augen, daß er es nicht abschlagen konnte. Und es endete mit einem gnädigen: «Schön, schön!», das eine Erlaubnis war.

«Ja, um halb zehn», sagte Crawford zu William, der schon wieder zu seiner Dame strebte.

«Und ich werde pünktlich sein, denn mir zuliebe steht keine zärtliche Schwester auf.» Und in gedämpftem Ton zu Fanny: «Ich habe nur von einem leeren Haus Abschied zu nehmen. Ihr Bruder wird morgen früh merken, daß er und ich ganz verschiedene Zeitbegriffe haben.»

Nach einiger Überlegung forderte Sir Thomas Henry Crawford auf, doch lieber an einem zeitigen Frühstück in Mansfield Park teilzunehmen, als zu Hause ganz allein zu essen; er selbst würde auch mithalten. Die Bereitwilligkeit, mit der seine Einladung angenommen wurde, bewies Sir Thomas, daß seine Vermutungen, denen (wie er sich gestehen mußte) der heutige Ball zum großen Teil seinen Ursprung verdankte, sehr begründet waren. Mr. Crawford war in Fanny verliebt, und Sir Thomas sah mit Wohlgefallen voraus, wie es enden würde. Indessen wußte ihm seine Nichte für die Liebenswürdigkeit, die er ihrem Verehrer erwies, durchaus keinen Dank. Sie hatte gehofft, William am letzten Morgen für sich allein zu haben – welches unaussprechliches Glück wäre das gewesen! Trotz ihrer Enttäuschung dachte sie nicht daran, sich zu beklagen. Im Gegenteil, sie war es so wenig gewöhnt, daß man sich

nach ihrem Gefallen richtete oder daß irgend etwas nach ihren Wünschen ging, daß sie sich viel eher freute und wunderte, ihren Willen soweit durchgesetzt zu haben, als über die Beschränkung zu murren.

Gleich darauf griff Sir Thomas wieder ein und riet ihr, unverzüglich zu Bett zu gehen. «Raten» war das Wort, das er gebrauchte, doch es war ein Ratschlag absoluter Autorität. Es blieb ihr nichts übrig, als aufzustehen und unter Henry Crawfords herzlichen Abschiedsworten still zu verschwinden. An der Tür blieb sie stehen, um – wie die Dame von Branhholm Hall – «noch einmal und nimmermehr» das fröhliche Bild in sich aufzunehmen und einen letzten Blick auf die fünf oder sechs unermüdlichen Paare zu werfen, die noch fleißig an der Arbeit waren. Dann schlich sie die breite Haupttreppe hinauf – verfolgt von den Klängen der endlosen Kontertänze, fiebrig vor Angst und Hoffnung, erhitzt von Suppe und Glühwein, erschöpft und mit schmerzenden Füßen, voller Unruhe und Erregung – aber trotz allem von der Überzeugung durchdrungen, daß ein Ball das Schönste vom Schönen sei.

Vielleicht hatte Sir Thomas nicht nur an ihre Gesundheit gedacht, als er sie so brüsk zu Bett schickte. Vielleicht fand er, daß Mr. Crawford lange genug bei ihr gesessen hatte – oder es lag ihm daran, zu zeigen, daß Fanny mit ihrer Fügsamkeit eine gute Ehefrau abgeben würde.

## 29. Kapitel

Der Ball war vorbei, und bald war auch das Frühstück vorbei. Sie hatten den letzten Kuß getauscht, William war fort. Mr. Crawford war, wie er vorausgesagt hatte, sehr pünktlich erschienen, und es war eine kurze, fröhliche Mahlzeit gewesen.

Nachdem sie William bis zum letzten Augenblick nachgeschaut hatte, kehrte Fanny tiefbetrübten Herzens ins Frühstückszimmer zurück, und ihr Onkel ließ ihr verständnisvoll Zeit, sich gründlich auszuweinen. Vielleicht bildete er sich auch ein, daß ihr zärtlicher Kummer den zwei verlassenen Stühlen der jungen Leute galt und daß die kaltgewordenen Schweinsrippen und Senfrete auf Williams Teller sich mit den zerbrochenen Eierschalen an Henry Crawfords Platz in ihre Gefühle teilten. Sie saß da und weinte «con amore», wie es der Absicht ihres Onkels entsprach, aber es war nur schwesterliche Amore und keine andere. William war fort – und jetzt dünkte es sie, sie hätte die Hälfte seines Besuches mit müßigen Dingen und selbstischen Sorgen vergeudet, die nichts mit ihm zu tun hatten.

Fanny war so geartet, daß sie nicht einmal an Tante Norris in der Dürftigkeit und Freudlosigkeit ihres engen Häuschens denken konnte, ohne sich vorzuwerfen, sie habe es beim letzten Zusammensein an irgendeiner kleinen Aufmerksamkeit für die Tante fehlen lassen; um wieviel weniger vermochte sie sich von dem Gefühl zu befreien, nicht alles getan und gesagt und gedacht zu haben, was ihrem William in diesen zwei Wochen gebührt hätte!

Der Tag schleppte sich schwer und schwermütig dahin. Bald nach dem zweiten Frühstück verabschiedete sich auch Edmund für eine volle Woche und bestieg sein Pferd, um nach Peterborough zu reiten. Jetzt waren sie alle fort. Vom gestrigen Abend war nichts geblieben als Erinnerungen, und sie hatte keinen Menschen, mit dem sie sie teilen konnte. Sie sprach mit ihrer Tante Bertram – sie mußte einfach mit jemandem über den Ball sprechen, aber ihre Tante hatte von dem, was um sie vorging, so wenig bemerkt und zeigte so geringes Interesse, daß es ein schweres Stück Arbeit war. Lady Bertram wußte nur, welches Kleid sie selbst getragen und wo sie selbst beim Souper gesessen hatte, sonst nichts. Sie erinnere sich nicht mehr, was man ihr von einem der Fräulein Maddox erzählt hatte – und Lady Prescott hätte eine Bemerkung über Fanny gemacht, aber sie könne sich nicht darauf besinnen – sie wäre nicht sicher, ob Oberst Harrison William oder Mr. Crawford gemeint hatte, als er sagte, das sei ein prächtiger junger Mann – irgend jemand hätte ihr etwas zugeflüstert, sie hätte vergessen, Sir Thomas zu fragen, was es bedeutete ... Das waren die zusammenhängendsten Sätze und klarsten Mitteilungen, die Fanny ihrer Tante entlocken konnte. Der Rest war nur ein träges «Ja, ja ... Sehr gut ... Ach, wirklich? ... So, das war er? ... Nein, ich weiß nicht ... Ich kenne sie nicht auseinander ...» Das war sehr schlimm, und nur Mrs. Norris' spitzige Bemerkungen wären noch schlimmer gewesen. Doch da sie mit dem ganzen übriggebliebenen Gelee nach Hause gegangen war, um ein erkranktes Dienstmädchen zu pflegen, herrschten im Salon wenigstens Friede und Freundlichkeit, wenn es auch sonst nicht viel zu rühmen gab. Der Abend verlief ebenso langweilig wie der ganze Tag. «Ich weiß gar nicht, was mit mir ist», sagte Lady Bertram, als der Teetisch abgeräumt war. «Mir ist ganz dumm zumute. Es kommt sicher vom langen Aufbleiben. Fanny, du mußt etwas tun, damit ich nicht einschlafe. Arbeiten kann ich nicht. Hol die Karten – mir ist ganz dumm zumute.»

Die Karten wurden gebracht, und Fanny spielte mit ihrer Tante «Cribbage», bis es Zeit zum Schlafengehen war. Da Sir Thomas sich in ein Buch vertieft hatte, war im Zimmer zwei Stunden lang kein Laut zu hören als das eintönige Zählen der Stiche. «Und eins macht einunddreißig ... Vier in der Hand, acht auf dem Tisch ... Sie sind am Austeilen, Tante, soll ich für Sie teilen?» Fanny dachte die ganze Zeit, welche

Veränderungen kurze vierundzwanzig Stunden in diesem Zimmer und im ganzen Haus bewirkt hatten. Gestern um diese Zeit war alles Glanz und Bewegung, Lärm und Getriebe, Hoffnung und Freudigkeit gewesen – hier im Salon und außerhalb des Salons und überall ... Jetzt atmete alles Langeweile und Einsamkeit.

Eine gut durchschlafene Nacht hob ihre Stimmung wieder. Am nächsten Tag konnte sie mit froherem Mut an William denken. Und da sie vormittags Gelegenheit fand, mit Mrs. Grant und Miss Crawford über den Donnerstagabend zu plaudern – und zwar im richtigen Stil, mit allen Verschönerungen der Einbildungskraft und allen fröhlichen Scherzen, die einem vergangenen Ball erst Farbe und Glanz verleihen – fand sie nachher ohne große Schwierigkeit in den Alltag zurück, und ihr Gemüt fügte sich leicht in die Stille dieser ruhigen Woche.

Der Familienkreis war jetzt kleiner, als sie es jemals erlebt hatte. Vor allem aber fehlte er, der bei jeder Mahlzeit und jedem Zusammensitzen für Fröhlichkeit und gute Laune sorgte. Doch das mußte sie ertragen lernen. Er würde bald auf immer das Haus verlassen. Sie war dankbar, daß sie jetzt mit ihrem Onkel im gleichen Zimmer weilen und seine Fragen vernehmen und sogar beantworten konnte, ohne unter der quälenden Schüchternheit zu leiden, die sie früher empfunden hatte.

«Unsere beiden jungen Männer fehlen uns», bemerkte Sir Thomas am ersten wie auch am zweiten Abend, als sie um den kleingewordenen Tisch saßen. Mit Rücksicht auf Fannys tränenvolle Augen fügte er am ersten Tag nichts hinzu und begnügte sich damit, auf die Gesundheit von William und Edmund zu trinken. Doch am zweiten Tag ging er etwas weiter. Er sprach mit freundlichen Worten von William und der Hoffnung auf seine Beförderung. «Und wir dürfen ruhig annehmen, daß er uns in Zukunft ziemlich häufig besuchen kann», fuhr er fort. «Freilich, an Edmunds Abwesenheit werden wir uns gewöhnen müssen. Dies ist der letzte Winter, in dem er noch ganz zu uns gehört.»

«Ja», erwiderte Lady Bertram. «Aber ich wollte, er ginge nicht weg. Alle gehen sie jetzt weg. Ich wollte, sie blieben zu Hause.»

Dieser Wunsch bezog sich vor allem auf Julia, die gerade heute brieflich um die Erlaubnis gebeten hatte, Maria auch noch nach London zu begleiten. Sir Thomas hatte seine Einwilligung gegeben, da er glaubte, es sei für beide Töchter so am besten. Lady Bertram in ihrer Gutmütigkeit hätte es zwar nicht über sich gebracht, Julias Wunsch abzuschlagen, kränkte sich aber, daß ihre Heimkehr sich hinauszögerte, denn nach dem ursprünglichen Plan hätte sie jetzt nach Hause kommen sollen. Sir Thomas brachte eine Menge vernünftiger Argumente vor, um seine Frau mit der Veränderung

des Programms auszusöhnen. Er setzte ihr ausführlich auseinander, was treubesorgte Eltern für ihre Kinder tun sollten, und schrieb ihr dabei die Gefühle einer zärtlichen Mutter zu, die gern ein Opfer auf sich nimmt, wenn es um das Vergnügen ihrer Töchter geht. Lady Bertram stimmte allem mit einem friedfertigen «Ja ...» bei, bis sie nach einer Viertelstunde schweigenden Nachsinnens spontan bemerkte: «Weißt du, Sir Thomas, ich habe nachgedacht – und ich bin sehr froh, daß wir damals Fanny zu uns genommen haben. Jetzt, wo alle anderen weg sind, haben wir den Nutzen davon.»

Sir Thomas stimmte nachdrücklich diesem Kompliment zu: «Sehr richtig! Wir zeigen Fanny, daß wir sie für ein braves, verständiges Mädchen halten, indem wir sie ins Gesicht hinein loben. Sie ist eine sehr schätzenswerte Hausgenossin geworden. Wenn wir ihr früher Gutes erwiesen haben, ist sie uns jetzt ebenso notwendig wie wir ihr.»

«Ja», sagte Lady Bertram, «und es ist ein tröstlicher Gedanke, daß sie zumindest immer bei uns bleiben wird.»

Sir Thomas schwieg, blickte mit einem kaum merklichen Lächeln auf seine Nichte und versetzte dann mit ernster Würde: «Ich hoffe, sie wird uns nicht verlassen – bis sie nicht ein anderes Heim findet, in dem sie nach menschlichem Ermessen ein glücklicheres Dasein erwartet als bei uns.»

«Und das ist höchst unwahrscheinlich, Sir Thomas. Wer sollte sie wohl einladen? Maria wird sie sicher gern hie und da in Sotherton sehen, aber sie denkt nicht daran, sie ganz zu sich zu nehmen. Fanny hat es hier auch bestimmt besser – und übrigens kann ich sie nicht entbehren.»

Die Woche, die im großen Haus von Mansfield so still und friedlich verlief, zeigte im Pfarrhaus ein ganz anderes Gesicht. Zumindest erweckte sie in der dortigen jungen Dame andere Gefühle. Was Fanny als Erholung und Behagen empfand, bedeutete für Mary nichts als Verdruß und Langeweile. Das hing zum Teil mit der gänzlich verschiedenen Veranlagung und Erziehung der beiden zusammen – die eine so leicht zufriedenzustellen, die andere so wenig ans Dulden und Fügen gewöhnt – doch mehr noch lag es an der Verschiedenartigkeit ihrer Umstände. In manchem waren ihre Wünsche einander genau entgegengesetzt. Für Fanny bildete Edmunds Abwesenheit ihrem Zweck und ihrer Ursache nach eine wahre Erleichterung, für Mary war sie in jeder Hinsicht ärgerlich und kränkend. Sie vermißte seine Gesellschaft jeden Tag, beinahe jede Stunde, vermißte sie um so mehr, als sie nur mit Zorn an den Grund seiner Entfernung denken konnte. Edmund hätte, um sein Ansehen zu erhöhen, tatsächlich nichts Klügeres ersinnen können als diese achttägige Abwesenheit, noch dazu gerade zu dem Zeitpunkt, zu dem auch ihr Bruder und William Price abreisten,

so daß die eben noch so angeregte Gesellschaft von heute auf morgen in alle Winde zerstob. Mary empfand dies aufs schärfste. Im Pfarrhaus waren sie jetzt nur noch ein trübseliges Trio – durch eine Reihe von Schnee- und Regentagen in ihre vier Wände eingeschlossen, ohne Zerstreung und ohne Hoffnung auf die kleinste Abwechslung. So sehr sie Edmund zürnte, daß er seinem Vorsatz treu geblieben war und ihr offen Trotz bot (und sie war ihm so böse gewesen, daß sie sich auf dem Ball nicht als Freunde trennten), mußte sie doch jetzt, da er fern war, unaufhörlich an ihn denken. Ob sie wollte oder nicht – sie erinnerte sich ständig seiner Liebenswürdigkeit und seiner Zuneigung und sehnte sich immer stärker nach dem beinahe täglichen Zusammensein der letzten Zeit zurück. Sie fand, daß er seine Abwesenheit unnötig lange ausdehnte. Das hätte er ihr nicht antun dürfen – Mansfield eine volle Woche lang fernzubleiben, gerade wenn ihre eigene Abreise bevorstand! Allmählich begann sie sich selber Vorwürfe zu machen. Sie bereute jetzt, daß sie bei ihrem letzten Gespräch allzu heftig geworden war. Sie hatte, als sie vom geistlichen Stand sprach, einige starke – einige geradezu verächtliche Ausdrücke gebraucht, und das hätte nicht sein dürfen. Es war ungezogen und unrecht gewesen. Ach, hätte sie diese Worte doch niemals ausgesprochen!

Ihr Kummer ging nicht mit der Woche zu Ende. Es war schlimm genug gewesen, aber es wurde noch schlimmer, als der Freitag kam und Edmund nicht brachte – als es Samstag wurde und noch immer kein Edmund auftauchte – und als sie schließlich bei dem flüchtigen sonntäglichen Zusammentreffen mit der Familie erfuhr, Edmund hätte geschrieben, daß er seine Rückkehr aufschob; er habe seinem Freund zugesagt, noch ein paar Tage länger zu bleiben.

Wenn sie schon vorher von Reue und Ungeduld gequält wurde – wenn sie ihre scharfen Worte bereute und fürchtete, Edmund auf nicht wieder gutzumachende Weise verletzt zu haben, waren Reue und Angst jetzt zehnmal schlimmer. Außerdem hatte sie gegen eine unangenehme Regung anzukämpfen, die ihr gänzlich neu war – Eifersucht. Edmunds Freund, Mr. Owen, hatte Schwestern ... Vielleicht fand Edmund sie anziehend? Aber jedenfalls dünkte sie sein absichtliches Fernbleiben zu einer Zeit, da er sie allen früheren Plänen nach schon beinahe in London vermuten mußte, ganz unerträglich. Wäre Henry, wie es abgemacht war, nach drei oder vier Tagen zurückgekommen, so wäre sie jetzt gerade daran, Mansfield zu verlassen! Kurz, es war unumgänglich notwendig, Fanny zu besuchen und allenfalls Näheres zu erfahren. Sie hielt es in dieser elenden Verlassenheit einfach nicht mehr aus! Und so marschierte sie entschlossen durch den Park, ohne der schlechten Wege zu achten, die sie noch vor



einer Woche für unüberwindlich gehalten hatte, einzig um der Möglichkeit willen, etwas von ihm zu erfahren oder zumindest seinen Namen zu hören.

Die erste halbe Stunde war verlorene Zeit, denn Lady Bertram saß mit Fanny im Salon, und solange sie nicht mit Fanny allein sprechen konnte, war nichts zu erhoffen. Doch endlich verließ Lady Bertram das Zimmer, und Miss Crawford begann unverzüglich, in einem Ton, der möglichst gleichgültig klingen sollte: «Nun, und was sagen Sie dazu, daß Ihr Cousin so lange fortbleibt? Sie sind der einzige junge Mensch im Haus, Sie müssen am meisten darunter leiden. Sicher vermissen Sie ihn sehr. Überrascht es Sie nicht, daß er seine Rückkehr hinausschiebt?»

«Ich weiß nicht ...» antwortete Fanny zögernd. «Doch – ich hatte es eigentlich nicht erwartet.» «Vielleicht bleibt er immer länger aus, als er sagt? Das ist so üblich. Jeder junge Mann pflegt das zu tun.»

«Edmund nicht – wenigstens hat er es nicht getan, als er Mr. Owen das letzte Mal besuchte.»

«Offenkundig gefällt es ihm diesmal besser dort. Er ist ja selbst ein sehr – ein sehr sympathischer junger Mann, und es tut mir wirklich leid, daß ich ihn vor meiner Abreise nicht mehr sehen werde. So wird es jetzt wohl kommen – ich erwarte Henry täglich, und sobald er eintrifft, hält mich nichts mehr in Mansfield zurück. Ich hätte Edmund nur vorher gerne noch einmal gesehen ... Aber Sie werden ihm meine Empfehlungen ausrichten. Ja – ich denke, Empfehlungen ist das richtige Wort. Finden Sie nicht, Miss Price, daß in unserer Sprache ein Ausdruck fehlt – etwas zwischen Empfehlungen und – und Liebe – etwas, was dem freundschaftlichen Verkehr entspricht, der zwischen uns geherrscht hat? Wir kennen einander jetzt so viele Monate! Aber es muß wohl bei Empfehlungen bleiben ... War sein Brief lang? Schreibt er ausführlich, was er treibt? Vielleicht gibt es dort weihnachtliche Festivitäten, denen zuliebe er bleibt?»

«Ich habe nur teilweise gehört, was in dem Brief stand. Er war an meinen Onkel gerichtet – aber ich glaube, er war ganz kurz – sicher nur ein paar Zeilen lang. Ich weiß nur, daß sein Freund ihn gedrängt hat, länger zu bleiben, und daß er eingewilligt hat; wenige Tage länger – oder einige Tage länger – das weiß ich nicht genau.»

«Oh, wenn er seinem Vater geschrieben hat! Ich dachte, es wäre ein Brief an Lady Bertram oder an Sie ... Aber wenn er seinem Vater geschrieben hat, wundert es mich nicht, daß er sich kurz faßt. Wer würde wohl Sir Thomas einen Plauderbrief schreiben? Hätte er Ihnen geschrieben, wüßten wir mehr Einzelheiten. Sie hätten von Bällen und

Gesellschaften vernommen. Er hätte Ihnen alles und alle genau geschildert. – Wie viele Fräulein Owen gibt es eigentlich?»

«Drei, soviel ich weiß.»

«Sind sie musikalisch?»

«Ich habe keine Ahnung. Ich habe nie etwas davon gehört.» «Das ist nämlich die erste Frage, die man stellt, wenn man selbst ein Instrument spielt», plauderte Miss Crawford so recht munter und unbekümmert weiter. «Aber es ist natürlich töricht, sich überhaupt nach jungen Mädchen zu erkundigen – besonders nach drei eben flügge gewordenen Schwestern. Man weiß auch ohne Fragen ganz genau, wie sie sind – alle sehr wohlerzogen und reizend, und eine von ihnen bildhübsch. Das ist immer so, in jeder Familie gibt es eine ausgesprochene Schönheit. Zwei spielen Klavier und eine Harfe – und alle drei singen – oder würden singen, wenn sie es gelernt hätten – oder singen um so besser, weil sie keinen Unterricht hatten – oder so ähnlich.»

«Ich weiß nichts von den Fräulein Owen», wiederholte Fanny ungerührt.

«Sie wissen nichts und wollen nichts wissen. Ihr Ton könnte nicht gleichgültiger sein. Wie sollte man sich auch für Leute interessieren, die man nie gesehen hat? – Nun, wenn Ihr Cousin zurückkommt, wird ihm Mansfield sehr still vorkommen. Die Lärmmacher werden alle weg sein, Ihr Bruder und mein Bruder und ich selber ... Jetzt, da es ernst wird, denke ich nicht gern daran, daß ich meine Schwester verlassen muß. Sie läßt mich ungern fort.»

Fanny fühlte sich verpflichtet, etwas Höfliches zu sagen. «Man wird Sie zweifellos sehr vermissen. Alle werden Sie sehr vermissen.»

Miss Crawford sah sie scharf an, als wünschte sie mehr herauszuhören, und sagte dann lachend: «O ja! Zum Schluß vermißt man auch den lästigsten Lärm – das heißt, man merkt den Unterschied, wenn er aufgehört hat. Aber ich fische nicht, Sie brauchen mir kein Kompliment zu machen. Falls ich wirklich vermißt werde, wird es sich zeigen, und wer mich zu sehen wünscht, wird mich zu finden wissen. Ich begeben mich nicht in unbestimmte oder unerreichbare Fernen.»

Fanny brachte es nicht über sich, darauf zu antworten, und Miss Crawford war enttäuscht. Sie hatte gehofft, von ihr, die sie für eingeweiht hielt, eine schmeichelhafte Bestätigung ihrer Macht über Edmund zu hören – und ihre Stimmung verdüsterte sich wieder.

«Ja, die Fräulein Owen!» rief sie unvermittelt. «Angenommen, eine der Fräulein Owen würde Herrin in Thornton Lacey – was würden Sie dazu sagen, Miss Price? Es sind schon merkwürdigere Dinge passiert, und man darf wohl annehmen, daß sich die betreffenden jungen Damen alle erdenkliche Mühe geben. Sie haben auch vollkommen recht, denn es wäre eine sehr passende Versorgung für sie – ich kann es ihnen nicht im geringsten verdenken. Jeder hat die Pflicht, so gut wie möglich für sich zu sorgen. Ein Sohn von Sir Thomas ist nicht der erste beste – und jetzt ist er gar in ihrer eigenen Branche. Der Vater ist Pfarrer, der Bruder ist Pfarrer, alle miteinander sind sie Pfarrer. Er ist sozusagen ihr legitimes Eigentum, er gehört ihnen mit Fug und Recht ... Aber Sie sagen ja nichts, Fanny – Miss Price – warum sagen Sie nichts? Jetzt einmal ehrlich, erwarten Sie nicht, daß es so kommen wird?»

«Nein», sagte Fanny fest. «Das erwarte ich ganz und gar nicht.»

«Ganz und gar nicht!» rief Miss Crawford mit großer Munterkeit. «Das erstaunt mich! Aber Sie wissen es wohl genau – ich bilde mir immer ein, Sie sind ... Vielleicht glauben Sie, daß er überhaupt nicht heiraten wird – zumindest nicht so bald ...»

«Ja, das glaube ich», sagte Fanny leise und hoffte dabei, daß sie sich nicht irrte – weder in ihrer Überzeugung noch darin, daß sie sie preisgab.

Miss Crawford sah sie scharf an, und es schien ihr ein gutes Zeichen, daß Fanny unter ihrem Blick errötete. So sagte sie nur: «Ach, er ist am besten daran, wie es jetzt ist ...» und begann, von etwas anderem zu sprechen.

### 30. Kapitel

Miss Crawford fühlte sich durch diese Unterhaltung sehr erleichtert und beruhigt und kehrte in so zuversichtlicher Stimmung ins Pfarrhaus zurück, daß sie notfalls vielleicht eine weitere Woche lang der gleichen langweiligen Gesellschaft und dem gleichen schlechten Wetter getrotzt hätte. Da aber noch am selben Abend ihr Bruder, so vergnügt wie immer oder womöglich noch vergnügter, aus London zurückkam, wurde ihre Geduld nicht länger auf die Probe gestellt. Daß er sich weiterhin weigerte, ihr den Grund seiner Reise zu verraten, erhöhte nur die Fröhlichkeit. Vor einem Tag noch hätte seine Heimlichtuerei sie geärgert, doch jetzt war es ein lustiger Scherz, der nur den Zweck haben konnte, ihr eine angenehme Überraschung zu bereiten. Und tatsächlich brachte ihr der nächste Tag eine gewaltige Überraschung. Henry hatte gesagt, er wolle nur rasch bei den Bertrams vorsprechen und sie begrüßen – in zehn Minuten wäre er

wieder da; doch er blieb über eine Stunde aus. Und als seine Schwester, die ihn zu einem Spaziergang im Garten erwartete, ihn schließlich höchst ungeduldig am Gartentor empfing und ausrief: «Aber, Henry, wo hast du nur die ganze Zeit gesteckt?» – hatte er nichts zu erwidern, als daß er ein Weilchen bei Lady Bertram und Fanny gesessen hätte.

«Anderthalb Stunden lang!» rief Mary.

Doch das war erst der Anfang der Überraschung. «Ja, Mary», sagte er, indem er ihren Arm nahm und den Fahrweg entlangzugehen begann, als wüßte er gar nicht, wo er war, «ich konnte mich nicht früher losreißen – Fanny hat so reizend ausgesehen! Mary, mein Entschluß ist gefaßt. Es ist nichts mehr daran zu ändern. Wirst du sehr erstaunt sein? Nein – du mußt es längst gemerkt haben. Ich bin fest entschlossen, Fanny Price zu heiraten.»

Das war allerdings eine Überraschung! Entgegen seiner Vermutung war es Mary niemals in den Sinn gekommen, ihren Bruder derartiger Absichten zu verdächtigen; ihr Gesicht spiegelte so deutlich ihre Verblüffung wider, daß er sich bewogen fühlte, alles, was er gesagt hatte, noch einmal, ausführlicher und feierlicher zu wiederholen. Mary hörte sein Geständnis durchaus nicht ungern, die Überraschung schien ihr höchst erfreulich. Wie die Dinge lagen, war ihr eine nähere Verbindung mit der Familie Bertram sehr willkommen, und es mißfiel ihr auch nicht, daß ihr Bruder ein wenig unter seinen Ansprüchen heiratete.

«Ja, Mary», schloß Henry, «ich zapple im Netz. Du weißt, mit was für leichtfertigen Gedanken ich diese Geschichte angefangen habe – aber damit ist es zu Ende. Ich habe (so schmeichle ich mir) schon ein gutes Stück von ihrer Zuneigung gewonnen – aber mein Herz ist ganz und gar gefangen.»

«Oh, die Glückliche, die Glückliche!» rief Mary, sobald sie sprechen konnte. «Eine solche Heirat zu machen! Liebster Henry, das muß mein erster Gedanke sein! Aber mein zweiter, den du genau so unverblümt zu hören bekommst, ist, daß ich deine Wahl von ganzem Herzen billige, daß ich von deinem künftigen Glück so innig überzeugt bin, wie ich es dir wünsche! Du bekommst ein süßes, kleines Frauchen, ganz Dankbarkeit und Hingebung, genau wie du es verdienst. Was für eine fabelhafte Partie für sie! Mrs. Norris spricht so oft von ihrem Glück – was wird sie jetzt erst sagen? Die ganze Familie wird hochentzückt sein – und einige von ihnen wollen ihr wirklich wohl – wie werden die sich freuen! Aber jetzt mußt du mir alles genau erzählen, du darfst gar nicht aufhören zu erzählen. Wann hast du ernsthaft an sie zu denken begonnen?»

Nichts war unmöglicher, als eine solche Frage zu beantworten, wenn auch nichts angenehmer, als sie zu vernehmen. Wie «die süße Krankheit ihn befallen», vermochte er nicht zu sagen, doch bevor er diesem Gefühl, mit etwas veränderten Worten, dreimal Ausdruck verliehen hatte, unterbrach ihn seine Schwester eifrig:

«Ach, Henry, darum bist du nach London gefahren! Das war die dringende Angelegenheit! Du wolltest dich mit dem Admiral beraten, ehe du deinen Entschluß faßtest!»

Doch das verneinte er entschieden. Er kannte seinen Onkel zu gut, um ihn in Heiratsangelegenheiten zu Rate zu ziehen. Der Admiral war ein erbitterter Feind der Ehe und fand es unverzeihlich, wenn ein unabhängiger junger Mann sich diese Fessel auferlegte.

«Wenn er Fanny kennenlernt, wird er sie vergöttern», fuhr Henry fort. «Sie ist genau die Richtige, um die Vorurteile eines solchen Mannes zu widerlegen, weil sie genau die Frau ist, die es seiner Überzeugung nach nicht geben kann. Sie ist, was er als Denkmöglichkeit beschreiben würde – das heißt, wenn er die Feinheiten der Sprache noch so weit beherrscht, um seine eigenen Ideen auszudrücken. Doch ehe es nicht ganz fest abgemacht ist, so fest, daß niemand mehr sich einmischen kann, soll er nichts davon erfahren. Nein, Mary, du bist auf dem Holzweg. Du hast mein Geschäft noch nicht erraten.»

«Laß nur, das genügt mir. Ich weiß jetzt, mit wem es zusammenhängt und bin nicht weiter neugierig. Fanny Price! Wunderbar – ganz wunderbar! Daß Mansfield für dich so bedeutungsvoll werden sollte – daß du dein Glück in Mansfield finden solltest! Aber du tust recht, du hättest nicht besser wählen können. Sie ist das liebste Mädchen der Welt, und auf Geld brauchst du nicht zu achten. Was Familie betrifft, kann man sich nichts Besseres wünschen. Die Bertrams gehören zweifellos zur vornehmsten Gesellschaft. Sie ist die Nichte von Sir Thomas Bertram – das genügt für die Welt. Aber sprich weiter, erzähl mir alles! Was hast du jetzt vor? Weiß sie schon von ihrem Glück?»

«Nein.»

«Worauf wartest du noch?»

«Auf – eigentlich nur auf eine günstige Gelegenheit. Mary, sie ist nicht wie ihre Cousinen, aber ich glaube, ich werde nicht vergeblich bitten.»

«Nein, o nein! Ausgeschlossen! Sogar wenn du nicht so anziehend wärest – falls wir überhaupt annehmen wollen, daß sie nicht schon längst in dich verliebt ist, woran ich kaum zweifle – sogar dann ist sie dir sicher. Mit ihrer Sanftmut, ihrem dankbaren Gemüt kann sie nicht anders, als dir sofort ihr Herz schenken. Weißt du, ich bin ganz überzeugt, daß sie niemals ohne Liebe heiraten würde. Wenn es ein Mädchen auf der Welt gäbe, das sich von äußerlichen Dingen nicht beeinflussen läßt, dann müßte sie es sein. Aber bitte sie, dich zu lieben, und sie kann dir nicht widerstehen.»

Sobald Mary ihre Lebhaftigkeit zum Schweigen bringen konnte, war er ebenso begierig, ihr alles zu sagen, wie sie, es anzuhören, und das Gespräch, das sich nun entspann, war für sie fast ebenso hinreißend wie für ihn, obwohl er in Wirklichkeit von nichts zu berichten hatte als von seinen eigenen Gefühlen und nichts schilderte als Fannys Vorzüge. Fannys Lieblichkeit, Fannys Anmut, Fannys Herzensgüte boten ein unerschöpfliches Thema. Er pries ihre Sanftmut, ihre Bescheidenheit, ihr liebevolles Gemüt – das liebevolle Gemüt, das in den Augen des Mannes so ausschlaggebend ist, daß er zwar manchmal liebt, wo es fehlt, sich dabei aber immer einbilden muß, daß es vorhanden sei. Ihre Geduld, ihre Fügsamkeit hatte er allen Anlaß zu kennen und zu preisen, er hatte sie oft genug auf die Probe gestellt gesehen. Gab es außer Edmund auch nur einen Menschen in der Familie, der nicht auf diese oder jene Art ständig Fannys Engelsgüte in Anspruch nahm? Dabei war sie offenkundig großer Zärtlichkeit fähig. Wenn man sie mit ihrem Bruder zusammen sah! Gab es einen entzückenderen Beweis dafür, daß ihre Herzenswärme ihrer Sanftmut in nichts nachstand? Gab es etwas Ermutigenderes für einen Mann, der um ihre Liebe warb? Daß sie einen klaren, rasch auffassenden Verstand besaß, stand außer allem Zweifel – und was ihr Benehmen betraf, war es der Spiegel ihres züchtigen, vornehmen Wesens. Doch das war noch nicht alles. Henry Crawford war klug genug, den Wert moralischer Grundsätze zu erkennen, wenn er auch zu wenig an ernsthaftes Nachdenken gewöhnt war, um sie bei ihrem richtigen Namen zu nennen; doch wenn er von Fannys Beständigkeit und Zuverlässigkeit, ihrem Ehrgefühl und ihrem unbeirrbaren Anstand sprach, von all den Eigenschaften, die jedem Mann das höchste Vertrauen in ihre Treue und Charakterfestigkeit einflößen mußten, gab er dem Gefühl Ausdruck, daß ihre Integrität über allen Zweifel erhaben war.

«Ich könnte ihr so ganz und gar, so unbedingt vertrauen», sagte er, «und das ist es, was ich brauche».

Seine Schwester, die aufrichtig überzeugt war, daß Fanny diese Lobpreisungen wirklich verdiente, strahlte.

«Je mehr ich es mir überlege», rief sie, «um so mehr bin ich überzeugt, daß du richtig handelst. Ich wäre zwar niemals darauf verfallen, daß gerade ein Mädchen wie Fanny dich fesseln könnte, aber jetzt bin ich ganz sicher, daß sie die Rechte ist, um dich glücklich zu machen. Dein boshafter Plan, ihren Herzensfrieden zu stören, war in Wirklichkeit eine ausgezeichnete Idee. Ihr werdet ihm beide euer Glück verdanken.»

«Es war schlecht von mir, sehr, sehr schlecht, mit einem solchen Wesen zu spielen – aber damals kannte ich sie noch nicht. Und sie soll niemals Ursache haben, die Stunde zu beklagen, in der mir dieser müßige Gedanke zuerst in den Kopf kam! Ich will sie glücklich machen, Mary, glücklicher, als sie selbst je gewesen ist oder einen anderen Menschen gesehen hat. Ich will sie nicht von hier fortnehmen. Ich werde Everingham verpachten und hier in der Umgegend etwas mieten – vielleicht Stanwix Lodge. Everingham kann ich leicht auf sieben Jahre verpachten. Ich könnte auf Anhieb drei ausgezeichnete Leute nennen, von denen jeder froh und dankbar wäre, es zu meinen eigenen Bedingungen zu übernehmen.»

«Ha!» rief Mary. «Du willst dich hier niederlassen! Wie schön! Dann bleiben wir alle beisammen!»

Kaum hatte sie es gesagt, hätte sie die unbedachten Worte gern zurückgenommen. Doch sie hatte keinen Anlaß zur Verlegenheit; ihr Bruder bezog ihren Ausruf auf ihr Verweilen im Pfarrhaus, und seine Antwort bestand in der allerherzlichsten Einladung, sein Haus als das ihre anzusehen.

«Wir haben das erste Anrecht auf dich», sagte er. «Du mußt uns mehr als nur die Hälfte deiner Zeit schenken. Ich kann nicht zugeben, daß wir dich halb und halb mit dem Pfarrhaus teilen, denn sowohl Fanny wie ich haben Anspruch auf dich. Fanny wird dir wirklich eine Schwester sein.»

Mary brauchte nur dankbar zu lächeln und allgemeine Zusagen zu machen, aber heimlich nahm sie sich fest vor, nicht mehr lange zu Gast zu sein – weder bei ihrem Bruder noch bei ihrer Schwester.

«Aber ihr werdet das Jahr zwischen London und Northamptonshire teilen?»

«Ja, gewiß.»

«Das ist recht. Und in London müßt ihr natürlich ein eigenes Haus haben – nicht mit dem Admiral zusammen. Liebster Henry, welch unschätzbares Glück für dich, vom Admiral loszukommen, bevor er dich mit seinen schlechten Manieren angesteckt hat, bevor du dir seine närrischen Ansichten zu eigen machst oder dir angewöhnst, über

deinen Mahlzeiten zu sitzen, als ob es im Leben nichts Höheres gäbe! Du erkennst diesen Vorteil nicht an, weil du ihm gegenüber verblendet bist, aber ich sage dir, daß du bald heiratest, kann deine Rettung sein. Wenn ich mit ansehen müßte, wie du dem Admiral im Reden und Handeln, im Aussehen und Benehmen ähnlich würdest – das Herz würde mir brechen!»

«Na, na, in diesem Punkt sind wir nicht ganz einer Meinung. Der Admiral hat seine Fehler, aber er ist ein sehr braver Mann und war mir mehr als ein Vater. Wenige Väter hätten mir nur halb soviel Freiheit gelassen. Hör zu, Mary, du darfst mir Fanny nicht gegen ihn einnehmen. Ich will, daß sie einander lieb gewinnen.»

Mary verschluckte die Entgegnung, daß es auf der Welt nicht zwei Menschen geben könnte, deren Wesensart und Ansichten weniger zusammenpaßten; das würde Henry mit der Zeit selbst entdecken. Doch eine Bemerkung konnte sie nicht zurückhalten: «Henry, ich schätze Fanny so hoch, daß ich wahrhaftig versuchen würde, deine Heirat zu vereiteln, wenn ich dächte, die nächste Mrs. Crawford könnte nur halb soviel Grund haben, diesen Namen zu verabscheuen, wie meine arme, unglückliche Tante. Aber ich kenne dich. Ich weiß, daß die Frau, die du wirklich liebst, die glücklichste Frau der Welt sein wird, und sogar wenn du sie nicht mehr liebst, wird sie in dir noch immer einen großmütigen, vornehm denkenden Mann finden.»

Henry setzte mit größter Beredsamkeit auseinander, wie undenkbar es sei, daß er nicht alles auf Erden tun würde, um Fanny glücklich zu machen, und um wieviel undenkbarer, daß er jemals aufhören könnte, Fanny zu lieben!

«Hättest du sie heute morgen nur gesehen, Mary», fuhr er fort, «mit welcher unsagbarer Lieblichkeit und Geduld sie alles tut, was die Stupidität ihrer Tante von ihr fordert! Da muß sie ihr die Handarbeit in Ordnung bringen – und wie entzückend haben ihre Wangen geglüht, als sie sich darüber beugte! – und dann wieder einen Brief für diese blöde Person schreiben – und alles so still und sanft, als wäre es selbstverständlich, daß sie keinen Augenblick lang über sich selbst verfügen darf. Ihr Haar war so glatt und ordentlich wie immer, nur ein einziges kleines Löckchen fiel ihr beim Schreiben in die Stirn, und sie schüttelte es von Zeit zu Zeit zurück. Und mitten in dem Hin und Her sprach sie noch manchmal zu mir – oder hörte zu, als hörte sie mich gern sprechen. Wenn du sie so gesehen hättest, Mary, könntest du nicht an die Möglichkeit denken, daß sie jemals die Macht über mein Herz verlieren wird.»

Mary blieb stehen und lachte ihn strahlend an. «Liebster, liebster Henry! Wie froh bin ich, dich so verliebt zu sehen! Es macht mich übergücklich. Aber was werden Maria und Julia sagen?»



«Es kümmert mich nicht, was sie sagen und was sie denken. Jetzt werden sie wenigstens merken, wie die Frau aussieht, die mich fesseln kann – die einen vernünftigen Mann zu fesseln vermag! Ich kann ihnen nur wünschen, daß sie aus dieser Entdeckung Nutzen ziehen! Jetzt werden sie sehen, wie ihre Cousine behandelt zu werden verdient, und ich kann ihnen nur wünschen, daß sie sich ihrer eigenen abscheulichen Lieblosigkeit und Unfreundlichkeit von Herzen schämen! Sie werden sich ärgern», fuhr er nach kurzem Schweigen in weniger heftigem Ton fort. «Maria wird sich furchtbar ärgern. Es wird eine bittere Pille für sie sein – das heißt, es wird wie jede bittere Pille zwei Minuten lang unangenehm schmecken, und dann wird sie es hinunterschlucken und vergessen. Ich bin nicht der Narr, mir einzubilden, daß ihre Gefühle beständiger sind als die anderer Frauen, auch wenn sie meiner eigenen Person gegolten haben. Ja, Mary, meine Fanny wird täglich, stündlich, den großen Unterschied im Benehmen jedes Menschen fühlen, der in ihre Nähe kommt, und es wird die Krönung meines Glücks sein, daß sie dies mir zu verdanken hat, daß ich der Mann bin, der sie an den ihr gebührenden Platz stellt. Was ist sie denn jetzt? Ein abhängiges, hilfloses Geschöpf, ohne Freunde, von allen vernachlässigt und übersehen ...»

«Nein, Henry, sie ist nicht ganz freundlos, sie wird nicht von allen übersehen. Ihr Vetter Edmund vergißt ihrer nie.»

«Edmund – das mag stimmen. Ich glaube, er behandelt sie alles in allem recht freundlich. Auch Sir Thomas ist nett zu ihr, aber so wie ein reicher, hochmütiger, pompöser, tyrannischer Onkel es eben versteht. Was können Sir Thomas und Edmund zusammengenommen für sie tun? Was tun sie tatsächlich für ihr Glück und ihr Behagen, für ihre Ehre und ihr Ansehen in der Welt, verglichen mit dem, was ich für sie tun werde?»

### 31. Kapitel

Am nächsten Morgen erschien Henry Crawford zu einer früheren Stunde, als es für Besucher üblich ist, wieder in Mansfield Park und fand die beiden Damen im Frühstückszimmer. Es traf sich für ihn sehr glücklich, daß Lady Bertram gerade im Begriff stand, hinauszugehen. Sie war schon fast bei der Tür angelangt, und da sie nicht gesonnen war, sich ganz umsonst so angestrengt zu haben, begrüßte sie ihn nur freundlich, murmelte etwas von «erwartet werden» und verließ das Zimmer, indem sie dem Bedienten auftrug, Sir Thomas von dem Besuch zu verständigen.

Henry sah sie mit Befriedigung verschwinden. Nachdem er unter Verbeugungen die Tür hinter ihr geschlossen hatte, wandte er sich rasch zu Fanny und sagte mit der größten Lebhaftigkeit, während er einige Papiere aus der Tasche zog: «Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich für diese Gelegenheit bin, Sie allein zu sprechen, ich habe es inniger gewünscht, als Sie ahnen können. Ich weiß, wie Sie Ihren Bruder lieben, und darum wäre es mir unerträglich, daß irgend jemand eine Nachricht mit Ihnen teilt, die Sie als erste erfahren müssen. Ich bringe Ihnen die Beförderung Ihres Bruders. Er ist Leutnant geworden, und es bereitet mir eine unbeschreibliche Freude, Ihnen dazu Glück zu wünschen. Hier sind die Briefe, die ich diesen Augenblick erhalten habe. Sie werden sie vielleicht selbst lesen wollen.»

Fanny vermochte nicht zu sprechen, aber das verlangte er auch gar nicht. Den Ausdruck ihrer Augen, das Erröten ihrer Wangen zu sehen, zu beobachten, wie sich Zweifel, Verwirrung und Beglückung in ihren Zügen malten, war ihm genug. Sie las die Briefe, wie er ihr sie reichte. Der erste war vom Admiral, der seinem Neffen in wenigen Worten mitteilte, es sei ihm nun gelungen, die Beförderung des jungen Price zu erwirken. Zwei weitere Briefe waren beigeschlossen: der eine vom Sekretär des Ersten Lords an den Freund, den der Admiral in dieser Angelegenheit in Bewegung gesetzt hatte, der zweite von eben dem Freund an den Admiral selbst; aus den Briefen ging hervor, daß erstens seine Lordship sich ein Vergnügen daraus machte, der Empfehlung von Sir Charles unverzüglich zu entsprechen, und daß zweitens Sir Charles sehr glücklich über diesen Anlaß war, Admiral Crawford seine Ergebenheit zu beweisen, und daß die Ernennung von Mr. William Price zum Zweiten Leutnant auf Seiner Majestät Schaluppe «Thrush» einem großen Kreis hochgestellter Personen zur besonderen Freude gereichte.

Während Fanny die Briefe in ihren zitternden Händen hielt, während ihre Augen von dem einen zum anderen schweiften und ihr Herz vor Erregung schwoll, sprach Crawford mit ungeheuchelter Begeisterung weiter:

«Ich will nichts von meiner eigenen Freude sagen, so groß sie auch ist, denn ich denke nur an Ihre Freude. Wer darf sich im Vergleich zu Ihnen freuen? Ich habe es mir fast selber nicht gegönnt, eine Nachricht zuerst zu erfahren, die Sie vor allen anderen hören sollten – aber wenigstens habe ich keine Sekunde verloren, sie Ihnen zu überbringen. Die Post ist heute spät eingetroffen, ich hätte keinen Augenblick früher kommen können. Mit welcher Ungeduld, mit welchem Ungestüm ich diese Sache betrieben habe, will ich Ihnen nicht beschreiben – auch nicht wie tief gekränkt und enttäuscht ich war, daß sie nicht erledigt werden konnte, während ich in London war! Die Hoffnung darauf hat mich von Tag zu Tag dort zurückgehalten; keinem anderen

Geschäft der Welt zuliebe wäre ich Mansfield nur halb so lange ferngeblieben. Aber obwohl mein Onkel so unverzüglich und eifrig, wie ich es nur wünschen konnte, sich für mein Unternehmen eingesetzt hat, gab es einige Verzögerungen durch die Abwesenheit des einen und die Verhinderung eines anderen Freundes – bis ich es nicht länger aushalten konnte und nach Mansfield zurückkehrte. Ich wußte ja, daß ich die Sache in guten Händen gelassen hatte und daß nicht viele Tage vergehen würden, bis ich die glückliche Nachricht erhielt. Mein Onkel ist der beste Mensch der Welt, und ich wußte, daß er sich für Ihren Bruder verwenden würde, wenn er ihn erst einmal kennengelernt hätte. Er war ganz entzückt von ihm. Gestern wollte ich mir nicht erlauben, Ihnen nur die Hälfte von allem zu wiederholen, was der Admiral zu Williams Lob gesagt hat – ich schob es auf, bis sein Brief beweisen würde, daß sein Lob aufrichtig gemeint war. Jetzt darf ich wohl sagen, daß nicht einmal ich für William ein herzlicheres Interesse und aufrichtigere Wünsche und Sympathien verlangen könnte, als mein Onkel sie ganz spontan für ihn bekundet hat, nachdem er einen Abend mit ihm verbracht hatte.»

«Ja, ist das alles denn Ihr Werk?» rief Fanny aus. «Mein Gott – wie lieb, wie gut von Ihnen! Haben Sie wirklich – war es auf Ihren Wunsch hin? ... Verzeihen Sie, aber ich bin ganz wirr. Hat Admiral Crawford? ... Wie ist es zugegangen? Ich bin ganz betäubt ...»

Henry war nur zu glücklich, ihrem Verständnis nachzuhelfen, indem er sein Vorgehen von Anfang an sehr ausführlich erklärte. Die Reise nach London hatte er zu keinem anderem Zweck unternommen, als William bei seinem Onkel einzuführen und diesen zu bewegen, all seinen Einfluß aufzubieten, um dessen Beförderung zu erlangen. Das war sein dringendes Geschäft gewesen. Er hatte keiner lebenden Seele etwas davon erzählt, nicht einmal Mary hatte er eine Silbe verraten. Solange der Ausgang ungewiß war, hätte er es nicht ertragen, seine Erwartung mit jemandem zu teilen. Das war also der geheimnisvolle Zweck seiner Reise gewesen; und er sprach mit solchem Feuer und in so beredten Ausdrücken von seiner Besorgnis um ihren Erfolg, er berief sich so bedeutsam auf sein «innigstes Interesse», seine «zweifachen Beweggründe», seine «Wünsche und Hoffnungen weit darüber hinaus», daß sogar Fanny merken mußte, wo er hinauswollte, wäre sie nicht außerstande gewesen, ihm richtig zuzuhören. Doch ihr Herz war so übervoll und ihr Sinn so verwirrt, daß sie nicht einmal genau verstand, was er von William erzählte, und als er innehielt, konnte sie nur sagen: «Wie lieb von Ihnen, wie gut! O Mr. Crawford, wie dankbar wir Ihnen sein müssen! Mein liebster, liebster William!»

Sie sprang auf und eilte zur Tür. «Ich muß es Onkel sagen! Onkel muß es sofort erfahren!»

Doch das wurde ihr nicht gestattet. Die Gelegenheit war zu günstig und seine Ungeduld zu groß. Er eilte ihr nach: «Nein, gehen Sie nicht, schenken Sie mir noch fünf Minuten!» Er nahm sie bei der Hand, er führte sie zu ihrem Stuhl zurück und war schon mitten in seiner Liebeserklärung, bevor sie noch recht begriff, warum er sie zurückgehalten hatte. Als sie es aber verstand, als sie zu hören bekam, daß sie Gefühle in seiner Brust erregt hatte, wie er sie nie zuvor gekannt, und daß alles, was er für William getan, nur seiner grenzenlosen, unsagbaren Verehrung für sie entsprang, war sie tief bekümmert und fand zuerst keine Worte. Ihr erschien das alles als leeres Gerede, als galante Tändelei, die keinen anderen Sinn hätte, als ihm eine müßige Stunde zu vertreiben. Sie hatte das Gefühl, daß es ungebührlich und unwürdig wäre, sie so zu behandeln, daß sie es nicht verdient hätte – aber es sah ihm ähnlich und paßte zu seinem früheren Benehmen; andererseits wollte sie sich nicht gestatten, ihr ganzes Mißvergnügen zu zeigen, weil sie sich ihm zu so großem Dank verpflichtet fühlte, daß selbst seine unpassende Aufführung sie nicht davon entbinden konnte. Während ihr Herz noch vor Freude und Dankbarkeit über Williams Glück bebt, konnte sie wegen einer Beleidigung, die nur ihre Person betraf, nicht ernstlich grollen. Nachdem sie ihm zweimal ihre Hand entzogen und zweimal vergeblich versucht hatte, sich abzuwenden, sprang sie auf und rief in großer Erregung: «Bitte, hören Sie auf, Mr. Crawford, ich bitte Sie sehr darum! Es ist mir sehr unangenehm, wenn Sie so reden. Ich muß gehen – ich kann das nicht anhören.»

Doch er redete weiter, gestand ihr seine Liebe, hoffte auf ihre Gegenliebe und bot ihr schließlich in so klaren Worten, daß selbst sie nicht an ihrem Sinn zweifeln konnte, sein Herz, seine Hand, sein Vermögen an – alles, was er besaß. So war es. Er hatte es gesagt. Ihre Verwirrung und Verblüffung wurden immer größer, und obwohl sie noch immer nicht glauben konnte, daß er es ernst meinte, hielt sie sich kaum mehr aufrecht. Er drängte sie um eine Antwort.

«Nein, nein, nein!» rief sie, ihr Gesicht verbergend. «Das ist ja alles Unsinn. Kränken Sie mich nicht – ich kann das nicht mehr anhören.

Sie waren so gut zu William, daß ich Ihnen unendlich dankbar bin – ich kann nicht sagen, wie dankbar ... Aber ich will das nicht hören, ich kann und darf das nicht hören ... Nein, nein, denken Sie nicht an mich – aber Sie tun es ja gar nicht! Ich weiß, daß das alles nichts bedeutet ...»

Sie hatte sich von ihm losgerissen, und in diesem Augenblick hörte man draußen Sir Thomas mit einem Bedienten sprechen. Es blieb keine Zeit für weitere Beteuerungen und Erklärungen, und Henry mußte sie gehen lassen, obwohl er in seinem zuversichtlichen Optimismus überzeugt war, daß in diesem Augenblick nur noch ihre mädchenhafte Scheu seinem Glück im Weg stand. Sie stürzte aus dem Zimmer, während ihr Onkel gleichzeitig durch die gegenüberliegende Tür eintrat; und bevor noch Sir Thomas mit seinen höflichen Begrüßungen und Entschuldigungen zu Ende kam, bevor er noch ahnte, welche erfreuliche Nachricht sein Besucher ihm mitzuteilen hatte, war Fanny ins Ostzimmer geflüchtet, wo sie in der äußersten Verwirrung widerstrebender Gefühle unruhig umherwanderte.

Fanny bebte am ganzen Körper, während sie ihre Gedanken und Gefühle zu ordnen suchte – sie war aufgeregt, glücklich, verzweifelt, unbeschreiblich dankbar, tief empört und erzürnt, alles auf einmal ... Es war einfach nicht zu glauben! Es war unverzeihlich, unbegreiflich! Aber so war er eben, daß er nichts Gutes tun konnte, ohne dabei schlecht zu handeln. Zuerst hatte er sie zum glücklichsten Geschöpf der Welt gemacht – und gleich darauf hatte er sie beleidigt – beschimpft – sie wußte nicht, wie sie es nennen, wie sie es ansehen sollte. Daß er es ernst meinte – das durfte einfach nicht sein! Und doch! Wie hätte er solche Worte gebrauchen, solche Anträge machen können, wenn er es nicht ernst meinte?

Aber William war Leutnant! Das war Tatsache, daran war nicht zu zweifeln und zu deuteln. Daran wollte sie stets denken und alles übrige vergessen. Mr. Crawford würde sicher nie wieder in diesem Ton mit ihr reden – er mußte gemerkt haben, wie unangenehm es ihr war. Und wenn er sie nur in Ruhe ließ, wie dankbar konnte sie dann seiner Freundschaft für William gedenken!

Sie wagte sich aus dem Zimmer nicht weiter als bis zur großen Treppe, bevor sie nicht ganz sicher war, daß Mr. Crawford das Haus verlassen hatte. Doch als sie sich davon überzeugt hatte, daß er gegangen war, konnte sie gar nicht rasch genug zu ihrem

Onkel hinunterlaufen, um ihre Freude mit ihm zu teilen und seinen Erklärungen und Mutmaßungen zu lauschen, was jetzt mit William geschehen würde. Sir Thomas freute sich so herzlich, wie sie es nur wünschen konnte, und war sehr freundlich und mitteilksam. Er plauderte so gemütlich mit ihr, daß sie beinahe nicht mehr an ihr ärgerliches Erlebnis dachte, bis sie beiläufig erfuhr, daß Mr. Crawford für heute abend zum Essen eingeladen war. Diese Nachricht kam ihr höchst unwillkommen. Er dachte wahrscheinlich schon nicht mehr an das, was zwischen ihnen vorgefallen war, aber ihr würde es sehr peinlich sein, ihn so bald danach wiederzusehen.

Sie bemühte sich redlich, dieses Gefühl zu überwinden. Je näher die Essensstunde rückte, desto größere Mühe gab sie sich, ganz wie sonst zu sein und zu scheinen – aber das hinderte sie nicht daran, höchst schüchtern und unglücklich auszusehen, als der Gast eintrat. Sie hätte niemals geglaubt, daß es an dem Tage, der ihr die beglückende Nachricht von Williams Beförderung brachte, überhaupt etwas geben könnte, was sie so unglücklich machte.

Mr. Crawford trat nicht nur ins Zimmer, er trat auch sogleich an sie heran; er hatte ihr ein Briefchen seiner Schwester zu überbringen. Fanny war nicht imstande, ihn anzusehen, doch seiner Stimme war keine Verlegenheit über seine frühere Narrheit anzuhören. Froh, daß sie etwas zu tun fand, öffnete sie sogleich den Brief und fühlte sich erleichtert, daß die Unruhe, die ihre Tante Norris wie gewöhnlich verbreitete, die Blicke der anderen von ihr ablenkte, während sie folgendes las: «Meine liebste Fanny, denn so darf ich Sie von jetzt an immer nennen, zur unbeschreiblichen Erleichterung einer Zunge, die seit Wochen über das förmliche ›Miss Price‹ stolpert – ich kann meinen Bruder nicht zu Ihnen gehen lassen, ohne Ihnen die herzlichsten Glückwünsche zu senden und hochbeglückt meine Einwilligung und Billigung zu geben. Nur weiter, meine liebste Fanny, fürchten Sie nichts. Es kann keine nennenswerten Hindernisse geben. Ich bilde mir gern ein, daß die Beteuerung meiner großen Freude Ihnen auch etwas bedeuten wird. Sie dürfen ihm also heute ihr lieblichstes Lächeln schenken und ihn noch beglückter zu mir zurückschicken, als er jetzt zu Ihnen geht.

In Liebe Ihre M.C.»

Dieser Erguß war nicht dazu angetan, Fanny zu beruhigen. Obwohl ihre Hast und Verwirrung beim Lesen derart groß war, daß sie den Sinn von Mary Crawfords Brief nur ungenau erfaßte, war es dennoch augenfällig: sie wünschte ihr zu der Zuneigung ihres Bruders Glück und suchte sich sogar den Anschein zu geben, als nähme sie das Ganze ernst. Fanny wußte nicht, was sie tun oder denken sollte. Daß er es ernst meinen könnte, war eine furchtbare Vorstellung – es war schlimm, wie sie es auch betrachtete. Sie war verzweifelt, wenn Mr. Crawford sie anredete, und er redete sie viel zu oft an. Es dünkte sie auch tatsächlich, daß etwas ganz Eigenes in seinem Ton und seinem Benehmen lag, wenn er mit ihr sprach. Beim Nachtessen fühlte sie sich höchst unbehaglich und brachte kaum einen Bissen hinunter; und als Sir Thomas gutmütig bemerkte, die Freude hätte ihr den Appetit verdorben, wäre sie am liebsten in die Erde versunken. Wie mochte Mr. Crawford diese Worte deuten! Denn obwohl nichts in der Welt sie dazu verleitet hätte, einen Blick nach rechts zu werfen, wo er saß, spürte sie doch, wie er augenblicklich zu ihr hinsah.

Sie war noch schweigsamer als sonst und wollte sich nicht einmal an dem Gespräch über William beteiligen, denn auch seine Beförderung hing mit dem Gast zu ihrer Rechten zusammen, und das war schmerzlich.

Sie fand, daß Lady Bertram heute besonders lange bei Tisch saß, und begann schon zu verzweifeln; endlich gingen sie aber doch in den Salon, und sie konnte sich ihren Gedanken hingeben, während die Tanten auf ihre Fassung Williams Beförderung beredeten.

Mrs. Norris schien sich vor allem über die Ersparnis zu freuen, die es für Sir Thomas bedeutete: Jetzt würde William sich doch endlich selbst erhalten, was für seinen Onkel stark ins Gewicht falle, denn niemand wisse, wieviel Geld er seinen Onkel gekostet hatte; und schließlich würde auch sie ihm nicht mehr so große Geschenke machen müssen; sie sei sehr froh, daß sie William zum Abschied eine gewisse Summe gegeben habe, wirklich sehr froh, daß sie gerade zu diesem Zeitpunkt in der Lage gewesen war, ohne allzu große Unbequemlichkeit eine recht beträchtliche Summe für ihn zu erübrigen – zumindest beträchtlich für sie, in Anbetracht ihrer beschränkten Verhältnisse – denn das würde ihm jetzt für seine Ausstattung sehr nützlich sein. Es koste ihn ja allerhand, seine Kajüte einzurichten, es gäbe da viel anzuschaffen; seine Eltern hätten wohl sicher die Möglichkeit, ihm alles sehr billig zu verschaffen – doch sie sei sehr froh, daß sie ihr Scherflein dazu beitragen konnte.

«Ich freue mich, daß du ihm eine größere Summe geben konntest», sagte Lady Bertram in aller Unschuld, «denn ich habe ihm nur zehn Pfund geschenkt.»

Mrs. Norris wurde puterrot. «Zehn Pfund!» rief sie aus. «Na, ich muß schon sagen – der Junge ist ja mit wohlgefüllten Taschen abgezogen! Und die Fahrt nach London hat ihn auch keinen Penny gekostet!»

«Sir Thomas hat mir gesagt, zehn Pfund wären genug», bemerkte Lady Bertram mit ihrer gewohnten Ruhe.

Doch Mrs. Norris schien nicht geneigt, sich über diesen Punkt zu äußern, und nahm einen anderen Aspekt der Sache auf.

«Es ist wirklich erschreckend», sagte sie, «wieviel Geld junge Menschen ihre Familie kosten, bis sie großgezogen sind und auf eigenen Füßen stehen! Sie zerbrechen sich wenig den Kopf darüber, wie teuer sie kommen und was ihre Eltern – oder ihre Onkel und Tanten – im Lauf der Zeit für sie ausgeben. Nimm zum Beispiel die Kinder unserer Schwester Price – alles zusammengenommen, würde wohl niemand glauben,

was Sir Thomas jedes Jahr für sie ausgibt, ganz zu schweigen von dem, was ich für sie tue.»

«Ja, da hast du recht, Schwester. Aber sie können ja nichts dafür, die armen Dinger, und weißt du, Sir Thomas spürt das kaum. Fanny, William darf nicht meinen Schal vergessen, wenn er jetzt vielleicht nach Indien kommt, und ich möchte ihm auch noch andere Aufträge geben. Ich wünsche mir sehr, daß er nach Indien geschickt wird, damit ich meinen Schal bekomme. Weißt du, Fanny, ich glaube, ich werde mir zwei Schals kommen lassen.»

Unterdessen sprach Fanny nur, wenn es sich nicht umgehen ließ, während sie sich ernsthaft bemühte, herauszubekommen, was die Geschwister Crawford eigentlich für ein Spiel trieben. Alles sprach dagegen, daß sie es ernst meinten, die ganze Art und Einstellung der beiden, sowie ihre eigene Unwürdigkeit – alles, bis auf seine Worte und seine Blicke. Aber es war gegen alle Natur, alle Vernunft, alle Wahrscheinlichkeit – wie konnte sie, Fanny, ernste Neigung in einem Mann erweckt haben, der so viele Frauen kannte und von so vielen umschwärmt und begehrt wurde, die unendlich hoch über ihr standen? – Ein Mann, der jeder ernsten Bindung abhold schien, auch wo man sich die größte Mühe gab, ihn zu fesseln – der über Gefühle so leichtfertig, so achtlos, so herzlos hinwegging – der sich zu jedem Spiel hergab und dem selbst offenbar an keiner etwas lag? Und wie konnte man vor allem annehmen, daß seine Schwester, die so weltlich und berechnend über die Ehe dachte, seine ernste Neigung zu einem Mädchen in ihren Verhältnissen fördern würde? Das ging sowohl gegen ihre wie gegen seine Natur. Fanny schämte sich, eine solche Möglichkeit überhaupt in Betracht zu ziehen. Jede noch so ausgefallene Erklärung war wahrscheinlicher, als daß er es ernst meinte und daß sie es ernsthaft billigte. – Das hatte sie sich in der überzeugendsten Weise klargemacht, ehe Sir Thomas und Mr. Crawford in den Salon kamen. Die Schwierigkeit lag nur darin, sich diese Überzeugung unversehrt zu erhalten, nachdem Mr. Crawford sich zu ihnen gesellt hatte, denn sie fing ein oder zwei Blicke von ihm auf, die sie wahrhaftig nicht zu deuten wußte – bei jedem anderen Mann hätte sie darauf geschworen, daß es sehr ernste, bedeutsame Blicke wären. Doch sie bemühte sich noch immer zu glauben, es wäre nicht so gemeint und er habe ihre Cousinen und fünfzig andere Mädchen wohl ebenso gefühlvoll angeschaut.

Es dünkte sie, als wüsste er mit ihr zu sprechen, ohne daß die anderen zuhörten. Sie bildete sich ein, daß er es den ganzen Abend lang immer wieder darauf anlegte, wenn Sir Thomas einmal aus dem Zimmer ging oder ganz von Mrs. Norris mit Beschlag



belegt wurde – und sie hütete sich ängstlich davor, ihm Gelegenheit zu einem solchen Gespräch zu geben.

Endlich – Fanny in ihrer Nervosität dachte «endlich», obwohl es noch gar nicht spät war – begann er vom Heimgehen zu sprechen, doch der tröstliche Klang dieser Worte wurde sogleich wieder abgeschwächt, als er sich zu ihr wandte und fragte: «Haben Sie mir nichts für Mary mitzugeben? Keine Antwort auf ihr Billet? Sie wird enttäuscht sein, wenn ich ihr nichts bringe. Bitte, schreiben Sie ihr doch, wenn es auch nur eine Zeile ist.»

«O ja – natürlich!» rief Fanny und sprang voller Hast, der Hast der Verlegenheit, auf, um nur rasch von ihm loszukommen. «Ich schreibe sofort!»

Sie setzte sich an den Tisch, an dem sie die Korrespondenz ihrer Tante zu erledigen pflegte, und griff nach Papier und Feder, ohne die leiseste Ahnung, was sie denn eigentlich schreiben sollte. Sie hatte Mary Crawfords Brief gerade nur einmal überflogen und kaum verstanden – was konnte man darauf antworten? In dieser Art Korrespondenz war sie ganz unbewandert, und wäre nur Zeit gewesen, sich um den richtigen Stil und Ton zu sorgen, hätte sie vor lauter Skrupeln nicht aus noch ein gewußt. Doch sie mußte jetzt gleich irgend etwas schreiben – und von dem einen, entschiedenen Wunsch beherrscht, deutlich zu machen, daß sie an keinerlei ernsthafte Absicht glaubte, schrieb sie mit bebendem Herzen und zitternden Fingern folgende Zeilen:

«Ich bin Ihnen, liebste Miss Crawford, sehr verbunden für Ihre freundlichen Glückwünsche, soweit sie meinen lieben William betreffen. Alles übrige in Ihrem Brief hat nichts zu bedeuten, das weiß ich, aber ich bin so ungeschickt zu solchen Scherzen, daß ich Sie sehr bitte, nicht böse zu sein, wenn ich darauf nicht eingehe. Ich kenne Mr. Crawford lange genug, um seine Art richtig zu verstehen. Wenn er mich ebensogut verstünde, würde er sich gewiß mir gegenüber anders benehmen. Ich weiß gar nicht, was ich schreibe, aber ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie nie wieder auf diese Sache zu sprechen kämen. Mit nochmaligem Dank für Ihren freundlichen Brief, bin ich

Ihre

Fanny Price»

Die letzten hastig hingeworfenen Worte waren kaum mehr zu lesen, denn sie sah voller Schrecken, daß Mr. Crawford unter dem Vorwand, das Billet in Empfang zu nehmen, sich ihr näherte.

«Sie glauben doch nicht, daß ich Sie zur Eile antreiben will», sagte er in gedämpftem Ton, während sie in fliegender Hast das Blatt faltete.

«Das können Sie nicht für meine Absicht halten. Bitte, beeilen Sie sich nicht.»

«Nein, danke – ich bin fertig – in einem Moment bin ich fertig ... Vielen Dank ... Wenn Sie so freundlich sein wollen, das Ihrer Schwester zu geben ...»

Er mußte das Billet nehmen, das sie ihm hinhielt, und da sie augenblicklich mit abgewandtem Blick zum Kamin lief, wo ihre Tanten saßen, blieb ihm nichts übrig, als sich allen Ernstes zu verabschieden.

Fanny dachte, sie hätte niemals einen Tag erlebt, der ihr größere Aufregungen, gute wie böse, gebracht hätte; doch glücklicherweise würde das Gute nicht mit dem Tag vergehen – jeder neue Morgen würde ihr die Tatsache von Williams Beförderung frisch ins Bewußtsein rufen, während die Kränkung sich hoffentlich niemals wiederholen würde. Sie zweifelte nicht, daß ihr Billet an Miss Crawford schauerhaft schlecht geschrieben war, so daß ein Kind sich seiner schämen müßte, denn sie war vor Aufregung nicht fähig gewesen, auf Stil und Aufbau ihrer Sätze zu achten – aber zumindest würde es den beiden unmißverständlich zeigen, daß sie sich von Mr. Crawfords Galanterien weder täuschen noch schmeicheln ließ.

## 32. Kapitel

Als Fanny am nächsten Morgen erwachte, hatte sie keineswegs Mr. Crawford vergessen, doch sie erinnerte sich auch an den Ton und Inhalt ihres gestrigen Billets und war ganz zuversichtlich, daß es seine Wirkung getan hätte. Wenn Mr. Crawford nur abreisen wollte! Das war ihr innigster Wunsch. Wenn er nur endlich mitsamt seiner Schwester abreisen wollte, wie es geplant war! Er war ja eigens zu diesem Zweck nach Mansfield zurückgekommen, und sie verstand nicht, warum die beiden nicht schon fort waren, denn Miss Crawford wünschte gewiß keinen Aufschub. Fanny hatte bei seinem gestrigen Besuch gehofft, daß er schon einen bestimmten Tag nennen würde, doch er hatte nur allgemein von seiner bevorstehenden Abreise gesprochen.

Da sie von dem befriedigenden Resultat ihres Briefchens so felsenfest überzeugt war, wunderte sie sich sehr, als sie bei einem zufälligen Blick durchs Fenster Mr. Crawford durch den Park kommen sah – noch dazu zur gleichen frühen Stunde wie gestern. Sein Erscheinen hatte zwar sicher nichts mit ihr zu tun, doch sie wollte soweit wie möglich

ein Zusammentreffen vermeiden; da sie gerade auf dem Weg ins Ostzimmer war, beschloß sie, während seines Besuchs oben zu bleiben, falls man sie nicht ausdrücklich hinunter beordnete – und da Mrs. Norris noch im Haus war, schien diese Gefahr gering.

Eine Weile saß Fanny in großer Aufregung da und lauschte angstvoll und zitternd, ob man sie nicht holen käme. Doch da sich keine Schritte vernehmen ließen, beruhigte sie sich allmählich und war bald imstande, sich einer Beschäftigung zu widmen und zu hoffen, daß Mr. Crawford verschwinden würde, wie er gekommen war, ohne daß sie seinen Besuch zur Kenntnis nehmen müßte.

So verging etwa eine halbe Stunde, und sie begann sich schon ganz behaglich zu fühlen, als sich plötzlich Schritte ihrer Tür näherten – gewichtige Schritte, die in diesem Teil des Hauses nicht oft zu vernehmen waren; es war der Schritt ihres Onkels, den sie so gut kannte wie seine Stimme. Sie hatte oft genug davor gezittert, und beim Gedanken, daß er eigens käme, um mit ihr zu sprechen, ganz gleich, um was es sich handeln mochte, begann sie auch jetzt zu zittern. – Es war tatsächlich Sir Thomas, der die Tür öffnete und fragte, ob sie da wäre und ob er eintreten dürfe. Die alte Angst, die sie bei seinen früheren Besuchen in diesem Zimmer überwältigt hatte, packte sie auch jetzt, als sollte sie im nächsten Moment wieder in Französisch und Englisch examiniert werden.

Doch sie rückte ihm voller Aufmerksamkeit einen Stuhl zurecht und gab sich Mühe, sich geehrt zu zeigen. Vor lauter Aufregung dachte sie gar nicht an die Unzulänglichkeiten ihres Refugiums, bis er, erstaunt um sich blickend, fragte, warum sie heute kein Feuer hätte.

Draußen lag Schnee, und sie saß in ihr Tuch gehüllt da. Sie zögerte mit der Antwort.

«Mir ist nicht kalt, Onkel – um diese Jahreszeit bleibe ich nie sehr lange hier.»

«Aber im allgemeinen wird hier doch geheizt?» «Nein, Onkel.»

«Wieso? Das muß ein Irrtum sein. Ich habe immer gehört, daß dir dieses Zimmer zur Verfügung steht, damit du einen gemütlichen Raum für dich hast. Dein Schlafzimmer ist nicht heizbar, das weiß ich – aber hier ... Da liegt ein schweres Mißverständnis vor, das geklärt werden muß. Es ist für dich höchst ungesund, in einem ungeheizten Zimmer zu sitzen, auch wenn es täglich nur eine halbe Stunde wäre. Weiß deine Tante davon?»

Fanny hätte lieber geschwiegen, doch da er eine Antwort erwartete, konnte sie, schon um der geliebteren Tante Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht umhin, etwas zu murmeln, das wie «Tante Norris» klang.

«Ich verstehe», rief ihr Onkel, der nun im Bilde war und nichts weiter hören wollte, «ich verstehe. Deine Tante Norris hat von jeher, und sehr richtigerweise, den Standpunkt vertreten, daß junge Menschen nicht unnötig verwöhnt werden sollten. Aber alles mit Maß. Sie ist selbst sehr abgehärtet und beurteilt danach auch die anderen. Und auch sonst ist mir alles klar. Ich kenne ihre Einstellung. Sie geht von richtigen Grundsätzen aus, aber man kann auch das übertreiben, und ich glaube, in deinem Fall ist sie etwas zu weit gegangen. – Es ist mir bewußt, daß bei manchen Anlässen, in manchen Punkten, eine ungerechtfertigte Unterscheidung gemacht wurde. Aber ich habe eine zu gute Meinung von dir, Fanny, um anzunehmen, daß du deswegen jemals Groll hegen könntest. Du bist verständig genug, um nicht nach solchen Einzelheiten zu urteilen. Wenn du dein bisheriges Leben als Ganzes betrachtetest, wenn du alle Umstände und Möglichkeiten erwägst, wirst du sicher finden, daß nicht jene es am schlechtesten mit dir meinten, die dich für eine so bescheidene Stellung erzogen und vorbereitet haben, wie sie dir bestimmt schien. Es mag sich zu guter Letzt herausstellen, daß diese Vorsicht überflüssig war, aber sie war gut gemeint; und du kannst versichert sein, daß jeder Vorteil, den Reichtum und Unabhängigkeit mit sich bringen, durch die kleinen Entbehrungen und Einschränkungen, die einem vorher vielleicht auferlegt wurden, verdoppelt wird. – Ich bin sicher, daß du meine gute Meinung von dir nicht enttäuschen und niemals verfehlen wirst, deine Tante Norris mit dem Respekt und der Artigkeit zu behandeln, die ihr gebühren. – Doch genug hiervon. Setz dich her, liebes Kind. Ich muß mit dir sprechen, aber ich werde dich nicht lange aufhalten.»

Fanny gehorchte errötend, mit gesenktem Blick. Sir Thomas bemühte sich, ein Lächeln zu unterdrücken, und fuhr nach kurzem Schweigen fort:

«Du weißt vielleicht nicht, daß ich heute morgen schon Besuch hatte. Ich war nach dem Frühstück soeben in mein Zimmer gegangen, als Mr. Crawford mir gemeldet wurde. Was ihn zu mir geführt hat, kannst du vermutlich erraten.»

Fanny wurde immer röter. Ihr Onkel, der wohl sah, daß sie vor übermäßiger Verlegenheit weder sprechen noch aufblicken konnte, wandte schonend seine eigenen Blicke ab und setzte ohne weitere Pause seinen Bericht über Mr. Crawfords Besuch fort.

Mr. Crawford war gekommen, um zu erklären, daß er Fanny liebe, und den Onkel, der offenkundig Vaterstelle an ihr vertrat, um ihre Hand zu bitten; und er hatte das alles in so wohlanständiger und passender Form, so freimütig und großzügig getan, daß Sir Thomas, der überdies das Gefühl hatte, mit seinen eigenen Antworten und Bemerkungen ganz den richtigen Ton getroffen zu haben, ein besonderes Vergnügen daran fand, ihr Gespräch in allen Einzelheiten wiederzugeben. Ohne im geringsten zu ahnen, was in seiner Nichte vorging, glaubte er, dies alles müsse für sie noch viel erfreulicher sein als für ihn selber. So redete er eine ganze Weile lang weiter, ohne daß Fanny ihn zu unterbrechen wagte. Sie war noch nicht einmal imstande, den Wunsch dazu zu empfinden, ihr Gemüt war in zu großem Aufruhr. Sie hatte ihre Haltung geändert und lauschte, die Augen starr auf das Fenster gerichtet, den Worten ihres Onkels in unbeschreiblicher Bestürzung und Verstörung. Endlich schwieg er, aber auch das war ihr noch kaum bewußt geworden, als er sich erhob und abschließend sagte: «Und jetzt, Fanny, nachdem ich den ersten Teil meines Auftrags ausgeführt und dir gezeigt habe, daß die ganze Sache auf der sichersten und befriedigendsten Grundlage ruht, darf ich ihn vollenden, indem ich dich bitte, mich hinunter zu begleiten, wo du – wenn ich mir auch schmeichle, dir keine unerwünschte Gesellschaft gewesen zu sein – jemanden finden wirst, dem du noch lieber zuhören wirst als mir. Mr. Crawford ist, wie du dir wohl schon gedacht hast, noch im Hause. Er wartet in meinem Zimmer und hofft, dich dort zu sehen.»

Fannys erschrockener Blick bei dieser Eröffnung, ihr verhaltener Aufschrei erstaunten Sir Thomas. Doch wie groß war sein Erstaunen erst, als er sie ausrufen hörte: «Nein! Nein, Onkel, ich kann nicht – oh, ich kann wirklich nicht zu ihm hinuntergehen! Mr. Crawford sollte wissen – er muß es wissen – ich habe es ihm gestern klar und deutlich gesagt – er hat gestern mit mir gesprochen – und ich habe ihm ganz unverblümt gesagt, daß es mir sehr unangenehm wäre – und daß ich ganz und gar nicht imstande bin, seine gute Meinung zu erwidern!»

«Ich verstehe nicht, was du damit sagen willst», sagte Sir Thomas, indem er sich wieder hinsetzte. «Nicht imstande, seine gute Meinung zu erwidern? Was soll das heißen? Ich weiß, daß er gestern mit dir gesprochen hat und (soviel ich verstanden habe) von dir soweit ermutigt wurde, wie ein wohlerzogenes junges Mädchen es sich gestatten darf. Ich war sehr befriedigt von deinem Benehmen bei diesem Anlaß, wie er es mir schilderte; du hast lobenswerte Zurückhaltung und Bescheidenheit gezeigt. Aber jetzt, da er seinen Antrag in so geziemender, ehrenhafter Form gemacht hat – was schreckt dich jetzt noch?»

«Sie sind im Irrtum, Onkel!» rief Fanny, die von der Angst des Augenblicks getrieben wurde, sogar ihrem Onkel zu widersprechen. «Es ist ein Irrtum! Wie konnte Mr. Crawford so etwas sagen? Ich habe ihn gestern nicht ermutigt! Im Gegenteil, ich habe ihm gesagt – ich erinnere mich nicht mehr genau an meine Worte – aber ich habe ihm ganz bestimmt gesagt, daß ich das nicht hören wollte, daß es mir in jeder Beziehung sehr unangenehm wäre und daß er niemals wieder auf diese Art zu mir sprechen sollte. Ganz bestimmt habe ich ihm das gesagt und noch mehr. Und ich hätte ihm noch viel mehr gesagt – wenn ich ganz sicher gewesen wäre, daß er es wirklich ernst meinte. Aber ich wollte nicht – das wäre ganz schrecklich gewesen – mehr aus seinen Worten heraushören, als er vielleicht meinte. Für ihn, dachte ich, hätte das alles wohl keine Bedeutung ...»

Sie war so außer Atem, daß sie nicht weitersprechen konnte. «Willst du damit sagen», begann Sir Thomas nach einer kurzen Pause, «daß du Mr. Crawfords Antrag abzuweisen gedenkst?»

«Ja, Onkel ...»

«Du willst ihn abweisen?»

«Ja, Onkel.»

«Einen Mann wie Mr. Crawford! Aber unter welchem Vorwand? Aus welchem Grund?»

«Ich – ich kann ihn nicht liebhaben, Onkel – nicht lieb genug, um ihn zu heiraten ...»

«Das ist sehr sonderbar», sagte Sir Thomas mit eisigem Mißfallen. «Da ist etwas, was mein Begriffsvermögen übersteigt. Du bekommst einen ehrenvollen Antrag von einem jungen Mann, der alles besitzt, was für ihn spricht: nicht nur Rang, Vermögen und Ansehen, sondern darüber hinaus ein mehr als angenehmes Wesen, eine Persönlichkeit, die ihm die allgemeine Sympathie erringt. Und du kennst ihn nicht erst seit gestern, sondern schon geraume Zeit. Überdies ist seine Schwester deine intime Freundin, und er hat für deinen Bruder soviel getan, daß dies allein genügen müßte, ihn dir zu empfehlen, auch wenn er seine sonstigen guten Eigenschaften nicht besäße. Es ist sehr ungewiß, ob ich je imstande gewesen wäre, William zu helfen. Er hat es bereits getan.»

«Ja ...» flüsterte Fanny mit schwacher Stimme, von neuer Scham überwältigt. Nach dem Bild, das ihr Onkel von ihm gezeichnet hatte, hielt sie es beinahe selbst für schändlich, daß sie Mr. Crawford nicht liebte.

«Es kann dir nicht entgangen sein», fuhr Sir Thomas fort, «daß Mr. Crawford dich schon seit einiger Zeit auszeichnet. Sein Antrag kann dir nicht überraschend kommen. Du mußt seine Aufmerksamkeiten bemerkt haben. Und obwohl du sie immer mit geziemender Zurückhaltung aufgenommen hast (in diesem Punkt habe ich dir keinen Vorwurf zu machen), hatte ich nie den Eindruck, daß sie dir mißliebig wären. Fanny, ich glaube beinahe, du bist dir über deine eigenen Gefühle nicht klar.»

«O doch, Onkel! Wirklich! Seine Aufmerksamkeiten waren mir immer – sehr unangenehm.»

Sir Thomas sah sie mit noch größerer Verblüffung an. «Das geht über meinen Verstand», sagte er. «Das bedarf einer Erklärung. Bei deiner Jugend – und da du kaum jemanden kennst – scheint es kaum möglich, daß du deine Zuneigung schon ...»

Er hielt inne und blickte sie scharf an. Er sah, daß ihre Lippen sich zu einem «Nein» formten, obwohl das Wort unhörbar blieb, aber ihr Gesicht war wie mit Scharlach übergossen. Doch das konnte bei einem so schüchternen Mädchen gerade für ihre Unschuld sprechen; Sir Thomas zog es jedenfalls vor, wenigstens überzeugt zu scheinen, und fuhr rasch fort: «Nein, nein, ich weiß, daß das nicht der Fall ist – ganz ausgeschlossen. Nun, dann ist wohl nichts mehr zu sagen.»

Ein paar Minuten lang sagte er wirklich nichts mehr; er war tief in Gedanken versunken. Auch seine Nichte verlor sich in Nachdenken, um sich gegen weitere Fragen zu wappnen. Sie wäre lieber gestorben, als die Wahrheit zu gestehen, und hoffte, sich durch etwas Besinnung so weit zu stählen, daß sie sich nicht verriete.

«Ganz abgesehen von der Wahl, die Mister Crawford getroffen hat», begann Sir Thomas mit großer Ruhe von neuem, «findet schon sein Entschluß, in so jungen Jahren zu heiraten, meinen Beifall. Ich bin sehr dafür, daß junge Menschen früh heiraten, sofern angemessene Mittel vorhanden sind, und meiner Ansicht nach sollte jeder Mann, der über ein ausreichendes Einkommen verfügt, möglichst mit vier- oder fünfundzwanzig Jahren schon seine Wahl getroffen haben. Darum sehe ich auch mit Bedauern, daß mein eigener ältester Sohn, dein Cousin Thomas, schwerlich bald heiraten wird; soweit ich es beurteilen kann, scheint er vorderhand noch nicht an die Ehe zu denken. Ich wollte, ich täuschte mich in dieser Beziehung.» Hier warf er einen Blick auf Fanny und fuhr fort: «Edmund hingegen scheint mir seiner ganzen Einstellung nach weit eher zu einer frühen Heirat geneigt als sein Bruder. Seit einiger Zeit glaube ich sogar, daß er bereits die Frau gefunden hat, der er seine Liebe schenken könnte, was bei meinem älteren Sohn sicherlich noch nicht der Fall ist. Habe ich recht? Bist du auch dieser Meinung, liebes Kind?»

«Ja, Onkel.»

Sie sagte es leise, aber scheinbar gleichmütig, und Sir Thomas war jetzt bezüglich ihrer Cousins beruhigt. Doch das Schwinden seines Verdachts nützte seiner Nichte wenig. Es bestärkte ihn nur noch in seinem Ärger über ihre unbegreifliche Störrigkeit. Er sprang auf und begann gereizt im Zimmer auf und ab zu gehen. Fanny wagte nicht, den Blick zu erheben, aber sie stellte sich lebhaft seine zornig gerunzelte Stirn vor. Plötzlich blieb er vor ihr stehen und fragte in strengem Ton: «Glaubst du vielleicht, daß Mr. Crawford einen schlechten Charakter hat, Kind? Hast du irgendeinen Grund, das anzunehmen?»

«Nein, Onkel ...»

Sie hätte gerne hinzugefügt: «Aber seine unmoralischen Grundsätze kenne ich», doch bei der erschreckenden Vorstellung, so vieles erklären und auseinandersetzen zu müssen, und dies höchstwahrscheinlich ohne ihren Onkel zu überzeugen, fand sie nicht den Mut dazu. Ihre üble Meinung von Crawford gründete sich hauptsächlich auf Beobachtungen, die sie um ihrer Cousins willen kaum deren Vater mitteilen konnte. Maria und Julia – aber vorzüglich Maria – hatten so viel mit Mr. Crawfords schlechter Aufführung zu tun, daß sie ihr Urteil über ihn nicht abgeben konnte, ohne ihre Cousins mit zu belasten. Sie hatte gehofft, daß es einem so einsichtigen, wohlwollenden, ehrenhaften Mann wie ihrem Onkel gegenüber genügen würde, ihre ausgesprochene Abneigung gegen ihren Freier kundzutun, und nun sah sie mit grenzenloser Bestürzung, daß dem nicht so war.

Sir Thomas trat an den Tisch, wo sie wie ein zitterndes Häuflein Elend saß, und sagte kalt und streng: «Ich sehe, daß es keinen Zweck hat, mit dir zu sprechen. Es ist besser, wenn wir dieser mehr als unerfreulichen Unterhaltung ein Ende machen. Ich darf Mr. Crawford nicht länger warten lassen. Darum will ich, da ich es für meine Pflicht halte, meine Ansicht über dein Benehmen klarzustellen, nur hinzufügen, daß du mich tief

enttäuscht hast. Es erweist sich, daß dein Charakter genau das Gegenteil von dem ist, was ich dachte. Fanny, mein ganzes Verhalten muß dir gezeigt haben, daß ich mir seit meiner Rückkehr nach England tatsächlich eine sehr günstige Meinung über dich gebildet hatte. Vor allem nahm ich an, daß in dir nichts von Eigenwilligkeit und Überheblichkeit zu finden wäre, nichts von der beklagenswerten Neigung, den eigenen Willen durchzusetzen, die heutzutage bei so vielen jungen Menschen anzutreffen ist und besonders bei jungen Mädchen in ganz unverzeihlichem Maß abstoßend und abscheulich wirkt. Doch du hast mir jetzt bewiesen, wie eigensinnig und bockig du sein kannst, wie du alles nach deinem eigenen Kopf zu entscheiden gedenkst, und dies



ohne jede Rücksicht und Achtung für die Menschen, die gewiß einigen Anspruch darauf haben, dich zu leiten, so daß du nicht einmal ihren Rat einholst. Du hast gezeigt, daß du ganz anders bist, als ich dich eingeschätzt hatte. So scheinst du bei diesem Anlaß keinen Augenblick daran gedacht zu haben, welche Vorteile – oder Nachteile – dein Entschluß für deine Familie, für deine Eltern und Geschwister mit sich bringen könnte. Wie günstig sich deine Heirat auf ihre Lage auswirken würde, wie sehr sie sich darüber freuen müßten – das läßt dich kalt. Du denkst einzig an dich selber. Und weil du dir einbildest, daß Mister Crawford nicht genau dem Bild entspricht, das du dir in deiner kindischen, überspannten Phantasie ausgemalt hast, bist du augenblicks entschlossen, ihn abzuweisen – sogar ohne dir ein wenig Bedenkzeit auszubitten, eine kurze Spanne Zeit zur ruhigen Überlegung und vernünftigen Prüfung deiner Gefühle. Nein, du stößt in einem Anfall von närrischem Trotz eine Chance von dir, dich so ehrenvoll, vornehm und gut zu verheiraten, wie sie sich dir aller Wahrscheinlichkeit nach nie wieder bieten wird. Ein junger Mann von Ansehen, Vermögen, Klugheit und dem liebenswürdigsten Wesen bekennt seine innige Neigung zu dir und hält in der freimütigsten, großzügigsten Art um deine Hand an. Laß dir sagen, Fanny, daß leicht weitere achtzehn Jahre verstreichen können, ohne daß sich wieder ein Mann für dich interessiert, der nur die Hälfte von Mr. Crawfords Vermögen und Ansehen und auch nur ein Zehntel seiner persönlichen Vorzüge besitzt. Ich gestehe offen, daß ich ihm mit Freuden jede meiner Töchter anvertraut hätte. Maria ist jetzt standesgemäß verheiratet – doch hätte Mr. Crawford Julias Hand erbeten, ich hätte sie ihm mit größerer und herzlicherer Befriedigung gewährt, als ich sie über Marias Verbindung empfunden habe. Und es hätte mich über alle Maßen überrascht», fuhr er nach einer kaum merklichen Pause fort, «wenn eine meiner Töchter einen nur halbwegs so annehmbaren Heiratsantrag wie diesen jemals so selbstherrlich und eigenwillig abgewiesen hätte, ohne meiner Meinung oder meiner Person wenigstens soviel Achtung zu erweisen, sich mit mir zu beraten. Ich wiederhole, ein solches Vorgehen hätte mich über alle Maßen überrascht und gekränkt, ich hätte darin eine grobe Verletzung der primitivsten Kindespflicht erblickt. Du, Fanny, kannst nicht nach diesem Maßstab beurteilt werden. Du schuldest mir nicht den Gehorsam einer Tochter. Aber wenn dein eigenes Herz dich von Undankbarkeit freisprechen kann ...»

Er schwieg. Fanny schluchzte jetzt so bitterlich, daß er trotz all seinem Zorn nicht fortfahren mochte. Bei der Vorstellung, wie er sie jetzt ansehen mußte, wollte ihr schier das Herz brechen. Diese furchtbaren, vielfachen, immer schwerer wiegenden Anklagen! Eigensinnig, trotzig, selbstsüchtig, undankbar – so erschien sie jetzt in seinen Augen. Sie hatte seine Erwartungen enttäuscht, seine gute Meinung verscherzt – was sollte aus ihr werden?

«Es tut mir so leid ...» stammelte sie undeutlich durch ihre Tränen. «Es tut mir so furchtbar leid ...»

«Es tut dir leid! Das kann ich nur hoffen. Und du wirst aller Voraussicht nach noch lange Anlaß haben, deine heutige Aufführung zu bedauern.»

«Wenn es mir nur möglich wäre ...», sagte sie, sich mühsam zusammennehmend. «Aber ich weiß so sicher, daß ich ihn niemals glücklich machen könnte – und ich selber wäre todunglücklich ...»

Ein neuer Tränenstrom unterbrach sie. Aber trotz diesem Ausbruch und trotz dem großen, schwarzen Wort «todunglücklich», das ihn auslöste, begann Sir Thomas zu denken, ob nicht die Tränen eine winzige Lockerung ihrer starren Haltung, eine ganz kleine Sinnesänderung einleiteten. Eine weitere persönliche Unterredung mit dem jungen Mann erschien ihm jetzt erfolgversprechend. Er wußte, daß Fanny sehr schüchtern und überaus zartbesaitet war, und hielt es nicht für unwahrscheinlich, daß bei ihrem jetzigen Gemütszustand ein wenig Zeit, ein wenig Drängen, ein wenig Geduld, ein wenig Ungeduld, eine klug dosierte Mischung all dieser Ingredienzien von Seiten des Liebhabers, die übliche Wirkung erzielen würden. Wenn der junge Mann nur Ausdauer bewies, wenn er sie innig genug liebte, um ausdauernd zu bleiben – Sir Thomas schöpfte neue Hoffnung und heiterte sich zusehends auf. «Nun», sagte er mit geziemendem Ernst, aber viel freundlicher, «trockne deine Tränen, Kind. Es hat keinen Zweck, zu weinen, das kann dir nicht guttun. Du mußt jetzt mit mir hinunterkommen. Mister Crawford wartet schon allzulange. Er hat ein Recht darauf, deine Antwort von dir selbst zu hören. Niemand außer dir kann ihm die Ursache der Voreingenommenheit erklären, die du leider gegen ihn gefaßt hast. Ich persönlich bekenne mich dazu unfähig.»

Aber Fanny weigerte sich so verzweifelt, jetzt vor Mr. Crawford zu erscheinen, daß Sir Thomas es nach einiger Überlegung für besser hielt, ihr nachzugeben. Das dämpfte seine Hoffnung etwas herab. Doch als er seine Nichte betrachtete und ihr verweintes Gesicht sah, meinte er selbst, daß eine augenblickliche Begegnung ebensoviel Schaden wie Nutzen bringen könnte. So verließ er das Zimmer mit ein paar Worten ohne besondere Bedeutung und ließ seine arme Nichte im kläglichsten Zustand zurück.

In ihrem Gemüt herrschte ein schreckliches Durcheinander. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft – alles schien gleich trostlos. Am tiefsten kränkte sie der Zorn ihres Onkels. Daß sie ihm selbstsüchtig und undankbar erscheinen mußte! Nie wieder konnte sie glücklich werden! Sie hatte niemanden, der für sie eintrat, keinen

Verteidiger, der ihre Sache verfocht. Ihr einziger Freund war abwesend. Er wäre vielleicht imstande gewesen, seinen Vater zu besänftigen – aber vielleicht würde auch er, würden alle, alle sie für selbstsüchtig und undankbar halten, so daß sie den furchtbaren Vorwurf immer aufs neue ertragen, ihn in allem, was sie betraf, hören und sehen und fühlen müßte. Und ihr Groll begann sich gegen Mr. Crawford zu richten, der daran schuld war ... Doch wenn er sie wirklich liebte und ebenfalls unglücklich wäre! Ach, alles war ein einziger, unausdenkbarer Jammer!

Nach etwa einer Viertelstunde kam ihr Onkel zurück. Fanny wäre bei seinem Anblick beinahe in Ohnmacht gefallen. Er sprach jedoch ruhig, ohne Strenge und ohne Vorwürfe, und das gab ihr ein wenig Mut. Und nicht nur der Ton, auch der Inhalt seiner Rede brachte ihr Trost, denn er begann mit den Worten: «Mr. Crawford ist gegangen. Er hat sich soeben von mir verabschiedet. Es erübrigt sich, unsere Unterhaltung wiederzugeben. Ich möchte deine augenscheinliche Betrübniß nicht noch durch eine Schilderung seiner Empfindungen vermehren. Genug also, daß er sich aufs vornehmste und großmütigste benommen und meine hohe Meinung von seinem Verstand und seinem Charakter aufs günstigste bestätigt hat. Als ich ihm deinen aufgeregten Zustand vor Augen führte, ließ er augenblicklich mit dem größten Feingefühl von seinem Drängen ab, selbst mit dir zu sprechen – wenigstens vorderhand.»

Fanny, die aufgeschaut hatte, senkte bei dem letzten Wort wieder den Blick. «Natürlich», fuhr ihr Onkel fort, «muß er darauf bestehen, allein mit dir zu sprechen, sei es nur fünf Minuten lang – ein so natürliches Verlangen, eine so berechtigzte Forderung darf man ihm nicht abschlagen. Doch wir haben keinen Zeitpunkt festgelegt – morgen vielleicht oder sonstwann, wenn du dich genügend gefaßt hast. Jetzt mußt du dich vor allem beruhigen. Weine nicht mehr, Kind, du machst dich ja krank. Wenn du mir, wie ich gerne glauben will, deinen guten Willen zu zeigen wünschst, dann gib diesen Gefühlsaufwallungen nicht nach, sondern bemühe dich um Vernunft und Fassung. Ich rate dir, auszugehen, die frische Luft wird dir guttun. Die Kieswege im Boskett sind halbwegs trocken, dort kannst du eine Stunde lang herumspazieren und wirst ganz ungestört sein. Und, Fanny ...» – er wandte sich an der Tür noch einmal um – «ich werde unten nichts von dem Vorgefallenen erwähnen, auch nicht deiner Tante Bertram gegenüber. Es hat keinen Zweck, diese Sache breitzutreten. Sprich du selber auch nicht davon.»

Das war ein Befehl, den Fanny mit Freuden befolgte, ein Beweis seiner Güte, der ihr tief zu Herzen ging. Von den endlosen Vorwürfen ihrer Tante Norris verschont zu

bleiben! Sie erglühete vor Dankbarkeit. Alles schien ihr leichter zu ertragen als diese Vorwürfe – sogar vor der Unterredung mit Mr. Crawford graute ihr nicht so sehr.

Sie machte sich sogleich zum Ausgehen zurecht, wie ihr Onkel es empfohlen hatte, und befolgte alle seine Ratschläge nach besten Kräften; sie hielt ihre Tränen zurück und bemühte sich ernsthaft um Fassung und Selbstbeherrschung. Es war ihr innigster Wunsch, ihm zu beweisen, wieviel ihr an seiner Zufriedenheit lag und daß sie seine Gunst wiederzugewinnen suchte. Mit dem Gebot, die ganze Angelegenheit vor ihren Tanten geheimzuhalten, hatte er ihr eine besonders starke Stütze gegeben. Durch ihr Aussehen und ihr Benehmen keinen Verdacht zu erregen – das war ein Ziel, das jede Anstrengung lohnte. Sie fühlte sich der äußersten Selbstüberwindung fähig, wenn es darum ging, sich vor Tante Norris' scharfer Zunge zu retten.

Als sie von ihrem Spaziergang zurückkam und das Ostzimmer betrat, war das erste, was sie erblickte, ein prächtig prasselndes Feuer im Kamin! Ein Feuer eigens für sie – es war zuviel der Güte! Ihr gerade heute eine solche Bevorzugung zu gönnen! Sie

empfund eine geradezu schmerzhaft Dankbarkeit. Sie konnte kaum glauben, daß ihr Onkel sich die Mühe genommen hatte, an eine solche Bagatelle zu denken. Und doch war es so, wie sie alsbald aus dem Geplauder des Dienstmädchens erfuhr, das hereinkam, um Kohle nachzulegen: Sir Thomas hatte ausdrücklich angeordnet, daß von nun an täglich im Ostzimmer eingeheizt werden sollte!

«Wenn ich wirklich undankbar bin, muß ich ein Ungeheuer sein», sagte Fanny zu sich selber.

«Der liebe Gott bewahre mich davor!»

Bis zum Abendessen bekam sie weder ihren Onkel noch Tante Norris zu Gesicht, und dann zeigte ihr Onkel in seinem Benehmen ihr gegenüber nicht die geringste Veränderung, soweit dies überhaupt möglich war. Jedenfalls war sie sicher, daß er sie nicht anders zu behandeln gedachte als bisher und daß höchstens ihr eigenes Gewissen ihr solche Einbildungen vorgaukeln könnte. Hingegen begann Tante Norris alsbald mit ihr zu zanken, und wenn sie bedachte, welch endloses und gehässiges Gekeife der harmlose Umstand, daß sie ohne Wissen ihrer Tante ausgegangen war, auf sie herabbeschwor, hatte sie allen Grund, die schonungsvolle Güte zu preisen, die sie vor Vorwürfen aus einem viel bedeutsameren Anlaß bewahrte.

«Wenn ich gewußt hätte, daß du ausgehst, hätte ich dich bis zu meinem Haus geschickt, um Nanny etwas auszurichten», sagte Tante Norris.

«Inzwischen mußte ich, so unbequem es für mich war, selbst gehen und mit ihr sprechen! Es fiel mir sehr schwer, die Zeit dafür zu erübrigen – und all die Mühe hättest du mir ersparen können, wenn du so freundlich gewesen wärest, uns wissen zu lassen, daß du ausgehst! Für dich wäre es bestimmt auf dasselbe herausgekommen, ob du dich im Park herumdrehst oder bis zu meinem Haus gehst.»

«Ich selbst habe Fanny die Kieswege im Boskett empfohlen, wo es jetzt am trockensten ist», sagte Sir Thomas.

Mrs. Norris war einen Augenblick lang betroffen. «Oh – das war sehr gütig von Ihnen, Sir Thomas. Aber Sie wissen nicht, wie trocken der Weg zu meinem Haus ist. Ich versichere Ihnen, Fanny hätte dort genausogut spazierengehen können und sich dabei wenigstens etwas nützlich gemacht und ihrer Tante einen Gefallen erwiesen. Es ist einzig Fannys Fehler. Wenn sie uns nur gesagt hätte, daß sie ausgeht – aber Fanny hat das an sich, ich habe es schon oft beobachtet: sie geht gern ihre eigenen Wege, sie will sich nichts vorschreiben lassen. Sowie es nur möglich ist, läuft sie nach eigenem Gefallen herum. Sie neigt zweifellos zu Geheimnistuerei und Aufsässigkeit und derlei Ungehörigkeiten, und ich möchte ihr ernsthaft raten, sich in diesem Punkt zu bessern.»

Als allgemeines Urteil über Fanny fand Sir Thomas dies höchlich ungerecht, obwohl er erst vor wenigen Stunden ähnlichen Gefühlen Ausdruck gegeben hatte. Er versuchte, das Gespräch auf etwas anderes zu bringen, und mußte es mehr als einmal versuchen, ehe es gelang. Mrs. Norris war nicht scharfsichtig genug, um bei dieser oder einer anderen Gelegenheit zu merken, wie gern er Fanny hatte und wie wenig es ihm gefiel, sie gegen seine eigenen Kinder herabgesetzt zu sehen. Sie machte die halbe Mahlzeit lang weiter gehässige Bemerkungen über diesen unverzeihlichen Spaziergang.

Endlich ging auch das zu Ende, und Fanny begann den Abend mit größerer Fassung und fröhlicherem Mut, als sie es nach dem stürmischen Vormittag für möglich gehalten hätte. Doch sie hatte das sichere Gefühl, daß sie richtig handelte und daß ihr Urteil sie nicht trog; für die Reinheit ihrer Absichten konnte sie einstehen. Auch hoffte sie heimlich, daß der Zorn ihres Onkels, der schon jetzt nachzulassen schien, sich gänzlich legen würde, sobald er die Angelegenheit mit größerer Objektivität betrachtete und erst richtig bedachte – wie ein so guter Mensch nicht anders denken konnte – wie schlimm, wie unentschuldbar, wie aussichtslos und sündhaft es wäre, ohne Liebe zu heiraten.

Wenn die Begegnung, die ihr morgen noch bevorstand, glücklich vorüber war, würde die Sache erledigt sein – das war ein tröstlicher Gedanke; und wenn Mr. Crawford

daraufhin abreiste, würde alles wieder sein, als ob nichts vorgefallen wäre. Sie wollte und konnte nicht glauben, daß Mr. Crawford lange unter seiner unglücklichen Liebe leiden würde – das lag nicht in seiner Natur. In London würde er sich bald selber über seine Verliebtheit wundern und noch dankbar sein, daß ihr richtiges Gefühl ihn vor allen üblen Folgen bewahrt hatte.

Während Fanny sich solchen und ähnlichen Hoffnungen hingab, wurde ihr Onkel bald nach dem Tee hinausgerufen. Das war ein so alltäglicher Vorfall, daß es ihr nicht auffiel, und sie dachte schon nicht mehr daran, als der Butler zehn Minuten später eintrat und, geradewegs auf sie zugehend, verkündete: «Sir Thomas wünscht Sie in seinem Zimmer zu sprechen, Fräulein.» Erst da fiel es ihr ein, was das bedeuten könnte, und das Blut wich aus ihren Wangen. Sie erhob sich jedoch augenblicklich, um dem Befehl zu gehorchen, als Mrs. Norris ausrief:

«Halt, Fanny, was fällt dir denn ein? Wohin willst du? Beeile dich nicht so! Dich braucht man bestimmt nicht, verlaß dich auf mich! (Mit einem Blick auf den Butler.) Aber du mußt dich natürlich immer gleich vordrängen. Wozu sollte Sir Thomas dich brauchen? Sie meinen sicher mich, Baddeley. Ich komme schon. Sie meinen doch mich, Baddeley, nicht wahr? Sir Thomas möchte mich sprechen, nicht Miss Price.»

Doch Baddeley blieb fest. «Pardon, gnädige Frau, Miss Price wird gewünscht. Sir Thomas wünscht Miss Price zu sprechen.» Und er gestattete sich die Andeutung eines Lächelns, das deutlich besagte: «Ich glaube nicht, meine Gute, daß du für diesen Zweck die Richtige wärest!»

Mrs. Norris sah sich zu ihrem Mißfallen gezwungen, ihre Arbeit wieder aufzunehmen – und Fanny, die in größter Aufregung und Verwirrung dem Butler folgte, stand im nächsten Moment, wie sie es erwartet hatte, allein Mister Crawford gegenüber.

### 33. Kapitel

Die Unterredung gestaltete sich weder so kurz noch so schlüssig, wie die junge Dame es geplant hatte. Ihr Verehrer ließ sich nicht so leicht abspeisen. Ausdauer besaß er, soviel Sir Thomas ihm nur wünschen konnte, und außerdem Eitelkeit genug, um sich einzubilden, daß Fanny ihn in Wirklichkeit liebte, wenn sie es auch vielleicht selbst noch nicht wußte; und als er sich schließlich überzeugen mußte, daß sie sich über ihre augenblicklichen Gefühle nicht täuschte, zweifelte er keinen Moment daran, daß es ihm mit der Zeit gelingen würde, sie zu seinen Gunsten umzustimmen.

Er war verliebt, überaus verliebt; und da seiner energischen, sanguinischen Natur Fannys Zuneigung um so begehrenswerter erschien, als sie ihm versagt wurde, beschloß er mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit, der kein allzugroßes Zartgefühl im Wege stand, nicht nur das Glück ihrer Liebe zu erringen, sondern auch den stolzen Ruhm, daß er sie dazu gezwungen hatte.

Nein, er wollte sie nicht aufgeben, er wollte nicht von ihr ablassen. Er hatte allen Anlaß, an ihr festzuhalten; er kannte ihren Wert, er wußte, daß er mit ihr immer glücklich sein würde. Gerade ihr jetziges Verhalten, das die Unbestechlichkeit und Feinfühligkeit ihres Charakters offenbarte (zwei Eigenschaften, die er für äußerst selten hielt), war dazu angetan, seine Wünsche noch zu befeuern und ihn in seinem Entschluß zu festigen. Daß das Herz, das er zu erobern gedachte, schon einem anderen gehörte, ahnte er nicht – dieser Verdacht lag ihm fern. Er glaubte vielmehr, sie habe noch zu wenig an die Liebe gedacht, um gefährdet zu sein, ihr Gemüt sei von der gleichen holden Kindlichkeit wie ihre Person, ihre Züchtigkeit habe sie davor bewahrt, seine Aufmerksamkeiten richtig zu deuten, und sie sei jetzt ganz überwältigt und verwirrt von der Plötzlichkeit seiner unerwarteten Liebeserklärung und von der Neuheit einer Situation, mit der sich ihre Phantasie noch nie befaßt hatte.

Folgte daraus nicht ganz selbstverständlich, daß er siegen mußte, sobald sie ihn nur richtig verstand? Er war davon überzeugt. Ein Mann wie er, der so liebte, wie er sie liebte, brauchte nur etwas Ausdauer, um sein Ziel zu erreichen. Es konnte nicht einmal lange dauern – und der Gedanke, sie in sehr kurzer Zeit dahin zu bringen, entzückte ihn so sehr, daß er es kaum bedauerte, wenn sie ihn vorderhand noch nicht liebte. Daß es noch eine kleine Schwierigkeit zu überwinden galt, war ganz nach Henry Crawfords Geschmack. Das brachte ihn in Stimmung.

Bisher war es ihm allzu leicht gefallen, Herzen zu erobern. Die Situation war für ihn neu und anregend.

Für Fanny, der im Leben allzuviel Widerstand begegnet war, um darin einen Reiz zu finden, war dies alles unverständlich. Sie sah, daß er entschlossen war, weiter um sie zu werben; und daß er dazu imstande war, nachdem sie ihn mit den entschiedensten Worten abgewiesen hatte – das begriff sie einfach nicht. Sie hatte ihm gesagt, sie liebe ihn nicht, sie könne ihn nicht lieben, sie sei ganz sicher, daß sie ihn niemals lieben würde; eine solche Sinnesänderung sei ausgeschlossen, das Gespräch sei ihr überaus peinlich, sie müsse ihn ernstlich bitten, sie jetzt gehen zu lassen und niemals wieder darauf zurückzukommen. Und als er weiter in sie drang, hatte sie hinzugefügt, ihrer Ansicht nach seien sie so grundverschiedene Menschen, daß eine gegenseitige

Zuneigung undenkbar wäre; sie paßten ihrer Natur, ihrer Erziehung, ihrer ganzen Einstellung nach nicht zusammen. All das hatte sie mit dem Ernst der vollsten Aufrichtigkeit gesagt; aber es hatte nicht genügt, denn er leugnete prompt, daß sie im Charakter oder in irgendeinem anderen Punkt nicht zusammenpaßten, und erklärte nachdrücklich, er werde fortfahren, sie zu lieben und auf ihre Gegenliebe zu hoffen!

Fanny wußte, daß sie es ernst meinte, aber sie vermochte nicht zu beurteilen, wie sie auf andere Menschen wirkte. Ihr Wesen war so unverbesserlich sanft, daß es nicht recht an die Unerschütterlichkeit ihres Entschlusses glauben ließ. Ihre Schüchternheit, ihre Dankbarkeit, ihre Sanftmut gaben jeder Beteuerung ihrer Abneigung beinahe einen Anschein von Selbst-Verleugnung; zumindest klang es, als seien die harten Worte, zu denen er sie zwang, ihr ebenso schmerzlich wie ihm. Mr. Crawford war ja jetzt nicht mehr der Mr. Crawford, den sie als heimtückischen, verräterischen Liebhaber ihrer Cousine Maria verabscheut hatte, dessen Anblick und Rede ihr hassenswert erschienen, dem sie keine einzige gute Eigenschaft zutraute und dessen allgemein gerühmte Liebenswürdigkeit sie nicht anerkannte. Jetzt war er ein Mann, der mit heißer, selbstloser Liebe um sie selber warb, der mit einem Mal nur die ehrenhaftesten, aufrichtigsten Gefühle zu hegen und sein Glück einzig in einer Liebesheirat zu sehen schien; er überschüttete sie mit Beteuerungen seiner Verehrung und seiner Liebe, er bewies ihr, soweit es mit Worten zu beweisen war, daß er sie um ihrer Sanftmut und Güte willen liebte – und das alles mit der Sprache, dem Ton und dem Geist eines hochbegabten Menschen ... Und als Krönung des Ganzen war er jetzt auch noch der Mr. Crawford, dem William seine Beförderung verdankte!

Das war allerdings eine Wandlung! Das waren Ansprüche, die nicht leichthin abzutun waren. Im Park von Sotherton, im Theater von Mansfield Park hatte sie ihn mit der ganzen Würde beleidigter Tugend verachten können, aber jetzt trat er ihr mit dem Anrecht auf eine andere Behandlung entgegen. Sie mußte höflich, sie mußte mitleidig sein. Sie mußte sich geehrt fühlen, und ob sie an sich selber oder an ihren Bruder dachte – sie mußte ihm dankbar sein. Was bei alledem herauskam, war eine solche Mischung von Mitleid und Aufregung, ihre abweisenden Worte wurden durch den Ausdruck so inniger Dankbarkeit und Betrübnis gemildert, daß einem so selbstbewußten und optimistischen Menschen wie Crawford die Tatsache oder zumindest das Ausmaß ihrer Abneigung wohl fraglich erscheinen konnte; und es war gar nicht so vernunftwidrig, wie es Fanny vorkam, wenn er das Gespräch mit der Beteuerung seiner unwandelbaren, unerschütterlichen und unverzagten Liebe beschloß.



Er ließ sie nur widerstrebend gehen, doch er sandte ihr keinen Blick der Verzweiflung nach, der seine Worte Lügen gestraft oder ihr die Hoffnung gegeben hätte, daß er sich letzten Endes weniger unvernünftig zeigen würde, als er behauptete.

Sie zürnte ihm jetzt. Eine so selbstsüchtige, so wenig edelmütige Beharrlichkeit mußte Groll erregen. Hier zeigte sich wieder der Mangel an Zartgefühl und Rücksichtnahme, der sie von Anfang an abgestoßen hatte, hierin erkannte sie wieder den alten Mr. Crawford mit seinen verwerflichen Eigenschaften. Wie augenfällig war sein Mangel an Empfindung und Menschlichkeit, wo es um sein eigenes Vergnügen ging – und ach! – was sie immer schon gewußt hatte: kein fester moralischer Grundsatz machte ihm das zur Pflicht, was sein natürliches Gefühl ihm nicht eingab. Wäre ihr Herz so frei gewesen, wie ... wie es vielleicht sein sollte – auch dann hätte sie es ihm nimmer schenken können.

So sann Fanny in aller Aufrichtigkeit und in ernstlicher Betrübnis, während sie – o ungebührlicher Luxus! – im Ostzimmer am Feuer saß und verwirrt bedachte, was alles geschehen war und was wohl noch kommen würde. Sie befand sich in einem Zustand nervöser Aufregung, in dem ihr nichts klar war als die Überzeugung, daß sie niemals und unter keinen Umständen imstande sein würde, Mr. Crawford zu lieben, und das unerhörte Glück, ein eigenes Feuer zu haben, an dem sie sitzen und sinnieren konnte.

Sir Thomas war gezwungen oder zwang sich selbst, bis zum nächsten Morgen zu warten, um zu erfahren, was zwischen den jungen Leuten vorgegangen war. Dann besuchte ihn Mr. Crawford und erstattete seinen Bericht. Sir Thomas' erstes Gefühl war Enttäuschung. Er hatte sich mehr erhofft. Er hatte nicht gedacht, daß eine Stunde innigen Werbens von seiten eines Mannes wie Crawford auf ein weichmütiges Mädchen wie Fanny so wenig Eindruck machen würde. Doch die Entschlossenheit und optimistische Zuversicht des Verliebten machten ihn bald wieder zuversichtlich. Wenn der Hauptbeteiligte ein solches Vertrauen in den guten Ausgang seiner Sache zeigte, konnte auch Sir Thomas wieder daran glauben.

Was ihn selbst betraf, ließ er es an keiner Höflichkeit, keinem Entgegenkommen fehlen, das die Dinge fördern konnte. Mr. Crawfords Festigkeit wurde gebührend gepriesen, Fanny wurde gelobt, die Verbindung war nach wie vor die wünschenswerteste der Welt. Mr. Crawford würde in Mansfield Park jederzeit willkommen sein; was die Häufigkeit seiner Besuche jetzt und in Zukunft anbelangte, habe er sich einzig nach seinem eigenen Urteil und Gefühl zu richten. Alle Freunde und Verwandten Fannys seien sich in ihren Wünschen für sie einig, der Einfluß aller, die sie liebten, müsse sie in die eine, erwünschte Richtung weisen.

Sir Thomas sagte alles, was zur Ermutigung des jungen Mannes gesagt werden konnte. Mr. Crawford nahm jede Ermutigung dankbar und erfreut entgegen, und die beiden Herren trennten sich als die besten Freunde.

In der Überzeugung, daß die Sache jetzt auf dem schicklichsten und aussichtsreichsten Wege sei, beschloß Sir Thomas, sich seiner Nichte gegenüber jedes weiteren Zuredens zu enthalten und nicht offen in den Gang der Dinge einzugreifen. Er glaubte, daß bei ihr mit ruhiger Freundlichkeit am meisten zu erreichen wäre. Das Zureden sollte nur von einer Seite aus erfolgen. Die Nichteinmischung der Familie, über deren Standpunkt Fanny nicht im Zweifel sein konnte, würde sich vielleicht als das beste Mittel erweisen, die Sache zu fördern. Diesen Überlegungen entsprechend, nahm Sir Thomas die erste Gelegenheit wahr, um mit mildem Ernst, von dem er sich die größte Wirkung auf Fanny versprach, zu ihr zu sagen: «Nun, Fanny, Mr. Crawford hat mich wieder besucht, und ich habe von ihm gehört, wie es zwischen euch steht. Er ist wirklich ein ganz ungewöhnlicher junger Mensch, und wie immer die Sache ausgehen wird, fühlst du wohl, daß du eine nicht alltägliche Zuneigung errungen hast. Bei deiner Jugend kannst du kaum wissen, wie flüchtig und schwankend das Gefühl ist, das man gemeinhin Liebe nennt, und darum siehst du auch nicht wie ich, wie wunderbar eine solche Beständigkeit ist, die sich durch nichts entmutigen läßt. Bei ihm ist das alles Gefühlssache; er rechnet sich seine Treue nicht als Verdienst an, und vielleicht ist sie es auch nicht. Doch da er so gut gewählt hat, kann ich seine Beharrlichkeit nur ehren. Wäre seine Wahl nicht so einwandfrei, würde ich seine Hartnäckigkeit mißbilligen.»

«Ach, Onkel», sagte Fanny, «es tut mir leid, daß Mr. Crawford noch immer – ich weiß, daß er mir damit eine große Ehre erweist, und ich verdiene das gar nicht, aber ich bin so felsenfest überzeugt und habe es ihm auch gesagt, daß ich bestimmt niemals ...»

«Mein liebes Kind», fiel Sir Thomas ein, «zu alledem ist kein Anlaß. Ich kenne deine Gefühle, wie du meine Wünsche und mein Bedauern kennen mußt. Dazu ist nichts mehr zu sagen und zu tun. Von dieser Stunde an soll davon zwischen uns nie

mehr die Rede sein. Du brauchst keine Angst zu haben und dich nicht aufzuregen. Du traust mir doch nicht zu, daß ich versuchen würde, dich gegen deinen Willen zu einer Heirat zu zwingen, nicht wahr? Ich denke einzig an dein Glück und deinen Vorteil. Von dir wird weiter nichts verlangt als Duldsamkeit, wenn Mr. Crawford dich zu überzeugen sucht, daß du mit ihm glücklich sein wirst. Er tut es auf eigene Gefahr, du kannst dich frei entschließen. Ich habe ihm versprochen, daß er dich sehen wird, wenn er uns besuchen kommt, genau wie du auch mit ihm gesprochen hättest, wenn diese Situation nicht eingetreten wäre. Du wirst ihn, so wie bisher, in unserem Familienkreis

empfangen und, soweit es dir nur möglich ist, jede unangenehme Erinnerung aus deinen Gedanken verbannen. Er reist in so kurzer Zeit ab, daß nicht einmal dieses kleine Opfer oft von dir verlangt werden wird. Die Zukunft muß ganz ungewiß bleiben. Und von jetzt an, meine liebe Fanny, ist dieses Thema für uns beide erledigt.»

Daß Henry Crawford bald abreisen sollte, war für Fanny der einzige tröstliche Gedanke; doch daß ihr Onkel so freundlich zu ihr sprach und so große Nachsicht zeigte, erfüllte sie mit tiefer Dankbarkeit. Wenn sie bedachte, wie wenig er von dem wahren Stand der Dinge wußte, konnte sie sich auch nicht über seinen Standpunkt wundern. Hatte er nicht seine eigene Tochter mit Mr. Rushworth verheiratet? Romantische Gefühle waren von ihm gewiß nicht zu erwarten. Sie mußte ihre Pflicht tun und darauf hoffen, daß es ihr mit der Zeit leichter fallen würde als jetzt.

Obwohl Fanny erst achtzehn Jahre alt war, konnte sie nicht glauben, Mr. Crawfords Liebe würde ewig währen; sie stellte sich vor, wenn sie ihn nur unablässig und unerschütterlich entmutigte, müsse sie schließlich schwinden. Welche Zeitspanne sie in ihrer Phantasie der Herrschaft seiner leidenschaftlichen Gefühle zubilligte – das ist eine andere Sache. Es wäre nicht diskret, allzu genau erforschen zu wollen, wie hoch eine junge Dame ihre eigene Anziehungskraft einschätzt.

Trotz seiner Absicht, zu schweigen, sah Sir Thomas sich genötigt, mit seiner Nichte noch einmal kurz über die Angelegenheit zu sprechen, um sie darauf vorzubereiten, daß er ihre Tanten einweihen würde. Er selbst hätte diesen Schritt noch immer gern vermieden, doch es blieb ihm nichts anderes übrig, da Mr. Crawford gar nicht daran dachte, sein Vorhaben geheimzuhalten. Nichts lag ihm ferner, als seine Gefühle zu verbergen. Im Pfarrhaus wußte man alles. Er liebte es, sich mit seinen beiden Schwestern über seine Zukunftspläne zu unterhalten, und freute sich darauf, sie zu bewundernden Zeugen seines erfolgreichen Vorgehens zu machen. Sobald Sir Thomas das erfaßte, fand er es unvermeidlich, seine Frau und seine Schwägerin ebenfalls in die Angelegenheit einzuweihen – obwohl ihm um Fannys willen vor Mrs. Norris' Reaktion auf diese Mitteilung fast ebensosehr graute wie Fanny selber. Er fürchtete ihren gutgemeinten, aber falsch angewandten Eifer, denn zu diesem Zeitpunkt war Sir Thomas nicht weit davon entfernt, Mrs. Norris zu jenen angenehmen Zeitgenossen zu zählen, die zwar die besten Absichten haben, aber ständig das Falsche tun.

Doch in diesem Fall erlebte er eine angenehme Enttäuschung. Er schärfte Mrs. Norris ein, daß sie sich nicht in die Sache einzumischen und Fanny gegenüber Stillschweigen und Nachsicht zu bewahren hätte – und sie versprach es nicht nur, sondern hielt sich auch an ihr Versprechen. Nur ihre bitterböse Miene offenbarte ihre Gedanken. Sie war

äußerst erzürnt, doch nicht so sehr, weil Fanny einen solchen Antrag abgewiesen, sondern vielmehr weil sie ihn überhaupt erhalten hatte. Das war eine Beleidigung, ein unerhörter Affront für Julia, die Mr. Crawford ja von Rechts wegen hätte wählen müssen. Ganz abgesehen davon mochte Mrs. Norris Fanny nicht leiden, weil sie selber sie von klein auf vernachlässigt hatte; sie konnte einer Person, die sie immer zurückzusetzen versucht hatte, eine solche Erhöhung nicht gönnen.

Sir Thomas rechnete ihr bei dieser Gelegenheit ihre Diskretion höher an, als sie es verdiente; und Fanny hätte sie segnen mögen, weil sie ihr Mißvergnügen wenigstens nur sehen und nicht hören ließ.

Lady Bertram nahm die Sache anders auf.

Sie war ihr Leben lang eine Schönheit und überdies reich gewesen. Schönheit und Reichtum waren die einzigen Dinge, die ihr imponierten, und darum stieg Fanny gewaltig in ihrer Achtung, als sie hörte, daß ein vermögender Mann um sie anhielt. Das überzeugte sie davon, daß Fanny tatsächlich hübsch war – woran sie bisher gezweifelt hatte – und diese Überzeugung sowie die Aussicht, daß sie eine gute Partie machen würde, erfüllten sie mit Stolz auf ihre Nichte.

«Fanny», sagte sie, sobald sie nachher allein waren – und sie hatte diesen Augenblick tatsächlich mit so etwas wie Ungeduld erwartet und sprach auch jetzt mit ungewohnter Lebhaftigkeit – «Fanny, ich hatte heute morgen eine sehr angenehme Überraschung. Ich muß nur ein einziges Mal darüber sprechen, das habe ich auch Sir Thomas gesagt, nur ein einziges Mal und dann nicht wieder. Ich gratuliere dir, meine liebe Nichte.» Und mit einem wohlgefälligen Blick auf Fanny fügte sie hinzu: «Hm – wir sind wirklich eine gut aussehende Familie.»

Fanny errötete. Zuerst war sie im Zweifel, was sie antworten sollte, doch dann sagte sie in der Hoffnung, ihre Tante an ihrer verwundbarsten Stelle zu treffen:

«Liebste Tante, Sie wünschen doch sicher nicht, daß ich anders gehandelt hätte! Sie können nicht wünschen, daß ich heirate, denn ich würde Ihnen fehlen, nicht wahr? Ja, ich bin sicher, daß Sie mich zu sehr vermissen würden.»

«Nein, liebes Kind, ich würde dich nicht im geringsten vermissen, wenn sich dir ein solches Glück bietet. Ich kann sehr gut ohne dich auskommen, wenn du einen so begüterten Mann wie Mr. Crawford heiratest. Und du weißt ja wohl, Fanny, daß es die Pflicht jedes jungen Mädchens ist, einen so vorteilhaften Antrag anzunehmen.»

Das war nahezu die einzige Verhaltensregel, der einzige Ratschlag, den Fanny im Lauf von achteinhalb Jahren von ihrer Tante Bertram empfangen hatte. – Sie schwieg, denn sie wußte, daß Worte zu nichts führen konnten. Wenn die Tante nicht gefühlsmäßig auf ihrer Seite stand, war von einem Angriff auf ihr Verständnis nichts zu erhoffen. Lady Bertram wurde richtig gesprächig.

«Ich will dir etwas sagen, Fanny», äußerte sie. «Ich bin sicher, er hat sich auf dem Ball in dich verliebt, es ist sicher an diesem Abend passiert. Du hast wirklich sehr hübsch ausgesehen. Das hat jeder gesagt. Sir Thomas hat es gesagt. Weißt du, die Chapman hat dir doch beim Ankleiden geholfen. Ich werde Sir Thomas sagen, daß es bestimmt an diesem Abend passiert ist.» Und nachdem sie eine Weile schweigend diesen erfreulichen Gedankengang verfolgt hatte, fügte sie hinzu: «Und ich werde dir etwas sagen, Fanny – das habe ich nicht einmal für Maria getan – aber wenn Mops nächstens Junge hat, sollst du ein Hündchen bekommen.»

### 34. Kapitel

Edmund hatte bei seiner Heimkehr große Neuigkeiten zu vernehmen. Mancherlei Überraschungen standen ihm bevor. Die erste, die er erlebte, war nicht die geringste: als er durch das Dorf ritt, begegnete er Henry Crawford und seiner Schwester. Er hatte sich ausgerechnet – er hatte es so einzurichten gedacht – daß sie längst abgereist wären. Er war eigens mehr als vierzehn Tage lang weggeblieben, um Miss Crawford aus dem Weg zu gehen. Jetzt kehrte er nach Mansfield zurück, ganz darauf eingestellt, sich melancholischen Erinnerungen und zärtlichen Assoziationen hinzugeben – und da stand sie in höchsteigener Person am Arm ihres Bruders vor ihm und begrüßte ihn mit unverkennbarer Freude und Freundlichkeit – sie, von der er eben noch gedacht hatte, daß sie jetzt siebzig Meilen weit entfernt und ihm innerlich weiter, viel weiter entrückt wäre, als jede irdische Distanz es ausdrücken konnte!

Sogar wenn er auf die Begegnung gefaßt gewesen wäre, den Empfang, der ihm zuteil wurde, hätte er sich niemals erhofft. Angesichts des Zwecks seiner Reise, den er nun erfüllt hatte, hätte er alles eher erwartet als das beglückte Aufleuchten ihrer Augen und ihre einfachen, freundschaftlichen Worte. Es war genug, um sein Herz zu entflammen und ihn in die rechte Stimmung für die weiteren freudigen Überraschungen zu versetzen, die seiner harnten.

Williams Beförderung war ihm bald in allen Einzelheiten bekannt, und da er selbst seine geheimen Gründe hatte, glücklich zu sein, bot sie ihm während des ganzen Nachtessens Anlaß zu den erfreulichsten Betrachtungen und ungetrübter Fröhlichkeit.

Als er dann nach Tisch mit seinem Vater allein blieb, hörte er Fannys Geschichte, und damit hatte er alle großen Ereignisse der letzten vierzehn Tage und den gegenwärtigen Stand der Dinge in Mansfield erfahren.

Fanny ahnte, was vorging. Die Herren blieben viel länger als sonst im Eßzimmer sitzen. Sie sprachen ganz sicher nur über sie. Als schließlich zum Tee gerufen wurde, wagte sie kaum, Edmund anzuschauen. Er kam auf sie zu und setzte sich zu ihr, er ergriff ihre Hand und drückte sie zärtlich; und in diesem Augenblick glaubte sie, daß sie ohne die Ablenkung und die Unruhe, die das Tee-Einschenken mit sich brachte, ihre Gefühle in unverzeihlicher Weise verraten hätte.

Edmund beabsichtigte gar nicht, ihr durch diesen Händedruck seine vorbehaltlose Billigung und Ermutigung auszudrücken, wie sie zu hoffen wagte. Er wollte ihr nur zeigen, wie innig er an allem teilnahm, was sie betraf, und wie alles, was er vernommen, seine Zärtlichkeit für sie erhöhte. In der Sache selbst stand er ganz auf der Seite seines Vaters. Daß sie Crawford abgewiesen hatte, war für ihn keine so große Überraschung wie für Sir Thomas; er hatte nie geglaubt, daß sie eine Vorliebe für Crawford hegte, sondern viel eher das Gegenteil angenommen, und konnte sich vorstellen, daß sein Antrag sie völlig überrumpelt hatte; doch was die Verbindung selbst anbelangte, konnte nicht einmal Sir Thomas sie für wünschenswerter halten als er selber. In seinen Augen sprach alles dafür; und während er – mit entschiedenerem Beifall, als es sein Vater tat – Fanny dafür pries, daß sie einen Freier abwies, den sie vorderhand noch nicht liebte, hoffte und glaubte er zuversichtlich, daß die Heirat zu guter Letzt zustande kommen würde – und wenn die beiden erst in gegenseitiger Liebe vereint wären, würde es sich zeigen, daß sie dafür geschaffen waren, einander glücklich zu machen; davon war er ernsthaft überzeugt. Crawford war zu hastig vorgegangen, er hatte ihr nicht genug Zeit gelassen, ihn liebzugewinnen, und überhaupt die Sache am falschen Ende angepackt; doch angesichts seiner großen Vorzüge und Fannys weichem Gemüt war Edmund sicher, daß alles glücklich enden werde. Indessen merkte er genug von Fannys Verlegenheit, um sich sorgsam davor zu hüten, sie durch irgendein Wort oder einen Blick neu zu erregen. Crawford kam am nächsten Tag, und im Hinblick auf Edmunds Heimkehr fühlte Sir Thomas sich mehr als berechtigt, ihn zum Abendessen einzuladen – das verlangte schon die Höflichkeit. Er nahm sehr erfreut an, und Edmund hatte reichlich Gelegenheit zu beobachten, wie er mit Fanny weiterkam und wieviel Ermutigung er aus ihrem Benehmen schöpfen

durfte. Es war nicht viel, es war so furchtbar wenig (jede Chance, einen winzigen Schritt vorwärts zu tun, beruhte allein auf ihrer Verlegenheit, ihre Verwirrung war das einzige, worauf man einige Hoffnung setzen konnte), daß er die Beharrlichkeit seines Freundes nur bewundern konnte. Fanny war es wert – Edmund fand, daß es alle Geduld und Mühe der Welt wert sei, sie zu gewinnen – aber er persönlich hätte es nicht über sich gebracht, sich weiterhin um ein Mädchen zu bemühen, das ihm nicht mehr Ermutigung schenkte, als er in ihrem Blick entdeckte. Er hoffte nur, daß Crawford bessere Augen hätte als er – und das war der tröstlichste Schluß, den er aus allem, was vor, während und nach dem Essen vor sich ging, im Interesse seines Freundes ziehen konnte.

Im weiteren Verlauf des Abends ereignete sich einiges, was ihm verheißungsvoller erschien. Als er mit Crawford in den Salon kam, fanden sie Fanny und Lady Bertram so emsig und schweigsam über ihrer Handarbeit, als hätten sie für nichts sonst Gedanken. Edmund machte unwillkürlich eine Bemerkung über die tiefe Stille, die im Zimmer herrschte.

«Wir sind nicht die ganze Zeit so still gewesen», erwiderte seine Mutter. «Fanny hat mir vorgelesen und das Buch erst weggelegt, als sie euch kommen hörte.» Tatsächlich lag ein Buch auf dem Tisch, das so aussah, als sei es eben erst zugeschlagen worden, ein Band Shakespeare.

«Sie liest mir oft aus diesen Büchern vor und war gerade mitten in einer sehr schönen Rede von diesem – wie heißt er doch, Fanny? – als wir euere Schritte hörten.»

Crawford griff nach dem Buch. «Vergönnen Sie mir das Vergnügen, Lady Bertram, Ihnen die Rede zu Ende zu lesen», sagte er. «Ich werde sie sofort finden.» Und indem er sich beim Aufschlagen des Buches sorgfältig nach der Lage der Blätter richtete, fand er tatsächlich die Stelle, wenigstens auf ein, zwei Seiten genau, genau genug für Lady Bertram, die, sobald sie den Namen von Kardinal Wolsey hörte, befriedigt erklärte, es sei gerade diese Rede. Fanny reagierte mit keinem Blick, keinem Anerbieten, ihm die Szene zu zeigen, keiner Silbe für oder gegen das Unternehmen. Ihre ganze Aufmerksamkeit galt ihrer Handarbeit, sie war offenkundig fest entschlossen, sich für nichts anderes zu interessieren. Doch dazu besaß sie zuviel Geschmack. Sie vermochte sich der Schönheit der Dichtung nicht fünf Minuten lang zu verschließen – sie mußte einfach zuhören. Crawford las großartig, und sie hatte von jeher das größte Vergnügen an einem guten Vortrag. Daß man einfach nur gut vorlas, daran war sie gewöhnt. Ihr Onkel und ihre Cousins lasen alle gut – Edmund besonders. Doch Mr. Crawfords Vortrag war so ausgezeichnet, wie sie es nie gehört

hatte. Der König, die Königin, Buckingham, Wolsey, Cromwell – alle wurden der Reihe nach dargestellt, denn mit erstaunlichem Geschick, mit dem glücklichsten Talent, verstand er es, das mäßig Interessante zu überspringen und jeweils bei der schönsten Szene, der charakteristischsten Rede jedes einzelnen wieder einzusetzen; und ob es Würde oder Stolz, Zärtlichkeit, Reue oder sonst ein Gefühl auszudrücken galt – er trug alles mit der gleichen Vollendung vor. Es war hinreißend dramatisch. Sein Spiel hatte Fanny zuerst gelehrt, welchen Genuß ein Theaterstück bereiten kann, und sein Lesen rief ihr alles in Erinnerung – nur war das Vergnügen jetzt noch größer, denn es kam unerwartet und enthielt nichts von dem unangenehmen Beigeschmack, der sie gestört hatte, wenn sie ihn mit Maria zusammen agieren sah.

Edmund beobachtete, wie sie langsam in den Bann gezogen wurde; es belustigte und freute ihn, zu sehen, wie sie allmählich die Nadel sinken ließ, der anfänglich ihre ganze Aufmerksamkeit gegolten hatte, wie die Arbeit unbemerkt ihrer Hand entglitt, während sie unbeweglich dasaß und lauschte – und wie schließlich ihr Blick, der Crawford den ganzen Tag so geflissentlich gemieden hatte, sich nun auf ihn heftete und gebannt auf ihm ruhte – minutenlang auf ihm ruhte, bis er es spürte und sie seinerseits ansah. Er schlug das Buch zu, der Zauber war gebrochen, und Fanny zog sich errötend in sich selber zurück und stichelte wieder emsig drauflos. Aber der kurze Augenblick hatte genügt, um Edmund Hoffnung für seinen Freund zu geben, und mit seinen herzlichen Dankesworten für den großen Genuß hoffte er, auch Fannys heimliches Empfinden auszudrücken.

«Es muß Ihr Lieblingsstück sein», sagte er.

«Sie lesen es, als ob Sie es beinahe auswendig wüßten.» «Es wird von dieser Stunde an mein Lieblingsstück sein», erwiderte Crawford, «aber ich glaube, ich habe keinen Band Shakespeare in der Hand gehabt, seit ich fünfzehn Jahre alt war. Heinrich den Achten habe ich einmal auf der Bühne gesehen – oder jemand, der das Stück gesehen hatte, hat mir davon erzählt – ich weiß es nicht mehr. Aber Shakespeare lernt man kennen, ohne recht zu wissen wie. Er liegt jedem Engländer im Blut.

Seine Gedanken, die Schönheiten seiner Dichtung, sind so allgemein verbreitet, daß man überall auf sie stößt, man besitzt sie instinktiv. Kein halbwegs denkender Mensch kann eines seiner Stücke aufschlagen, ohne sofort seinen Sinn zu erfassen.»

«Freilich, in einem gewissen Grad ist Shakespeare uns von Kindheit an vertraut», sagte Edmund. «Seine geflügelten Worte werden von jedermann zitiert. Wir finden sie in jedem zweiten Buch, das wir zur Hand nehmen, und wir alle reden wie Shakespeare, bedienen uns seiner Gleichnisse und verwenden seine Beschreibungen.



Aber das ist ganz etwas anderes als die tiefe Bedeutung, die Sie seinen Worten verliehen haben. Ein paar Bruchstücke von ihm zu kennen, gehört zur allgemeinen Bildung, und es gibt wahrscheinlich viele Menschen, die ihn halbwegs gründlich gelesen haben; aber seinen Text so wiederzugeben, wie Sie es eben getan haben – das ist bestimmt kein alltägliches Talent.»

«Sir, ich fühle mich geehrt», erwiderte Crawford mit einer scherzhaft feierlichen Verbeugung.

Beide Herren warfen unwillkürlich einen Blick auf Fanny, ob ihr nicht ein Wort des Lobes zu entreißen wäre, aber beide wußten, daß es nicht sein konnte. Ihre Aufmerksamkeit war ihr höchstes Lob gewesen, und damit mußten sie sich zufriedengeben.

Hingegen verlieh Lady Bertram ihrer Bewunderung geradezu energisch Ausdruck. «Es war wirklich wie im Theater», sagte sie. «Ich wollte, Sir Thomas wäre dabeigewesen.»

Crawford war hocherfreut. Wenn schon Lady Bertram bei all ihrer Geistlosigkeit und Gleichgültigkeit so beeindruckt war, mußte die Wirkung auf ihre Nichte, die soviel Verständnis und literarischen Geschmack besaß, überaus zufriedenstellend sein.

«Sie haben bestimmt Talent zum Schauspieler, Mr. Crawford», ließ Lady Bertram sich wieder vernehmen. «Wissen Sie was? Ich glaube, daß Sie sich einmal in Ihrem Haus in Norfolk ein Theater einrichten werden – ich meine, wenn Sie sich dort endgültig niederlassen. Ja, das glaube ich wirklich. Sie werden sich in Ihrem Haus ein Theater einrichten.»

«Das glauben Sie, gnädige Frau?» rief Crawford rasch. «Nein, nein, ganz bestimmt nicht! Ihre Ladyship irrt. In Everingham wird es kein Theater geben – o nein!» Und er blickte Fanny mit einem ausdrucksvollen Lächeln an, das deutlich besagte: «Diese Dame wird niemals ein Theater in Everingham dulden.»

Edmund sah das alles und sah auch Fanny so ingrimmig entschlossen, es nicht zu sehen, daß dies allein dafür zeugte, wie gut sie den tieferen Sinn seines Ausrufs verstanden hatte – und ein so rasches Erfassen des Kompliments, ein so feines Verständnis für die Anspielung, schien ihm eher ein günstiges Zeichen zu sein.

Inzwischen sprach man weiter über das Vorlesen im allgemeinen. Die beiden jungen Männer waren die einzigen Redner, aber vor dem Feuer stehend unterhielten sie sich lebhaft über die bedauerliche Vernachlässigung dieser Kunst, die zum Beispiel im Lehrplan der normalen Knabenschulen überhaupt nicht berücksichtigt würde, und die

daraus ganz natürlich folgende, aber manchmal beinahe unnatürliche Ignoranz und Ungewandtheit ansonsten kluger und wohlunterrichteter Männer, die sich unversehens genötigt sahen, irgendeinen Text vorzulesen. Beide wußten aus eigener Erfahrung von solchen Fällen zu berichten und Fehler und Mißverständnisse zu zitieren, die auf schlechte Stimmtechnik, falsches Pathos, unrichtige Aussprache und Betonung sowie einen allgemeinen Mangel an Verständnis und Übersicht zurückzuführen waren, aber alle einer einzigen Ursache, dem Fehlen früher Anleitung und Gewohnheit, entsprangen; und Fanny hörte wieder mit großem Interesse zu.

«Sogar in meinem Beruf», sagte Edmund lächelnd, «wird die Kunst des Lesens viel zu wenig studiert. Wie selten bemüht man sich um klare Wiedergabe und eindrucksvollen Vortrag der heiligen Texte! Allerdings gilt das eher für die Vergangenheit als für die Gegenwart. Jetzt sucht man sich in diesem Punkt zu bessern. Aber von den Geistlichen, die vor zwanzig, dreißig oder vierzig Jahren ihr Amt antraten, scheinen die meisten zu glauben, daß Lesen und Predigen zwei ganz verschiedene Dinge sind. Das ist jetzt anders geworden, und man schenkt dem Problem mehr Aufmerksamkeit. Man weiß, daß eine deutliche, ausdrucksvolle Sprache auch bei der Übermittlung der ältesten Wahrheiten nicht überflüssig ist, und außerdem herrscht ganz allgemein mehr Geschmack und kritischer Verstand als früher. In jeder Kirchgemeinde gibt es heute eine größere Anzahl von Menschen, die etwas von der Sache verstehen und imstande sind, zu urteilen und zu kritisieren.»

Edmund hatte seit seiner Ordinierung schon einmal den Gottesdienst abgehalten. Als er dies erwähnte, stellte Crawford ihm eine Menge Fragen nach seinen persönlichen Empfindungen und seinem Erfolg; und obwohl er mit der ganzen Lebhaftigkeit freundschaftlicher Anteilnahme und raschen Urteils sprach, enthielten seine Worte nicht die geringste Spur jener spöttischen, leichtfertigen Einstellung, die Fanny, wie Edmund wußte, besonders anstößig war, so daß er alle Fragen mit aufrichtigem Vergnügen beantwortete. Als Crawford sich dann nach seiner Meinung erkundigte, auf welche Weise bestimmte Texte beim Gottesdienst am besten wiederzugeben wären, und seine eigenen Anschauungen darüber äußerte, die bewiesen, daß er schon früher über diese Dinge nachgedacht hatte, war Edmund besonders erfreut. Das war der richtige Weg zu Fannys Herzen. Sie war nicht durch Galanterie und Witz und heitere Laune zu gewinnen oder würde sich wenigstens nicht so rasch gewinnen lassen, wenn sich dazu nicht der Beweis von feinem Empfinden und moralischem Ernst gesellte.

«Unsere Liturgie», bemerkte Crawford, «enthält Schönheiten, denen nicht einmal die gleichgültigste, liederlichste Art des Vorlesens etwas anhaben kann; aber sie hat auch ihre Weitschweifigkeiten und Wiederholungen, die gut vorgetragen werden müssen,

um nicht störend zu wirken. Wenigstens muß ich für meine eigene Person gestehen, daß ich nicht immer so aufmerksam zuhöre, wie ich sollte (mit einem Blick auf Fanny), so daß ich mich in neunzehn von zwanzig Fällen auf dem Gedanken ertappe, wie man dieses oder jenes Gebet eigentlich sprechen sollte, und mir wünsche, es selbst vortragen zu dürfen. – Haben Sie etwas gesagt?» unterbrach er sich, während er sich lebhaft Fanny zuwandte. Und auf ihr «Nein» hin, fuhr er in weicherem Ton fort: «Haben Sie wirklich nichts gesagt? Ich habe gesehen, wie Ihre Lippen sich bewegten. Ich habe mir eingebildet, Sie würden mir befehlen, aufmerksamer zu sein und meine Gedanken besser im Zaum zu halten. Wollen Sie mir das nicht befehlen?»

«Nein – wirklich nicht ... Sie wissen zu gut, was sich gehört, als daß ich – sogar wenn ...»

Sie brach verwirrt ab und war trotz all seinem Flehen und geduldigem Warten zu keinem weiteren Wort zu bewegen. Daraufhin kehrte Crawford an seinen früheren Platz zurück und fuhr fort, als hätte es keine zärtliche Unterbrechung gegeben:

«Eine gut vorgetragene Predigt ist etwas noch Ungewöhnlicheres als schön gesprochene Gebete. Eine gut aufgebaute Predigt ist nichts Seltenes. Es ist schwieriger, gut zu sprechen, als gut zu schreiben – das heißt, die Regeln und Kunstgriffe des Stils werden viel gründlicher studiert als die Gesetze der Rhetorik. Der höchste Genuß ist eine vollendet gute Predigt, die vollendet gut vorgetragen wird. So etwas kann ich niemals ohne die größte Bewunderung und Hochachtung anhören – und nicht, ohne daß ich beinahe Lust bekomme, selbst in den geistlichen Stand zu treten und zu predigen. In der Redekunst der Kanzel – wenn es echte Redekunst ist – liegt etwas, was die höchste Ehre und den höchsten Respekt verdient. Der Prediger, der imstande ist, ein so ungleichartiges Publikum zu bewegen und zu packen, und dies bei einer eng begrenzten Auswahl von Themen, die von gemeinen Geistern längst bis zur Fadenscheinigkeit abgegriffen wurden, ein Prediger, der dazu etwas Neues oder Aufwühlendes zu sagen hat, ohne das religiöse Gefühl und den herkömmlichen Geschmack seiner Zuhörer zu beleidigen, ist ein Mensch, den ich (in seiner beruflichen Eigenschaft) nicht hoch genug ehren kann. So ein Mann wäre ich gerne.»

Edmund lachte.

«Nein, das ist mein Ernst. Ich habe nie im Leben einem hervorragenden Prediger zugehört, ohne einen gewissen Neid zu empfinden. Aber ich müßte eine Londoner Gemeinde haben. Ich könnte nur vor gebildeten Menschen sprechen, die imstande sind, meinen Stil und meine Gedanken zu schätzen. Und ich glaube, ich würde nicht oft predigen wollen; hie und da einmal vielleicht, ein- oder zweimal im Frühling,

nachdem man zehn Sonntage hintereinander sehnsüchtig auf mein Erscheinen gewartet hat. Auf die Dauer würde ich dazu nicht taugen. Dafür bin ich nicht beständig genug.»

Fanny, die nicht umhin konnte, zuzuhören, schüttelte hier unwillkürlich den Kopf, und Crawford war augenblicklich wieder an ihrer Seite und drang in sie, ihre Meinung klarzumachen. Und da er einen Stuhl heranzog und sich dicht bei ihr niederließ, merkte Edmund, daß ein umfassender Angriff geplant war, in dem Blicke und Untertöne ausgiebig eingesetzt werden sollten, und machte sich dementsprechend so unsichtbar wie möglich; er zog sich in einen Winkel zurück, wandte dem Zimmer den Rücken und griff nach einer Zeitung, wobei er innig wünschte, daß seine liebe, kleine Fanny sich dazu bewegen ließe, das ominöse Kopfschütteln zur Zufriedenheit ihres feurigen Liebhabers wegzueexplizieren; und um ja keinen Ton von der ganzen Verhandlung zu hören, las er sich die diversen Inserate mit halblauter Stimme vor:

«Herrschaftliches Landgut in Südwaies ...» – «Für Eltern und Vormünder ...» – «Vorzüglich trainiertes Jagdpferd ...»

Inzwischen bemühte sich Fanny, die sich selber zürnte, weil sie nicht ebenso unbeweglich wie stumm geblieben war, und der Edmunds diskretes Manöver in tiefster Seele wehtat, mit allen Kräften ihrer schüchternen, sanften Natur Mr. Crawford zu vertreiben und seinen Blicken wie seinen Fragen auszuweichen – und er ließ sich einfach nicht vertreiben!

«Was hatte dieses Kopfschütteln zu bedeuten?» forschte er. «Was sollte es ausdrücken?

Mißbilligung, fürchte ich. Aber warum? Was habe ich gesagt, um Ihnen zu mißfallen? Habe ich leichtfertig oder unehrerbietig gesprochen? Habe ich mich unpassend ausgedrückt? Sagen Sie mir nur, was es war. Sagen Sie mir nur, wo ich gefehlt habe. Ich möchte, daß Sie mich berichtigen. Nein, legen Sie Ihre Arbeit einen Augenblick zur Seite, ich bitte Sie darum. Was hatte das Kopfschütteln zu bedeuten?»

Vergeblich flüsterte sie zweimal hintereinander: «Bitte nicht, Sir ... Bitte, Mr. Crawford ...» Vergeblich suchte sie zu entkommen. Im gleichen leisen, eindringlichen Ton und in der gleichen bedenklichen Nähe ließ er nicht ab, ihr immer wieder die gleichen Fragen zu stellen. Ihre Unruhe und ihr Ärger wuchsen.

«Wie können Sie nur, Sir? Sie setzen mich in Erstaunen – ich verstehe nicht, wie Sie ...»

«Ich setze Sie in Erstaunen?» rief er. «Sie verstehen nicht? Gibt es etwas in meiner Bitte, was Sie nicht verstehen? Ich werde Ihnen augenblicklich erklären, warum ich Sie so bedränge, ich werde Ihnen genau erklären, warum mich jeder Blick und jede Bewegung interessiert und meine Neugierde erregt. Ich werde Sie nicht lange staunen lassen.»

Fanny konnte ein flüchtiges Lächeln nicht unterdrücken, doch sie schwieg beharrlich.

«Sie haben den Kopf geschüttelt, weil ich zugab, daß ich die Pflichten eines Pfarrers nicht für immer auf mich nehmen würde, daß ich dazu nicht beständig genug bin. Ja, das war das Wort – beständig. Ich fürchte mich nicht davor. Ich bin bereit, es zu buchstabieren, zu lesen, zu schreiben, ich sehe nichts Erschreckendes darin. Finden Sie, daß es mich schrecken sollte?»

«Vielleicht, Sir», sagte Fanny, die des Spieles schließlich müde wurde, «vielleicht habe ich gedacht, es wäre schade, daß Sie sich selber nicht immer so gut zu kennen scheinen wie in diesem Augenblick.»

Crawford war entzückt, daß er sie endlich doch zum Reden gebracht hatte, und fest entschlossen, das Gespräch fortzusetzen; und die arme Fanny, die gehofft hatte, ihn durch die Ungeheuerlichkeit ihres Tadels zum Schweigen zu bringen, sah sich gewaltig getäuscht; sie mußte jetzt nur andere Fragen und andere Beteuerungen über sich ergehen lassen, er fand immer etwas Neues, das sie ihm unbedingt erklären mußte. Die Gelegenheit war gar zu günstig. Etwas Ähnliches hatte sich nicht ergeben, seit er im Zimmer ihres Onkels mit ihr gesprochen hatte, und würde sich vielleicht nicht wieder ergeben, ehe er Mansfield verließ. Daß Lady Bertram an der anderen Seite des Tisches saß, fiel nicht ins Gewicht, denn sie war stets nur halbwach, und Edmunds Inserate erwiesen sich noch immer als ungemein nützlich.

«Nun», sagte Crawford nach einer Folge von raschen Fragen und widerstrebenden Antworten, «ich bin glücklicher als zuvor, weil ich jetzt besser verstehe, was Sie von mir denken. Sie halten mich für unbeständig – von der Laune eines Augenblicks abhängig – leicht verführt – leicht wieder abgestoßen. Wenn Sie mich so beurteilen, ist es kein Wunder, daß ... Aber wir werden ja sehen. Ich werde Sie nicht durch Schwüre und Beteuerungen zu überzeugen versuchen, daß Sie mir unrecht tun, ich werde Ihnen nicht versichern, daß meine Liebe beständig ist. Mein Verhalten wird für mich sprechen. Abwesenheit, Entfernung, Zeit werden für mich sprechen. Die werden Ihnen beweisen, daß ich Sie verdiene, soweit ein Mensch Sie überhaupt verdienen kann. Sie stehen unendlich höher als ich – das weiß ich alles. Sie besitzen Eigenschaften, von denen ich bisher nicht dachte, daß ein menschliches Wesen sie in diesem Ausmaß

besitzen kann. Sie haben etwas Engelhaftes an sich, weit über das hinaus – nicht was man zu sehen gewohnt ist, denn so etwas sieht man nicht, sondern über jede Vorstellung hinaus. Trotzdem habe ich keine Angst. Durch gleichwertige Tugenden sind Sie nicht zu erringen, das kommt nicht in Frage. Aber der Mann, der Ihren Wert am deutlichsten erkennt und am tiefsten empfindet, der Sie am hingehendsten liebt, hat den höchsten Anspruch auf Sie. Darauf beruht mein Vertrauen. Auf dieses Anrecht gestützt, verdiene ich Sie. Und wenn ich Sie erst überzeugt habe, daß ich Sie wirklich so liebe, wie ich es behaupte, dann darf ich hoffen. Ich kenne Sie zu gut, liebste, süßeste Fanny – nein (da sie ärgerlich zurückwich) vergeben Sie mir! Vielleicht habe ich noch nicht das Recht – aber wie sonst soll ich Sie nennen? Glauben Sie, daß ich unter einem anderen Namen an Sie denke? Nein, an Fanny denke ich den ganzen Tag, von Fanny träume ich die ganze Nacht. Sie haben dem Namen eine so liebliche Wirklichkeit verliehen, daß kein anderer mehr Sie richtig bezeichnen kann.»

Fanny hätte es kaum mehr auf ihrem Stuhl ausgehalten und – trotz dem allzu öffentlichen Protest, den sie voraussah – wenigstens einen Versuch zum Entkommen gemacht, hätte sie nicht das Nahen ihrer Befreier vernommen, die wohlbekannten Geräusche, auf die sie so sehnsüchtig wartete und die ihr heute so unerklärlich lange auszubleiben schienen.

Von Baddeley angeführt, erschien die feierliche Prozession von Bedienten mit Teetisch, Kanne und Kuchenplatten und erlöste sie aus ihrer körperlichen und seelischen Bedrängnis. Mr. Crawford war gezwungen, wegzurücken. Sie konnte sich wieder rühren, sie hatte etwas zu tun, sie war vor ihm geschützt.

Edmund hatte nichts dagegen, in die Schar jener zurückzukehren, die reden und hören dürfen. Es dünkte ihn, das Gespräch hätte lange genug gedauert, und obwohl er in Fannys Miene nur Ärger und Bedrückung las, neigte er doch zu der Hoffnung, daß nicht so vieles gesagt und angehört werden konnte, ohne daß es dem Sprecher einigen Vorteil gebracht hätte.

### 35. Kapitel

Edmund hatte bei sich beschlossen, daß einzig Fanny zu bestimmen hätte, ob ihre neue Beziehung zu Crawford zwischen ihnen zur Sprache kommen sollte oder nicht; wenn sie nicht davon anfang, wollte er das Thema nicht berühren. Nach ein, zwei Tagen gegenseitiger Zurückhaltung bewog ihn sein Vater, von diesem Entschluß abzukommen und zu versuchen, ob er seinen Einfluß nicht zugunsten seines Freundes einsetzen könnte.

Die Crawfords hatten jetzt den Tag – und einen sehr nahen Tag – für ihre Abreise festgesetzt, und Sir Thomas dachte, man sollte wenigstens noch einen letzten Versuch machen, bevor der junge Mann Mansfield verließ, um all seine Beteuerungen und Gelübde unwandelbarer Liebe durch ein Höchstmaß an Hoffnung zu stützen.

Sir Thomas war in diesem Punkt ungemein viel an der Vollkommenheit von Mr. Crawfords Charakter gelegen; er wünschte innig, daß er sich als ein wahres Muster an Beständigkeit erweise, und meinte, das beste Mittel hierzu wäre, ihn nicht allzulange auf die Probe zu stellen.

Edmund ließ sich nicht ungern zu dieser Mittlerrolle überreden, denn es lag ihm selbst daran, Fannys Gefühle zu ergründen. Sie hatte bisher in jeder Schwierigkeit seinen Rat gesucht, und er hatte sie viel zu lieb, um sich jetzt leichthin mit dem Entzug ihres Vertrauens abzufinden. Er hoffte – nein, er war fest überzeugt, ihr helfen zu können. Wem sonst konnte sie ihr Herz ausschütten? Auch wenn sie keinen Rat brauchte, mußte sie sich nach dem Trost einer offenen Aussprache sehnen. Es war ein so unnatürlicher Zustand, daß Fanny sich fremd und schweigend vor ihm verschloß, daß er fand, er müsse dem ein Ende machen, und leicht dem Glauben erlag, daß auch Fanny dies von ihm wünschte und erwartete.

«Ich werde mit ihr sprechen, Sir. Ich werde die erste Gelegenheit wahrnehmen, um mit ihr allein zu sprechen», erklärte er bereitwillig, und da Sir Thomas ihm mitteilen konnte, daß sie gerade jetzt allein im Boskett herumwanderte, eilte er sofort zu ihr hinaus.

«Ich komme, um dir Gesellschaft zu leisten, Fanny», sagte er, indem er ihren Arm ergriff.

«Darf ich? Es ist lange her, seit wir gemütlich zusammen spazierengegangen sind.»

Fanny drückte ihre Einwilligung mehr durch ihren Blick als durch Worte aus. Sie war in bedrückter Stimmung.

«Aber weißt du, Fanny», fügte er alsbald hinzu, «zu einem gemütlichen Spaziergang gehört mehr, als nebeneinander herzugehen. Du mußt mit mir sprechen. Ich weiß, daß du etwas auf dem Herzen hast. Ich weiß, woran du denkst, und du weißt, daß ich es weiß. Soll ich es von jedem Menschen hören und nur von Fanny selber nicht?»

Fanny erwiderte erregt und niedergeschlagen zugleich: «Wenn du es von jedem Menschen hörst, Edmund, brauche ich dir ja nichts zu erzählen.»

«Vielleicht nicht die Tatsachen, Fanny, aber deine Gedanken. Die kann mir niemand außer dir sagen. Doch ich will nicht in dich dringen. Wenn du selbst nicht den Wunsch dazu hast, ist das Thema erledigt. Ich dachte, es wäre vielleicht eine Erleichterung für dich.»

«Ich fürchte, wir sind allzu verschiedener Ansicht, als daß es mich erleichtern könnte, mit dir darüber zu sprechen.»

«Glaubst du, daß wir so verschiedener Ansicht sind? Das weiß ich nicht. Wenn wir unsere Ideen miteinander vergleichen, werden wir sie wohl so ähnlich finden wie gewöhnlich. Zur Sache selbst: Ich halte eine Verbindung mit Crawford für höchst

vorteilhaft und wünschenswert – falls du seine Zuneigung erwidern kannst. Ich finde es ganz natürlich, daß die ganze Familie wünscht, du könntest sie erwidern. Da das aber nicht der Fall ist, hast du vollkommen recht getan, ihn abzuweisen. Können wir in diesem Punkt verschiedener Meinung sein?»

«Nein, o nein! Aber ich dachte, du würdest mir Vorwürfe machen, ich dachte, du wärest gegen mich! Ach, Edmund, das ist mir ein solcher Trost!»

«Den Trost hättest du früher haben können, Fanny, wenn du danach verlangt hättest. Aber wie konntest du nur einen Augenblick denken, daß ich gegen dich bin? Kannst du dir vorstellen, ich befürworte eine Heirat ohne Liebe? Sogar wenn ich im allgemeinen in solchen Dingen leichtfertig dächte – wie konntest du glauben, daß ich es dort tue, wo es um dein Glück geht?»

«Onkel findet, daß ich nicht recht habe, und ich wußte, daß er mit dir darüber gesprochen hat.»

«Nein, Fanny, ich finde, du hast bis jetzt vollkommen richtig gehandelt. Es mag mir leidtun, es mag mich überraschen – aber auch das kaum, denn du hattest ja noch gar nicht Zeit, ihn liebzugewinnen – doch ich gebe dir vollkommen recht. Kannst du daran zweifeln? Das wäre für uns beide eine Schande. Du liebst ihn nicht – also wäre es nicht zu rechtfertigen, wenn du seinen Antrag angenommen hättest.»

Fanny war es seit vielen, vielen Tagen nicht so wohl zumute gewesen.

«Bisher war also dein Verhalten einwandfrei, und wer sagt, du hättest anders handeln sollen, ist im Irrtum. Aber damit ist die Sache ja noch nicht zu Ende. Crawfords Liebe ist kein flüchtiges Gefühl. Er will dich nicht aufgeben, er beharrt in der Hoffnung, die Zuneigung in dir zu erwecken, die du ihm jetzt noch nicht schenken kannst. Wir



wissen, daß nur die Zeit dies bewirken kann, aber (mit liebevollem Lächeln) laß es ihm gelingen, Fanny, laß es ihm schließlich gelingen! Du hast gezeigt, daß du aufrecht und unbestechlich bist, erweise dich jetzt auch als dankbar und weichherzig – und dann wirst du das Muster weiblicher Vollkommenheit sein, für das ich dich immer gehalten habe.»

«Nein! Niemals, niemals, niemals! Es wird ihm niemals gelingen!» Sie rief es mit einer Leidenschaftlichkeit, die Edmund überraschte und über die sie nachträglich selbst errötete, als sie seinen verwunderten Blick sah und ihn erwidern hörte: «Niemals, Fanny? So kategorisch? Das sieht dir nicht ähnlich, das sieht deinem vernünftigen Wesen nicht ähnlich.»

«Ich meine», verbesserte sie sich bekümmert, «ich glaube – so fest man überhaupt für sich einstehen kann – daß ich niemals imstande sein werde, ihn liebzugewinnen.»

«Ich hoffe, es kommt anders. Es ist mir klar, viel klarer, als es Crawford sein kann, daß der Mann, der deine Liebe zu erringen sucht (und dir diese Absicht kundgetan hat), ein schweres Stück Arbeit vor sich hat, denn alle deine bisherigen Bindungen und Gewohnheiten marschieren in Kampfordnung gegen ihn auf. Bevor er dein Herz für sich gewinnen kann, muß er es von allen belebten und unbelebten Dingen loslösen, an die es sich im Lauf langer Jahre innig gebunden hat – und die jetzt durch den bloßen Gedanken einer Trennung noch beträchtlich an Macht gewinnen. Ich weiß, daß schon die Angst, Mansfield verlassen zu müssen, dich eine ganze Weile lang gegen ihn einnehmen wird. Ich wollte, er hätte dir nichts von seinen Absichten verraten, Fanny, ich wollte, er verstünde dich so gut wie ich. Mit vereinten Kräften hätten wir dich gewonnen, ich als Theoretiker und er als Praktiker. Er hätte nach meinen strategischen Plänen vorgehen müssen, dann wären wir leicht ans Ziel gelangt. Jetzt hoffe ich nur, daß die Zeit, die seine Treue und Beständigkeit erweisen wird (wovon ich fest überzeugt bin), ihm auch den verdienten Lohn bringt. Ich kann nicht glauben, daß du ihn nicht lieben möchtest, Fanny, aus einem natürlichen Gefühl der Dankbarkeit heraus. Irgend etwas Ähnliches mußt du empfinden. Irgendwie mußt du bedauern, daß du ihn nicht lieben kannst.»

Fanny vermied eine direkte Antwort. «Wir sind einander in unserer ganzen Art so unähnlich», sagte sie, «wir sind so totale Gegensätze ... Mir scheint es ganz ausgeschlossen, daß wir miteinander auch nur halbwegs glücklich sein könnten, sogar wenn ich imstande wäre, ihn liebzugewinnen. Zwei unähnlichere Menschen kann es nicht geben, wir haben überhaupt nichts miteinander gemein. Wir wären beide todunglücklich.»

«Du irrst, Fanny. Der Gegensatz ist nicht so groß. Ihr seid einander gar nicht so unähnlich und habt viel Gemeinsames. Ihr habt die gleichen Moralbegriffe und den gleichen literarischen Geschmack, ihr habt beide ein gutes Herz und warme, menschliche Gefühle. Fanny – wer ihn Shakespeare lesen hörte und dich lauschen sah, wird niemals glauben, daß ihr nicht zusammenpaßt. Ich gebe zu, daß ihr im Temperament sehr verschieden seid: er ist lebhaft, du bist ernst. Um so besser – ihr ergänzt euch vortrefflich. Es liegt in deiner Natur, dich leicht entmutigen zu lassen und jede Schwierigkeit zu überschätzen; sein Optimismus wird dazu ein ausgezeichnetes Gegengewicht bilden. Er sieht nirgends Schwierigkeiten, seine Heiterkeit und Liebenswürdigkeit werden dich stützen. Daß ihr einander in diesen Punkten nicht gleicht, spricht nicht im mindesten gegen die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Zusammenlebens. Bilde dir das nicht ein. Ich persönlich halte das sogar für einen günstigen Umstand. Ich glaube unbedingt, daß man einander im Temperament lieber unähnlich sein soll – ich meine damit die Grundstimmung des Wesens, die Neigung, viel oder wenig Menschen um sich zu sehen, lieber zu reden oder zu schweigen, ernst oder heiter zu sein und so weiter. Gegensätze dieser Art sind dem Eheglück förderlich, davon bin ich fest überzeugt. Natürlich gilt das nicht für extreme Fälle – aber gerade eine zu große Ähnlichkeit in solchen Dingen wäre wohl das beste Mittel, ins Extrem zu verfallen. Eine sanfte, ständige Gegenwirkung bietet die beste Bürgschaft für Harmonie.»

Fanny brauchte nicht lange zu raten, wo seine Gedanken jetzt weilten. Miss Crawford hatte ihre ganze Macht über ihn zurückgewonnen. Vom Augenblick seiner Heimkehr an hatte er mit zuversichtlicher Fröhlichkeit von ihr gesprochen. Er ging ihr längst nicht mehr aus dem Wege. Erst gestern hatte er im Pfarrhaus gespeist.

Nachdem sie ihn ein paar Minuten lang glücklicheren Gedanken hatte nachhängen lassen, fand Fanny, daß er sich auch wieder ihrer erinnern dürfe, und brachte das Gespräch auf Mr. Crawford zurück. «Wir passen nicht nur im Temperament absolut nicht zusammen», sagte sie, «obwohl auch in dieser Hinsicht der Unterschied viel, viel zu groß ist – seine sprühende Lustigkeit bedrückt mich oft – etwas anderes stört mich noch mehr. Ich muß dir gestehen, Edmund, daß ich seinen Charakter nicht achten kann. Seit der Zeit der Theateraufführung habe ich eine ganz schlechte Meinung von ihm. Er hat sich damals meinem Gefühl nach so unschön benommen – jetzt darf ich ja darüber sprechen, da alles vorbei ist – er hat den armen Mr. Rushworth so rücksichtslos gekränkt und bloßgestellt – und Maria in so ungebührlicher Weise ausgezeichnet, daß ... Kurz, damals beim Theaterspielen hat er mir einen schlechten Eindruck gemacht, den ich niemals mehr loswerde.»

«Meine liebste Fanny!» rief Edmund, der sie kaum ausreden lassen wollte. «Möge keiner von uns danach beurteilt werden, wie er sich in dieser Periode der allgemeinen Verrücktheit gezeigt hat! Es ist mir schrecklich, an diese Zeit zurückzudenken. Maria hat sich schlecht benommen, Crawford hat sich schlecht benommen, alle miteinander haben wir uns schlecht benommen – aber am allerschlimmsten ich selber! Im Vergleich zu mir haben sich die anderen alle untadelig aufgeführt. Ich habe mich mit offenen Augen zum Narren gemacht.»

«Als Unbeteiligte», sagte Fanny, «habe ich vielleicht mehr gesehen als du. Ich bin überzeugt, daß Mr. Rushworth manchmal sehr eifersüchtig war.»

«Wohl möglich. Kein Wunder! Das Ganze war so unschicklich und ungehörig wie möglich. Ich bin noch jetzt wie vor den Kopf geschlagen, wenn ich denke, daß Maria imstande war ... Doch nachdem sie diese Rolle übernommen hatte, mußten wir auf alles übrige gefaßt sein.»

«Und vor der Theaterraufführung – ich müßte mich sehr täuschen, wenn Julia damals nicht überzeugt war, daß er ihr den Hof machte.»

«Julia? Ja, irgendjemand hat einmal behauptet, daß er in Julia verliebt wäre, aber ich selbst konnte nie das Geringste davon bemerken. Und, Fanny – so sehr ich die guten Eigenschaften meiner Schwestern zu schätzen weiß, halte ich es doch für möglich, daß die eine oder andere oder alle beide mehr darauf bedacht waren, von Mr. Crawford bewundert zu werden, und es ihm deutlicher gezeigt haben, als zu verantworten war ... Sie haben kein Geheimnis daraus gemacht, wie angenehm sie seine Gesellschaft fanden – und ein solches Entgegenkommen kann einen lebhaften und vielleicht ein wenig zu sorglosen jungen Mann wie Crawford leicht dazu verlocken ... Jedenfalls kann es nicht sehr arg gewesen sein, es ist ja klar, daß er niemals ernste Absichten hatte – sein Herz war dir vorbehalten. Und daß es so ist, Fanny, hat meine gute Meinung von ihm unsagbar erhöht. Es macht ihm die größte Ehre. Es zeigt, daß er eine glückliche Ehe und reine Liebe als das höchste Glück betrachtet, es zeigt, daß sein Onkel ihn nicht verdorben hat – kurz, es zeigt, daß er der Mensch ist, für den ich ihn immer gern halten wollte, obwohl ich oft fürchtete, mich zu täuschen.»

«Ich bin der festen Überzeugung, daß er ernste Dinge nicht mit dem nötigen Ernst betrachtet.»

«Sag lieber, daß er überhaupt noch nicht viel über ernste Dinge nachgedacht hat. Das glaube ich nämlich – und wie könnte es bei einer solchen Erziehung und Umgebung auch anders sein? Wenn man bedenkt, unter welchen ungünstigen Voraussetzungen die

beiden herangewachsen sind, scheint es geradezu wunderbar, was aus ihnen geworden ist. Crawford hat sich bisher allzusehr von seinem Gefühl leiten lassen, das will ich zugeben, aber glücklicherweise war sein Gefühl im großen und ganzen gut und richtig. Was ihm noch fehlt, wirst du ihm beibringen. Er hat das Glück, ein Wesen wie dich gefunden zu haben – eine Frau, die felsenfest zu ihren eigenen Grundsätzen steht und dabei alle Sanftmut und Weichheit besitzt, um sie den anderen schmackhaft zu machen. Er hat eine gute Wahl getroffen. Er wird dich glücklich machen, Fanny, ich weiß, daß er dich glücklich machen wird, aber du wirst einen edlen Menschen aus ihm machen.»

«Ein solches Amt würde ich niemals auf mich nehmen!» rief Fanny erschrocken. «Eine so große Verantwortung ...»

«Wie immer denkst du zu gering von dir und traust dir zu wenig zu! Nun, mir wird es wohl nicht gelingen, dich zu einer anderen Auffassung zu bekehren, aber du wirst schließlich bekehrt werden, dessen bin ich sicher – und ich gestehe dir aufrichtig, daß es mein innigster Wunsch ist, Fanny. Ich habe mehr als ein allgemein freundschaftliches Interesse an Crawfords Glück – nächst dem deinen liegt es mir am meisten am Herzen ... Du weißt wohl, daß ich an Crawford mehr als ein allgemeines Interesse habe.»

Fanny wußte es zu gut, um etwas dazu zu bemerken, und sie legten die nächsten fünfzig Schritte schweigend und in Gedanken verloren zurück. Edmund fing zuerst wieder an:

«Ich war gestern sehr beglückt über die Art, in der sie davon sprach – ganz besonders beglückt, weil ich kaum gehofft hatte, daß sie alles in einem so richtigen Licht sehen würde. Ich weiß, wie sehr sie dir zugetan ist, aber trotzdem hatte ich Angst, sie könnte dich nicht genügend würdigen – vielleicht gar bedauern, daß ihr Bruder nicht ein Mädchen von Rang oder Vermögen gewählt hat. Ich hatte Angst vor dem Einfluß der weltlichen Maximen, die man ihr zeitlebens eingeprägt hat. Aber es kam ganz anders – Fanny, sie hat von dir gesprochen, wie du es verdienst, und das ist viel. Sie wünscht diese Verbindung ebenso innig wie mein Vater und wie ich selber. Wir haben sehr lange darüber geredet. Ich hätte das Thema von mir aus nicht berührt, obwohl ich höchst begierig war, zu erfahren, wie sie darüber denkt – aber ich war noch nicht fünf Minuten im Zimmer, als sie selber davon anfang – mit der ganzen reizenden Offenheit ihres Gemüts und der geistreichen Schelmerei, die ihr eigen ist. Mrs. Grant lachte sie deswegen aus.»

«War Mrs. Grant auch dabei?»

«Ja, als ich eintrat, fand ich die beiden Damen allein. Dann begannen wir von dir zu sprechen, Fanny, und hörten erst auf, als Crawford und Dr. Grant kamen.»

«Ich habe Miss Crawford über eine Woche lang nicht gesehen.»

«Ja, darüber hat sie geklagt, meinte aber, daß es so besser gewesen wäre. Du wirst sie aber vor ihrer Abreise noch sehen. Sie ist sehr ungehalten über dich, Fanny, darauf mußt du dich gefaßt machen. Das heißt, sie behauptet, sehr böse zu sein – aber du kannst dir diesen Zorn vorstellen. Es ist die Enttäuschung und Kränkung einer Schwester, die meint, jeder Wunsch ihres Bruders müsse sich erfüllen, sobald er ihn nur äußert. Sie ist gekränkt, so wie du in Williams Namen gekränkt wärest – aber sie liebt und schätzt dich von ganzem Herzen.»

«Ich wußte, daß sie mir sehr böse sein würde.» «Liebste Fanny!» rief Edmund, ihren Arm fester an sich drückend. «Laß dich durch den Gedanken an ihren Zorn doch nicht bedrücken! Das ist ein Zorn, von dem man redet, ohne ihn wirklich zu empfinden. Ihr Herz ist von Liebe und Güte erfüllt und hat keinen Platz für Zorn. Ich wollte, du hättest gehört, was sie zu deinem Lobe sagte – ich wollte, du hättest ihr Gesicht gesehen, als sie erklärte, du müßtest Henrys Frau werden. Es fiel mir auf, daß sie dich im Gespräch immer <Fanny> nannte, was sie früher niemals getan hat, und es klang nach echt schwesterlicher Herzlichkeit.»

«Und Mrs. Grant – was hat sie gesagt? Hat sie – war sie die ganze Zeit dabei?»

«Ja, sie stimmte in allem mit ihrer Schwester überein. Deine Weigerung, Fanny, hat anscheinend maßlose Verblüffung hervorgerufen. Daß du einen Mann wie Henry Crawford abweisen konntest, geht über ihre Begriffe. Ich habe dich verteidigt, so gut ich konnte; aber ehrlich gestanden, als ich hörte, wie sie den Fall darstellen – du mußt möglichst bald durch Taten beweisen, daß du bei Sinnen bist, sonst werden sie es nicht glauben. Aber ich wollte dich nicht ärgern – verzeih! Bitte, wende dich nicht ab!»

«Ich hätte gedacht», sagte Fanny nach einer Pause, in der sie mühsam um Fassung kämpfte, «jede Frau müßte begreifen, daß ein Mann, so liebenswert er auch sein mag, nicht unbedingt die Sympathie oder Liebe jeder beliebigen Frau finden muß. Auch wenn er der Inbegriff der Vollkommenheit wäre – man sollte doch nicht von vornherein annehmen, daß ein Mann von jeder Frau geliebt zu werden hat, die zufällig Gnade vor ihm findet. Aber selbst wenn es so wäre, selbst wenn Mr. Crawford alle Rechte beanspruchen dürfte, die seine Schwester ihm zubilligt – wie sollte ich darauf vorbereitet sein, plötzlich seine Gefühle zu erwidern? Er hat mich mit seinem Antrag überrumpelt. Ich konnte nicht ahnen, daß sein Benehmen gegen mich irgendwelche

Bedeutung hätte, und hatte gewiß nicht die Absicht, mich in ihn zu verlieben, bloß weil er mich mit ein paar scheinbar nichtssagenden Artigkeiten beehrte. In meiner Lage wäre es der Gipfel der Eitelkeit und Unbesonnenheit gewesen, Mr. Crawford ernste Absichten zuzutrauen – und wenn er es zufällig nicht ernst gemeint hätte, wären seine Schwestern, die ihn so hoch einschätzen, die ersten gewesen, mir das vorzuwerfen. Wie konnte ich da – wie sollte ich es anfangen, augenblicklich in ihn verliebt zu sein, als er sich erklärte? Wie konnte ich ihm mit meiner fix und fertigen Liebe aufwarten, sobald er sie nur forderte? Seine Schwestern sollten auch ein wenig meine Situation bedenken. Je höher sein Wert, desto ungehöriger wäre es für mich, an ihn auch nur gedacht zu haben. Und – und – wir haben sehr verschiedene Begriffe vom weiblichen Gemüt, wenn sie sich vorstellen, daß eine Frau imstande ist, jede Zuneigung stracks zu erwidern – wie sie es allem Anschein nach verlangen ...»

«Liebste, liebste Fanny, jetzt habe ich endlich die Wahrheit! Ich weiß, daß dies die Wahrheit ist – und diese Gefühle sind deiner würdig! Ich hatte sie dir beigelegt, ich war sicher, dich richtig zu verstehen – und jetzt hast du mir bestätigt, was ich gestern auf eigene Verantwortung Miss Crawford und Mrs. Grant erklärt habe. Sie waren bis zu einem gewissen Grad davon befriedigt, obwohl deine warmherzige Freundin sich noch immer ein wenig von ihrer Begeisterung für Henry hinreißen ließ. Ich setzte ihnen auseinander, niemand hänge so fest wie du am Altgewohnten und schrecke so sehr vor allem Neuen zurück – und daß gerade die Neuheit von Crawfords Antrag ihm im Wege stünde; daß dir der Gedanke noch zu fremd sei – daß du dich an alles erst langsam gewöhnen müßtest – und noch viel in dem gleichen Sinn, um ihnen einen Begriff von deinem Charakter zu geben. Miss Crawford hat uns mit ihren witzigen Einfällen, wie man ihrem Bruder Mut machen könnte, zum Lachen gebracht. Sie sagte, sie wolle ihn in der Hoffnung bestärken, daß er mit der Zeit Gegenliebe finde – nach dem Ablauf von zehn glücklichen Ehejahren würdest du ihm freundlichst gestatten, dir den Hof zu machen.»

Das Lächeln, das hier von ihr erwartet wurde, fiel Fanny sehr schwer. Ihr ganzes Gefühl sträubte sich gegen das, was sie hörte. Sie bereute schon, daß sie zuviel gesagt hatte; sie fürchtete, die Vorsicht, die sie für notwendig hielt, übertrieben zu haben; während sie sich gegen ein Übel zu wappnen suchte, hatte sie sich einem anderen ausgesetzt – und daß sie in diesem Augenblick Miss Crawfords muntere Scherze anzuhören hatte, tat ihr bitterlich weh.

Edmund sah die Erschöpfung und Niedergeschlagenheit, die sich in ihren Zügen malte, und beschloß, der Unterredung augenblicklich ein Ende zu machen und den Namen Crawford nicht mehr zu erwähnen, außer in einem Zusammenhang, der ihr

angenehm sein mußte. Nach diesem Prinzip bemerkte er alsbald: «Sie reisen am Montag ab. Du wirst also deine Freundin sicherlich morgen oder am Sonntag sehen. Nächsten Montag reisen sie ab! Und ich hätte mich um ein Haar dazu überreden lassen, just bis Montag in Lessingby zu bleiben – ich hatte schon beinahe zugesagt. Wieviel doch von einer Kleinigkeit abhängen kann! Diese fünf, sechs Tage hätten vielleicht meinem ganzen Leben eine andere Wendung gegeben.»

«Und du warst nahe daran, zu bleiben?»

«Ganz nahe. Ich wurde so liebenswürdig dazu genötigt und hatte es schon fast versprochen. Hätte ich irgendeinen Brief aus Mansfield bekommen, um zu erfahren, wie es euch allen ging, wäre ich bestimmt geblieben. Aber ich war zwei Wochen lang ohne Nachricht und hatte das Gefühl, ich wäre lange genug fortgewesen.»

«Und du hast dort eine angenehme Zeit verbracht?» «Ja – das heißt, es lag nur an mir, wenn ich es nicht so angenehm fand. Alle waren ganz reizend zu mir. Ich bezweifle, daß sie das gleiche von mir behaupten werden. Ich kam schon voll innerer Unruhe an und konnte sie nicht loswerden, ehe ich wieder in Mansfield war.»

«Und die Schwestern deines Freundes – haben dir gefallen, nicht wahr?»

«Sehr gut. Es sind liebe, fröhliche, natürliche Mädchen. Aber ich bin in bezug auf weibliche Gesellschaft sehr verwöhnt, Fanny. Fröhliche, natürliche Mädchen genügen einem Mann nicht, der an kluge Frauen gewöhnt ist. Das sind zwei ganz verschiedene Gattungen. Du und Miss Crawford, ihr habt mich anspruchsvoll gemacht.»

Doch Fanny blieb still und traurig. Er sah, daß sein Geplauder sie nicht aufheitern konnte, und ohne es weiter zu versuchen, führte er sie mit der Autorität eines privilegierten Hüters und Beschützers alsbald ins Haus zurück.

### 36. Kapitel

Edmund war befriedigt, denn er glaubte, nun über alles im Bilde zu sein, was Fanny von ihren Gefühlen aussagen oder andeuten konnte. Crawford war, wie er von Anfang an angenommen, zu rasch vorgegangen. Man mußte ihr Zeit lassen, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Crawford sie liebte, und wenn sie sich erst mit dieser Vorstellung ausgesöhnt hatte, würde es wohl nicht lange dauern, bis sie seine Zuneigung erwiderte.

Diese Überzeugung teilte er seinem Vater als Ergebnis seiner Unterhaltung mit Fanny mit und empfahl ihm, mit ihr nicht mehr darüber zu sprechen und keine weiteren

Überredungs- oder Beeinflussungsversuche zu unternehmen, sondern alles Crawfords Beharrlichkeit und dem natürlichen Wirken ihrer eigenen Gedanken zu überlassen.

Sir Thomas versprach, den Rat zu befolgen. Er hielt Edmunds Darstellung von Fannys Natur für richtig, er traute ihr alle diese Gefühle ohne weiteres zu, aber eben der Umstand, daß sie so veranlagt war, dünkte ihn höchst ungünstig. Er beurteilte die Zukunft weniger optimistisch als sein Sohn und fürchtete insgeheim, wenn Fanny gar zu viel Zeit und Überwindung brauchte, bis sie bereit wäre, sich von dem jungen Mann den Hof machen zu lassen, würde der inzwischen die Lust dazu verloren haben. Doch vorläufig konnte man nichts anderes tun, als sich mit der Situation abzufinden und das Beste zu hoffen.

Der in Aussicht gestellte Besuch ihrer «Freundin», wie Edmund Miss Crawford nannte, lag wie eine fürchterliche Drohung vor Fanny, und sie lebte in ständiger Angst davor. In ihrer Eigenschaft als erzürnte Schwester so parteiisch und jeder Rücksicht bar – so unangreifbar und triumphierend, wenn man sie in ihrer anderen Rolle betrachtete – Fanny konnte ihrem Erscheinen auf jeden Fall nur mit peinlichen Gefühlen entgegensetzen. Es schien ihr gleichermaßen schrecklich, ihren Vorwürfen, ihrem durchdringenden Scharfblick und – ach! – ihrem strahlenden Glück die Stirn zu bieten. Nur die Hoffnung, daß die Begegnung in Anwesenheit anderer stattfinden würde, gab Fanny etwas Mut. Sie hielt sich nach Möglichkeit in der Nähe ihrer Tante Bertram, mied das Ostzimmer und unternahm keine einsamen Spaziergänge im Park, um sich vor einem unvorhergesehenen Überfall zu schützen.

Ihre Vorsicht hatte Erfolg. Als Miss Crawford schließlich kam, saß Fanny heil und sicher mit ihrer Tante im Frühstückszimmer, und nachdem der erste Schreck vorbei war und Miss Crawford viel weniger anzüglich dreinblickte und redete, als Fanny gefürchtet hatte, begann sie zu hoffen, sie würde nichts Schlimmeres zu erdulden haben als eine halbe Stunde mäßiger Aufregung. Doch ihre Hoffnung trog. Miss Crawford war nicht die Person, sich zur Sklavin äußerer Umstände zu machen. Sie hatte sich vorgenommen, mit Fanny allein zu reden, und so flüsterte sie ihr alsbald zu: «Ich muß einen Augenblick privat mit Ihnen sprechen!» – Worte, die Fanny mit ihrem ganzen Körper, mit jeder Ader und jedem Nerv zu vernehmen glaubte. Doch eine Weigerung war ausgeschlossen. Sie war im Gegenteil an so selbstverständliche Fügsamkeit gewöhnt, daß sie fast augenblicklich aufstand und Miss Crawford hinausleitete. Sie tat es mit verzweifelte Gefühlen – doch es war nicht zu vermeiden.



Kaum waren sie vor der Tür, als Miss Crawford jede Zurückhaltung fallenließ. Sie ergriff Fannys Hand und sah sie kopfschüttelnd, mit neckischem, aber liebevollem Vorwurf an, als sei sie kaum fähig, sich einen Augenblick länger zu beherrschen. Immerhin besaß sie genügend Diskretion, vorderhand nur zu sagen: «Oh, Sie schlimmes, schlimmes Mädchen! Wie ich mit Ihnen schimpfen muß!», und die eigentliche Strafpredigt aufzuschieben, bis sie sicher zwischen vier Wänden wären. Fanny wandte sich der Treppe zu und führte ihren Gast ins Ostzimmer hinauf, das jetzt stets einen behaglichen Aufenthalt bot. Sie öffnete die Tür mit wehem Herzen und dem sicheren Vorgefühl, daß ihr eine peinlichere Szene bevorstand, als der Raum je erlebt hatte. Doch das Unheil, das über ihr schwebte, wurde wenigstens noch hinausgezögert. Miss Crawfords Gedanken schweiften jäh in eine andere Richtung, als sie sich plötzlich im Ostzimmer sah.

«Ha!» rief sie mit größter Lebhaftigkeit. «Bin ich wieder da? Das Ostzimmer! Hier war ich nur ein einziges Mal ...» Sie unterbrach sich und ließ ihre Blicke durch den Raum schweifen, als wollte sie sich alles vergegenwärtigen, was damals vorgefallen war. «Ja, ein einziges Mal!» fuhr sie fort. «Erinnern Sie sich? Ich wollte mit Ihnen proben – Ihr Cousin kam auch – und wir hielten zusammen eine Probe ab. Sie waren das Publikum und die Souffleuse. Welch entzückende Probe! Ich werde sie nie vergessen. Hier sind wir gestanden, genau auf dieser Stelle. Dort war Ihr Cousin, hier ich, da die Stühle ... Ach, warum müssen solche Augenblicke vergehen?»

Glücklicherweise erwartete sie keine Antwort von ihrer Gefährtin, sie war ganz in ihre eigenen süßen Erinnerungen versunken.

«Die Szene, die wir probten, war so merkwürdig! Ihr Inhalt war so – so sehr – wie soll ich es nennen? Er hatte mir von der Ehe zu sprechen, mir zur Ehe zuzureden. Ich sehe ihn jetzt noch vor mir, wie er sich bemühte, seine zwei langen Texte so gesetzt und ernsthaft wiederzugeben, wie es sich für den Anhalt schickt. <Wenn zwei sympathetische Herzen sich im Ehestand finden, darf man die Ehe ein glückliches Dasein nennen.> Ich glaube, Zeit und Ewigkeit können den Eindruck seiner Züge und seiner Stimme, während er diese Worte sprach, nicht in mir auslöschen. Es war sonderbar, sehr sonderbar, daß wir eine solche Szene zu spielen hatten! Wenn es in meiner Macht stünde, irgendeine Woche aus meinem Dasein nochmals zu durchleben, dann müßte es die Woche sein, in der wir Theater spielten. Sagen Sie, was Sie wollen, Fanny, diese eine Woche, denn ich habe nie eine glücklichere erlebt! Daß dieser starke Wille sich beugte – ach, es war unsagbar, unsagbar süß! Und der Abend des gleichen Tages zerstörte alles, der Abend brachte den unerwünschtesten Gast. Armer Sir Thomas! Hat sich auch nur ein Mensch über seine Heimkehr gefreut? Aber glauben

Sie nicht, Fanny, daß ich jetzt unehrerbietig von Ihrem Onkel spreche, obwohl ich ihn wochenlang tatsächlich gehaßt habe. Nein, jetzt lasse ich ihm Gerechtigkeit widerfahren. Er ist genau das, was das Oberhaupt einer solchen Familie zu sein hat. Nein, in aller Wahrhaftigkeit kann ich sagen, daß ich euch jetzt alle, alle liebe ...» Und nach diesen Worten wandte sie sich, um ihre Bewegung zu verbergen, mit einem Ausdruck von beinahe schüchterner Zärtlichkeit ab, den Fanny noch nie an ihr bemerkt hatte und der sie nur allzu reizend kleidete. «Wie Sie sehen, hat mich das Wiedersehen mit diesem Zimmer ein bißchen überwältigt», fuhr sie alsbald mit heiterem Lachen fort, «aber jetzt ist es vorbei. Also setzen wir uns und plaudern wir gemütlich. Ich bin zwar mit der ausgesprochenen Absicht hergekommen, Sie tüchtig auszuschimpfen, Fanny, aber jetzt bringe ich es doch nicht über mich. Meine liebe, sanfte, kleine Fanny!» Und sie fiel ihr aufs zärtlichste um den Hals. «Wenn ich denke, daß ich Sie heute zum letztenmal sehe, weiß Gott für wie lange, kann ich einfach nichts anderes tun, als Sie liebhaben!»

Fanny war gerührt. Das hatte sie nicht erwartet, und das Wort «zum letztenmal» verfehlte selten seine melancholische Wirkung auf sie. Sie begann zu weinen, als hätte sie Miss Crawford über alle Maßen geliebt, und Miss Crawford, die angesichts ihrer Bewegung noch weicher wurde, drückte sie mit großer Zärtlichkeit an sich und rief: «Ach, es fällt mir so schwer, mich von Ihnen zu trennen! Dort, wo ich hinfahre, ist mir niemand nur halb so lieb! Wer behauptet, daß wir niemals Schwestern sein werden? Ich weiß, daß es so kommen wird, ich fühle es, daß wir dazu bestimmt sind – und diese Tränen, liebste, liebste Fanny, bezeugen mir, daß auch Sie es fühlen!»

Fanny nahm sich zusammen und antwortete ausweichend: «Sie verlassen Ihre Freunde nur, um andere wiederzufinden. Sie reisen zu Ihrer besten Freundin.»

«Ja, das stimmt. Mrs. Fraser ist seit Jahren meine intime Freundin. Aber augenblicklich habe ich nicht die geringste Lust, zu ihr zu fahren – ich kann nur an die lieben Menschen denken, die ich hier zurücklasse: meine gute Schwester, Sie selber,

Fanny, und die Bertrams alle miteinander. Ihr habt alle mehr Herz und Gemüt, als man es sonstwo in der weiten Welt findet. Ich habe hier immer das Gefühl, daß man euch allen so volles Vertrauen schenken kann, wie es das sonst nirgends mehr gibt. Ich wollte, ich hätte mit meiner Freundin abgemacht, sie erst nach Ostern zu besuchen, was ohnehin eine viel günstigere Zeit wäre – aber jetzt kann ich ihr nicht mehr absagen. Und wenn ich mit ihr fertig bin, muß ich noch eine Weile bei ihrer Schwester, Lady Stornaway, bleiben, denn eigentlich war ich mit ihr noch intimer – nur habe ich mich in den letzten drei Jahren nicht viel um sie gekümmert.»

Nach dieser Rede saßen beide Mädchen eine ganze Weile lang schweigend da, beide tief in Gedanken verloren. Fanny sann über die verschiedenen Arten von Freundschaft nach, die es auf der Welt gibt, Marys Überlegungen bewegten sich in einer weniger philosophischen Richtung. Sie hob zuerst wieder an:

«Ich erinnere mich gut, wie ich damals beschloß, Sie hier oben aufzustöbern – und wie ich mich auf die Suche nach dem Ostzimmer machte, ohne die leiseste Ahnung, wo es wäre! Ich weiß noch genau, was ich auf dem Weg hierher dachte – und wie ich hereinschaute und Sie mit Ihrer Arbeit an diesem Tisch saßen ... Und das Erstaunen Ihres Cousins, als er die Tür öffnete und mich hier erblickte! Nein, daß Ihr Onkel gerade an diesem Abend heimkommen mußte – wie sonderbar sich doch alles gefügt hat ...»

Wieder verlor sie sich in Träumerei – nach einem Augenblick riß sie sich daraus los und rief:

«Fanny, Sie träumen! Sie sind ja ganz versunken! Hoffentlich in Gedanken an einen, der ständig an Sie denkt! Ach, wenn ich Sie nur auf kurze Zeit in unseren Kreis in London entführen könnte, damit Sie einen Begriff davon bekommen, was Ihre Macht über Henrys Herz bedeutet! Oh, der Neid und der Kummer von Dutzenden, ja Dutzenden von Mädchen – das ungläubige Staunen, wenn man erfahren wird, was Sie ihm antun! Denn hierin gleicht Henry den Helden der alten Rittersage, er denkt nicht daran, seine Liebe vor der Welt zu verbergen, sondern rühmt sich der Fesseln, in die Sie ihn geschlagen haben. Sie müßten nach London kommen, um den Wert Ihrer Eroberung richtig schätzen zu lernen. Wenn Sie sehen könnten, wie man ihn umschwärmt und wie ich um seinetwillen umschwärmt werde! Ich weiß sehr gut, daß ich Mrs. Fraser jetzt nicht halb so willkommen sein werde wie früher. Wenn sie erfährt, was geschehen ist, wird sie mich wahrscheinlich nach Northamptonshire zurückwünschen. Es gibt da nämlich eine Tochter aus der ersten Ehe ihres Mannes, die sie um jeden Preis verheiraten will, und sie hatte es auf Henry abgesehen. Wenn ich bedenke, was sie alles aufgeführt hat, um ihn einzufangen! Da sitzen Sie so still und unschuldig, Fanny, und ahnen gar nicht, was für eine Sensation Sie bedeuten. Wie wild alle darauf sein werden, Sie zu sehen, mit welch endlosen Fragen man mich überfallen wird! Die arme Margaret Fraser wird mich unablässig quälen, was für Augen und was für Zähne Sie haben und wie Sie Ihr Haar tragen und wer Ihre Schuhe macht ... Ich wünschte um meiner armen Freundin willen, daß Margaret endlich einen Mann findet, denn soviel ich sehe, sind die Frasers in ihrer Ehe genau so unglücklich wie die meisten anderen Leute – und doch war es damals für Janet eine höchst begehrenswerte Partie. Wir waren alle hochbeglückt darüber. Sie konnte natürlich nichts anderes tun,

als ihn nehmen, denn er war reich, und sie hatte gar nichts. Aber es zeigte sich bald, daß er griesgrämig und exigant ist und von einer jungen Frau, einer schönen, jungen Frau von fünfundzwanzig Jahren verlangt, daß sie ständig zu Hause sitzt. Und sie versteht ihn nicht richtig zu behandeln, sie weiß ihn nicht zu nehmen. Es herrscht dort immer eine gereizte Stimmung, die, um es milde auszudrücken, von sehr schlechten Manieren zeugt. In ihrem Haus werde ich mit Respekt an den Ton zurückdenken, der in Mansfield unter Ehegatten üblich ist. Sogar Dr. Grant hat unverbrüchliches Vertrauen zu meiner Schwester und gibt viel auf ihr Urteil, so daß man es trotz allem eine gute Ehe nennen muß – bei den Frasers werde ich nichts dergleichen finden. Ach, Fanny, ich werde in Gedanken ständig in Mansfield sein. Meine Schwester als Ehefrau, Sir Thomas Bertram als Ehemann – das ist für mich das Maß der Vollkommenheit. Die arme Janet ist böse hereingefallen, und dabei kann man ihr nicht einmal einen Vorwurf machen. Sie hat sich nicht kopflos in diese Ehe gestürzt, niemand kann sagen, sie hätte unüberlegt gehandelt. Sie hatte sich drei Tage Bedenkzeit erbeten, und in diesen drei Tagen hat sie buchstäblich jeden Menschen, den sie kannte, um seine Meinung gefragt und sich vor allem mit meiner lieben seligen Tante beraten, deren Weltkenntnis von allen jungen Menschen in ihrem Kreis mit Recht aufs höchste geschätzt wurde – und auch meine Tante war ganz entschieden für die Heirat! Es scheint, als gäbe es überhaupt keine Gewähr für das Glück in der Ehe! Doch meine Freundin Flora kann ich nicht gänzlich von Schuld freisprechen. Sie hat einen sehr netten jungen Offizier versetzt, um diesen scheußlichen Lord Stornaway zu heiraten, der ungefähr soviel Verstand besitzt wie Mr. Rushworth, Fanny, aber längst nicht so gut aussieht und ein ganz niederträchtiger Charakter ist. Ich hatte schon damals meine Zweifel, ob sie richtig handelt, denn er wirkt nicht einmal äußerlich wie ein Gentleman, und jetzt weiß ich, daß sie einen großen Fehler gemacht hat. Nebenbei gesagt, ist Flora Ross im ersten Winter, als sie eingeführt wurde, vor Liebe zu Henry fast vergangen. Aber wenn ich beginnen wollte, Ihnen alle Mädchen aufzuzählen, die meines Wissens in Henry verliebt waren, würde ich nie damit fertig werden. Sie sind die einzige, Sie gefühlloses Geschöpf, die ihm gegenüber gleichgültig bleiben kann. Aber sind Sie wirklich so gefühllos, wie Sie sich geben? Nein, nein – ich sehe, daß es nicht so ist!»

Die tiefe Röte, die in diesem Augenblick Fannys Gesicht überflutete, war allerdings dazu angetan, in einem voreingenommenen Gemüt starken Verdacht zu erregen.

«Liebstes, bestes Mädchen! Aber ich will Sie nicht quälen. Alles soll seinen natürlichen Gang nehmen. Aber, Fanny, Sie müssen doch zugeben, daß der Antrag meines Bruders Ihnen nicht so gänzlich unerwartet kam, wie Ihr Cousin es sich

einbildet. Es ist einfach ausgeschlossen, daß Sie sich nicht einige Gedanken gemacht, nicht allerhand Vermutungen angestellt haben. Sie mußten ja sehen, daß er Ihnen durch jede nur mögliche Aufmerksamkeit zu gefallen suchte. War er Ihnen auf dem Ball nicht ganz und gar ergeben? Und dann vor dem Ball die Geschichte mit dem Halsband? Oh, Sie haben es ganz richtig verstanden, Sie waren so reizend verlegen, wie das Herz es nur wünschen kann. Ich erinnere mich ganz genau.»

«Meinen Sie, daß Ihr Bruder vorher etwas von dem Halsband wußte? Oh, Miss Crawford, das war nicht fair!»

«Ob er etwas davon wußte? Es war doch seine Idee, er hat das Ganze von A bis Z eingefädelt! Zu meiner Schande muß ich sagen, es wäre mir nie in den Sinn gekommen, aber ich habe seinen Vorschlag natürlich voller Entzücken ausgeführt, euch beiden zuliebe.»

«Ich kann nicht sagen», versetzte Fanny, «daß ich nicht nachträglich etwas Ähnliches gefürchtet hätte. In Ihrem Blick war etwas, das mich stutzig machte – aber nicht von Anfang an, nicht von Anfang an! Zuerst hatte ich nicht den leisesten Verdacht, wirklich, wirklich nicht! Hätte ich es geahnt, nichts hätte mich dazu gebracht, das Halsband anzunehmen – so wahr ich hier sitze! Und was das Benehmen Ihres Bruders anbelangt, habe ich natürlich etwas gemerkt, es war mir schon eine Zeitlang aufgefallen, vielleicht zwei, drei Wochen lang. Aber ich dachte, es wäre einfach seine Art, und der Gedanke, daß er ernsthaft an mich denken könnte, ist mir ebenso fern gelegen wie der Wunsch, daß er es täte. Miss Crawford, es ist mir nicht entgangen, was sich im Sommer und Herbst zwischen ihm und einigen Familienmitgliedern abgespielt hat. Ich war stumm, aber nicht blind. Ich konnte nicht umhin zu bemerken, daß Mr. Crawford sich gern Galanterien gestattet, die nichts zu bedeuten haben.»

«Oh – das kann ich nicht leugnen. Er ist – oder er war – hin und wieder ein ganz schlimmer Flirt und hat sich wenig darum geschert, was für Verwüstungen er in den Herzen der jungen Damen anrichtet. Ich habe ihn deswegen oft genug gescholten. Aber es ist wirklich sein einziger Fehler – und gerechterweise muß man sagen, daß die wenigsten jungen Damen ein Herz besitzen, das der Schonung wert ist. Und denken Sie an den Triumph, Fanny, einen Mann zu erobern, den so viele vergeblich zu fesseln versuchten! Es liegt jetzt in Ihrer Macht, ihn alle seine Sünden gegen unser Geschlecht büßen zu lassen! Sicher kann es keine Frau geben, die auf solchen Ruhm verzichtet!»

Fanny schüttelte den Kopf. «Ich kann einen Mann nicht achten, der mit den Gefühlen der Frauen spielt – und was ein Herz in der Stille leidet, vermag der Außenstehende nicht zu beurteilen.»

«Ich verteidige ihn nicht. Ich überlasse ihn gänzlich Ihrer Gnade, und wenn er Sie erst nach Everingham entführt hat, dürfen Sie ihn abkanzeln, soviel Sie Lust haben. Aber eines will ich Ihnen sagen, Fanny: Henrys Untugend, daß er junge Mädchen gern ein bißchen verliebt macht, ist für das Eheglück nicht halb so gefährlich, wie es die Neigung wäre, sich selbst zu verlieben – und die hat er nie im Leben gezeigt. Ich glaube ernsthaft und aufrichtig, daß er noch nie für eine Frau gefühlt hat, was er für Sie fühlt, daß er Sie von ganzem Herzen liebt und Sie immer lieben wird – soweit das überhaupt möglich ist. Wenn jemals ein Mann eine Frau ewig geliebt hat, wird Henry Sie ewig lieben.»

Fanny konnte ein leises Lächeln nicht unterdrücken, hatte aber nichts zu erwidern.

«Ich habe Henry niemals glücklicher gesehen», fuhr Mary fort, «als damals, wie es ihm gelungen war, die Beförderung Ihres Bruders zu erwirken.»

Das war ein Pfeil, der ins Schwarze traf.

«Ach ja, das war wirklich so lieb, so gut von ihm!» «Ich weiß, daß es ihn die größte Mühe gekostet haben muß, denn ich kenne die Kräfte, die er in Bewegung zu setzen hatte. Der Admiral liebt seine Ruhe und Unabhängigkeit, und nichts ist ihm verhaßter, als jemanden um eine Gefälligkeit zu bitten. Und es gibt so viele junge Leute, um deren Beförderung sich irgend jemand bemüht, daß jeder Versuch aussichtslos ist, wenn er nicht mit ganz ungewöhnlicher Energie und aufopfernder Freundschaft betrieben wird. Wie strahlend glücklich William sein muß! Ich würde ihn gern sehen.»

Das genügte, um die arme Fanny wieder in die quälendste Verwirrung zu stürzen, denn nichts vermochte ihre Entscheidung gegen Mr. Crawford so zu erschüttern wie der Gedanke, was er für William getan hatte. Sie versank darüber in tiefes Sinnen, bis Mary, die sie zuerst wohlgefällig beobachtet und sich dann ihren eigenen Gedanken hingegen hatte, plötzlich ausrief: «Am liebsten möchte ich den ganzen Tag hier sitzen und mit Ihnen plaudern, aber wir dürfen die Damen unten nicht vergessen. Und nun adieu, meine liebe, meine liebenswerte, meine beste Fanny! Wenn wir uns auch offiziell im Salon verabschieden werden, will ich Ihnen hier richtig Lebewohl sagen. Das tue ich hiermit – mit der innigsten Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen. Ja, ich bin sicher, wenn wir uns wieder begegnen, wird es unter solchen Umständen sein, daß wir einander unser Herz ohne die leiseste Spur, ohne den kleinsten Schatten von Fremdheit und Zurückhaltung öffnen können!»

Die zärtlichste Umarmung begleitete diese Worte, die mit echter Bewegung gesprochen wurden.

«Ihren Cousin werde ich bald in London wiedersehen. Er hat versprochen, in nicht allzuferner Zeit dort zu sein. Sir Thomas wird wohl im Frühling hinkommen. Ihren älteren Cousin, die Rushworths und Julia werde ich sicher sehr häufig treffen – alle,

nur Sie nicht, meine Fanny! Jetzt habe ich noch zwei große Bitten an Sie: die eine ist, daß wir in brieflicher Verbindung bleiben. Sie müssen mir schreiben. Die zweite, daß Sie öfter Mrs. Grant besuchen, um sie in ihrer Einsamkeit zu trösten, denn sie wird mich wirklich vermissen.»

Die erste Bitte zumindest hätte Fanny lieber nicht vernommen, doch es war ihr unmöglich, sie abzuschlagen; es war ihr sogar unmöglich, nicht bereitwilliger zuzusagen, als sie vernünftigerweise für richtig hielt. Soviel offenkundiger Zuneigung vermochte sie nicht zu widerstehen. Fannys Natur war ganz auf Zärtlichkeit eingestellt, und je weniger sie bisher davon erfahren hatte, desto mehr war sie von Miss Crawford's Freundschaftsbezeugungen überwältigt. Außerdem war sie ihr dankbar, daß das Tête-à-tête längst nicht so peinvoll verlaufen war, wie Fanny gefürchtet hatte.

Nun hatte sie es überstanden, ohne Vorwürfe erdulden zu müssen und ohne daß sie durchschaut worden war. Ihr Geheimnis blieb unversehrt, und so lange das der Fall war, glaubte sie, fast alles andere Ungemach ertragen zu können.

Abends gab es noch einen Abschied. Henry Crawford kam und saß eine Weile bei ihnen. Und da sie schon vorher in bewegter Stimmung war, fühlte sie, wie sie einen Augenblick weich wurde – weil es ihm wirklich nahe zu gehen schien. Ganz gegen seine sonstige Art sprach er kaum ein Wort. Er war offensichtlich bedrückt, und Fanny mußte sich für ihn grämen – obwohl sie hoffte, ihn nie wiederzusehen, solange er nicht der Gatte einer anderen Frau wäre.

Als der Augenblick des Abschieds kam, ergriff er ihre Hand, und sie konnte sie ihm nicht versagen. Er sagte aber nichts, wenigstens nichts, was sie gehört hätte, und als er gegangen war, freute sie sich darüber, daß sie dieses Zeichen der Freundschaft ausgetauscht hatten.

Am nächsten Morgen waren die Crawfords fort.

## 37. Kapitel

Nun da Mr. Crawford gegangen war, lag Sir Thomas vor allem daran, daß er auch gebührend vermißt würde. Er hoffte, die Aufmerksamkeiten, die seiner Nichte angeblich so unerwünscht gewesen, würden ihr jetzt empfindlich fehlen. Sie hatte zum erstenmal erfahren, wie angenehm es ist, umworben und umschmeichelt zu werden, und das Zurücksinken in ihren früheren Zustand der Bedeutungslosigkeit mußte heilsame Reue in ihrer Brust erwecken. In dieser Hoffnung beobachtete er sie – doch er wußte nicht recht, mit welchem Ergebnis. Er hätte nicht sagen können, ob sie jetzt anders gestimmt war oder nicht. Sie war stets so still und zurückhaltend, daß er es unmöglich fand, ihre Gefühle zu ergründen. Er verstand sie nicht, das fühlte er, und darum wandte er sich an Edmund, um zu erfahren, wie es augenblicklich in Fannys Seele aussähe und ob sie jetzt glücklicher oder unglücklicher wäre als zuvor.

Edmund konnte keinerlei Symptome der Reue entdecken und fand es ein wenig unvernünftig von seinem Vater, anzunehmen, daß schon die ersten drei oder vier Tage Fanny umstimmen könnten.

Was hingegen Edmund erstaunte, war die Tatsache, daß Crawfords Schwester, die Freundin und Gefährtin, die Fanny soviel bedeutete, nicht schmerzlicher vermißt wurde. Es wunderte ihn, daß Fanny so selten von ihr sprach und ihrem Kummer über die Trennung so gut wie niemals spontan Ausdruck verlieh.

Ach, es war ja gerade diese Schwester, diese Freundin und Gefährtin, die Fannys Ruhe vergiftete! Hätte sie glauben dürfen, daß Marys künftiges Dasein so wenig mit Mansfield zu tun haben würde wie – soweit es von ihr abhing – das ihres Bruders; hätte sie hoffen können, daß sie als so gleichgültige Bekannte hierher zurückkehren würde wie er, dann wäre ihr wahrlich leicht ums Herz gewesen. Doch je mehr sie nachdachte und ihre Beobachtungen zusammenreimte, desto fester war sie davon überzeugt, daß die Aussichten für eine Heirat zwischen Edmund und Mary Crawford noch niemals so günstig gewesen waren wie jetzt. Sein Gefühl war mächtiger geworden, das ihrige weniger schwankend. Seine Skrupel, die Einwendungen seines moralischen Empfindens schienen mit einem Mal gänzlich überwunden – niemand wußte wie; und ebenso schien auch Mary ihre früheren Zweifel und ehrgeizigen Gelüste völlig vergessen zu haben – ebenfalls ohne erkennbare Ursache. Es war nur durch wachsende Zuneigung zu erklären. Seine edlen und ihre niedrigen Bedenken wichen der Macht der Liebe, und diese Liebe mußte sie schließlich vereinen. Er beabsichtigte, nach London zu fahren, sobald er einige Angelegenheiten in Thornton Lacey erledigt hätte – in zwei Wochen vielleicht. Er sprach viel und gern von seiner bevorstehenden Reise – und wenn er erst wieder bei ihr war, konnte Fanny am Ausgang der Sache nicht zweifeln. Daß Mary seinen Antrag annahm, schien jetzt



ebenso sicher, wie sein Entschluß, ihn zu machen. Aber es gab vieles, was Fanny diese Aussicht höchst schmerzlich erscheinen ließ, auch abgesehen – ja, sie glaubte es ehrlich – abgesehen von ihren eigenen Gefühlen.

Bei ihrem letzten Gespräch war Miss Crawford ungeachtet einiger liebenswürdiger Empfindungen und großer persönlicher Freundlichkeit doch ganz die alte gewesen; noch immer war ihr Gemüt verwirrt und verblendet, ohne daß sie es selber ahnte, von Dunkelheit umfassen, die sie für Licht hielt. Vielleicht liebte sie Edmund wirklich, aber keine andere Empfindung machte sie seiner würdig. Fanny glaubte, daß die beiden außer ihrer gegenseitigen Verliebtheit kein einziges Gefühl gemein hätten. Und auch ältere Weisheit und Erfahrung wird es ihr nicht verübeln, wenn sie es für so gut wie aussichtslos hielt, daß Miss Crawford sich jemals ändern könnte – denn wenn Edmunds Einfluß sogar im Lenz ihrer Liebe so wenig imstande war, sie zu richtigeren Anschauungen zu bekehren, dann würden seine edlen Eigenschaften auch in den Jahren der Ehe an sie verschwendet sein.

Größere Weltkenntnis hätte vielleicht die Zukunft eines jungen Paares in dieser Lage ganz allgemein günstiger beurteilt, und Unvoreingenommenheit hätte Miss Crawford nicht von vornherein die jeder Frau eigentümliche Neigung abgesprochen, die Ansichten des Mannes, den sie liebt und achtet, allmählich zu den eigenen zu machen. Doch da Fanny anderer Meinung war, litt sie sehr darunter, und es war ihr eine Qual, von Miss Crawford zu sprechen.

Sir Thomas gab sich indessen weiter seinen eigenen Hoffnungen und Beobachtungen hin. Nach seiner Kenntnis der menschlichen Natur glaubte er noch immer, daß es sich bald zeigen würde, wie schmerzlich seine Nichte den Verlust der Aufmerksamkeiten empfand, die ihr Macht und Ansehen verliehen hatten, und wie innig sie demgemäß die Rückkehr ihres Verehrers ersehnte. Und wenn er dies alles auch vorderhand noch nicht ganz eindeutig und unzweifelhaft wahrnahm, bot sich ihm für diesen Umstand alsbald eine Erklärung, die er gelten lassen konnte: nämlich die Aussicht auf einen anderen Besuch, die mehr als ausreichend schien, um Fannys Stimmung zu heben. William, der glücklichste, weil der jüngste aller Leutnants, hatte zehn Tage Urlaub erhalten, die er in Mansfield verbringen wollte, um sein Glück zu zeigen und seine neue Uniform zu beschreiben.

Er kam und wäre noch glücklicher gewesen, hätte er auch seine Uniform vorführen dürfen, doch ein grausames Reglement verbot, sie außer Dienst zu tragen. So blieb die Uniform in Portsmouth zurück, und Edmund meinte bei sich, bevor Fanny Gelegenheit haben würde, sie zu sehen, wäre ihre ganze Frische mitsamt der Frische

der Gefühle, die ihren Besitzer jetzt noch erfüllten, wohl längst dahingeschwunden. Sie würde sich in ein Kleid der Schande verwandelt haben, denn was könnte unkleidsamer oder unwürdiger sein als die Uniform eines Leutnants, der schon ein, zwei Jahre lang Leutnant ist und zusehen muß, wie andere vor ihm zum Kapitän befördert werden? So räsionierte Edmund, bis sein Vater ihn in einen Plan einweihte, der Fannys Aussichten, den Zweiten Leutnant von Seiner Majestät gutem Schiff «Thrush» in seiner ganzen Glorie zu erblicken, in günstigerem Licht erscheinen ließ.

Der Plan bestand darin, daß sie ihren Bruder nach Portsmouth zurückbegleiten und einige Zeit bei ihrer eigenen Familie verbringen sollte, Sir Thomas hatte sich dies in seinem würdevollen Sinn als richtige und wünschenswerte Maßnahme ausgedacht; doch bevor er einen unwiderruflichen Entschluß traf, beriet er sich noch mit seinem Sohn. Edmund überlegte die Sache von allen Seiten und sah nichts, was dagegen sprach. Es war eine gute Idee, und sie konnte zu keinem besseren Zeitpunkt ausgeführt werden; er zweifelte auch nicht, daß Fanny sehr beglückt sein würde. Dies genügte, um Sir Thomas zu bestimmen, und ein entschiedenes: «Dann soll es so sein!» beschloß diese Phase der Angelegenheit. Sir Thomas zog sich sehr befriedigt zurück, denn er hatte bei diesem Plan einige Hintergedanken, die er seinem Sohn nicht anvertraut hatte. Sein Entschluß, sie wegzuschicken, hatte sehr wenig mit der Überlegung zu tun, daß es schicklich wäre, wenn Fanny einmal ihre Eltern besuchte – und schon gar nichts mit der Absicht, ihr eine Freude zu machen. Gewiß entsprach es seinen Wünschen, daß sie gern hinfuhr, aber noch inniger wünschte er, daß sie noch vor dem Ende ihres Besuches ihres Elternhauses herzlich überdrüssig würde; eine kurze Trennung von Mansfield Park mit seinem Luxus und seiner selbstverständlichen Vornehmheit würde ihr Gemüt etwas ernüchtern und sie lehren, den Wert eines gleichwertigen, aber dauerhafteren Heims, wie Crawford es ihr bot, richtig zu würdigen.

Sir Thomas betrachtete dieses Projekt als medizinisch angezeigte Kur für Fannys Vernunft, die er gegenwärtig für angegriffen halten mußte. Acht oder neun Jahre inmitten von Reichtum und Überfluß hatten offenkundig ihre Vergleichs- und Urteilsfähigkeit ein wenig beeinträchtigt. Ihr Vaterhaus würde sie aller menschlichen Voraussicht nach den Wert eines anständigen Einkommens schätzen lehren, und er glaubte fest, daß sie dank dem von ihm ersonnenen Experiment ihr ganzes Leben lang klüger und glücklicher sein würde.

Hätte Fanny dazu geneigt, in einen Taumel des Entzückens zu verfallen, so hätte sie einen schweren Anfall erlitten, als sie erfuhr, welche Freude ihr Onkel ihr zudachte; sie sollte ihre Eltern und Geschwister besuchen, von denen sie fast ihr halbes Leben

getrennt gewesen war, sie sollte zwei Monate an der Stätte ihrer ersten Kindheit verbringen, und William sollte auf dieser Reise ihr Beschützer und Gefährte sein! Und sie würde William bis zur letzten Stunde sehen, die er an Land verbrachte! Hätte sie sich je zu Freudenausbrüchen hinreißen lassen, so hätte es jetzt sein müssen, denn sie war überglücklich; doch ihr Glück war von der stillen, tiefen, herzbeklemmenden Art, und wenn sie auch niemals viel sprach, neigte sie um so mehr zur Schweigsamkeit, je heftiger ihre Empfindungen waren. Im ersten Augenblick vermochte sie gerade nur zu danken und einzuwilligen. Später, als sie mit der freudigen Aussicht, die sich so unerwartet vor ihr aufgetan, vertrauter geworden, war sie imstande, mit Edmund und William ausführlicher von ihren Gefühlen zu sprechen, aber es blieb noch viel zärtliche Bewegung zurück, die sie nicht in Worte zu fassen vermochte. Die Erinnerung an ihre allerersten Freuden und an den Schmerz, den sie durchlitt, als sie von allem losgerissen wurde, überkam sie mit ganz neuer Gewalt, und es dünkte sie, daß die Heimkehr jeden Kummer heilen müßte, den sie seither erlebt hatte. Mitten unter ihren engsten Angehörigen zu weilen, von so vielen Menschen geliebt zu werden und von allen mehr Liebe zu empfangen als je zuvor; selber ohne Scheu und Zurückhaltung lieben zu dürfen, sich im Familienkreis als Gleichwertige zu fühlen und vor allem vor den Crawfords Ruhe zu haben; keines Blickes oder Wortes gewärtig sein zu müssen, die sie als Vorwurf oder Drängen empfand – das waren Aussichten, denen sie sich mit solcher Innigkeit hingab, daß sie nur in Andeutungen darüber zu sprechen vermochte.

Und auch Edmund – zwei Monate von ihm getrennt zu sein (und vielleicht würde man ihr noch einen dritten Monat konzedieren), mußte ihr guttun. In sicherer Entfernung, wo sein Anblick und seine Güte sie nicht täglich neu erschütterten, wo sie nicht mehr der ständigen Qual ausgesetzt war, in seiner Seele zu lesen und von ihm ins Vertrauen gezogen zu werden, würde sie sicherlich imstande sein, sich zur Vernunft durchzuringen; es würde ihr leichter fallen, ohne tiefe Verzweiflung an seine Reise nach London und alles, was daraus folgen mußte, zu denken. Was in Mansfield schwer zu ertragen wäre, würde in Portsmouth gar nicht schlimm sein.

Der einzige dunkle Punkt war ihre Befürchtung, daß Tante Bertram sich ohne sie nicht behaglich fühlen würde. Ansonsten brauchte sie niemand, aber ihre Tante mußte sie so schmerzlich vermissen, daß sie kaum daran denken mochte. Dieser Teil des Projektes war auch für Sir Thomas am schwersten durchzuführen, und niemand anderer als er hätte ihn überhaupt bewältigt.

Doch in Mansfield Park war er Herr und Meister. Wenn er etwas fest beschlossen hatte, konnte er es immer durchsetzen. Auch jetzt brachte er durch langes, geduldiges

Zureden, durch liebevolle Erklärungen und vernünftige Argumente, daß es Fannys Pflicht sei, auch einmal ihre Eltern zu besuchen, seine Frau dazu, sie gehen zu lassen. Er verdankte ihre Einwilligung aber mehr ihrer Fügsamkeit als ihrem Einsehen, denn Lady Bertram sah nicht viel mehr ein, als daß Sir Thomas es für richtig hielt, Fanny wegzuschicken, und so mußte es eben sein. In der Stille ihres Ankleidezimmers, im unparteiischen Fluß ihrer eigenen, durch keinerlei verwirrende Argumente beeinflussten Gedanken, konnte Lady Bertram einfach nicht begreifen, warum es notwendig sein sollte, daß Fanny Vater und Mutter besuchte, die so lange ohne sie ausgekommen waren, während sie selber sie doch dringend brauchte. – Und daß sie ihre Nichte nicht vermissen würde, was Mrs. Norris ihr in allen Diskussionen zu beweisen suchte, leugnete sie mit ganz ungewohnter Festigkeit.

Sir Thomas hatte an ihre Vernunft, ihr Gewissen und ihre Würde appelliert. Er gab zu, daß es ein Opfer bedeute, und forderte dieses Opfer von ihrer Güte und Selbstverleugnung. Mrs. Norris jedoch wollte sie davon überzeugen, daß man Fanny ohne weiteres entbehren könnte (wo doch sie bereit war, ihre eigene Zeit ganz zu Verfügung zu stellen!) und daß bestimmt niemand sie brauchen oder vermissen werde.

«Das kann schon sein, Schwester», antwortete Lady Bertram jedesmal. «Du hast sicherlich recht, aber mir wird sie sehr fehlen.»

Der nächste Schritt bestand darin, sich mit Portsmouth in Verbindung zu setzen. Fanny schrieb selbst, um ihren Besuch anzukündigen; und die Antwort ihrer Mutter war zwar kurz, aber so liebevoll, ein paar einfache Zeilen drückten eine so natürliche, mütterliche Freude über die Aussicht auf ein Wiedersehen mit ihrem Kind aus, daß die Tochter sich in all ihren Glückshoffnungen bestärkt sah. Es stand für sie fest, daß sie jetzt die verständnisvollste, zärtlichste Freundin in der «Mama» finden würde, die ihr freilich früher niemals besondere Zärtlichkeit bezeugt hatte – doch das war gewiß ihre eigene Schuld oder eine Einbildung gewesen. Wahrscheinlich hatte sie sich die Liebe der Mutter durch die Ungeschicklichkeit und Schwierigkeit ihres schüchternen Wesens entfremdet oder unvernünftigerweise einen größeren Anteil verlangt, als einem einzelnen Kind unter so vielen zukam. Nun, da sie es besser verstand, sich nützlich zu machen und sich zu bescheiden, und da ihre Mutter wohl nicht mehr von den niemals endenden Anforderungen in Anspruch genommen war, die ein Haus voll kleiner Kinder an sie stellte, würde sie Muße und Lust zu den gemütlichsten Plauderstunden haben, und sie würden einander bald alles bedeuten, wie es zwischen Mutter und Tochter sein sollte.

William war von dem Plan fast ebenso beglückt wie seine Schwester. Für ihn war es die größte Freude, daß er sie bis zum letzten Augenblick vor seiner Abfahrt bei sich haben und sie vielleicht gar bei der Heimkehr von seiner ersten Reise noch daheim antreffen würde! Überdies wünschte er sich so sehnlich, ihr die «Thrush» zu zeigen, bevor sie auslief (die «Thrush» war ganz unzweifelhaft die allerschönste Schaluppe in der ganzen Flotte), und dann gab es noch einige Veränderungen auf der Werft, die sie ebenfalls unbedingt sehen mußte.

Er genierte sich nicht, hinzuzufügen, daß es für alle ein großer Vorteil sein würde, wenn Fanny einige Zeit zu Hause verbrächte.

«Ich weiß nicht, wie es kommt», sagte er, «aber irgendwie hätten wir daheim etwas von deiner Nettigkeit und Ordnungsliebe nötig. Im Haus herrscht immer ein Durcheinander, du wirst da sicher Ordnung schaffen. Du wirst Mutter erklären, wie man alles macht, und Susan so viele nützliche Dinge beibringen und Betsey unterrichten, und die Jungen werden dich liebhaben und dir parieren. Ach, es wird schön und gemütlich sein!»

Zur Zeit, als Mrs. Prices Antwort eintraf, blieben nur noch ein paar Tage bis zur Abreise, und einen Teil des einen Tages verbrachten die jungen Reisenden in beträchtlicher Angst und Aufregung. Als man nämlich die näheren Einzelheiten zu besprechen begann und Mrs. Norris entdeckte, daß all ihre Bemühungen, ihrem Schwager Geld zu ersparen, vergeblich waren, daß entgegen ihren Wünschen und ungeachtet ihrer verschiedenen Andeutungen, für Fanny genüge auch ein billigeres Beförderungsmittel, Sir Thomas beschlossen hatte, sie mit Postpferden reisen zu lassen – und vor Mrs. Norris eigenen Augen William einige Banknoten für diesen Zweck einhändigte – als es so weit war, kam Mrs. Norris die Idee, daß im Wagen noch Platz für eine dritte Person sei, und sie wurde plötzlich von der unwiderstehlichen Sehnsucht gepackt, mitzufahren, um endlich einmal ihre arme, liebe Schwester Price zu besuchen! Sie tat alsbald ihre Gedanken kund: Sie müsse gestehen, sie fühle sich beinahe geneigt, sich den jungen Leuten anzuschließen; es würde ihr Freude machen; sie habe doch ihre arme, liebe Schwester Price mehr als zwanzig Jahre lang nicht gesehen; und es bedeute doch eine große Hilfe für die jungen Leute, wenn ein vernünftigerer, älterer Kopf dabei wäre; und überhaupt – sie habe das Gefühl, ihre arme, liebe Schwester Price würde es sehr lieblos finden, wenn sie eine solche Gelegenheit, sie zu besuchen, nicht wahrnehme.

William und Fanny schauderten vor Entsetzen bei dieser Vorstellung. Ihre ganze Freude war zerstört, sie sahen einander mit kläglichem Miene an. Ihr angstvoller

Zustand dauerte ein oder zwei Stunden. Niemand griff ein, um Mrs. Norris zuzureden oder abzuraten. Man überließ ihr die Entscheidung, und zur unbeschreiblichen Wonne ihres Neffen und ihrer Nichte endete es damit, daß sie sich plötzlich darauf besann, sie sei ja jetzt gerade in Mansfield unabhkömmlich; Sir Thomas und Lady Bertram brauchten sie viel zu notwendig, als daß sie es vor sich verantworten könnte, sie auch nur eine Woche lang zu verlassen, und sie müsse der Freude, sich ihnen nützlich zu erweisen, jedes andere Vergnügen zum Opfer bringen.

Es war ihr nämlich eingefallen, daß die Fahrt nach Portsmouth sie zwar nichts kosten würde, daß sie es aber schwerlich vermeiden könnte, sich die Rückreise selbst zu bezahlen. So mußte die arme, liebe Schwester Price sich mit der großen Enttäuschung abfinden, daß sie, Mrs. Norris, eine solche Gelegenheit nicht ausnützen konnte, und vielleicht hatten damit weitere zwanzig Jahre der Trennung begonnen.

Auch Edmunds Pläne wurden durch diese Reise nach Portsmouth, durch Fannys Abwesenheit, in Mitleidenschaft gezogen. Nicht nur seine Tante mußte Mansfield Park Opfer bringen. Er hatte ursprünglich beabsichtigt, um diese Zeit nach London zu fahren, doch er konnte seine Eltern nicht gerade in einem Augenblick verlassen, da sie jede andere angenehme Gesellschaft verloren. Mit einer Selbstüberwindung, deren er sich nicht rühmte, die ihm aber nicht leicht fiel, verschob er seine Reise um ein, zwei Wochen – diese Reise, die er kaum erwarten konnte, weil er hoffte, sie würde sein Glück auf immer besiegeln.

Er sprach mit Fanny darüber. Sie wußte schon so viel, daß sie alles wissen sollte. Es kam zu einem weiteren vertraulichen Gespräch über Miss Crawford, das Fanny um so näher ging, als es wohl das letztemal war, daß Miss Crawfords Name zwischen ihnen ganz ohne Zurückhaltung erwähnt würde. Doch er sprach dann noch einmal von ihr. Lady Bertram hatte am letzten Abend ihre Nichte gebeten, ihr bald und oft zu schreiben, und versprochen, daß sie selbst fleißig korrespondieren würde. Edmund benützte einen geeigneten Augenblick, um Fanny zuzuflüstern: «Und ich, Fanny, werde dir schreiben, wenn ich dir etwas Besonderes mitzuteilen habe – ich meine etwas, was du gerne erfahren möchtest und von keiner anderen Seite so bald hören wirst.» Hätte sie noch am Sinn seiner Worte zweifeln können, so hätte sein leuchtendes Gesicht jede Möglichkeit eines Mißverständnisses ausgeschaltet.

Sie mußte sich nun bemühen, sich für den Empfang dieses Briefes zu stählen. Daß es ihr jemals vor einem Brief Edmunds grauen sollte! Sie begann zu begreifen, daß sie noch nicht alle Gefühlswandlungen durchgemacht hatte, die Zeit und wechselnde

Umstände in dieser veränderlichen Welt erzeugen. Die Wechselfälle des menschlichen Gemüts hatte sie noch nicht ausgeschöpft.

Arme Fanny! So gern und erwartungsvoll sie auch heimfuhr, so war doch der letzte Abend in Mansfield Park eine traurige Angelegenheit. Ihr Herz war tief betrübt über die Trennung. Sie vergoß Tränen um jedes einzelne Zimmer im Haus und noch viel mehr um jeden geliebten Insassen. Sie konnte sich aus den Armen ihrer Tante nicht losreißen, weil sie ihr fehlen würde; sie küßte ihrem Onkel bitterlich schluchzend die Hand, weil sie ihn erzürnt hatte; und als die Reihe an Edmund kam, vermochte sie weder zu sprechen noch aufzublicken, ja nicht einmal zu denken, und erst als der letzte Augenblick mit ihm vorüber war, wußte sie, daß er sich wie ein liebevoller Bruder von ihr verabschiedet hatte.

All das geschah am späten Abend, denn sie sollten sehr früh am Morgen aufbrechen. Und als der kleingewordene Familienkreis sich zum Frühstück versammelte, sprach man davon, daß William und Fanny schon die erste Station ihrer Reise hinter sich hätten.

### 38. Kapitel

Das neuartige Erlebnis der Reise und die Freude, mit William beisammen zu sein, übten, bald nachdem sie Mansfield Park hinter sich gelassen, ihre natürliche Wirkung auf Fannys Gemüt aus, und als sie auf der ersten Station Sir Thomas' Kutsche verließen, war sie imstande, sich mit heiterem Gesicht von dem alten Kutscher zu verabschieden und ihm gebührende Grüße an alle zu Hause aufzutragen.

Die Geschwister wurden nicht müde, miteinander zu plaudern. William sprühte vor Scherz und Übermut, in seiner vergnügten Laune bot ihm alles und jedes Anlaß zu neuer Belustigung. Zwischendurch gab es auch ernste Gespräche, die, soweit sie nicht schon damit begannen, sämtlich mit Lobeshymnen auf die «Thrush» endeten: Mutmaßungen über ihren Einsatz; kühne Pläne für das Gefecht gegen eine feindliche Übermacht, das ihm (vorausgesetzt, daß der Erste Leutnant aus dem Weg geschafft war – und William ging nicht sehr erbarmungsvoll mit dem Ersten Leutnant um) bald die nächste Beförderung eintragen würde; Berechnungen über das Beutegeld, das großmütig zu Hause verteilt werden sollte, nachdem William nur soviel für sich selbst zurückgelegt hatte, um das kleine Häuschen gemütlich einzurichten, in dem er und Fanny ihr ganzes späteres Leben gemeinsam verbringen würden.

Über Fannys eigene Sorgen, soweit sie Mr. Crawford betrafen, wurde nicht gesprochen. William wußte, was vorgefallen war, und bedauerte von Herzen, daß seine Schwester nichts für den Mann empfinden konnte, den er für den Großartigsten aller Menschen hielt; doch seinem Alter entsprechend war er ganz und gar für leidenschaftliche Liebe und hatte somit nichts an ihrer Haltung auszusetzen. Da er wußte, daß sie nicht über die Sache zu sprechen wünschte, hütete er sich, sie durch die leiseste Anspielung darauf zu betrüben.

Sie hatte Grund, anzunehmen, daß Mr. Crawford sie noch nicht vergessen hatte. In den drei Wochen, die seit seiner Abreise von Mansfield verflossen waren, hatte sie mehrmals von seiner Schwester Nachricht bekommen, und er hatte jedem Brief ein paar Zeilen zugefügt, die so feurig und zuversichtlich klangen wie seine Reden. Fanny fand die Korrespondenz genau so unerfreulich, wie sie gefürchtet hatte. Ganz abgesehen davon, daß sie auf diese Art gezwungen wurde, die Ergüsse des Bruders zu lesen, waren Miss Crawfords lebhaft und gefühlvoll abgefaßte Briefe an sich schon ein Übel; Edmund ruhte niemals, ehe sie ihm nicht das meiste daraus vorgelesen hatte, und dann mußte sie anhören, wie er ihren Stil und die Herzlichkeit ihrer Zuneigung pries. Tatsächlich enthielt jeder Brief so viele Botschaften, Anspielungen und Erinnerungen, so vieles, was sich auf Mansfield bezog, daß Fanny nur annehmen konnte, es sei für Edmunds Ohr bestimmt; und daß sie zu einem solchen Zweck gebraucht wurde, daß man ihr diese Korrespondenz aufdrängte, die ihr die Liebesgrüße des Mannes brachte, den sie nicht leiden konnte, und sie andererseits zwang, der Leidenschaft des geliebten Mannes für eine andere zu dienen – das empfand sie als demütigend und kränkend im höchsten Grade. Auch in dieser Beziehung versprach sie sich Günstiges von ihrer Übersiedlung. Wenn sie nicht mehr mit Edmund unter einem Dach wohnte, würde Miss Crawford keinen so dringlichen Anlaß sehen, sich die Mühe des Schreibens zu machen, und ihre Korrespondenz würde allmählich zu nichts zusammenschrumpfen.

Unter solchen und tausend anderen Gedanken vollbrachte Fanny ihre Reise munter und fröhlich und so rasch, wie man es im nassen Monat Februar vernünftigerweise erwarten konnte. Sie durchquerten Oxford, aber sie konnte nur im Vorbeifahren einen flüchtigen Blick auf Edmunds College erhaschen. Sie machten erst in Newbury Station, wo eine gemütliche Mahlzeit, die Mittag- und Nachtessen in sich vereinigte, die Freuden und Anstrengungen des Tages beschloß.

Am nächsten Morgen brachen sie wieder zu früher Stunde auf und reisten ohne besondere Zwischenfälle oder Verzögerungen weiter. Sie erreichten Portsmouth noch bei Tageslicht, so daß Fanny sich umschaun und die vielen neuen Gebäude bestaunen



konnte, während sie über die Zugbrücke in die Stadt einfuhren. Es begann gerade erst zu dämmern, als sie, von Williams schallenden Anweisungen geleitet, durch eine enge Straße ratterten, die von der Hauptstraße abzweigte, und vor der Tür des schmalen Hauses hielten, in dem Mr. Price jetzt wohnte.

Fanny zitterte am ganzen Körper, vor Aufregung, Hoffnung und Angst. Sobald der Wagen anhielt, lief ein schlampig aussehendes Dienstmädchen herbei, das offenbar vor dem Haus auf sie gewartet hatte, und begann, ohne jede Bemühung, ihnen beim Aussteigen behilflich zu sein, augenblicklich mit ihrem Sprüchlein: «Die ‹Thrush› ist ausgelaufen, bitte, und ein Offizier war hier, bitte, und ...» Sie wurde von einem hübschen, großen, etwa zwölfjährigen Jungen unterbrochen, der aus dem Haus stürzte, das Mädchen beiseite schubste und William, der inzwischen selbst die Wagentür öffnete, zurief:

«Du kommst gerade zurecht, wir warten seit einer halben Stunde auf dich! Die ‹Thrush› ist heute früh ausgelaufen. Ich habe zugesehen – es war großartig! Sie glauben, daß sie in ein, zwei Tagen ihre Order bekommen wird, und Mr. Campbell war um vier Uhr hier, um nach dir zu fragen. Er hat ein Boot von der ‹Thrush› und fährt um sechs wieder zurück und hat gehofft, daß du rechtzeitig kommst, damit er dich mitnehmen kann.»

Ein gleichgültiger Blick auf Fanny, der William aussteigen half, war alles, was der Bruder ihr an Beachtung schenkte. Doch er ließ es sich gefallen, daß sie ihm einen Kuß gab, während er eifrig fortfuhr, weitere Einzelheiten über das Auslaufen der ‹Thrush› zu berichten; er hatte allen Anlaß, sich dafür zu interessieren, da er gerade im Begriff stand, seine Seemannslaufbahn auf ihr zu beginnen.

Im nächsten Augenblick war Fanny in dem engen Korridor des Hauses, in den Armen ihrer Mutter, die ihr mit liebevollem Blick entgegeneilte und zu der sie sich um so mehr hingezogen fühlte, als ihre Züge sie an ihre Tante Bertram erinnerten. Und da waren ihre beiden Schwestern, Susan, ein prächtig gewachsenes, hübsches Mädchen von vierzehn Jahren, und die fünfjährige Betsey, das Nesthäkchen der Familie; beide schienen sich auf ihre Art über ihre Ankunft zu freuen, obwohl sie bei der Begrüßung keine gewinnenden Manieren an den Tag legten. Doch Fanny verlangte keine Manieren. Wenn man sie nur liebhatte, war es genug.

Man führte sie in ein Wohnzimmer, das so klein war, daß sie es zuerst nur für einen Durchgangsraum hielt und unwillkürlich stehen blieb und darauf wartete, in ein repräsentableres Gemach gebracht zu werden. Doch sobald sie sah, daß das Zimmer keine andere Tür hatte und Zeichen des Bewohntseins aufwies, schalt sie sich selbst

für ihre Dummheit und fürchtete nur, daß jemand ihr Zögern bemerkt haben könnte. Ihre Mutter jedenfalls blieb nicht lange genug, um Verdacht zu schöpfen. Sie war zum Haustor zurückgeeilt, um William zu begrüßen:

«Mein lieber Junge, ich bin so froh, daß du wieder da bist! Aber hast du von der ›Thrush‹ gehört? Sie ist schon ausgelaufen, drei Tage bevor wir nur daran gedacht haben, und ich weiß nicht, was ich mit Sams Sachen machen soll, wir werden niemals rechtzeitig damit fertig. Vielleicht bekommt sie schon morgen ihre Order. Das trifft mich ganz unvorbereitet. Und jetzt mußt du auch noch gleich zur Reede hinaus. Campbell war hier, er ist schon in Sorge um dich. Was sollen wir nur tun? Ich hatte mich so sehr auf einen gemütlichen Abend mit dir gefreut, und jetzt kommt wieder alles auf einmal über mich.»

Ihr Sohn versicherte ihr vergnügt, das alles wie immer ausgezeichnet klappen würde, und nahm seine eigene Unbequemlichkeit, gleich wieder aufbrechen zu müssen, auf die leichte Achsel.

«Klar, es wäre mir auch viel lieber, sie läge noch im Hafen, damit ich ein paar Stunden gemütlich bei euch bleiben könnte, aber wenn schon das Boot auf mich wartet, mache ich mich besser gleich davon. Da hilft nichts. Wo ungefähr liegt die ›Thrush‹ an der Reede? In der Nähe der ›Canopus‹? Na egal – Fanny sitzt drinnen im Zimmer, warum stehen wir eigentlich hier im Gang herum? Komm, Mutter, du hast dir ja deine liebe, kleine Fanny noch kaum richtig angeschaut.»

Sie gingen beide hinein, und nachdem Mrs. Price ihre Tochter noch einmal zärtlich geküßt und etwas vom Großwerden bemerkt hatte, begann sie mit sehr berechtigter Besorgnis an die Bedürfnisse der erschöpften Reisenden zu denken.

«Arme Kinder! Wie müde ihr beide sein müßt! Und jetzt – was möchtet ihr haben? Ich dachte schon, ihr würdet niemals kommen. Betsey und ich warten seit einer halben Stunde auf euch. Wann habt ihr das letztemal gegessen? Und was hättet ihr jetzt gern? Ich wußte nicht, ob ihr nach der Reise eine richtige Mahlzeit essen oder nur Tee trinken wolltet, sonst hätte ich etwas vorbereitet. Und jetzt, fürchte ich, wird Campbell wieder erscheinen, bevor wir Zeit haben, ein Stück Fleisch zu braten. Wir haben auch keinen Fleischer in der Nähe. Es ist wirklich unangenehm, daß es hier in der Straße keinen Fleischer gibt. In dieser Beziehung waren wir in unserer letzten Wohnung besser dran. Vielleicht möchtet ihr Tee trinken, sobald er fertig ist?»

Beide versicherten, daß Tee ihnen am liebsten wäre. «Dann lauf schnell in die Küche, Betsey, mein Schatz, und schau nach, ob Rebecca Wasser aufgestellt hat. Und sag ihr,

sie soll so bald wie möglich alles zum Tee richten. Ich wollte, die Klingel würde endlich repariert, aber Betsey ist eine sehr flinke, kleine Botin.»

Betsey hüpfte eilends davon, voller Stolz, ihre Tüchtigkeit vor der feinen neuen Schwester zu produzieren.

«Ach Gott», fuhr die besorgte Mutter fort, «was für ein armseliges Feuer wir haben, und ihr seid sicher beide ganz durchfrozen. Ich weiß nicht, was Rebecca wieder getrieben hat. Ich habe ihr mindestens vor einer halben Stunde befohlen, ein paar Kohlen zu bringen. Susan, du hättest dich um das Feuer kümmern sollen.»

«Ich war oben, Mama, um meine Sachen umzuräumen», erwiderte Susan in so respektlosem Ton, daß Fanny erschrocken zusammenfuhr. «Du weißt doch, du hast erst heute gesagt, daß ich mit Schwester Fanny in das andere Zimmer ziehen soll, und Rebecca konnte ich nicht dazu kriegen, mir zu helfen.»

Verschiedene Unterbrechungen verhinderten die Fortsetzung der Diskussion. Zuerst kam der Kutscher, um das Fahrgeld zu kassieren – dann gab es eine heftige Auseinandersetzung zwischen Sam und Rebecca über die beste Art, Fannys Koffer die Treppe hinaufzubefördern, was Sam absolut nach seinem eigenen Kopf machen wollte – und schließlich trat Mr. Price persönlich auf den Plan. Zuerst hörte man lautes Fluchen draußen im Gang, während er den Mantelsack seines Sohnes und die Hutschachtel seiner Tochter mit einem Fußtritt aus dem Weg beförderte und nach einer Kerze rief. Die Kerze wurde nicht gebracht, und er trat ein.

Fanny hatte sich mit zweifelnden Gefühlen erhoben, um ihn zu begrüßen, sank aber wieder auf ihren Stuhl zurück, als sie sah, daß sie in dem halbdunkeln Zimmer unbemerkt blieb und daß auch niemand an sie dachte. Der Vater schüttelte William freundschaftlich die Hand und begann alsbald in lebhaftem Ton: «Ha! Willkommen daheim, Junge! Bin froh, daß du wieder da bist. Hast du schon gehört? Die ›Thrush‹ ist heute früh ausgelaufen. Scharf ist die Parole. Verdammt noch einmal, du kommst gerade zurecht. Der Doktor war schon hier und hat nach dir gefragt. Er hat eines von den Booten und will um sechs wieder hinaus, da fährst du wohl am besten mit. Ich war bei Turner wegen deiner Back, das macht sich alles nach und nach. Es würde mich nicht wundern, wenn ihr morgen schon euere Order bekämt, aber bei diesem Wind könnt ihr nicht los, wenn ihr westlichen Kurs habt – und Kapitän Walsh meint, ihr werdet sicher westwärts segeln, zusammen mit der ›Elephant‹. Potzteufel, ich wünschte es! Aber der alte Scholey hat eben gesagt, er glaubt, man würde euch erst einmal nach Holland hinüberschicken. Schön, schön, wir sind für alles gerüstet! Aber verdammt noch einmal, du hast etwas versäumt, daß du heute früh nicht gesehen hast,

wie die «Thrush» ausgelaufen ist – ich hätte mich für tausend Pfund nicht von der Stelle gerührt. Der alte Scholey hat rasch hereingeschaut, wir waren gerade beim Frühstück, um zu melden, daß sie Anker aufholt und ausfährt. Ich auf und mit zwei Sprüngen auf die Plattform. Das war dir ein Anblick! Eine Schönheit von einem Schiff! Und jetzt liegt sie draußen vor Spithead, und kein Mann in ganz England, der sie nicht für einen Achtundzwanziger halten würde. Ich bin nachmittags zwei Stunden auf der Plattform gestanden, um sie zu betrachten. Sie liegt in der Nähe der «Endymion», zwischen der «Endymion» und der «Cleopatra», just östlich vom Hulk.»

«Ha!» rief William. «Genau dorthin hätte ich sie auch gelegt. Es ist der beste Ankergrund von ganz Spithead. Aber hier ist meine Schwester, Vater, hier ist Fanny ...» Er wandte sich zu ihr und führte sie nach vorn. «Es ist hier so dunkel, daß man sie gar nicht sieht.»

Mr. Price begrüßte seine Tochter mit der Bemerkung, daß er sie ganz vergessen hätte. Und nachdem er sie herzlich umarmt und festgestellt hatte, daß sie ja ein erwachsenes Frauenzimmer wäre und wohl bald einen Mann brauchen würde, schien er sehr geneigt, sie aufs neue zu vergessen.

Fanny zog sich verstört wieder auf ihren Stuhl zurück. Ihr Vater roch nach Schnaps, und seine Ausdrucksweise schockierte sie. Er redete ausschließlich mit seinem Sohn und ausschließlich von der «Thrush», obwohl William, so brennend ihn das Thema selber interessierte, mehr als einmal versuchte, seinen Vater an Fanny zu erinnern, die so lange fortgewesen war und eine weite Reise hinter sich hatte.

Nach einer Weile erschien eine Kerze. Doch da der Tee noch immer nicht kam und laut Betseys Lagebericht aus der Küche wenig Hoffnung bestand, daß er in absehbarer Zeit kommen würde, beschloß William, sich jetzt umzukleiden und alles fertig zu packen, damit er nachher gemütlich seinen Tee trinken könnte.

Gerade als er das Zimmer verließ, stürzten zwei rotbackige, abgerissene und schmutzige Buben von acht und neun Jahren aufgeregt herein, um ihre neue Schwester zu besichtigen und zu berichten, daß die «Thrush» heute morgen ausgelaufen war: Tom und Charles, soeben der Enge des Schulzimmers entronnen. Charles war nach Fannys Abreise geboren, doch Tom hatte sie oft gewartet, und sie fühlte sich ganz beglückt, ihn wiederzusehen. Jeder erhielt einen zärtlichen Kuß, aber Tom wollte sie nicht von ihrer Seite lassen, um in seinem Gesicht nach den Zügen des Babys zu forschen, das sie so innig geliebt, und ihm zu erzählen, wie er als kleines Kind stets nach ihr verlangt hatte. Doch Tom stand der Sinn nicht nach solchen Dingen. Er kam nicht heim, um stillzuhalten und sich etwas erzählen zu lassen, sondern um

herumzutollen und Lärm zu machen. Beide Jungen entschlüpften ihr bald und knallten die Tür hinter sich zu, daß ihre Schläfen schmerzten.

Sie hatte nun alle gesehen, die zu Hause wohnten. Zwischen ihr und Susan gab es noch zwei Brüder, von denen der eine Schreiber in einem Londoner Amt war und der andere Seekadett auf einem Ostindienfahrer. Obwohl sie alle Familienmitglieder gesehen, hatte sie noch nicht allen Lärm gehört, den sie zu vollbringen vermochten. Die nächste Viertelstunde brachte ihr eine Probe. William brüllte alsbald vom zweiten Stock herunter nach seiner Mutter und nach Rebecca. Er suchte verzweifelt nach etwas, was er bestimmt in seinem Zimmer gelassen hatte und jetzt nicht finden konnte. Ein Schlüssel war verlegt, Betsey wurde beschuldigt, seinen neuen Hut angefaßt zu haben, und eine kleine, aber unerläßliche Änderung an seiner Uniformweste, die auszuführen man versprochen hatte, war in Vergessenheit geraten.

Mrs. Price, Rebecca und Betsey eilten zu ihm hinauf, um sich zu verteidigen, wobei sie alle auf einmal sprachen, Rebecca am lautesten; und die Arbeit wurde, so gut es ging, in höchster Eile ausgeführt. William versuchte vergeblich, Betsey hinunterzuschicken oder sie wenigstens davon abzuhalten, oben allen lästig zu fallen. Da ziemlich jede Tür im Haus offenstand, war im Salon alles deutlich zu hören, wenn es nicht gerade in dem gewaltigeren Lärm unterging, den Sam, Tom und Charles vollführten, die einander die Treppen hinauf und hinunter jagten und unter großem Hallo übereinanderpurzelten.

Fanny war ganz betäubt. In dem engen Haus mit den dünnen Wänden gab es keine Rettung vor dem Getöse, und nach der ermüdenden Fahrt und der Aufregung der letzten Stunden glaubte sie, es kaum auszuhalten. Drinnen im Zimmer war es still genug, denn Susan war gleichzeitig mit den anderen verschwunden, und sie blieb mit ihrem Vater allein. Er holte die Zeitung hervor, die er von einem Nachbarn auszuleihen pflegte, und vertiefte sich darein, ohne weiter ihrer Existenz zu gedenken. Die einsame Kerze stellte er, ohne jede Rücksicht auf Fannys Bequemlichkeit, zwischen sich und die Zeitung. Doch sie hatte ja nichts zu tun und war froh, daß ihr schmerzender Kopf vom Licht abgeschirmt war, während sie sich verwirrt und traurig ihren zusammenhanglosen Gedanken überließ.

Nun war sie daheim. Aber ach – es war kein solches Heim, kein solcher Willkomm wie ... Doch sie schalt sich selbst unvernünftig. Hatte sie Anspruch darauf, ihrer Familie wichtig zu erscheinen? Nein, dazu war sie zu lange fortgewesen. Williams Sorgen waren wichtiger – waren es immer gewesen – seine Ansprüche gingen vor. Aber daß man sich so wenig um sie gekümmert, so geringes Interesse bekundet, kaum

nach Mansfield gefragt hatte! Es schmerzte sie vor allem, Mansfield vollkommen vergessen zu sehen. Die Verwandten, die soviel getan ... die lieben, guten Verwandten! Doch hier verschlang ein einziges Interesse alles andere – es mußte wohl so sein. Die Bestimmung der «Thrush» war jetzt von überragender Wichtigkeit. In ein, zwei Tagen würde vielleicht alles ein anderes Gesicht haben. Sie allein war zu tadeln ... Und doch – in Mansfield wäre es anders gewesen. Nein, im Hause ihres Onkels hätte man Tag und Stunde in Betracht gezogen, alles wäre pünktlich zu seiner Zeit getan worden, es hätte Ordnung geherrscht, Rücksicht und Aufmerksamkeit für jedermann ... Von alldem war hier nichts zu finden ...

Die einzige Unterbrechung, die sie im Verlauf einer halben Stunde von solchen und ähnlichen Betrachtungen ablenkte, bestand in einem plötzlichen Ausbruch ihres Vaters, der nicht dazu angetan war, sie zu beruhigen. Als das Johlen und Poltern im Gang eine außergewöhnliche Lautstärke erreichte, schrie er los: «Zum Teufel mit den jungen Hunden! Aha, Sam brüllt wieder einmal am lautesten. Der Junge ist zum Bootsmann geboren. Holla – he, da draußen! Sam, Schluß mit dem verdammten Radau, sonst kriegst du's mit mir zu tun!»

Die Drohung wurde ganz offenkundig mißachtet, und auch als die drei Jungen fünf Minuten später alle durcheinander ins Zimmer stürmten und sich hinsetzten, konnte Fanny daraus nur schließen, daß sie sich für den Augenblick müde getobt hatten, was ihre glühenden Gesichter und keuchenden Atemzüge zu bestätigen schienen – besonders, da sie einander noch immer mit Fußstößen traktierten und vor der Nase ihres Vaters ab und zu in lautes Gebrüll ausbrachen.

Als die Tür sich das nächstemal öffnete, war es aus einem erfreulicheren Anlaß: der Tee war im Anzug, was Fanny an diesem Abend kaum mehr zu erleben gehofft hatte. Alles, was dazu gehörte, wurde von Susan und einer kleinen Dienstmagd hereingebracht, deren verlottertes Aussehen Fanny zu ihrer großen Überraschung klarmachte, daß sie in Rebecca bereits den höheren dienstbaren Geist kennengelernt hatte. Während Susan den Kessel aufs Feuer stellte und ihrer Schwester einen verstohlenen Blick zuwarf, schien es, als kämpften zwei Gefühle in ihrer Brust: der Stolz, sich tätig und nützlich zu zeigen, und die Angst, daß Fanny sie wegen dieser niedrigen Tätigkeit verachten könnte. Sie sei in die Küche gegangen, erklärte sie, um Sally anzutreiben und ihr beim Toastmachen und Brotsstreichen zu helfen – sonst hätten sie, wer weiß wie lange, noch keinen Tee bekommen – und Fanny brauche doch sicherlich nach der langen Reise eine Erfrischung.

Fanny war ihr innig dankbar. Sie mußte gestehen, daß sie sich sehr nach einem Schluck Tee sehnte, und Susan machte sich unverzüglich daran, ihn zu bereiten, offenbar sehr erfreut, daß sie alles allein organisieren durfte; und mit nur ganz wenig überflüssigem Getue und bloß ein paar unbedachten Versuchen, ihre Brüder mit mehr Autorität, als sie besaß, zur Ordnung zu rufen, machte sie ihre Sache wirklich sehr gut. Fanny fühlte sich seelisch wie körperlich erfrischt, ihre Kopfschmerzen und ihre Niedergeschlagenheit besserten sich zusehends. Susan hatte ein offenes, verständiges Gesicht. Sie ähnelte William – und Fanny hoffte, sie auch in ihrem Wesen und in ihrer freundlichen Einstellung dem Bruder ähnlich zu finden.

Nachdem die Lage sich soweit beruhigt hatte, trat nun auch William, gefolgt von seiner Mutter und Betsey, ein. In seiner neuen Leutnantsuniform, in der er größer, männlicher und hübscher aussah, marschierte er mit glückstrahlendem Lächeln geradewegs auf Fanny zu, die von ihrem Stuhl aufsprang, ihn einen Augenblick lang in sprachloser Bewunderung anstarrte und ihm dann um den Hals fiel, um ihre mannigfaltigen freudigen und schmerzlichen Gefühle aus sich herauszuschluchzen.

Doch ängstlich bestrebt, nicht unglücklich zu erscheinen, faßte sie sich bald, trocknete ihre Tränen und war imstande, die Pracht seiner Uniform in allen Einzelheiten zu betrachten und zu bestaunen, während sie mit neubelebtem Gemüt seinen optimistischen Plänen lauschte: er hoffte, bis zu seiner Abreise noch täglich viele Stunden an Land zu verbringen und sie sogar zur Reede hinauszubringen, um ihr sein Schiff zu zeigen.

Neue Unruhe entstand durch den Eintritt von Mr. Campbell; er war der Wundarzt der «Thrush», ein sehr wohlerzogener junger Mann, der seinen Freund abholen kam. Mit einiger Findigkeit wurde ein Stuhl für ihn aufgetrieben, und Susan spülte hastig eine Tasse samt Untertasse aus, um den Gast zu laben. Nach einer weiteren Viertelstunde ernsthaften Männergesprächs geriet alles wieder in lärmende Bewegung und Betriebsamkeit, Männer und Jungen schwärmten durcheinander, der Augenblick des Aufbruchs war gekommen. Die Sachen waren bereit, William nahm Abschied, und plötzlich waren alle verschwunden. Die drei Jungen hatten ungeachtet des Einspruchs ihrer Mutter beschlossen, ihren Bruder und Mr. Campbell bis zum Bootshafen zu begleiten, und Mr. Price empfahl sich gleichzeitig, um dem Nachbarn seine Zeitung zurückzubringen.

Nun bestand einige Hoffnung auf etwas wie Stille und Behagen. Nachdem man Rebecca bewogen hatte, den Teetisch abzuräumen, und Mrs. Price das ganze Zimmer nach einem Hemdärmel durchsucht hatte, den Betsey schließlich triumphierend aus

der Küche herbeischleppte, kam die kleine Damengesellschaft endlich zur Ruhe, und nach etlichen Stoßseufzern der Mutter, daß es einfach ausgeschlossen wäre, Sams Ausstattung rechtzeitig fertigzumachen, fand sie Muße, an ihre älteste Tochter zu denken und sich nach den Verwandten zu erkundigen, die diese soeben verlassen hatte.

Sie stellte einige Fragen; doch schon eine der allerersten: Wie Schwester Bertram mit den Dienstboten zurechtkäme? Ob sie auch solche Mühe hätte, halbwegs brauchbare Mädchen zu finden? – lenkte Mrs. Prices Gedanken alsbald von Northamptonshire ab und auf ihre eigenen häuslichen Probleme. Die empörende Schlechtigkeit sämtlicher Dienstboten von Portsmouth, von denen sie anscheinend die beiden allerschlechtesten erwischt hatte, nahm sie völlig in Anspruch. Über der detaillierten Schilderung von Rebeccas Missetaten wurden die Bertrams vergessen. Auch Susan brachte eine Menge Anklagen gegen sie vor und Klein-Betsey noch viel mehr. Rebecca schien ein solcher Ausbund von Untugenden zu sein, daß Fanny in aller Bescheidenheit die Mutmaßung äußerte, man würde sie doch sicher nach Ablauf ihres Dienstjahres entlassen.

«Ihr Jahr!» rief Mrs. Price. «Wahrhaftig, ich hoffe, sie vor Ablauf ihres Jahres loszuwerden, denn das wäre erst im November. Hier in Portsmouth ist es eine solche Not mit den Dienstboten, daß es ein Wunder scheint, wenn man ein Mädchen länger als ein halbes Jahr behält. Die Aussichten sind trostlos. Wenn ich Rebecca wegschicke, bekomme ich nur eine noch schlechtere. Dabei bin ich bestimmt keine anspruchsvolle Herrin, und die Stellung ist leicht genug. Sie hat immer ein Mädchen zur Hilfe, und meistens tue ich die halbe Arbeit selber.»

Fanny schwieg, aber nicht weil sie glaubte, daß dem Übel nicht abzuhelfen wäre. Während sie so dasaß und Betsey betrachtete, mußte sie immer wieder an eine andere kleine Schwester denken, die etwa im gleichen Alter stand, als Fanny nach Northamptonshire verpflanzt wurde, und ein paar Jahre später starb. Sie war ein sehr hübsches, besonders liebenswürdiges Kind gewesen, Fanny hatte sie damals Susan vorgezogen, und als die Kunde von ihrem Tode schließlich Mansfield erreichte, war sie kurze Zeit überaus betrübt gewesen. – Betseys Anblick rief ihr lebhaft das Bild der kleinen Mary zurück, doch sie hätte um keinen Preis die Mutter durch eine Anspielung auf ihr totes Kind gekränkt. – Während sie sich diesen Gedanken hingab, hielt Betsey in einiger Entfernung einen kleinen Gegenstand hoch, auf den sie offenbar Fannys Aufmerksamkeit zu lenken wünschte, während sie ihn gleichzeitig vor Susan zu verbergen trachtete.

«Was hast du da, Schätzchen?» fragte Fanny.

«Komm und zeig es mir.»



Es war ein silbernes Messerchen. Im Nu sprang Susan auf, reklamierte es als ihr Eigentum und wollte es der Kleinen entreißen. Doch die suchte Schutz bei ihrer Mutter, und Susan konnte sie nur mit Schelten und Vorwürfen überschütten, was sie auch mit größter Heftigkeit tat, augenscheinlich in der Hoffnung, daß Fanny ihre Partei ergreife. Es wäre wirklich ungerecht, daß sie ihr eigenes Messer nicht haben durfte – es war ihr Messer – Schwesterchen Mary hatte es auf ihrem Totenbett ihr, Susan, hinterlassen, und es sollte längst in ihrem Besitz sein! Aber Mama gab es ihr nicht und ließ Betsey immer damit spielen. Zum Schluß würde Betsey es ruinieren und es behalten dürfen, obwohl Mama versprochen hatte, es Betsey niemals in die Hand zu geben!

Fanny war schockiert. Alle ihre Begriffe von Pflicht, Ehre und Zärtlichkeit waren durch die Rede der Schwester und die Antwort der Mutter zutiefst verletzt.

«Aber, Susan!» rief Mrs. Price in klagendem Ton. «Wie kannst du nur so böse sein? Du streitest immer um das Messer. Ich wollte, du wärest nicht so streitsüchtig. Arme, kleine Betsey, wie schlimm Susan zu dir ist! Aber du hättest es nicht aus der Schublade nehmen dürfen, Liebling. Du weißt doch, daß ich dir gesagt habe, du darfst es nicht anrühren, weil Susan immer gleich so böse wird. Ich werde es nächstens verstecken müssen, Betsey. Unsere arme Mary hat sicher nicht gedacht, daß ihr Messer zum Zankapfel werden könnte. Sie gab es mir zwei Stunden bevor sie starb. Das arme, kleine Ding! Sie konnte nur noch lispeln und sagte so herzlich: «Mama, Schwester Susan soll mein Messer haben, wenn ich tot und begraben bin.» Mein armer, kleiner Liebling! Denk dir, Fanny, sie hatte das Messer so gern, daß es während ihrer Krankheit immer neben ihr auf dem Kopfkissen liegen mußte. Es war ein Geschenk ihrer guten Patin, der alten Admiralin Maxwell, sechs Wochen bevor sie so krank wurde. Das liebe, kleine Geschöpf! Aber wer weiß, welch schweres Leben ihr erspart worden ist. Meine eigene kleine Betsey (sie drückte das Kind zärtlich an sich), du hast nicht das Glück, eine so gute Patin zu haben. Tante Norris wohnt zu weit von uns, um an so kleine Leute wie dich zu denken.»

Fanny hatte tatsächlich von Tante Norris nichts mitgebracht als die Botschaft, sie hoffe, ihr Patenkind sei ein gutes Mädchen und lerne brav seine Gebete. Im Salon von Mansfield Park hatte man einmal undeutlich etwas von einem Gebetbuch murmeln

gehört, das sie Betsey zu schicken gedächte, aber man hatte nie wieder etwas in dieser Richtung vernommen. Mrs. Norris war damals heimgegangen und hatte zwei alte Gebetbücher ihres seligen Mannes vom Regal genommen, aber bei näherer Prüfung war sie von ihrer großherzigen Absicht wieder abgekommen. Das eine Buch eignete

sich nicht für ein Kind, weil es zu klein gedruckt war, das andere wurde für zu schwer befunden.

Fanny war übermüde und begrüßte dankbar die erste Aufforderung, zu Bett zu gehen. Bevor Betsey noch mit ihrem heulenden Protest fertig war, daß man ihr doch erlaubt hätte, zu Ehren ihrer Schwester eine Stunde länger aufzubleiben, war sie schon auf und davon und ließ unten alles in neuem Lärm und Durcheinander zurück: die Jungen verlangten heiße Käsebröte, der Vater brüllte laut nach seinem Rumpunsch, und Rebecca war niemals dort, wo sie gerade gebraucht wurde.

Das enge, dürftig möblierte Kämmerchen, das sie mit Susan zu teilen hatte, enthielt nichts, was ihre Stimmung heben konnte. Überhaupt war hier alles so winzig und eng, die Zimmer, die Gänge, die Treppen, wie sie es gar nicht für möglich gehalten hätte. Und sie dachte bald mit ganz neuer Achtung an ihre eigene Dachkammer in Mansfield Park zurück, die dort schon als beinahe unbewohnbar klein galt.

### 39. Kapitel

Hätte Sir Thomas die Gedanken seiner Nichte lesen können, während sie den ersten Brief an ihre Tante verfaßte, wäre er nicht an seinem Plan verzweifelt. Obwohl ein freundlicher Morgen nach einer gut durchschlafenen Nacht, die Hoffnung auf Williams baldiges Erscheinen und verhältnismäßige Ruhe im Haus (Tom und Charles waren in der Schule, Sam ging seinen eigenen Unternehmungen nach, und ihr Vater bummelte wie gewöhnlich draußen herum) es Fanny ermöglichten, in heiterem Ton über ihr Heim zu berichten, war sie sich der vielen Schattenseiten, die sie mit Schweigen überging, klar bewußt; und hätte ihr Onkel nur die Hälfte ihrer Gefühle geahnt, bevor die erste Woche um war, hätte er Mr. Crawford schon am Ziel seiner Wünsche gesehen und wäre über seine eigene Weisheit hochbeglückt gewesen.

Noch vor Ablauf der Woche war alles eitel Enttäuschung. Vor allem war William fort. Die «Thrush» hatte ihre Order bekommen, der Wind war umgeschlagen, und vier Tage nach seiner Ankunft in Portsmouth segelte er davon. Und in diesen vier Tagen hatte sie nur zweimal kurz und in großer Hast mit ihm gesprochen, als er dienstlich an Land kam. Es hatte keine gemütlichen Unterhaltungen gegeben, keine Spaziergänge auf den Wällen, keine Besichtigung der Werft, keinen Besuch an Bord der «Thrush» – nichts von allem, was sie geplant und worauf sie sich gefreut hatten. In dieser Richtung hatte alles versagt, nur Williams Liebe nicht. Bei seinem Abschied von daheim galt sein

letzter Gedanke ihr. Er kehrte noch einmal von der Tür zurück, um zu sagen: «Gib auf Fanny acht, Mutter. Sie ist zart und nicht an unsere rauhen Sitten gewöhnt. Gib gut auf Fanny acht, ich lege sie dir ans Herz!»

William war fort, und das Heim, in dem er sie zurückgelassen, war – Fanny konnte es sich nicht verhehlen – in jeder Beziehung das Gegenteil von dem, was sie hätte wünschen können, der Inbegriff von Lärm, Unordnung und Unmanier. Niemand kannte seinen Platz, nichts wurde gemacht, wie es sich gehörte. Sie konnte ihre Eltern nicht achten, wie sie es gehofft hatte. Von ihrem Vater hatte sie sich nicht viel erwartet, doch er war noch rücksichtsloser gegen seine Familie und hatte noch schlechtere Gewohnheiten und rüdere Manieren, als sie gedacht hatte. Es fehlte ihm nicht an Begabung, doch er interessierte sich für nichts und wußte nichts, was über seinen Beruf hinausging. Er las nur die Zeitung und die Flottennachrichten, er redete nur über die Werft, den Hafen, Spithead und Motherbank. Er fluchte und trank, er war grob und schmutzig. Sie hatte sich niemals erinnern können, daß er sie in ihrer Kindheit einigermaßen freundlich behandelt hätte, es war ihr nur ein allgemeiner Eindruck von Grobheit und Geschrei zurückgeblieben. Und jetzt beachtete er sie kaum jemals, außer, um sie zum Gegenstand eines derben Scherzes zu machen.

Die Enttäuschung über ihre Mutter war größer, denn hier hatte sie sich viel erhofft, und nichts davon ging in Erfüllung. Die Hoffnungen, mit denen sie sich geschmeichelt hatte, ihrer Mutter etwas bedeuten zu können, fielen bald in sich zusammen. Mrs. Price war nicht unfreundlich – doch anstatt ihrer Tochter täglich mehr Zuneigung und Vertrauen zu schenken und sie immer inniger ins Herz zu schließen, kam sie ihr niemals herzlicher entgegen als am Tag ihrer Ankunft. Der mütterliche Instinkt war bald befriedigt, und eine andere Quelle hatte Mrs. Prices Zuneigung nicht. Ihr Herz und ihre Zeit waren bereits ausgefüllt, sie hatte für Fanny weder Muße noch Zärtlichkeit übrig. Ihre Töchter hatten ihr niemals viel bedeutet. Sie liebte ihre Söhne, vor allem William, aber Betsey war das erste ihrer Mädchen, das sie ins Herz geschlossen hatte. Ihr gegenüber bewies sie die unvernünftigste Nachsicht. William war ihr Stolz, Betsey ihr Liebling; John, Richard, Sam, Tom und Charles nahmen mit den Sorgen und Freuden, die sie ihr abwechselnd machten, den ganzen Rest ihrer Mutterliebe in Anspruch. Sie teilten sich in ihr Herz. Ihre Zeit widmete sie hauptsächlich dem Haushalt und den Dienstmädchen. Sie verbrachte ihre Tage in einer Art träger Hasterei; stets hetzte sie sich mit einer Arbeit ab, ohne weiterzukommen, sie war ewig im Rückstand und klagte laut darüber, ohne doch die Dinge systematischer anzupacken. Sie suchte zu sparen, aber ohne Plan und Regel; sie schalt auf ihre Dienstmädchen, verstand es jedoch nicht, sie besser zu erziehen, und ob sie ihnen half

oder sie ausschimpfte oder sich alles von ihnen gefallen ließ, vermochte sie nicht, sich Respekt zu verschaffen.

Mrs. Price hatte viel mehr Ähnlichkeit mit Lady Bertram als mit ihrer anderen Schwester. Sie war haushälterisch aus Not, ohne etwas von Mrs. Norris' häuslichen Neigungen oder ihrer Aktivität zu besitzen. Von Natur aus war sie träge und nachlässig wie Lady Bertram, und ein ähnliches Dasein in Reichtum und Nichtstun hätte ihrer Veranlagung weit besser entsprochen als die Mühen und Opfer, die ihre unvernünftige Heirat ihr auferlegt hatte. Sie hätte sich als vornehme Dame vielleicht ebensogut gemacht wie Lady Bertram, aber Mrs. Norris hätte eine respektablere Mutter von neun Kindern (ohne genügendes Einkommen) abgegeben.

Fanny konnte nicht umhin, dies alles zu empfinden. Sie scheute sich vielleicht, es in Worte zu fassen, aber sie sah, daß ihre Mutter als Erzieherin parteiisch und unvernünftig, als Hausfrau untüchtig und schlampig war. Sie brachte ihren Kindern weder Kenntnisse noch Manieren bei, ihr Haushalt war von oben bis unten nichts als Mißwirtschaft und Ungemütlichkeit. Sie besaß keine Talente, keine Konversation, nichts zog sie zu ihrer Tochter hin. Es interessierte sie nicht, sie näher kennenzulernen oder ihre Freundschaft zu gewinnen, sie empfand kein Bedürfnis nach ihrer Gesellschaft. Es gab einfach nichts, was Fannys Enttäuschung hätte mildern können.

Fanny war ängstlich, bemüht, sich nützlich zu machen und ja nicht den Anschein zu erwecken, als blicke sie auf ihr Elternhaus herab und sei dank ihrer feineren Erziehung irgendwie unfähig oder unwillig, nach Kräften mitzuhelfen. Sie machte sich unverzüglich daran, an Sams Aussteuer zu arbeiten, und indem sie mit großem Fleiß von früh bis spät schaffte, brachte sie es dahin, daß der Junge sich schließlich mit mehr als der Hälfte seiner Hemden einschiffen konnte. Es machte ihr große Freude, zu helfen, aber wie es ohne sie gegangen wäre, vermochte sie sich nicht vorzustellen.

So flegelhaft und großmäulig Sam sich benahm, tat es ihr doch leid, daß er fortging, denn er war gescheit und anständig und ließ sich gern zu Besorgungen in der Stadt gebrauchen. Susans Erziehungsversuche schüttelte er verächtlich ab, da sie, obzwar an sich ganz richtig und vernünftig, meist im unpassendsten Moment und mit unnötiger Heftigkeit unternommen wurden; hingegen begannen Fannys Hilfsbereitschaft und sanftes Zureden ihn merklich zu beeinflussen. Sie stellte seufzend fest, daß mit ihm der beste der drei jüngeren Brüder verschwand, denn Tom und Charles waren mindestens um so viele Jahre, als sie jünger waren, von dem Alter entfernt, in dem Vernunft und Gefühl einem Burschen allmählich nahelegen, sich weniger unangenehm zu gebärden. Fanny gab es bald auf, auch nur den kleinsten Eindruck auf sie zu

machen. Sie waren jedem Bändigungsversuch, der in ihrer Macht stand, vollkommen unzugänglich. An jedem Nachmittag tobten sie wie die Wilden im ganzen Haus herum, und sie lernte sehr rasch, nur mit Seufzen an das Herannahen des schulfreien Samstags zu denken.

Auch an der Möglichkeit, Betsey liebzugewinnen oder ihr etwas beizubringen, wollte sie schier verzagen. Das kleine Mädchen war maßlos verwöhnt. Ihre Mutter hatte sie dazu erzogen, das ABC-Buch als ihren größten Feind zu betrachten; sie überließ sie der Gesellschaft der Dienstmädchen und ermunterte sie dann dazu, diese zu verklatschen. Und was Susans Charakter betraf, hegte Fanny viele Zweifel. Ihre ständigen Meinungsverschiedenheiten mit der Mutter, ihre hitzigen Zänkereien mit Tom und Charles, ihre Ungeduld Betsey gegenüber bedrückten Fanny sehr; und obwohl sie zugeben mußte, daß mildernde Umstände vorlagen, fürchtete sie doch, daß ein so reizbares Temperament sich im Leben wenig Liebe und Befriedigung erwerben würde.

So sah das Heim aus, das sie dazu bringen sollte, sich Mansfield aus dem Kopf zu schlagen und mit kühleren Gefühlen an ihren Vetter Edmund zu denken! Sie konnte im Gegenteil an nichts anderes denken als an Mansfield, seine geliebten Bewohner und seine feine Lebensart. Ihre jetzige Umgebung stand dazu in jeder Beziehung im schärfsten Gegensatz. Die Vornehmheit und Eleganz, die Pünktlichkeit und Harmonie, die in Mansfield herrschten – und vielleicht vor allem anderen seine Friedlichkeit und Stille wurden ihr durch reine Kontrastwirkung täglich und stündlich in Erinnerung gerufen.

Inmitten von pausenlosem Lärm zu leben, bedeutete für einen seelisch und körperlich zarten Menschen wie Fanny eine Qual, die kein anderer Vorteil an Luxus und Wohlleben hätte aufwiegen können. Lärm war das allerschlimmste. In Mansfield vernahm man niemals zänkische Laute, keine zornig erhobene Stimme, keinen heftigen Ausbruch, keinen lauten Schritt. Alles ging seinen geregelten Gang, nichts störte die heitere Ruhe. Jedermann wurde gebührend beachtet, jeder nahm auf den anderen Rücksicht, und wo es allenfalls an Zärtlichkeit fehlen mochte, wurde sie durch Verständigkeit und gute Manieren ersetzt. Die kleinen Ärgerlichkeiten, die Tante Norris gelegentlich erregte, waren flüchtig und unbedeutend, ein Tropfen Wasser im Meer, im Vergleich zu dem unaufhörlichen Aufruhr, der Fanny hier umtobte. Jeder machte Lärm, jeder sprach mit erhobener Stimme – vielleicht mit Ausnahme ihrer Mutter, deren eintönig klagendes Gemurmel sich nur durch seinen gereizten Unterton von Lady Bertrams Rede unterschied. Wer etwas haben wollte, brüllte laut danach, und die Mädchen brüllten ihre patzigen Antworten aus der Küche zurück.

Unaufhörlich schlugen die Türen und dröhnten die Treppen, nichts wurde ohne Krach und Geklapper vollbracht, niemand saß still an seinem Platz, und keiner hörte zu, wenn ein anderer etwas sagte. Beim Vergleich der beiden Häuser, wie sie sich noch vor Ablauf der ersten Woche ihrem geistigen Auge darstellten, fühlte Fanny sich versucht, Dr. Johnsons berühmten Ausspruch über die Ehe und den ledigen Stand auf sie anzuwenden: wenn Mansfield Park auch manches Leid mit sich bringen mochte, konnte man von Portsmouth jedenfalls keine Freuden erwarten.

## 40. Kapitel

Fanny hatte ganz richtig vorausgeahnt, daß sie nun nicht mehr so häufig von Miss Crawford hören würde wie zu Anfang ihrer Korrespondenz. Marys nächster Brief kam nach einer beträchtlich längeren Pause als sonst. Sie hatte sich aber in der Voraussetzung geirrt, daß sie selber dies als große Erleichterung empfinden würde. Das war wieder ein merkwürdiger Umschwung ihrer Gefühle! Als der Brief endlich eintraf, freute sie sich wahrhaftig darüber! In ihrer gegenwärtigen Verbannung, ohne passende Gesellschaft und fern von allem, was sie interessierte, erschien ihr der Brief eines Menschen, der zu ihrem eigensten Kreis gehörte, ein herzlicher und einigermaßen geistreicher Brief, überaus willkommen. – Miss Crawford begann mit der üblichen Entschuldigung, daß ständig wachsende gesellschaftliche Verpflichtungen sie vom Schreiben abgehalten hätten. «Und nun, da ich mich daran gemacht habe», fuhr sie fort, «wird mein Brief kaum die Mühe des Lesens lohnen, denn Sie werden zum Schluß nicht den gewohnten kleinen Liebesgruß finden, keine drei oder vier lignes passionnées von Ihrem Ihnen grenzenlos ergebenen H. C, denn Henry ist in Norfolk. Vor zehn Tagen haben ihn Geschäfte nach Everingham gerufen oder vielleicht hat er den Ruf nur vorgeschützt, um zur gleichen Zeit wie Sie unterwegs zu sein. Jedenfalls ist er dort, und übrigens mag seine Abwesenheit als ausreichende Erklärung für die Schreibfaulheit seiner Schwester gelten, denn diesmal gab es nicht das übliche: «Sag, Mary, wann schreibst du eigentlich an Fanny? – Solltest du nicht wieder einmal an Fanny schreiben?», um mich anzuspornen. Inzwischen habe ich nach verschiedenen Versuchen von beiden Seiten auch endlich Ihre Cousinsen, «unsere liebe Julia und unsere liebste Mrs. Rushworth», gesprochen. Sie trafen mich gestern zu Hause an, und wir freuten uns, einander wiederzusehen. Wir schienen sehr erfreut über das Wiedersehen, und ich glaube, ein bißchen freuten wir uns wirklich. – Wir hatten einander eine Unmenge zu erzählen. – Soll ich Ihnen beschreiben, was für ein Gesicht Mrs. Rushworth machte, als Ihr Name genannt

wurde? Ich dachte immer, daß es ihr nicht an Selbstbeherrschung mangelt, aber den gestrigen Anforderungen war sie nicht ganz gewachsen. Überhaupt hat Julia besser ausgesehen, zumindest als das Gespräch auf Sie kam. Es gab zwei blasse Wangen, die sich nicht wieder röten wollten, nachdem ich von «Fanny» gesprochen hatte, und zwar so, wie man von einer Schwester spricht. – Doch der Tag, an dem Mrs. Rushworth in ihrer ganzen Schönheit erstrahlen wird, steht noch bevor. Wir haben Einladungen für ihre erste große Gesellschaft am 28. – Dann wird sie sich richtig präsentieren, denn sie wird eines der elegantesten Häuser in Wimpole Street eröffnen. Ich war vor zwei Jahren dort, als es Lady Lascelle gehörte, und ziehe es fast jedem anderen Haus in London vor, das ich kenne. Dann wird sie auch das Gefühl haben, daß sie – um eine vulgäre Redensart zu gebrauchen – für ihren Pfennig einen Pfennigwecken bekommen hat. Henry hätte ihr ein solches Haus nicht bieten können. Hoffentlich wird sie das bedenken und sich damit zufriedengeben, als Königin eines Palastes aufzutreten, wenn auch der König sich im Hintergrund am besten macht. Da ich nicht den Wunsch habe, sie zu plagen, werde ich ihr den Namen Fanny nie mehr aufdrängen. Sie wird sich allmählich beruhigen. – Nach allem, was ich höre und errate, bemüht sich Baron Wildenhaim weiterhin um Julia, aber ich weiß nicht, ob sie ihn ernstlich ermutigt. Sie sollte eigentlich etwas Besseres finden. Ein mittelloser Honourable ist kein großer Fang, und ich kann mir nicht vorstellen, daß Liebe mit im Spiel ist; wenn man von seinen stimmungsgewaltigen Deklamationen absieht, ist nichts an dem armen Baron. Ja, wenn seine Geldmittel so gewaltig wären wie seine Stimmittel! – Ihr Cousin Edmund beeilt sich nicht mit dem Herkommen, wahrscheinlich halten ihn seine seelsorgerischen Pflichten zurück. Vielleicht gibt es in Thornton Lacey irgendein altes Weiblein zu bekehren. Ich mag mir nicht denken, daß er mich um einer jungen willen vernachlässigt. Nun adieu, meine liebe, süße Fanny, das ist für London ein langer Brief. Schreiben Sie mir zur Antwort ein paar nette Zeilen, um Henrys Auge zu erfreuen, wenn er zurückkommt – und berichten Sie mir ausführlich von all den schneidigen jungen Schiffsoffizieren, die Sie um seinetwillen verschmähen.»

Der Brief bot ausreichend Stoff zum Nachdenken, und nicht den erfreulichsten. Aber bei allem Unbehagen, das er Fanny verursachte, schuf er doch ein Band zwischen ihr und den Abwesenden, berichtete ihr von Menschen und Ereignissen, für die sie niemals soviel Neugierde empfunden hatte wie jetzt, und sie wäre froh gewesen, hätte sie mit Sicherheit jede Woche auf einen solchen Brief zählen dürfen, denn ansonsten bildete die Korrespondenz mit ihrer Tante Bertram ihr einziges höheres Interesse.

Was die gesellschaftlichen Zerstreuungen von Portsmouth betraf, die sie allenfalls für die häuslichen Unzulänglichkeiten hätten entschädigen können, gab es im

Bekanntenkreis ihrer Eltern niemanden, der ihr nur halbwegs entsprach; sie entdeckte keinen Menschen, dem zuliebe sie hätte wünschen können, ihre eigene Schüchternheit und Zurückhaltung zu überwinden. Die Männer erschienen ihr alle grob, die Frauen indiskret, und alle zusammen unfein und ungebildet. Sie erregte so wenig Gefallen, wie sie selbst empfand. Die jungen Damen, die ihr anfänglich mit einigem Respekt entgegenkamen, weil sie ja in einer Baronet-Familie lebte, fühlten sich bald durch ihre «Vornehmthuerei», wie sie es nannten, beleidigt – denn da sie weder Klavier spielte noch feine Umhänge trug, konnten sie bei näherer Betrachtung nicht einsehen, warum sie etwas Besseres sein sollte.

Die erste vollwertige Entschädigung für die Unannehmlichkeiten ihres Elternhauses, den ersten Trost, den ihre Vernunft gelten lassen konnte und der auch von Dauer zu sein versprach, fand Fanny in der näheren Bekanntschaft mit Susan und in der Hoffnung, ihr helfen zu können. Zu ihr selber hatte Susan sich von Anfang an freundlich benommen, doch ihr ungestümes, heftiges Wesen hatte Fanny bestürzt und beunruhigt, und es dauerte fast zwei Wochen, bis sie diese Natur, die so ganz anders veranlagt war als ihre eigene, richtig zu verstehen begann. Susan sah, daß zu Hause vieles falsch gemacht wurde, und wünschte, es zu bessern. Daß ein vierzehnjähriges Mädchen, das einzig nach seinem unerfahrenen Verstand handelte, sich bei seinen Reformversuchen in der Methode irrte, war nicht weiter verwunderlich. Fanny neigte bald mehr dazu, die natürliche Erleuchtung eines Gemütes zu bewundern, das schon so jung das Richtige erkannte, als das unpassende Benehmen zu tadeln, das sich daraus ergab. Susan handelte nach den gleichen Grundsätzen und strebte nach den gleichen Zielen, die auch sie als richtig erkannte, vor deren Durchsetzung jedoch ihr sanfteres, nachgiebigeres Wesen zurückschreckte. Susan bemühte sich, tätig einzugreifen, wo sie, Fanny keinen anderen Ausweg gesehen hätte, als hinzugehen und zu weinen. Und daß Susan wirklich Nützliches leistete, merkte Fanny sehr bald; so schlimm es im Haus aussah, wäre es ohne ihr tapferes Dazwischentreten noch schlimmer zugegangen, und sie hielt sowohl ihre Mutter wie Betsey von den allerärgsten Anstößigkeiten ab.

In jedem Streit mit ihrer Mutter hatte Susan die Vernunft auf ihrer Seite, und es bestand keine Gefahr, daß ihr Urteil durch die Stimme ihres Herzens beeinflußt würde. Die verblendete Mutterliebe, die rings um sie soviel Unheil anrichtete, hatte sie selber nie erfahren. Keinerlei Dankbarkeit für vergangene oder gegenwärtige Liebesbeweise ließ ihr die Fehler der Mutter in einem milderen Licht erscheinen, denn sie hatte keine Ursache zu Dankbarkeit.



All das wurde Fanny allmählich klar und erweckte in ihrer Brust eine Mischung von Mitleid und Hochachtung für ihre jüngere Schwester. Daß sie es auf die falsche Art anfing – manchmal auf sehr falsche Art – daß sie in der Wahl der Mittel und des richtigen Zeitpunkts irrte – daß ihr Benehmen und ihre Ausdrücke oft einfach unentschuldigbar waren – dies alles konnte Fanny sich nicht verhehlen, doch sie begann zu hoffen, daß sich vieles bessern ließe. Sie entdeckte, daß Susan zu ihr aufblickte und von ihr gebilligt zu werden wünschte. Und so ungewohnt es für Fanny war, Autorität auszuüben, so wenig sie sich bisher die Fähigkeit zugetraut hatte, einen anderen Menschen zu leiten oder zu belehren, so beschloß sie jetzt doch, Susan gelegentlich einen Wink zu geben und ihr allmählich richtigere Begriffe von ihren Pflichten sich und anderen gegenüber zu vermitteln, wie sie selbst sie ihrer begünstigteren Erziehung verdankte.

Ihr Einfluß oder zumindest ihr bewußtes Eingreifen begann mit einer Liebestat, die sie Susan erwies und zu der sie sich erst nach Überwindung vieler innerer Hemmungen aufgeschwungen hatte. Es war ihr schon sehr bald in den Sinn gekommen, daß einer der wundesten Punkte, der bittere Kampf um das vielumstrittene silberne Messerchen, vielleicht mit einem kleinen Geldopfer auf ewig aus der Welt geschafft werden könnte, und da ihr Onkel ihr beim Abschied zehn Pfund geschenkt hatte, war sie auch reich genug, ihre großherzige Absicht auszuführen. Nur war sie es so gänzlich ungewohnt, Wohltaten zu erweisen, außer den Allerärmsten, so ungeübt in der Behebung von Übelständen, sie fürchtete so sehr, den Anschein der Überheblichkeit zu erwecken, als suchte sie zu Hause die große Dame zu spielen, daß sie sich erst nach einer Weile zu dem Beschluß durchrang, es sei für sie nicht unziemlich, ein solches Geschenk zu machen. Endlich war es so weit.

Ein Silbermesserchen für Betsey wurde gekauft und mit großer Freude in Empfang genommen. Seine Neuheit sicherte ihm den Vorrang vor jedem anderen. Susan gelangte in den unbestrittenen Besitz ihres Eigentums, nachdem Betsey großmütig erklärt hatte, sie hätte jetzt ein viel schöneres Messer, das alte Ding würde sie nie mehr anschauen, und – was Fanny fast für unmöglich gehalten hatte – die Mutter war gleichfalls hochbefriedigt und schien von keinem Vorwurf getroffen. Die gute Tat machte sich belohnt. Sie beseitigte nicht nur endgültig eine Quelle ständigen Zankes, sie erschloß Fanny auch den Weg zu Susans Herzen und schenkte ihr einen neuen Gegenstand der Liebe und des Interesses. Susan bewies, daß sie Feingefühl besaß; so sehr sie sich freute, nun unbestrittene Herrin über einen Gegenstand zu sein, um den sie seit mindestens zwei Jahren gekämpft hatte, fürchtete sie doch, daß ihre Schwester

ihr Verhalten mißbilligte und daß der Kauf des Messers einen stillen Tadel für sie bedeutete, weil der häusliche Frieden auf keine andere Weise sicherzustellen war.

Susan war offenherzig. Sie bekannte ihre Befürchtungen und machte sich selbst Vorwürfe, allzu hitzig gestritten zu haben. Von dieser Stunde an erkannte Fanny den Wert ihres Charakters und begriff, wieviel Susan an ihrer guten Meinung lag und wie gern sie sich ihrem Urteil unterwarf. Sie empfand das Glück einer neuen Zuneigung, sie durfte hoffen, einem Wesen nützlich zu sein, das so dringend Hilfe brauchte und ihrer so wert war. Fanny begann, Ratschläge zu geben, die zu vernünftig waren, als daß ein verständiges Gemüt ihnen widerstanden hätte, und die so milde und rücksichtsvoll geäußert wurden, daß sie ein noch unausgeglichenes Temperament nicht reizten. Fanny war beglückt, nicht selten die gute Wirkung ihrer Worte beobachten zu dürfen. Mehr erwartete sie nicht, denn so fest sie überzeugt war, daß es notwendig und richtig sei, sich in Duldsamkeit und Fügsamkeit zu üben, sah sie doch mit der ganzen Schärfe eines mitfühlenden Herzens alles, was ein Mädchen von Susans Art stündlich in Harnisch bringen mußte. Bald erstaunte es sie am meisten – nicht daß Susan gegen ihr besseres Wissen zu Respektlosigkeit und Ungeduld provoziert wurde, sondern daß sie sich überhaupt ein so feines Rechtsgefühl und so richtige Anschauungen angeeignet hatte; daß sie, inmitten von Nachlässigkeit und Unschicklichkeit aufgewachsen, ganz von selbst erkannt hatte, was gut und recht war – ohne einen Vetter Edmund zu besitzen, der ihr Denken geleitet und ihr richtige Grundsätze beigebracht hätte.

Die innige Freundschaft, die sich zwischen den Schwestern entspann, brachte beiden Vorteile. Wenn sie oben in ihrem Zimmer beisammensaßen, entgingen sie dem ärgsten Trubel im Hause. Fanny hatte Ruhe, und Susan lernte, daß es kein Unglück war, sich still zu beschäftigen. Ihr Stübchen war ungeheizt, doch das war eine Entbehrung, die sogar Fanny nicht neu war, und sie litt um so weniger darunter, als es sie ans Ostzimmer erinnerte. Es war die einzige Ähnlichkeit. Was Geräumigkeit, Licht, Einrichtung und Aussicht betraf, glichen sich die zwei Räume nicht im geringsten, und Fanny unterdrückte oft einen Seufzer, wenn sie an all ihre Bücher und Kästchen und kleinen Bequemlichkeiten dachte. Allmählich gewöhnten sich die beiden Mädchen daran, den größten Teil des Tages oben zu verbringen. Zuerst arbeiteten und plauderten sie nur, doch nach einigen Tagen wirkte die Erinnerung an die besagten Bücher als so mächtiger Anreiz, daß Fanny es unmöglich fand, sich nicht um Lesestoff zu bemühen. In ihrem Elternhaus war nichts dergleichen aufzutreiben – doch Reichtum macht verschwenderisch und kühn: und ein Teil ihres Vermögens fand den Weg in eine Leihbibliothek. Sie wurde zur Abonnentin – ganz verblüfft, etwas in

propria persona zu sein! Sie kannte sich selbst nicht wieder: Bücher zu mieten, zu wählen! Sie zur Belehrung eines anderen Menschen zu wählen! Doch so war es. Susan hatte überhaupt nichts gelesen, und Fanny lechzte danach, sie an ihren frühesten Freuden teilhaben zu lassen und ihr Verständnis und Begeisterung für die Lebensbeschreibungen und Gedichte einzuflößen, die sie selbst entzückten.

Über solchen Beschäftigungen hoffte sie auch, gewisse Erinnerungen an Mansfield zu verscheuchen, die nur allzu bereit waren, sich ihres Geistes zu bemächtigen, solange bloß ihre Finger beschäftigt waren. Gerade um diese Zeit suchte sie ihre Gedanken davon abzuhalten, Edmund nach London zu folgen, wo er sich laut dem letzten Brief ihrer Tante jetzt aufhielt. Sie hatte keinen Zweifel an dem, was nun folgen würde. Die Nachricht, die er ihr versprochen, schwebte über ihrem Haupt. Bald begann sie, dem täglichen Anklopfen des Briefträgers mit Grauen entgegenzusehen – und wenn das Buch, das sie mit Susan las, sie nur eine halbe Stunde von ihren Gedanken ablenken konnte, war damit etwas gewonnen.

## 41. Kapitel

Eine Woche war vergangen, seit sie Edmund in London vermuten durfte, und Fanny hatte noch nichts von ihm gehört. Aus diesem Stillschweigen ließen sich drei verschiedene Schlüsse ziehen, zwischen denen Fanny ständig schwankte; je nachdem hielt sie bald den einen, bald den anderen für den wahrscheinlichsten. Entweder hatte sich seine Abreise verzögert oder er hatte noch keine Gelegenheit gefunden, allein mit Miss Crawford zu sprechen – oder er war zu glücklich, um Briefe zu schreiben!

Um diese Zeit, da Fanny seit fast vier Wochen von Mansfield fort war – eine Rechnung, die sie keinen Tag aufzustellen versäumte – wurden die beiden Schwestern, als sie eines Morgens gerade ihre übliche Zuflucht im oberen Stock aufsuchen wollten, durch das Klopfen eines Besuchers aufgehalten; ihm zu entgehen, schien unmöglich, da Rebecca es wie immer sehr eilig hatte, die Tür zu öffnen – eine Pflicht, die ihr von allen die interessanteste schien.

Es war die Stimme eines gebildeten Mannes. Es war eine Stimme, bei deren Klang Fanny zu erbleichen begann – und schon betrat Mr. Crawford den Salon.

Gesunde Vernunft, wie sie Fanny zu eigen war, wird, sobald es wirklich darauf ankommt, immer richtig reagieren; und sie merkte, daß sie imstande gewesen war, ihn ihrer Mutter vorzustellen und ihr seinen Namen als den von «Williams Freund» in

Erinnerung zu rufen, obwohl sie sich niemals für fähig gehalten hätte, in einem solchen Moment auch nur eine Silbe herauszubringen. Das Bewußtsein, daß er in Portsmouth nur als Williams Freund bekannt war, gewährte ihr etwas Halt. Doch nachdem sie ihn vorgestellt hatte und sie alle wieder ihre Plätze einnahmen, überwältigte sie die fürchterliche Angst, was alles aus diesem Besuch entstehen könnte, und sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Während sie dagegen ankämpfte, hielt der Besucher, der sie zuerst mit seiner ganzen gewohnten Lebhaftigkeit begrüßt hatte, rücksichtsvoll seinen Blick von ihr abgewendet und ließ ihr Zeit, sich zu fassen, während er sich ausschließlich ihrer Mutter widmete und sie mit der größten Artigkeit und Höflichkeit unterhielt, wobei er gleichzeitig ein Maß an Liebenswürdigkeit – oder zumindest Interesse – an den Tag legte, das seine vollendete Lebensart bezeugte.

Auch Mrs. Price zeigte sich von ihrer besten Seite. Hoherfreut, den vielgerühmten Freund ihres Sohnes kennenzulernen, und beseelt von dem Wunsch, einen guten Eindruck auf ihn zu machen, gab sie ihrer überströmenden Dankbarkeit Ausdruck, der ungekünstelten Dankbarkeit einer Mutter, die nicht anders als sympathisch wirken konnte. Mr. Price war nicht zu Hause, was sie herzlich bedauerte. Fanny hatte sich gerade so weit erholt, um zu denken, daß sie es nicht bedauern konnte. Zu den vielen Ursachen ihres Unbehagens gesellte sich das allerschmerzlichste Gefühl: Scham für das Elternhaus, in dem er sie antraf. Wie sehr sie sich auch dieser Schwachheit wegen schalt, es änderte nichts. Sie schämte sich, und mehr als aller anderen Dinge hätte sie sich ihres Vaters schämen müssen.

Sie sprachen von William, ein Thema, das Mrs. Price niemals satt bekam, und Mr. Crawford spendete ihm so warmes Lob, wie selbst ihr Mutterherz es nicht besser wünschen konnte. Sie meinte, nie im Leben einem lebenswürdigeren Mann begegnet zu sein, und staunte nur, daß ein so vornehmer, großer Herr wie er nach Portsmouth kam, ohne daß er vorhätte, den Kommandierenden Admiral oder den Kommissar zu besuchen, und nicht einmal mit der Absicht, zur Insel überzusetzen oder die Werft zu besichtigen. Nichts von allem, was Mrs. Price als den Beweis und das Vorrecht von Rang oder Reichtum anzusehen gewohnt war, hatte ihn hierher geführt. Er war gestern abend angekommen, gedachte ein oder zwei Tage zu bleiben, hatte in der «Krone» Logis genommen und dort ganz zufällig ein paar Schiffsoffiziere seiner Bekanntschaft getroffen – doch der Zweck seines Kommens blieb dunkel.

Nachdem er alle diese Auskünfte erteilt hatte, schien es nicht unvernünftig anzunehmen, daß es nun wieder möglich wäre, Fanny anzuschauen und mit ihr zu

sprechen; und sie war tatsächlich halbwegs imstande, seinem Blick standzuhalten und sich erzählen zu lassen, daß er am Abend vor seiner Abreise aus London eine halbe Stunde mit seiner Schwester verbracht hatte, daß sie ihre besten Grüße und all ihre Liebe sende, aber keine Zeit zum Schreiben gefunden hätte; daß er selber sich glücklich schätzen müßte, Mary auch nur eine halbe Stunde lang zu sprechen, da er nach seiner Rückkehr aus Norfolk kaum vierundzwanzig Stunden in London geblieben war, bevor er sich wieder auf den Weg machte; wie er gehört habe, sei ihr Cousin Edmund seit ein paar Tagen in London; er habe ihn leider nicht selbst gesehen, doch sei er gesund, habe in Mansfield alle gesund und munter zurückgelassen und sei gestern abend bei den Frasers eingeladen gewesen.

Fanny hörte sich auch diese letzte Mitteilung mit Fassung an. Mehr als das, ihr gequältes Gemüt empfand es sogar als Erleichterung, nun endlich Gewißheit zu haben. Und die Worte: «Dann ist jetzt also alles entschieden», gingen ihr durch den Kopf, ohne daß sich ihre Bewegung durch mehr als ein leises Erröten verriet.

Nachdem er noch ein wenig über Mansfield geplaudert hatte, wofür sie sich augenfällig am meisten interessierte, begann Crawford ganz allgemein auf die Zweckmäßigkeit eines Morgenspaziergangs hinzuweisen. Es wäre ein so schöner Morgen, und da das Wetter um diese Jahreszeit sich häufig im Lauf des Tages zu verschlechtern pflege, sei es für jedermann angezeigt, den täglichen Spaziergang nicht zu lange hinauszuschieben. Da diese Anspielungen nichts fruchteten, ging er bald dazu über, Mrs. Price und ihren Töchtern ausdrücklich zu empfehlen, ohne weiteren Zeitverlust ihren Spaziergang anzutreten. Jetzt kam man zu einer Verständigung. Es stellte sich heraus, daß Mrs. Price sich selten aus ihren vier Wänden wegrührte, außer am Sonntag; sie gestand, daß sie mit ihrer großen Familie kaum jemals Zeit zum Spazierengehen fände. – Aber würde sie nicht wenigstens ihren Töchtern zureden, das schöne Wetter auszunützen, und ihm das große Vergnügen gestatten, die jungen Damen zu begleiten? – Mrs. Price war ihm sehr verbunden und durchaus einverstanden. Ihre Töchter wären ziemlich viel eingesperrt – Portsmouth sei ein so öder Ort – sie gingen nicht oft aus – und wie sie wisse, hätten sie einige Besorgungen in der Stadt, die sie sehr gerne erledigen würden. Und das Ende war, daß Fanny, so sonderbar es ihr auch vorkam – sonderbar, unangenehm und qualvoll – sich zehn Minuten später mit Susan und Mr. Crawford auf dem Weg zur Hauptstraße befand.

Bald häufte sich Peinlichkeit auf Peinlichkeit, Verwirrung auf Verwirrung. Sie hatten kaum die Hauptstraße erreicht, als sie ihrem Vater begegneten, dessen Äußeres durch die Tatsache, daß es Samstag war, nicht eben gewonnen hatte. Er blieb stehen, und so kompromittierend er auch aussah, fühlte Fanny sich doch gezwungen, ihn Mr.

Crawford vorzustellen. Sie konnte keinen Augenblick daran zweifeln, welchen Eindruck er auf Mr. Crawford machte. Er mußte Scham und Widerwillen empfinden. Ja, jetzt würde er sie unverzüglich aufgeben und nicht mehr daran denken, sie zu heiraten ... Und so sehr sie auch gewünscht hatte, ihn von seiner Verliebtheit zu kurieren, schien ihr diese Art Kur fast so schlimm wie die Krankheit selbst. Ich glaube, es gibt in ganz England kaum eine junge Dame, die sich nicht lieber mit dem Unglück abfinden möchte, von einem klugen, liebenswürdigen Mann umworben zu werden, als zu erleben, daß ihn die Gewöhnlichkeit ihrer nächsten Angehörigen verschreckt.

Mr. Crawford kam beim Anblick seines zukünftigen Schwiegervaters wohl schwerlich auf den Gedanken, ihn in puncto Kleidung zum Vorbild zu nehmen, aber ihr Vater war (wie Fanny augenblicklich und mit großer Erleichterung merkte) in seinem Benehmen diesem hochvornehmen fremden Herrn gegenüber ein ganz anderer Mensch, ein vollkommen anderer Mr. Price als zu Hause im Kreise seiner eigenen Familie. Jetzt waren seine Manieren, wenn auch nicht gerade übertrieben fein, doch durchaus annehmbar; sie drückten Dankbarkeit, Lebhaftigkeit und männliche Geradheit aus. Er sprach wie ein liebevoller Vater und ein vernünftiger Mensch. Seine schallende Stimme machte sich im Freien sehr gut, und er ließ sich keinen einzigen Fluch entschlüpfen. Das war die Achtung, die er instinktiv Crawfords guten Manieren zollte, und was auch die Folgen sein mochten – für den Augenblick fühlte Fanny sich grenzenlos erleichtert.

Die Höflichkeiten, die von den beiden Herren ausgetauscht wurden, endeten damit, daß Mr. Price sich erbötig machte, Mr. Crawford die Werft zu zeigen, und obwohl dieser sie ungezählte Male gesehen hatte, wollte er einen Vorschlag nicht zurückweisen, der als Liebenswürdigkeit gemeint war und ihn überdies auf ein längeres Zusammensein mit Fanny hoffen ließ; so erklärte er sich dankbar einverstanden, vorausgesetzt, daß die jungen Damen die Anstrengung nicht fürchteten; und da auf unerfindliche Art ermittelt oder gefolgert oder wenigstens danach gehandelt wurde, daß sie nicht die geringsten Bedenken hätten, stand es fest, daß sie allesamt auf die Werft mußten. Mr. Price hätte sich ohne jede Rücksicht auf die vorgesehenen Besorgungen seiner Töchter unverzüglich dahin aufgemacht, doch Mr. Crawford griff ein und sorgte dafür, daß man zunächst die Geschäfte in der Hauptstraße aufsuchte, die das eigentliche Ziel des Spaziergangs gebildet hatten. Es hielt sie nicht lange auf, denn für Fanny war es ein schreckliches Gefühl, jemanden warten zu lassen oder Ungeduld zu erregen; daher waren die Mädchen schon zum Weitergehen bereit, bevor noch die Herren vor der Tür begonnen hatten, das neueste Flottenreglement durchzuhecheln

oder sich auf die Zahl der Dreidecker zu einigen, die gegenwärtig in Bereitschaft lagen.

Sie schlugen also den Weg zur Werft ein, und wäre es nach Mr. Price gegangen, hätte der Spaziergang in Mr. Crawfords Augen nicht ganz seinen Zweck erfüllt; Mr. Price fand es natürlich, daß er mit Crawford im Eiltempo vorausmarschierte, während die beiden Mädchen hinterdrein laufen und mit ihnen Schritt halten durften, so gut oder so schlecht es eben ging. Es gelang Mr. Crawford, diese Marschordnung stellenweise etwas zu verbessern, wenn auch längst nicht in dem von ihm gewünschten Maß. Doch er weigerte sich standhaft, die Mädchen im Stich zu lassen, und bei jeder Straßenkreuzung oder jedem Gedränge, wenn Mr. Price nur nach hinten rief: «Kommt, Mädels – vorwärts, Fan – vorwärts, Sue – Achtung, aufgepaßt!», nahm er sich ihrer mit besonderer Aufmerksamkeit an.

Als sie dann auf der Werft waren, begannen sich glücklichere Aussichten auf ein Gespräch mit Fanny abzuzeichnen, da sich ihnen alsbald ein Kollege und Bummelbruder von Mr. Price anschloß, der ebenfalls gekommen war, um seinen täglichen Kontrollgang zu machen, und sich als weit würdigerer Gefährte erweisen mußte als Crawford selber. Nach einer Weile schienen es die beiden Offiziere auch ganz zufrieden, miteinander weiterzuschlendern und Fragen von nie versagendem Interesse zu diskutieren, während die jungen Leute sich auf irgendeinem Holzstoß niederließen oder an Bord eines auf Stapel liegenden Schiffs, das sie alle besichtigen mußten, ein Sitzplätzchen fanden. Fanny war glücklicherweise sehr der Ruhe bedürftig. Sie war so müde und so gern bereit, sich hinzusetzen, wie Crawford es nur wünschen konnte – nur wünschte er gleichzeitig ihre Schwester weg. Ein aufgewecktes Mädel in Susans Alter war (ganz im Gegensatz zu Lady Bertram) als Dritte so störend wie nur möglich – nichts als Augen und Ohren; es war ausgeschlossen, das Gespräch in ihrer Gegenwart auf den springenden Punkt zu bringen. Er mußte sich damit begnügen, bloß allgemein liebenswürdig zu sein, und Susan ihren Anteil an der Unterhaltung gönnen, während er sich hin und wieder einen Blick oder eine Anspielung gestattete, die für Fannys besseres Verständnis bestimmt war. Er erzählte hauptsächlich von Norfolk; dort hatte er jetzt einige Zeit verbracht, und im Licht seiner gegenwärtigen Pläne gewann alles dort größere Bedeutung. Ein Mann wie Crawford konnte an keinem Ort, in keiner Gesellschaft weilen, ohne nachher etwas Amüsantes zu berichten; seine Reisen, seine Bekannten lieferten gleichfalls brauchbaren Stoff, und Susan hatte sich noch nie so gut unterhalten. Fanny bekam einiges mehr zu hören als die Schilderung netter Gesellschaften, an denen er nebenbei teilgenommen. Um ihren Beifall zu erlangen, setzte Mr. Crawford ihr den

besonderen Anlaß auseinander, der ihn zu dieser ungewöhnlichen Jahreszeit nach Norfolk geführt hatte. Es handelte sich wirklich um eine ernste Sache, die Erneuerung einer Pacht, von der die Wohlfahrt einer kinderreichen und (wie er glaubte) arbeitsamen Familie abhing. Er hatte seinen Verwalter heimlicher Machenschaften verdächtigt – der Mann hatte anscheinend ihn, Crawford, hinterrücks gegen die braven Leute einnehmen wollen – und so war er rasch entschlossen hingefahren, um sich persönlich mit allen Einzelheiten des Falls vertraut zu machen. Seine Anwesenheit hatte sich noch nutzbringender ausgewirkt, als er selbst erwartet, er hatte mehr Gutes gestiftet, als sein ursprünglicher Plan verhiieß, und nun durfte er sich dazu beglückwünschen und sich sagen, daß die Erfüllung einer Pflicht es ihm ermöglicht hatte, die angenehmsten Erinnerungen mit heimzubringen. Er hatte sich mit einigen Pächtern bekannt gemacht, die er noch nie persönlich gesprochen, er hatte Hütten kennengelernt, von deren Existenz auf seinem eigenen Grund und Boden er bisher nichts gewußt hatte. – Dies alles war auf Fanny gezielt und gut gezielt. Es gefiel ihr ungemein, ihn mit solcher Billigkeit sprechen zu hören. Hier hatte er gehandelt, wie es sich ziemte. Er hatte sich als Freund der Armen und Bedrückten erwiesen! Nichts konnte ihr löblicher erscheinen, und sie war gerade im Begriff, ihm einen beifälligen Blick zu schenken, als er sie durch eine etwas zu deutliche Anspielung wieder verschreckte: er hoffe, fügte er hinzu, sehr bald einen Mitarbeiter, einen Helfer, einen Freund zu haben, der ihm bei all seinen Bestrebungen, in Everingham nützlich und wohlthätig zu wirken, den richtigen Weg weisen würde, einen Menschen, der ihm Everingham und alles, was damit zusammenhing, noch teurer machen könnte, als es ihm schon war.

Sie wandte sich ab und wünschte, er würde nicht so reden. Sie wollte gern zugeben, daß er bessere Eigenschaften besitzen mochte, als sie ihm zugetraut hatte, sie begann es für möglich zu halten, daß er zum Schluß noch den rechten Weg fände – aber trotzdem paßte er nicht zu ihr und würde nie zu ihr passen. Das mußte er sich aus dem Kopf schlagen.

Er merkte, daß er genug von Everingham gesagt hatte und daß es jetzt besser wäre, von etwas anderem zu berichten, und ging zu Mansfield über. Er hätte keine glücklichere Wahl treffen können. Das war ein Thema, das ihr Gesicht aufleuchten ließ und ihm augenblicklich ihre Aufmerksamkeit zurückgewann. Es beglückte sie, von Mansfield zu hören und zu sprechen. Sie war jetzt so lange von jedem Menschen getrennt, der es kannte, daß er ihr wie ein naher Freund erschien, als er davon begann und ihr Gelegenheit gab, in die zärtlichsten Lobpreisungen über die Schönheit und die Erquicklichkeit von Mansfield auszubrechen; und die verständnisvolle Anerkennung,



die er allen seinen Einwohnern zollte, verschaffte ihr die Herzensfreude, begeistert miteinzustimmen und ihren Onkel als die Verkörperung von allem, was klug und gut war, sowie ihre Tante als die liebste, sanfteste aller Frauen zu preisen.

Er hing selber sehr an Mansfield. Das sagte er und betonte, wie sehr er sich darauf freute, einen großen, einen sehr großen Teil seiner Zeit dort zu verbringen – ständig dort oder in der nächsten Nachbarschaft. Vor allem zählte er dieses Jahr auf einen besonders beglückenden Sommer und Herbst in der geliebten Gegend. Er wisse, daß es so kommen werde, er sei dessen ganz sicher. Es würde unvergleichlich schöner sein als letztes Jahr, ebenso anregend, so abwechslungsreich und gesellig – doch unter unbeschreiblich günstigeren Umständen.

«Mansfield, Sotherton, Thornton Lacey!» fuhr er fort. «Welche Gesellschaft wird sich in diesen Häusern zusammenfinden! Und im Herbst wird vielleicht ein viertes hinzukommen, eine bescheidene Jagdhütte in der Nähe all dieser lieben Stätten – denn was meine Teilhaberschaft an Thornton Lacey betrifft, die Edmund Bertram mir einmal so gutherzig angetragen hat, hoffe ich und sehe ich voraus, daß sich diesem Plan zwei Hindernisse entgegenstellen werden, zwei reizende, vortreffliche, unwiderstehliche Hindernisse.»

Fanny war zweifach zum Schweigen gebracht. Nachträglich reute es sie wohl, daß sie sich nicht überwunden, daß sie nicht zugegeben hatte, zumindest die Hälfte seiner Anspielung zu verstehen, um ihn zu veranlassen, einiges mehr über seine Schwester und Edmund zu äußern. Sie mußte endlich lernen, über dieses Thema zu sprechen. Die Schwachheit, die sie davor zurückschrecken ließ, würde bald ganz unverzeihlich sein.

Als Mr. Price und sein Freund alles besichtigt, wozu sie Lust oder Zeit hatten, waren auch die anderen bereit, aufzubrechen.

Auf dem Rückweg gelang es Mr. Crawford in einem unbeobachteten Augenblick, Fanny zu versichern, daß er in Portsmouth nichts anderes zu tun hatte, als sie zu sehen, daß er einzig um ihretwillen auf zwei Tage hergereist war, weil er es nicht länger ertragen konnte, ganz von ihr getrennt zu sein. Das betrübte sie aufrichtig. Und doch – trotz dieser Verstimmung und trotz einigen anderen Dingen, die er lieber nicht hätte sagen sollen, fand sie, er habe sich, seit sie ihn zuletzt gesehen, sehr zum Guten verändert. Er war viel milder und verbindlicher, er nahm mehr Rücksicht auf die Gefühle anderer Menschen als jemals früher in Mansfield. Sie hatte ihn noch nie so liebenswürdig gefunden – so nahe daran, liebenswürdig zu sein. Sein Benehmen gegen ihren Vater war einwandfrei, und es lag etwas besonders Gütiges und Taktvolles in der Art, wie er Susan ernst nahm. Ja, er hatte sich entschieden gebessert. Sie wünschte, der

nächste Tag wäre schon vorbei, sie wünschte, er wäre überhaupt nur für einen Tag gekommen – aber es war nicht so schrecklich schlimm, wie man hätte meinen können. Und es machte ihr solche Freude, von Mansfield zu sprechen!

Bevor er sich verabschiedete, hatte sie noch einen weiteren Anlaß, ihm dankbar zu sein, und keinen unbedeutenden. Ihr Vater lud ihn ein, ihnen die Ehre zu erweisen und eine Hammelkeule mit ihnen zu verzehren, und Fanny fand gerade nur Zeit, vor Entsetzen zu erschauern, als Mr. Crawford auch schon erklärte, er sei leider bereits für den Nachmittag vergeben. Sowohl heute wie morgen wäre er zum Mittagessen verabredet – er habe im Gasthof einen alten Bekannten getroffen, der sich nicht abweisen ließ; er würde sich aber die Ehre geben, ihnen morgen nochmals seine Aufwartung zu machen – und so weiter. Daraufhin trennten sie sich – Fanny im Zustand absoluter Beglückung, einem so gräßlichen Unheil entronnen zu sein. Daß er an ihrem Tisch sitzen und sehen sollte, wie es bei ihnen zugeing – nicht auszudenken! Rebeccas Kocherei und was Rebecca Servieren nannte – und Betsey, die hemmungslos in sich hineinstopfte und in alle Schüsseln griff – Fanny selbst war dagegen noch nicht genügend abgehärtet, um nicht die meisten Mahlzeiten unerträglich zu finden. Dabei war sie nur von Natur aus heikel und empfindlich, doch er war von klein auf in Luxus und feiner Lebensart geschult.

## 42. Kapitel

Gerade als die Familie Price sich am nächsten Morgen zum Kirchgang aufmachte, stellte sich Mr. Crawford wieder ein, aber nicht um sie aufzuhalten, sondern um sich ihnen anzuschließen. Er wurde aufgefordert, sie in die Garnisonskapelle zu begleiten – was genau seinen Absichten entsprach – und sie begaben sich alle zu Fuß hin.

Heute konnte die Familie sich sehen lassen. Die Natur hatte sie nicht stiefmütterlich bedacht, und sonntags trugen sie ihre sauberste Haut und ihren schönsten Staat. Das war ein Trost, den jeder Sonntag Fanny brachte, und heute war sie dafür besonders dankbar. Ihre arme Mutter schien jetzt nicht ganz so unwürdig, Lady Bertrams Schwester zu heißen, wie es sonst nur allzu häufig der Fall war. Es tat Fanny oft bitterlich weh, den Gegensatz zwischen den beiden zu sehen und zu bedenken, daß dort, wo die Natur soviel Ähnlichkeit geschaffen, die Lebensumstände einen so großen Unterschied bewirkt hatten, und daß ihre Mutter, die ebenso hübsch wie Lady Bertram und um einige Jahre jünger war, im Vergleich zu ihr so abgehärmt und verwelkt, so trostlos schlampig und schäbig aussah. Doch der Sonntag verwandelte sie in eine recht

präsentable und leidlich zufrieden dreinblickende Mrs. Price inmitten einer Schar schmucker Kinder, die einen kurzen Urlaub von den Sorgen der Woche genoß und nur in Aufregung geriet, wenn sie sah, daß ihre Jungen sich in Gefahren stürzten oder Rebecca mit einer Blume auf dem Hut vorbeispazierte.

In der Kirche mußten sie sich trennen, doch Mr. Crawford sorgte dafür, daß er in der Nähe der Damen blieb. Auch nach dem Gottesdienst hielt er sich weiter zu ihnen und nahm an dem Familienspaziergang auf den Wällen teil.

Mrs. Price absolvierte das ganze Jahr hindurch an jedem schönen Sonntag ihren wöchentlichen Spaziergang auf den Wällen; sie ging geradewegs vom Morgengottesdienst hin und blieb, bis es Zeit zum Mittagessen war. Das war ihr öffentlicher Empfangssalon. Dort begegnete sie ihren Bekannten, vernahm die letzten Neuigkeiten, unterhielt sich über die Schlechtigkeit der Portsmouther Diensthofen und zog sozusagen das Uhrwerk ihres Gemüts für die nächsten sechs Tage auf.

Dorthin wandten sie sich nun. Mr. Crawford schätzte sich glücklich, die beiden jungen Damen in seine besondere Obhut zu nehmen. Und bevor sie sehr weit gekommen waren – niemand konnte sagen, wie es zuging – Fanny hätte es nicht für möglich gehalten – aber irgendwie fügte es sich, daß er zwischen ihnen ging und jeder einen Arm gereicht hatte, ohne daß sie wußte, wie sie es verhindern oder der Sache ein Ende machen sollte. Zuerst war es ihr sehr unbehaglich – doch der Tag und die prachtvolle Aussicht boten Freuden, denen sie sich nicht zu entziehen vermochte.

Das Wetter war ungewöhnlich schön. In Wirklichkeit schrieb man März, doch die milde Luft, der sanfte, frische Wind und die strahlende Sonne, die hie und da von einer leichten Wolke beschattet wurde, spiegelten einen Apriltag vor. Und alles sah in dieser Beleuchtung so herrlich aus – die einander jagenden Wolkenschatten, die über die Schiffe draußen auf der Reede und die Insel im Hintergrund dahinglitten, die ständig wechselnde Färbung des Meeres, die Wellen, die jetzt auf dem Höhepunkt der Flut so fröhlich über die weite Fläche tanzten und mit prachtvollem Rauschen am Wall zerschellten – all das vereinte sich für Fanny zu einer solchen Zauberwelt, daß sie allmählich kaum mehr auf die äußeren Umstände achtete, unter denen sie den Anblick genoß. Ja, mehr noch – hätte sein Arm sie nicht gestützt, wäre ihr bald bewußt geworden, wie nötig sie ihn brauchte; nach einer Woche, die sie wie gewöhnlich im Zimmer sitzend verbracht hatte, gebrach es ihr an Kraft für dieses zweistündige Herumschlendern. Fanny begann bereits den Mangel an der gewohnten regelmäßigen Bewegung im Freien zu spüren. Sie fühlte sich weniger frisch und kräftig als zur Zeit

ihrer Ankunft, und ohne Mr. Crawfords Arm und das belebende Wetter wäre sie bald völlig erschöpft gewesen.

Die Schönheit des Tages und der Aussicht empfand er ebenso lebhaft wie sie. Oft blieben sie, vom gleichen Gefühl bewegt, gleichzeitig stehen und verweilten ein paar Minuten an die Brüstung gelehnt, um zu schauen und zu bewundern. Und in Anbetracht der Tatsache, daß er nicht Edmund war, konnte Fanny nicht umhin zuzugeben, daß er genügend Sinn für die Schönheit der Natur besaß und sehr wohl imstande war, seiner Bewunderung Ausdruck zu verleihen. Ab und zu verfiel sie in eine sehnsüchtige Träumerei, und manchmal gelang es ihm in einem solchen Moment, unbemerkt in ihren Zügen zu forschen. Das Ergebnis dieser Forschung war, daß ihr Gesicht, so sehr es ihn noch immer bezauberte, nicht so blühend aussah, wie es hätte sein sollen. – Sie behauptete, sie fühle sich sehr wohl, und wollte nichts anderes gelten lassen. Doch alles in allem genommen, war er überzeugt, daß sie hier nicht gut aufgehoben war und daß ihre Gesundheit darunter leiden mußte. Er war voller Ungeduld, sie wieder in Mansfield zu wissen, wo sie sich soviel glücklicher fühlen mußte und er das Glück hätte, sie ständig zu sehen.

«Sie sind jetzt einen Monat hier, glaube ich?» sagte er. «Nein – nicht ganz einen Monat. Morgen werden es vier Wochen, daß ich von Mansfield fort bin.»

«Sie rechnen höchst genau und ehrlich. Ich würde das einen Monat nennen.»

«Ich bin erst an einem Dienstag abend hier angekommen.» «Und der Besuch soll zwei Monate dauern, nicht wahr?» «Ja. – Mein Onkel hat von zwei Monaten gesprochen. Es wird wohl nicht weniger werden.»

«Und wie werden Sie zurückbefördert? Wer kommt Sie abholen?»

«Ich weiß nicht. Meine Tante hat noch nichts davon geschrieben. Vielleicht muß ich auch länger bleiben. Möglicherweise paßt es nicht gerade, mich genau nach zwei Monaten abzuholen.»

Mr. Crawford entgegnete nach kurzem Überlegen: «Ich kenne Mansfield und seine Sitten und Gebräuche und Fehler. Ich sehe die Gefahr, daß man ihrer weit genug vergißt, um Ihr Wohlbefinden der eingebildeten Bequemlichkeit jedes anderen Familienmitglieds hintanzustellen. Es ist sehr gut möglich, daß man Sie hier eine Woche um die andere sitzen läßt, weil Sir Thomas es nicht einrichten kann, Sie abzuholen oder die Zofe Ihrer Tante zu schicken, ohne daß er deswegen etwas an der geheiligten Einteilung ändern müßte, die er vielleicht für das nächste Vierteljahr im voraus festgelegt hat. Nein, das geht nicht. Zwei Monate sind mehr als reichlich, ich

finde, sechs Wochen wären vollauf genug. – Ich denke an die Gesundheit Ihrer Schwester», wandte er sich an Susan, «der das eingeschlossene Leben hier ganz gewiß nicht zuträglich ist. Sie braucht Luft und ständige Bewegung im Freien. Wenn Sie sie so gut kennen wie ich, würden Sie mir sicher rechtgeben, daß sie niemals lange frische Luft und die Freiheit des Landlebens entbehren sollte. – Wenn Sie sich also (wieder zu Fanny gewandt) hier nicht mehr wohlfühlen und sich bezüglich Ihrer Rückkehr nach Mansfield irgendwelche Schwierigkeiten ergeben – auch schon vor Ablauf der zwei Monate, das darf keine Rolle spielen – wenn Sie sich nur im geringsten weniger frisch und munter fühlen als sonst, dann, bitte, lassen Sie es meine Schwester wissen! Auf die leiseste Andeutung hin wird sie mit mir sofort hierherkommen, und wir werden Sie nach Mansfield zurückbringen. Sie wissen, wie leicht und wie gern wir das tun würden. Sie wissen, welche Freude Sie uns damit bereiten.»

Fanny dankte ihm, suchte aber mit einem Lachen darüber hinwegzugehen.

«Ich meine es ganz ernst», entgegnete er, «und Sie wissen das sehr genau. Ich hoffe nur, daß Sie es nicht boshaft verschweigen werden, wenn Sie sich im geringsten unwohl fühlen. – Nein, das werden Sie nicht tun, es wird gar nicht in Ihrer Macht stehen.

Denn nur so lange, als Sie Mary in jedem Brief ausdrücklich schreiben: «Ich fühle mich wohl» – und ich weiß, daß Sie nichts Unwahres sagen oder schreiben können – nur so lange werden Sie als gesund betrachtet werden.»

Fanny dankte nochmals, war aber jetzt so betroffen und bedrückt, daß sie nicht imstande war, viel zu sagen, und gar nicht sicher, was sie ihm eigentlich sagen sollte. Dies spielte sich gegen das Ende des Spaziergangs ab. Er begleitete sie heim und verließ sie erst vor ihrer Haustür, da er wußte, daß sie jetzt essen würden, und daher vorgab, selbst zum Mittagessen erwartet zu werden.

«Ich wollte, Sie wären nicht so müde», sagte er, Fanny einen Augenblick zurückhaltend, als die anderen schon hineingegangen waren. «Ich wünschte, ich ließe Sie bei besserem Wohlbefinden zurück. Kann ich in London nichts für Sie besorgen? Ich habe halb und halb die Absicht, bald wieder nach Norfolk zu fahren. Ich bin nicht ganz beruhigt über Maddison ... Ich bin sicher, daß er mich noch immer zu hintergehen sucht, um seinem Vetter eine bestimmte Mühle zuzuschancen, die ich jemand anderem zugedacht habe. – Ja, ich muß da Klarheit schaffen. Er muß endlich begreifen, daß man mich im Süden von Everingham ebensowenig beschwindeln kann wie im Norden, daß ich auf meinem Besitz Herr und Meister sein will. Das letztmal

habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt. Der Schaden, den so ein Gutsverwalter anrichten kann, nicht nur was die armen Leute, sondern auch was den Ruf seines Herrn betrifft, ist unabsehbar. Ja, ich habe die größte Lust, geradewegs nach Norfolk zurückzukehren und dort alles auf eine solche Grundlage zu stellen, daß hinterher nicht mehr daran zu rütteln ist. Maddison ist ein tüchtiger Kerl. Ich möchte ihn nicht absetzen – vorausgesetzt, daß er nicht versucht, mich abzusetzen – aber es wäre doch dumm von mir, mich von einem Mann an der Nase herumführen zu lassen, dem ich nicht das geringste schuldig bin – und dümmer als dumm, wenn ich mir von ihm einen hartherzigen, raffgierigen Pächter aufschwätzen ließe anstatt des ehrlichen Mannes, dem ich die Mühle schon halb und halb versprochen habe. Wäre das nicht der Gipfel der Dummheit? Soll ich hinfahren? Was raten Sie mir?»

«Ich – Ihnen raten! Sie wissen sehr gut, was richtig ist.» «Ja, wenn Sie es mir sagen, weiß ich es immer. Ihr Urteil ist mein Maßstab für das, was recht ist.»

«O nein! Das dürfen Sie nicht sagen! Wir haben alle eine Stimme in uns – wenn wir nur darauf achten wollen – die uns viel besser berät, als jeder andere Mensch es vermöchte. Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen für morgen eine gute Reise.»

«Kann ich in London nichts für Sie besorgen?» «Nein, danke vielmals.»

«Soll ich niemandem etwas ausrichten?»

«Ja, bitte grüßen Sie Ihre Schwester. Und wenn Sie meinen Cousin sehen – meinen Cousin Edmund – möchten Sie vielleicht so gut sein, ihm zu sagen, daß – daß ich jetzt bald etwas von ihm zu hören erwarte.»

«Mit Vergnügen. Und wenn er faul oder nachlässig ist, werde ich an seiner Stelle schreiben und ihn entschuldigen.»

Nun konnte er nichts mehr sagen, denn Fanny ließ sich nicht länger zurückhalten. Er drückte ihr die Hand, blickte sie noch einmal an und wandte sich zum Gehen. Er ging, um sich die nächsten drei Stunden recht und schlecht mit seinen anderen Bekannten zu vertreiben, bis das beste Essen, das ein vorzügliches Gasthaus zu bieten vermochte, für ihn bereit wäre – und sie setzte sich sogleich zu ihrem einfacheren Mahl.

Ihr Menü unterschied sich beträchtlich von dem seinen, und hätte er geahnt, wieviel sie außer der täglichen Bewegung in ihrem Vaterhaus zu entbehren hatte, wäre er erstaunt gewesen, daß sie nicht noch viel schlechter aussah. Rebeccas Puddings und Rebeccas Haschees samt den halbgewaschenen Tellern und den nicht einmal halbgewaschenen Messern und Gabeln, in deren Begleitung sie aufgetischt wurden,

fühlte Fanny sich so wenig gewachsen, daß sie oft gezwungen war, ihre Hauptmahlzeit zu verschieben, bis sie abends ihre Brüder um Zwieback oder Semmeln schicken konnte. Mansfield hatte sie verwöhnt, und nun war es zu spät, sich in Portsmouth abzuhärten. Und hätte Sir Thomas alles gewußt, hätte er zwar vielleicht gedacht, daß seine Nichte dank körperlicher und seelischer Aushungerung auf dem aussichtsreichsten Wege sei, Mr. Crawford's Gesellschaft und Mr. Crawford's Vermögen richtig schätzen zu lernen, doch wahrscheinlich hätte er aus Angst, die Kur könnte tödlich verlaufen, das Experiment vorzeitig abgebrochen.

Fanny blieb den ganzen Abend lang bedrückt. Obwohl leidlich sicher, daß sie Mr. Crawford nicht mehr sehen würde, konnte sie nicht gegen ihre trübe Stimmung ankämpfen. Wie immer, wenn ihr Vater nicht ausging, verbrachten ein oder zwei seiner Kumpane den langen, langen Abend bei ihnen, und von sechs bis halbzehn wurde ohne Unterbrechung Grog getrunken und gelärmt. Sie war sehr niedergeschlagen. Die wunderbare Veränderung, die sie noch immer in Mr. Crawford zu sehen glaubte, vermochte ihr noch am ehesten etwas wie Trost zu bringen. Ohne in Rechnung zu ziehen, in welcher andersartigen Umgebung sie ihm jetzt wiederbegegnet war und welche Rolle die Kontrastwirkung spielen mochte, war sie ganz überzeugt, daß er in erstaunlichem Maß edler und selbstloser geworden sei. Und wenn er in kleinen Dingen mehr an andere dachte, mußte er es nicht auch in großen tun? So ängstlich besorgt um ihre Gesundheit und ihr Wohl, so voller Gefühl, wie er sich jetzt ausdrückte und tatsächlich zu sein schien – durfte sie da nicht hoffen, er würde nicht länger auf einer Werbung beharren, die ihr soviel Kummer machte?

### 43. Kapitel

Man durfte annehmen, daß Mr. Crawford am nächsten Morgen nach London zurückgekehrt war, denn in Portsmouth wurde er nicht mehr gesehen. Zwei Tage später wurde diese Tatsache durch folgenden Brief seiner Schwester erhärtet, den Fanny – nicht sonnetwegen – mit der ängstlichsten Spannung aufriß und las:

«Ich habe Ihnen mitzuteilen, meine liebste Fanny, daß Henry in Portsmouth war, um Sie zu besuchen, daß er mit Ihnen letzten Samstag einen entzückenden Spaziergang auf die Werft gemacht hat und tags darauf einen noch denkwürdigeren auf die Wälle, allwo die balsamische Luft, die funkelnde See und Ihr eigenes süßes Gesicht und Gespräch sich zu einer bezaubernden Harmonie vereinten und Gefühle erregten, die noch im Rückblick zur Verzückung hinreißen. Dies soll, soviel ich verstehe, den eigentlichen Inhalt meines Briefes bilden. Er veranlaßt mich, Ihnen zu schreiben, aber

ich weiß nicht, was noch zu berichten wäre, außer eben dem besagten Besuch in Portsmouth und den beiden besagten Spaziergängen und seiner Bekanntschaft mit Ihrer Familie, insbesondere mit einer hübschen Schwester, einem schmucken, fünfzehnjährigen Mädchen, das auf den Wällen mit dabei war und, wie ich annehme, seine erste Lektion in der Liebe erhielt. Ich habe nicht Zeit, viel zu schreiben, aber es wäre auch deplaciert, wenn ich es täte, denn dies soll ein reiner Geschäftsbrief sein, mit dem einzigen Zweck, Ihnen obige wichtige Mitteilung zukommen zu lassen, die absolut keinen Aufschub erduldet. – Meine liebe, liebe Fanny, was wollte ich Ihnen alles sagen, wenn ich Sie hier bei mir hätte! Sie müßten mir bis zur Erschöpfung zuhören und mir raten, bis Sie noch erschöpfter wären. Aber da es unmöglich ist, auch nur den hundertsten Teil meines gewaltigen Geistes zu Papier zu bringen, will ich ganz davon absehen und überlasse es Ihnen, zu vermuten, was Sie wollen. Ich habe keine Neuigkeiten für Sie. Die politischen kennen Sie natürlich, und es wäre nicht recht, Sie mit den Namen der Leute und Gesellschaften zu langweilen, die meine Zeit ausfüllen. Ich hätte Ihnen über die erste Gesellschaft Ihrer Cousine ausführlich Bericht erstatten sollen, aber ich war faul, und jetzt liegt es zu lange zurück. Genug also, daß alles genau so war, wie es sich gehörte, von einer Eleganz, die alle ihr Nahestehenden höchlich befriedigen mußte, und daß ihre eigene Toilette und Haltung ihr die größte Ehre machten. Meine Freundin, Mrs. Fraser, ist ganz verrückt nach so einem Haus, und auch ich hätte nichts dagegen einzuwenden. Nach Ostern übersiedle ich zu Lady Stornaway. Sie scheint in der besten Stimmung und sehr glücklich. Ich glaube, Lord S. ist im Kreis seiner eigenen Familie sehr gutmütig und liebenswürdig, und ich finde ihn auch nicht mehr so furchtbar häßlich wie früher, jedenfalls sieht man viel Schlimmeres. Neben Ihrem Cousin Edmund nimmt er sich nicht so gut aus. Was soll ich über den letztgenannten Helden sagen? Wenn ich seinen Namen überhaupt nicht erwähnte, würde das verdächtig erscheinen. Ich will also melden, daß wir ihn zwei oder drei Mal gesehen haben und daß seine distinguierte Erscheinung auf meine Freunde hier sehr großen Eindruck machte. Mrs. Fraser (keine schlechte Kennerin) behauptet, daß sie in ganz London nur drei Männer kennt, die sich an Aussehen, Wuchs und Haltung mit ihm messen können. Und ich muß gestehen, als er vor ein paar Tagen bei uns gespeist hat, ließ sich keiner mit ihm vergleichen, und wir waren eine Gesellschaft von sechzehn Personen! Glücklicherweise gibt es heute keine verräterischen Unterschiede in der Kleidung mehr – aber – aber – aber ...

Herzlichst Ihre ...

Ich hätte fast vergessen (es ist Edmunds Schuld, er geht mir zuviel im Kopf herum), daß ich Ihnen von Henry und mir noch etwas sehr Wichtiges zu sagen habe, nämlich



was Ihre Rückreise nach Northamptonshire betrifft. Mein liebes Kleines, bitte, bitte, bleiben Sie nicht in Portsmouth sitzen, bis Ihr hübsches Aussehen dahin ist. Diese scheußliche Meeresluft ist der Ruin von Schönheit und Gesundheit. Meine arme Tante wurde krank, wenn sie der See nur auf zehn Meilen nahekam, was der Admiral natürlich niemals wahrhaben wollte, aber ich weiß, daß es so war. Ich stehe Ihnen und Henry auf stündlichen Abruf zu Diensten. Ich finde den Plan höchst verlockend. Wir könnten einen kleinen Umweg machen und Ihnen Everingham zeigen, und vielleicht hätten Sie nichts dagegen, über London zu fahren und sich St. George, Hannover Square, von innen anzusehen. Nur halten Sie mir in einem solchen Augenblick Ihren Cousin Edmund vom Leibe, ich möchte nicht in Versuchung geraten. Was für ein langer Brief! Aber noch ein Wort. Ich höre, daß Henry daran denkt, nach Norfolk zurückzufahren, um dort irgend etwas zu erledigen, was Sie gutheißen, doch das kann ihm nicht vor Mitte der nächsten Woche gestattet werden, das heißt, wir können ihn erst nach dem 14. entbehren, weil wir an diesem Abend eine große Gesellschaft geben. Was ein Mann wie Henry bei einem solchen Anlaß wert ist, davon können Sie sich keinen Begriff machen. Sie müssen mir aufs Wort glauben, daß er einfach unschätzbar ist. Da wird er auch die Rushworths sehen, was ich offen gestanden nicht bedauere – ich bin ja doch ein bißchen neugierig – und er, glaube ich, ist es auch, obwohl er es nicht zugeben will.»

Das war ein Brief, den man begierig durchfliegen und dann bedächtig wiederlesen mußte, ein Brief, der Stoff für mancherlei Überlegung bot und schließlich alles ungewisser als je scheinen ließ. Das einzige, was man ihm mit Sicherheit entnehmen konnte, war nur, daß sich noch nichts Entscheidendes ereignet hatte. Edmund hatte noch nicht gesprochen. Was Miss Crawford wirklich dachte – was sie zu tun beabsichtigte oder ohne jede Absicht oder gegen ihre Absicht schließlich tun würde – ob Edmund ihr weniger teuer war als vor ihrer letzten Trennung – ob in diesem Fall ihre Neigung immer mehr schwinden oder aber neu aufflammen würde – das waren Fragen, die Anlaß zu endlosen Mutmaßungen gaben, über die man an diesem Tag und vielen künftigen Tagen grübeln konnte, ohne doch zu einem Schluß zu gelangen. Am häufigsten drängte sich Fanny der Gedanke auf, daß Miss Crawford, nachdem die Rückkehr zu ihren einstigen Londoner Gewohnheiten ihre Liebe scheinbar abgekühlt und ins Wanken gebracht hatte, letzten Endes doch entdecken würde, daß sie Edmund zu sehr liebte, um ihn aufzugeben. Offenbar bemühte sie sich, weltlicher und ehrgeiziger zu sein, als ihr Herz es zuließ. Sie würde zaudern, sie würde ihn auf die Folter spannen und ihm immer neue Bedingungen stellen, sie würde alles mögliche verlangen, aber schließlich würde sie sich ergeben. Das schien Fanny am wahrscheinlichsten, je mehr sie darüber nachdachte. Ein Haus in London! Das war

wohl ganz ausgeschlossen – aber wer konnte sagen, was Miss Crawford nicht noch alles fordern würde! Edmunds Aussichten verfinsterten sich immer mehr. Eine Frau, die imstande war, von ihm zu sprechen und dabei nur seine Erscheinung zu rühmen! Wie unwert sie seiner war! Sie berief sich auf das Lob einer Mrs. Fraser, sie, die ihn seit einem halben Jahr aus nächster Nähe kannte! Fanny schämte sich für sie. Im Vergleich dazu, fühlte sie sich von den Stellen des Briefes, die sich nur auf Mr. Crawford und ihre eigene Person bezogen, kaum berührt. Ob Mr. Crawford vor oder nach dem 14. nach Norfolk reiste, war gewiß nicht ihre Sorge, obwohl sie eigentlich, wenn sie richtig überlegte, wirklich geglaubt hatte, er würde unverzüglich abreisen. Daß Miss Crawford es darauf anlegte, eine Begegnung zwischen ihm und Maria Rushworth herbeizuführen, lag ganz in der Linie ihrer ärgsten Entgleisungen, es war ungut und unklug im höchsten Grad. Fanny hoffte, daß wenigstens er sich nicht von einer so erniedrigenden Neugier antreiben ließ. Er hatte niemals einen solchen Wunsch durchblicken lassen, und seine Schwester hätte ihm edlere Gefühle zutrauen sollen.

Nach diesem Briefe wartete Fanny noch ungeduldiger als zuvor auf eine weitere Nachricht aus London. Ein paar Tage lang war sie durch alles, was geschehen war und noch geschehen konnte, überhaupt so aus dem Gleichgewicht gebracht, daß ihre Lektüre und ihre Gespräche mit Susan darunter litten. Sie konnte sich nicht zu der erforderlichen Aufmerksamkeit zwingen. Falls Mr. Crawford daran gedacht hatte, Edmund ihre Botschaft auszurichten – ja, dann hielt sie es für wahrscheinlich, für äußerst wahrscheinlich, daß er ihr auf jeden Fall schreiben würde. Etwas anderes wäre mit seiner ständigen Güte gegen sie unvereinbar ... Und bis sie von dieser Überzeugung abkam, bis diese Hoffnung im Lauf der nächsten drei, vier Tage, als keinerlei Brief eintraf, allmählich schwand, befand sie sich in der unruhigsten, ängstlichsten Verfassung.

Schließlich gelang es ihr, sich wieder halbwegs zu fassen. Die Ungewißheit mußte eben ertragen werden, sie durfte sich von ihr nicht aufreiben lassen, bis sie zu nichts zu brauchen wäre. Ein wenig trug die Zeit zu ihrer Beruhigung bei, doch weit mehr ihr eigenes ernsthaftes Bemühen. Sie nahm ihre Beschäftigungen mit Susan wieder auf und versuchte, sich von neuem dafür zu interessieren.

Susan hatte ihre Schwester sehr lieb gewonnen, und obwohl sie sich für Bücher nicht so begeistern konnte, wie Fanny es von Kindheit an getan, und ihrer ganzen Natur nach viel weniger zu sitzender Tätigkeit und zum Lernen um des Lernens willen neigte, war doch ihr Wunsch, nicht ungebildet zu erscheinen, so übermächtig, daß er sie im Verein mit einem guten, klaren Verstand zu einer höchst aufmerksamen, dankbaren Schülerin machte. Fanny war ihr Orakel. Fannys Erklärungen und

Kommentare bildeten für sie den wichtigsten Teil jedes Lesestücks und jeder Geschichtslektion. Was Fanny ihr von früheren Zeiten erzählte, prägte sich ihrem Gedächtnis tiefer ein als die geistreichsten Abhandlungen von Goldsmith, und sie machte ihrer Schwester das Kompliment, daß sie ihren Stil dem jedes gedruckten Schriftstellers vorzöge. Es mangelte ihr die frühe Gewöhnung an gute Lektüre.

Doch ihre Unterhaltung drehte sich nicht immer um so erhabene Dinge wie Weltgeschichte oder Moralphilosophie. Auch andere Themen kamen zu ihrem Recht, und keines kehrte so oft wieder und wurde so gründlich abgehandelt wie Mansfield Park mit seinen Einwohnern und Sitten, seinen Zerstreuungen und Gewohnheiten. Susan, der eine besondere Vorliebe für alles Feine und Wohlgeordnete angeboren war, wurde nicht müde, zuzuhören, und Fanny beglückte es, bei dem geliebten Gegenstand zu verweilen. Sie hoffte, daß sie damit keinen Fehler beging, denn mit der Zeit empfand sie Susans Bewunderung für alles, was im Hause ihres Onkels gesagt und getan wurde, und ihre innige Sehnsucht, einmal selbst hinzukommen, beinahe als einen Vorwurf, daß sie unerfüllbare Wünsche erregte.

Die arme Susan paßte nicht viel besser in ihr Elternhaus als ihre ältere Schwester; je klarer Fanny das erkannte, desto öfter dachte sie, wenn endlich der Tag ihrer Befreiung aus Portsmouth käme, würde der Umstand, daß sie Susan dort zurücklassen müsse, ihre Freude empfindlich trüben. Daß ein Mädchen mit so vortrefflichen Anlagen zum Guten in so schlechten Händen bleiben sollte, bedrückte sie mehr und mehr. Wenn sie ein eigenes Heim hätte, in das sie Susan aufnehmen könnte – wie herrlich wäre das! Wäre sie nur imstande gewesen, Mr. Crawfords Liebe zu erwidern, dann hätte der Umstand, daß er sich einem solchen Arrangement höchstwahrscheinlich nicht im geringsten widersetzen würde, ihr eigenes Glück unendlich erhöht. Sie hielt ihn nämlich wirklich für sehr gutherzig und konnte sich vorstellen, daß er auf einen derartigen Plan mit der größten Liebenswürdigkeit eingehen würde.

## 44. Kapitel

Von den zwei Monaten waren beinahe sieben Wochen vergangen, als der Brief, der langerwartete Brief von Edmund, in Fannys Hand gelangte. Als sie ihn öffnete und sah, wie lang er war, machte sie sich auf eine minuziöse Schilderung seines Glücks und überströmende Liebesergüsse und Lobeshymnen auf das beneidenswerte Geschöpf gefaßt, das jetzt die Herrin seines Schicksals war. Der Brief lautete:

Mansfield Park ...

Meine liebe Fanny,

Verzeih, daß ich Dir nicht früher geschrieben habe. Crawford sagte mir, daß Du von mir zu hören wünschtest, aber ich war nicht imstande, von London aus zu schreiben, und habe mir eingeredet, Du würdest mein Stillschweigen verstehen. – Hätte ich Dir ein paar beglückte Zeilen senden können, hätte ich es nicht versäumt, doch das lag nicht in meiner Macht. – Ich bin in einem Zustand größerer Unsicherheit nach Mansfield zurückgekehrt als bei meiner Abreise. Meine Hoffnungen sind viel geringer. – Wahrscheinlich weißt Du das alles schon. So zärtlich, wie Miss Crawford Dich liebt, ist es ganz natürlich, daß sie Dir genug von ihren eigenen Gefühlen berichtet, um Dich die meinen annähernd erraten zu lassen. Das soll mich aber nicht davon abhalten, meine eigene Beichte abzulegen. Ihre und meine vertraulichen Geständnisse brauchen nicht in Widerstreit zu geraten. Ich stelle keine Fragen. Es liegt etwas Tröstliches in dem Gedanken, daß wir beide die selbe Freundin haben und daß wir, bei allen unglückseligen Meinungsverschiedenheiten, die zwischen uns bestehen mögen, in unserer Liebe zu Dir vereint sind. Es wird für mich eine Erleichterung sein, Dir zu berichten, wie die Dinge jetzt liegen und was meine gegenwärtigen Pläne sind, wenn man überhaupt sagen kann, daß ich Pläne habe. – Ich bin seit Samstag wieder hier. In London war ich drei Wochen und habe sie (für Londoner Begriffe) sehr oft gesehen. Die Frasers haben mir soviel Höflichkeit erwiesen, als man vernünftigerweise erwarten konnte. Es war wohl nicht vernünftig von mir, mich der Hoffnung auf einen so vertraulichen Verkehr wie in Mansfield hinzugeben. Es lag jedoch eher an ihrer Art als an der Seltenheit des Zusammenkommens. Wäre sie, wenn ich sie dann wirklich einmal antraf, so wie immer gewesen, würde ich mich nicht beklagen, doch sie erschien von Anfang an ganz verändert. Der erste Empfang, den sie mir bereitete, stand in solchem Gegensatz zu allem, was ich erhofft, daß ich beinahe entschlossen war, augenblicklich wieder aus London abzureisen. – Ich muß nicht auf Einzelheiten eingehen. Du kennst die schwache Seite ihres Charakters und wirst Dir die Gefühle und Äußerungen, die mich marterten, leicht vorstellen. Sie war in der übermütigsten Laune und von Menschen umgeben, die den schlechtesten Einfluß auf ihr allzu lebhaftes Gemüt ausübten. Mrs. Fraser gefällt mir gar nicht. Sie ist eine kalte, eitle Frau, die eine reine Vernunfttheirat eingegangen ist und nun, da ihre Ehe sie offenkundig unglücklich macht, den Grund ihrer Enttäuschung nicht in ihren eigenen Irrtümern und Fehlern oder einem zu großen Altersunterschied sucht, sondern einzig in der Tatsache, daß sie zu guter Letzt weniger in Geld schwimmt als viele ihrer Bekannten, insbesondere ihre Schwester, Lady Stornaway. Sie unterstützt aufs

entschiedenste jede Form von Gewinnsucht und Berechnung, wenn sie nur käuflich und berechnend genug ist. Ich betrachte die enge Freundschaft mit diesen beiden Schwestern als das größte Unglück ihres und meines Lebens. Sie haben sie seit Jahren vom rechten Weg abgebracht. Könnte man sie nur von ihnen losmachen! – und manchmal zweifle ich nicht an dieser Möglichkeit, denn die Zuneigung scheint mit hauptsächlich auf Seite der beiden anderen zu bestehen. Sie hängen sehr an ihr. Sie aber, dessen bin ich sicher, liebt sie nicht so, wie sie Dich liebt. Wahrhaftig, wenn ich an ihre aufrichtige Liebe zu Dir und an ihre verständige, treue Haltung als Schwester denke, erscheint sie mir als ein ganz anderer Mensch, zu allem Edlen fähig, und ich mache mir selbst Vorwürfe, daß ich ihre scherzhafte Art allzu streng auslege. Ich kann sie nicht aufgeben, Fanny. Sie ist die einzige auf der ganzen Welt, die ich mir als meine Frau vorstellen kann. Wenn ich nicht glaubte, daß sie mir doch ein wenig gut ist, würde ich das natürlich nicht sagen, aber ich glaube es wirklich. Ich bin überzeugt, daß sie mich entschieden bevorzugt. Ich bin auf keine bestimmte Person eifersüchtig; es ist ganz allgemein der Einfluß der mondänen Welt, der meine Eifersucht erregt. Was ich fürchte, sind die Allüren der Reichen, die sie sich angewöhnt. Ihre Vorstellungen von ihrem künftigen Leben sind zweifellos den Ansprüchen angemessen, zu denen ihr eigenes Vermögen sie berechtigt, doch sie gehen weit über das hinaus, was unsere gemeinsamen Einkünfte gestatten würden. Doch sogar hierin liegt ein gewisser Trost. Es würde mir weniger wehtun, sie zu verlieren, weil ich nicht reich genug bin, als wegen meines Berufs. Das bewiese nur, daß ihre Liebe einem Opfer, das ich in Wahrheit gar nicht zu fordern berechtigt bin, nicht gewachsen ist, und wenn sie mich abweist, wird das, denke ich, der wahre Grund sein. Ihre Vorurteile sind, das glaube ich zuversichtlich, nicht so stark wie früher. Ich teile Dir meine Gedanken mit, wie sie mir durch den Kopf gehen, meine liebe Fanny. Vielleicht widersprechen sie sich manchmal, doch darum geben sie kein weniger wahrheitsgetreues Bild meines Zustandes. Nachdem ich einmal begonnen habe, ist es mir eine Freude, Dir alles zu sagen, was ich empfinde. Ich kann sie nicht aufgeben. So eng wir alle schon verbunden sind und, wie ich hoffe, sein werden, würde der Verzicht auf Mary Crawford gleichzeitig den Verzicht auf die Gesellschaft jener Menschen bedeuten, die mir besonders teuer sind; ich würde mich just von den Häusern und Freunden scheiden, bei denen ich in jeder anderen Betrübnis Trost suchte. Mary aufgeben, hieße auch Crawford und Fanny aufgeben. Wäre die Sache bereits entschieden, hätte sie mir einen richtigen Korb gegeben, so wüßte ich es, das hoffe ich zumindest, auf die rechte Art zu tragen und würde versuchen, mich der Macht zu entziehen, die sie über mein Herz gewonnen hat – und im Lauf einiger Jahre ... Aber ich beginne, Unsinn zu schreiben. Wenn sie mich abweist, muß ich es ertragen, und solange sie es nicht getan

hat, kann ich niemals aufhören, mich um sie zu bemühen. Das ist die Wahrheit. Die einzige Frage ist wie? Was wäre der beste Weg? Manchmal erwäge ich, nach Ostern wieder nach London zu fahren, und manchmal beschließe ich, nichts zu unternehmen, bis sie wieder nach Mansfield kommt. Schon jetzt spricht sie mit großer Freude von ihrer Rückkehr nach Mansfield im Juni. Aber der Juni ist noch weit. Ich glaube, ich werde ihr schreiben. Ja, ich bin beinahe ganz entschlossen, mich brieflich zu erklären. Vor allem liegt mir daran, bald Gewißheit zu erlangen. Mein jetziger Zustand ist mir unerträglich. Wenn ich alles recht bedenke, ist eine briefliche Erklärung die beste Methode. Ich werde vieles schreiben können, was ich nicht zu sagen wüßte, und sie wird Zeit zum Überlegen haben, bevor sie mir antwortet; das Ergebnis ihres Nachdenkens fürchte ich weniger als einen übereilten Impuls – so glaub' ich wenigstens. Die größte Gefahr für mich wäre, daß sie sich mit Mrs. Fraser berät, und aus der Ferne wäre es mir nicht möglich, meine Sache zu vertreten. Ein Brief setzt sie allen Nachteilen des Ratholens aus – und wo das eigene Herz nicht eindeutig spricht, kann ein schlechter Ratgeber in einem ungünstigen Augenblick es zu einem Entschluß veranlassen, den es nachträglich vielleicht bereut. Ich muß mir die Sache noch etwas überlegen. Dieser lange Brief, der nur von meinen eigenen Sorgen handelt, dürfte ausreichen, um sogar die Freundschaft einer Fanny auf eine harte Probe zu stellen. Crawford habe ich zuletzt bei Mrs. Frasers großer Gesellschaft getroffen. Was ich von ihm sehe und höre, gefällt mir immer besser. Keine Spur von Schwanken. Er weiß genau, was er will, und handelt danach – eine unschätzbare Eigenschaft. Ich konnte nicht ihn und meine älteste Schwester in einem Raum beisammen sehen, ohne an etwas zu denken, was Du mir einmal sagtest, und ich muß bestätigen, daß sie einander nicht als Freunde begegnet sind. Sie zeigte sich ausgesprochen kühl und wechselte kaum ein Wort mit ihm. Ich sah, daß er sich betroffen zurückzog, und ich bedauerte, daß Mrs. Rushworth ihm einen vermeintlichen früheren Affront gegen Miss Bertram nachtragen sollte. Du wirst meine Meinung über Marias Eheglück hören wollen. Ich konnte keine ungünstigen Symptome entdecken, es scheint, daß sie recht gut miteinander auskommen. Ich war zweimal zum Dinner in Wimpole Street und hätte öfter hingehen können, aber Rushworth als Schwager ist kein Vergnügen. Julia scheint sich in London großartig zu amüsieren. Ich habe dort wenig Freude gehabt – aber hier habe ich noch weniger. Wir sind keine sehr angeregte Gesellschaft. Du wirst sehr vermißt. Mir fehlst Du mehr, als ich ausdrücken kann. Meine Mutter sendet Dir ihre liebevollsten Grüße und hofft, bald wieder von Dir zu hören. Sie spricht fast stündlich von Dir, und es tut mir leid, zu hören, wie viele Wochen sie noch ohne Dich auskommen muß. Vater beabsichtigt, Dich selbst abzuholen, aber das wird erst nach Ostern sein, weil er dann in London zu tun hat. Ich hoffe, daß Du Dich in Portsmouth

sehr glücklich fühlst, aber es darf nicht zu einem Jahresbesuch ausarten. Ich brauche Dich hier, um Deinen Rat bezüglich Thornton Lacey einzuholen. Ich habe wenig Lust zu ausführlichen Veränderungen, solange ich nicht weiß, ob es je eine Herrin haben wird. Ich glaube, ich werde doch schreiben. Es ist jetzt beschlossene Tatsache, daß die Grants nach Bath fahren. Montag reisen sie ab. Ich freue mich darüber. In meinem unbehaglichen Zustand eigne ich mich nicht für menschliche Gesellschaft. Doch anscheinend empfindet Deine Tante es als Pech, daß eine so aufregende Mansfielder Neuigkeit in meine Feder gerät statt in die ihre. In alter Freundschaft, meine liebste Fanny,

Dein ...

Niemals, nein ich werde mir bestimmt niemals wieder einen Brief wünschen, dachte Fanny, als sie fertig gelesen hatte. Hat ein Brief je etwas anderes als Kummer und Enttäuschung gebracht? Nach Ostern erst! Wie soll ich das aushalten? Und die arme Tante, die stündlich von mir spricht!

Fanny tat ihr möglichstes, um solchen Gedanken zu wehren, doch um ein Haar hätte sie sich bald wieder auf der Idee ertappt, daß Sir Thomas sich gegen sie und ihre Tante recht rücksichtslos betrug. Was den eigentlichen Inhalt des Briefes betraf, war er keineswegs geeignet, ihren Verdruß zu beschwichtigen, ja er reizte sie beinahe zu Zorn und Ärger über Edmund. Dieses Hinausschieben hat keinen Sinn, sagte sie sich. Warum bringt er die Sache nicht zur Entscheidung? – Ach, er ist verblendet, und nichts wird ihm die Augen öffnen, gar nichts, nachdem er sie so lange vor der Wahrheit verschließt. Er wird sie heiraten und arm und unglücklich sein. Gebe Gott, daß er unter ihrem Einfluß wenigstens nicht aufhört, achtbar zu sein! – Sie las den Brief noch einmal durch. Mich liebt sie so sehr! Welcher Unsinn! Sie liebt niemanden als sich und ihren Bruder. Ihre Freundinnen bringen sie seit Jahren vom rechten Weg ab! Als ob nicht gerade so gut sie die anderen vom rechten Weg abbringen könnte! Ach, sie haben einander wohl nichts vorzuwerfen, der schlechte Einfluß ist gegenseitig. Aber wenn sie soviel inniger an ihr hängen als sie an ihnen, ist es weniger wahrscheinlich, daß sie verdorben wurde, außer durch Schmeichelei. – Und hier: Die einzige auf der Welt, die er sich als seine Frau vorstellen kann! Das glaube ich wirklich. Es ist eine Liebe, die sein ganzes Leben beherrschen wird. Ob sie ihn nimmt oder abweist, im Herzen ist er mit ihr vermählt. – Mary aufgeben, hieße auch Crawford und Fanny aufgeben! Edmund, du kennst mich noch immer nicht. Die Familien werden niemals miteinander verschwägert sein, wenn nicht du dafür sorgst ...

Ach, schreibe, schreib ihr doch! Mach der Sache rasch ein Ende! Genug des Zögerns. Binde dich, unterwirf dich, verdamme dich selber!

Aber solche Empfindungen waren dem Groll zu nahe verwandt, um Fannys Selbstgespräche lange zu beherrschen. Bald wurde sie weicher und trauriger. Edmunds zärtliche Freundschaft, seine Güte, sein Vertrauen rührten sie tief. Ach, er war viel zu gut zu allen Menschen! Kurz gesagt, es war ein Brief, den sie um alles in der Welt nicht hätte bekommen wollen, und es war ein Brief, den sie niemals hoch genug schätzen konnte. Das war das Ende der Geschichte.

Alle, die gern Briefe schreiben und nicht viel zu berichten haben, also ein großer Teil der weiblichen Welt, werden mit Lady Bertram mitfühlen, wie unglücklich es sich für sie traf, daß sie aus einer so kapitalen Neuigkeit wie der Reise der Grants nach Bath keinen Nutzen ziehen konnte; man wird verstehen, wie betrüblich es für sie war, daß die Mitteilung ihrem undankbaren Sohn zufiel, der sie am Ende eines langen Briefes mit schmähhlicher Knappheit behandelte, während sie eine ganze Seite damit hätte füllen können. Lady Bertram war zwar eine Leuchte im Briefschreiben, da sie in den ersten Jahren ihrer Ehe, mangels anderer Beschäftigung und weil Sir Thomas im Parlament war, sich angewöhnt hatte, Korrespondenzen anzuspinnen und aufrechtzuerhalten, und sie hatte sich für ihren eigenen Gebrauch einen sehr respektablen, von Gemeinplätzen strotzenden und weitläufigen Stil zugelegt, so daß sie mit sehr wenig Stoff erstaunlich weit kam – aber ganz ohne allen Stoff ging es auch bei ihr nicht. Über irgend etwas mußte sie schreiben können, auch an ihre Nichte, und da sie jetzt bald um das dankbare Thema von Dr. Grants gichtischen Symptomen und Mrs. Grants Morgenbesuchen gebracht werden sollte, war es wirklich ein schwerer Schlag für sie, daß sie noch dieser beinahe letzten Chance beraubt ward, die Grants brieflich auszuwerten.

Aber sie sollte bald reichlich entschädigt werden. Ihre glückliche Stunde nahte. Ein paar Tage nach Edmunds Brief erhielt Fanny einen von ihrer Tante, der folgendermaßen begann:

«Meine liebe Fanny, ich greife zur Feder, um Dir eine sehr beunruhigende Nachricht mitzuteilen, die zweifellos auch Dir große Sorge bereiten wird.»

Das war unvergleichlich besser, als zur Feder greifen zu müssen, um Fanny von allen Einzelheiten des Grantschen Reiseplans in Kenntnis zu setzen, denn die vorliegende Nachricht war dazu angetan, der Feder noch viele Tage lang Beschäftigung zu versprechen; es handelte sich um nichts Geringeres als die schwere Erkrankung ihres



ältesten Sohnes, von der sie ein paar Stunden vorher durch einen Eilbrief verständigt worden war.

Tom war mit einigen anderen jungen Leuten von London nach Newmarket geritten, wo er nach einem vernachlässigten Sturz vom Pferd und reichlichem Alkoholgenuß in ein hitziges Fieber verfiel. Da er noch nicht reisefähig war, als seine Gesellschaft aufbrach, hatte man ihn im Hause eines der jungen Leute ganz allein den Annehmlichkeiten von Krankheit und Einsamkeit und der Pflege gleichgültiger Dienstboten überlassen. Sein Zustand hatte sich ständig verschlechtert, anstatt sich, wie er gehofft, bald so weit zu bessern, daß er seinen Freunden folgen konnte. Und es dauerte nicht lange, bis er sich so krank fühlte, daß er ebensogern bereit war wie sein Arzt, einen Eilbrief nach Mansfield abgehen zu lassen.

«Diese traurige Nachricht», bemerkte Lady Bertram, nachdem sie das Wesentliche berichtet hatte, «hat uns, wie Du Dir denken kannst, in die größte Aufregung versetzt, und wir können nicht umhin, uns sehr besorgt und beunruhigt über den armen Patienten zu fühlen, dessen Zustand, wie Sir Thomas befürchtet, recht kritisch sein könnte. Edmund hat sich in seiner Güte unverzüglich bereit erklärt, zur Pflege seines Bruders hinzureisen. Ich freue mich, hinzufügen zu können, daß Sir Thomas mich in diesem traurigen Augenblick nicht verlassen wird, da dies mich allzusehr aufregen würde. Wir werden Edmund in unserem kleinen Kreis schmerzlich vermissen, doch ich will zuversichtlich hoffen, daß er den armen Kranken in weniger besorgniserregendem Zustand vorfinden wird, als man fürchten könnte, und daß es ihm möglich sein wird, ihn bald nach Mansfield zu bringen, was Sir Thomas wünscht und in jeder Beziehung für das günstigste hält. Ich schmeichle mir, daß der arme Invalide bald imstande sein wird, die Übersiedlung ohne allzu große Unbequemlichkeit oder schädliche Folgen zu überstehen. Da ich nicht daran zweifle, wie innig Du, meine liebe Fanny, unter diesen traurigen Umständen mit uns fühlst, werde ich Dir sehr bald wieder Nachricht geben.»

Fannys Gefühle waren in der Tat beträchtlich herzlicher und echter als der Briefstil ihrer Tante. Sie litt aufrichtig mit allen Beteiligten. Tom gefährlich krank, Edmund zu seiner Pflege abgereist, der betrüblich kleine Kreis, der in Mansfield zurückblieb – das waren Sorgen, die jede oder beinahe jede andere Sorge verdrängten. Sie brachte gerade nur genug Selbstsucht auf, um sich zu fragen, ob Edmund wohl schon an Miss Crawford geschrieben hatte, bevor er abberufen wurde – aber sie konnte nicht lange bei einer Empfindung verweilen, die nicht reine Zärtlichkeit und selbstlose Besorgnis war. Ihre Tante vernachlässigte sie nicht, sie schrieb wieder und wieder. Sie erhielten häufige Berichte von Edmund, und diese Berichte wurden ebenso regelmäßig an

Fanny weitergegeben, stets im gleichen weitschweifigen Stil und dem gleichen Mischmasch von Zuversicht, Hoffnung und Angst, wie diese Gefühle, eines das andere erzeugend und ablösend, aufs Geratewohl in die Feder flossen. Lady Bertram spielte sozusagen mit der Angst um ihren Sohn. Leiden, die sie nicht sah, hatten wenig Macht über ihre Phantasie; und so schrieb sie sehr behaglich über ihre Aufregung und Angst und den armen Patienten – bis Tom tatsächlich nach Mansfield transportiert wurde und sie die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, mit eigenen Augen wahrnahm. An diesem Tag wurde ein Brief an Fanny, den sie früher begonnen hatte, in einem ganz anderen Stil zu Ende geschrieben, in der Sprache echter Erschütterung und Beunruhigung. Da schrieb sie, wie sie gesprochen hätte: «Er ist soeben angekommen, meine liebe Fanny, und man hat ihn in sein Zimmer hinauf gebracht. Und ich bin bei Seinem Anblick so erschrocken, daß ich gar nicht weiß, was ich tun soll. Sicher ist er schwer krank. Armer Tom, ich bin ganz verzweifelt und habe große Angst um ihn und Sir Thomas auch. Wie froh wäre ich, wenn Du hier wärest, um mich zu trösten! Aber Sir Thomas hofft, daß er morgen besser aussehen wird, er sagt, wir müßten die Anstrengung der Reise in Betracht ziehen.»

Die echte Besorgnis, die jetzt in der Brust der Mutter erwacht war, sollte nicht so bald weichen. Toms übermäßige Ungeduld, nach Mansfield gebracht zu werden und die Bequemlichkeiten des Heims und des Familienlebens zu genießen, an die er in den

Tagen ungetrübter Gesundheit wohl nicht viel gedacht hatte, war mit schuld daran, daß man ihm die Reise zu früh zumutete. Er begann aufs neue zu fiebern, und sein Zustand war eine Woche lang kritischer denn je. Alle waren in der größten Sorge um ihn. Lady Bertram schilderte ihrer Nichte täglich ihre Ängste, und man konnte wohl sagen, daß Fanny jetzt ausschließlich von Briefen lebte; während sie noch unter dem Eindruck des heutigen Briefes litt, fieberte sie schon dem morgigen entgegen. Ohne ihren ältesten Cousin besonders zu lieben, ließ ihr weiches Herz sie doch fühlen, daß sie ihn nicht entbehren mochte; und in ihre Besorgnis mischte sich eine tiefere Trauer, wenn sie in der Unbestechlichkeit ihres Urteils bedachte, wie wenig nützlich, wie wenig selbstlos sein Leben (allem Anschein nach) gewesen war.

Auch jetzt war Susan ihr die einzige teilnehmende Gefährtin und Zuhörer. Niemand sonst in der Familie vermochte sich für etwas so Fernliegendes wie einen hundert Meilen weit entfernten Krankheitsfall zu interessieren – nicht einmal Mrs. Price, die bestenfalls, wenn sie ihre Tochter mit einem Brief in der Hand sah, ein, zwei kurze Fragen stellte oder gelegentlich gleichmütig bemerkte: «Meine arme Schwester Bertram muß in großer Sorge sein.»

Nach so langer Trennung und in so verschiedenen Lebenssphären hatten die Bande des Blutes fast keine Bedeutung mehr. Die schwesterliche Zuneigung, die von jeher so lau gewesen war wie beider Temperament, bestand nur noch dem Namen nach. Mrs. Price tat für Lady Bertram soviel, wie Lady Bertram für Mrs. Price getan hätte. Drei oder vier beliebige Prices hätten dahingerafft werden können – eigentlich alle bis auf Fanny und William – und Lady Bertram hätte sich darüber nicht viel Gedanken gemacht oder vielleicht von Mrs. Norris' Lippen das scheinheilige Gerede aufgeschnappt, daß es doch ein großes Glück und ein wahrer Segen für ihre arme, liebe Schwester Price sei, sie jetzt so gut versorgt zu wissen.

## 45. Kapitel

Etwa eine Woche nach seiner Rückkehr nach Mansfield hatte Tom die unmittelbare Gefahr überwunden, und sein Zustand wurde für soweit zufriedenstellend erklärt, daß seine Mutter vollkommen beruhigt war. Nachdem sie sich an den Anblick seiner Leiden und seiner Schwäche gewöhnt hatte und nur Günstiges über ihn zu hören bekam, war Lady Bertram, die niemals über das, was man ihr sagte, hinausdachte, das geeignetste Objekt der Welt für einen kleinen medizinischen Schwindel. Sie war von Natur aus nicht geneigt, sich Sorgen zu machen, und hatte kein Talent, irgendeine Andeutung aufzufassen und auszulegen. Tom hatte an Fieber gelitten. Das Fieber war jetzt gefallen, und so würde er natürlich bald ganz gesund sein. Etwas anderes vermochte Lady Bertram sich nicht vorzustellen, und Fanny teilte die Sicherheit, in der sich ihre Tante wiegte, bis sie ein paar Zeilen von Edmund erhielt, der ihr eigens schrieb, um ihr ein klareres Bild vom Zustand seines Bruders zu geben und sie in die Befürchtungen einzuweißen, die der Arzt seinem Vater eingeflößt hatte: nach dem Absinken des Fiebers zeigten sich nun einige ausgesprochen hektische Symptome. Sie hielten es für besser, Lady Bertram nicht mit Sorgen zu beunruhigen, die sich hoffentlich als ungerechtfertigt erweisen würden, doch es bestand kein Grund, Fanny die Wahrheit zu verschweigen; man fürchtete für Toms Lungen.

Diese wenigen Zeilen Edmunds zeigten ihr den Patienten und das Krankenzimmer in einem richtigeren und helleren Licht als all die seitenlangen Ergüsse Lady Bertrams. Es gab wohl kaum einen Menschen in Mansfield, der nicht nach seiner persönlichen Beobachtung Toms Zustand hätte besser schildern können als seine Mutter, und keinen, der so wenig für ihn tat wie sie. Sie vermochte nichts für ihn, als still in sein Zimmer zu schlüpfen und ihn anzusehen. Doch sobald er nur fähig war, zu sprechen

und zuzuhören oder sich vorlesen zu lassen, zog er Edmunds Gesellschaft jeder anderen vor. Seine Tante enervierte ihn durch ihr Getue, und Sir Thomas verstand weder seine Gesprächsthemen noch seine Stimme der Reizbarkeit und Schwäche eines Kranken anzupassen. Edmund bedeutete ihm jetzt alles. Fanny wenigstens war davon überzeugt und mußte sich gestehen, daß sie ihn höher denn je schätzte, wenn sie an ihn als Helfer, Krankenwärter und Gesellschafter eines leidenden Bruders dachte. Tom war ja nicht nur durch die eben überstandene Krankheit körperlich geschwächt; es galt auch, wie sie jetzt erfuhr, seine schwer angegriffenen Nerven zu beruhigen, seine tief bedrückte Stimmung zu heben und – wie sie aus eigener Erkenntnis für sich hinzufügte – seinen schwachen Charakter richtig anzuleiten.

Die Familie war nicht schwindsüchtig, und sie hegte für ihren Cousin eher Hoffnung als Angst – außer wenn sie an Miss Crawford dachte; denn Miss Crawford erschien ihr als ein ausgesprochenes Glückskind, und vom Standpunkt ihrer Selbstsucht und Eitelkeit betrachtet, wäre es für sie natürlich das größte Glück, wenn Edmund mit einemmal zum einzigen Sohn avancierte.

Nicht einmal im Krankenzimmer wurde diese glückliche Mary vergessen! Edmunds Brief trug die Nachschrift: «Was den Gegenstand meines letzten Schreibens betrifft – ich hatte tatsächlich schon begonnen, einen Brief zu verfassen, als Toms Erkrankung mich wegrief, aber inzwischen habe ich es mir anders überlegt. Ich fürchte den Einfluß ihrer Freunde. Sobald es Tom besser geht, werde ich hinfahren.»

So standen die Dinge in Mansfield, und bis Ostern gab es keine nennenswerte Veränderung. Ein paar Worte, die Edmund gelegentlich einem Brief seiner Mutter beifügte, genügten, um Fanny ins Bild zu setzen. Toms Zustand besserte sich beängstigend langsam.

Das Osterfest kam – und dieses Jahr fiel es ganz besonders spät, wie Fanny kummervoll festgestellt hatte, als sie zum erstenmal erfuhr, daß keine Aussicht bestand, noch vorher von Portsmouth wegzukommen. Es kam, und sie hatte noch nichts bezüglich ihrer Rückkehr vernommen, ja nicht einmal die Reise nach London wurde erwähnt, die ihrer Rückkehr vorausgehen sollte. Ihre Tante gab oft der Sehnsucht nach ihr Ausdruck, doch von dem Onkel, von dem alles abhing, kam keine Nachricht, keine Botschaft. Er konnte wohl seinen Sohn noch nicht verlassen, doch für sie war diese Verzögerung etwas Schreckliches. Der April ging seinem Ende zu. Bald würden es nicht nur zwei, sondern beinahe drei Monate sein, daß sie in der Ferne weilte, und jeder einzelne Tag erschien ihr als Strafe – sie hoffte nur, die Menschen, die sie so innig liebte, würden niemals erfahren, wie schwer es für sie war. Und noch

immer war es nicht abzusehen, wann man Zeit finden würde, an sie zu denken oder sie abzuholen ...

Ihre Unruhe, ihre sehnstichtige Ungeduld wieder bei ihnen zu sein, waren so groß, daß sie stets an eine bestimmte Zeile aus «Tirocinium» von Cowper denken mußte; ständig lagen ihr die Worte auf der Zunge: «Mit welcher unendlichen Sehnsucht begehrt sie nach Hause zurück!» Sie erschienen ihr als die treffendste Beschreibung des Heimwehs, wie es wohl auch das Herz eines Schuljungen nicht heftiger empfinden konnte.

Als sie nach Portsmouth reisen sollte, hatte sie es gern ihr Zuhause genannt, es hatte ihr Freude gemacht, zu sagen, daß sie «nach Hause» fuhr. Das Wort war ihr lieb und wert gewesen – und war es noch immer, nur bezeichnete es jetzt Mansfield. Hier war sie nicht zu Hause. Portsmouth war Portsmouth, aber zu Hause – das war Mansfield. Diese Rangordnung stand längst fest, wenn sie sich erlaubte, ihren heimlichsten Gedanken zu frönen, und nichts war ihr tröstlicher, als zu entdecken, daß ihre Tante den gleichen Ausdruck gebrauchte. «Ich kann nicht sagen, wie sehr ich es bedaure, daß Du in dieser traurigen Zeit, die für meine Stimmung so bedrückend ist, nicht zu Hause bist.» – «Ich hoffe und wünsche innig, daß Du nie wieder so lange von zu Hause abwesend sein wirst.» – Das waren Sätze, die ihr köstlich klangen, wenn sie sich auch nur heimlich daran erquicken konnte. Ihr Feingefühl bewog sie, ihren Eltern gegenüber diese Vorliebe für das Haus ihres Onkels nicht zu verraten. Sie achtete dann sorgfältig darauf, zu sagen: «Wenn ich nach Northamptonshire zurückfahre ...» oder: «Wenn ich wieder in Mansfield bin ...» Das ging eine lange Weile so. Doch ihre Sehnsucht wurde immer größer, sie ließ sie alle Vorsicht vergessen, und eines Tages ertappte sie sich dabei, daß sie davon sprach, was sie «zu Hause» tun würde ... Sie zürnte sich deswegen, wurde ganz rot und warf ihren Eltern einen angstvollen Blick zu. Sie hätte sich keine Sorge machen müssen. Kein Anzeichen verriet, daß die Eltern sich gekränkt fühlten, ja, daß sie es nur bemerkt hätten. Eifersucht auf Mansfield lag ihnen gänzlich fern, und es stand ihr ebenso frei, sich hinzuwünschen wie hinzufahren.

Es war traurig für Fanny, um alle Freuden des Frühlings zu kommen. Bisher hatte sie nicht gewußt, um welchen Genuß der Aufenthalt in der Stadt sie im März und April bringen würde. Sie hatte nicht gewußt, wie sehr es sie beglückte, dem Knospen und Sprießen der Natur zuzusehen, wie es sie körperlich und seelisch erfrischte, den Fortschritt der Jahreszeit zu beobachten, die all ihrer Launenhaftigkeit zum Trotz nicht anders als lieblich sein kann, und zuzusehen, wie sie ihre Schönheiten entfaltete, angefangen von den ersten schüchternen Blümchen an den geschütztesten Plätzchen im Garten ihrer Tante und dem ersten jungen Laub in den Anlagen ihres Onkels bis zur vollen Pracht seiner Wälder. – Es war nichts Geringes, auf diese Freuden verzichten zu

müssen, und unvergleichlich schlimmer war es, darauf verzichten zu müssen, weil sie von Mauern und Stadtlärm umgeben war; anstelle von Freiheit, Frische, Duft und jungem Grün traten hier enge Gassen, schlechte Luft und übler Geruch. Doch selbst diese Entbehrungen waren nicht so schwer zu ertragen wie der Gedanke, daß sie von ihren liebsten Menschen vermißt wurde, und die Sehnsucht, sich dort nützlich zu machen, wo sie gebraucht wurde!

Ja, «zu Hause» hätte sie sich jedem einzelnen Menschen nützlich machen können! Davon war sie überzeugt. Sie hätte jedem irgendeine geistige oder körperliche Anstrengung abgenommen, und wäre es nur, indem sie ihre Tante Bertram bei guter Stimmung erhielt und sie vor dem Übel der Einsamkeit bewahrte – oder dem noch größeren Übel einer unruhigen, aufdringlich geschäftigen Gesellschafterin, die nur zu gern die Gefahr schwärzer malte, um ihre eigene Wichtigkeit hervorzuheben. Ja, ihre Anwesenheit in Mansfield hätte allen gutgetan. Sie malte sich gern aus, wie sie ihrer Tante vorlesen, wie sie mit ihr plaudern, wie sie versuchen könnte, ihr das Gute des gegenwärtigen Zustandes zu Bewußtsein zu bringen und sie schonend auf künftige Veränderungen vorzubereiten. Und wie viele Treppen hätte sie ihr erspart, wie viele Botschaften für sie besorgt!

Sie wunderte sich, daß Toms Schwestern es unter diesen Umständen über sich brachten, ruhig in London zu bleiben – jetzt, da die Krankheit ihres Bruders sich in mehr oder weniger gefährlicher Form schon wochenlang hinzog. Dabei konnten sie doch nach Mansfield heimkehren, wann sie Lust hatten, für sie bot die Reise keine Schwierigkeiten. Fanny verstand einfach nicht, daß sie beide fernblieben. Selbst wenn Mrs. Rushworth sich einbilden mochte, daß andere Pflichten sie in London zurückhielten, war es doch jedenfalls Julia möglich, jederzeit heimzureisen. Aus einem Brief der Tante ging hervor, daß Julia sich erbötig gemacht hatte, zu kommen, falls man sie brauchte – doch das war alles. Augenscheinlich blieb sie lieber dort, wo sie war.

Fanny begann zu denken, daß der Einfluß Londons sich auf jede achtbare menschliche Bindung schädlich auswirkte. Den Beweis dafür sah sie im Verhalten ihrer Cousinen wie auch Miss Crawfords. Ihre Beziehung zu Edmund war achtbar gewesen, das Achtbarste an ihrem ganzen Charakter, ihre Freundschaft für Fanny zumindest ohne Fehl und Tadel. Was war aus diesen Gefühlen geworden? Fanny hatte nun so lange keinen Brief von ihr bekommen, daß sie allen Grund hatte, nicht viel von der Freundschaft zu halten, von der man so viele Worte gemacht hatte. – Seit Wochen hatte sie von Miss Crawford und ihren anderen Bekannten in London nichts gehört, außer indirekt über Mansfield, und sie glaubte allmählich, sie würde bis zu ihrer

nächsten persönlichen Begegnung niemals erfahren, ob Mr. Crawford wieder nach Norfolk gereist war oder nicht, und würde von seiner Schwester in diesem Frühling überhaupt nichts mehr hören – bis eines Tages der folgende Brief eintraf, der nicht nur ihre alten Gefühle Wiederaufleben ließ, sondern mannigfache neue Empfindungen wachrief.

«Verzeihen Sie mir so rasch wie möglich mein langes Stillschweigen, meine liebste Fanny, und handeln Sie wenigstens, als ob Sie mir bereits verziehen hätten. Das ist meine bescheidene Bitte und Hoffnung, denn Sie sind so gut, daß ich fest darauf zähle, besser behandelt zu werden, als ich verdiene. Ich schreibe Ihnen, um Sie um eine postwendende Antwort zu bitten. Ich möchte hören, wie es in Mansfield Park geht, und Sie können mir zweifellos Auskunft geben. Man müßte ein Unmensch sein, um das Unglück, das über sie hereingebrochen ist, nicht mitzuempfinden – und nach allem, was ich höre, hat der arme Mr. Bertram leider nicht viel Chance, davonzukommen. Ich hatte seine Erkrankung zuerst nicht schwergenommen. Ich hielt ihn immer für einen Menschen, um den man viel Aufhebens macht und der selbst von jedem leichten Unwohlsein viel Aufhebens macht, und mein Bedauern galt hauptsächlich denjenigen, die ihn zu pflegen hatten. Doch jetzt versichert man mir vertraulich, daß es tatsächlich mit ihm abwärtsgeht, daß die Symptome höchst beunruhigend sind und zumindest ein Teil der Familie sich darüber im klaren ist. Falls dies stimmt, müssen Sie zu diesem Teil, dem eingeweihten Teil, gehören, und deshalb bitte ich Sie dringend, mich wissen zu lassen, inwieweit ich richtig unterrichtet bin. Ich muß nicht betonen, wie glücklich ich wäre, zu hören, daß alles ein Irrtum ist, doch das Gerücht ist allgemein verbreitet, ich kann nicht verhehlen, wie ängstlich ich zittere. Daß ein so vortrefflicher junger Mann in der Blüte seiner Jahre dahingemäht werden soll, ist ein höchst melancholischer Gedanke. Für den armen Sir Thomas wird das ein furchtbarer Schlag sein. Ich bin tatsächlich in größter Aufregung. Fanny, Fanny, ich sehe Sie lächeln und ein schlaues Gesicht machen, aber auf Ehre, ich habe nie im Leben einen Arzt bestochen! Der arme, junge Mann! – Wenn er sterben muß, wird es auf der Welt zwei arme junge Männer weniger geben. Ja, mit furchtloser Stirn und kühner Stimme wollte ich dann jedem ins Gesicht sagen, daß Rang und Vermögen keinem Würdigeren zufallen könnten! Was letzte Weihnachten geschehen ist, war eine törichte Übereilung, doch ein Übel von so kurzer Dauer kann weitgehend ausgelöscht werden. Firnis und Vergoldung übertünchen viele Flecken. Er wird nichts als den Titel Esquire hinter seinem Namen verlieren – und wahre Liebe, Fanny, wie die meine, würde sich mit Schlimmerem abfinden. Schreiben Sie mir postwendend. Bedenken Sie meine Besorgnis, und spielen Sie nicht damit. Berichten Sie mir die nackte Wahrheit, wie Sie sie aus der Quelle schöpfen. Und jetzt, Fanny, geben Sie sich nicht erst Mühe,

so zu tun, als schämten Sie sich meiner und auch Ihrer Gefühle. Glauben Sie mir, sie sind nicht nur natürlich, sondern philanthropisch und edel. Ich frage Sie aufs Gewissen, ob ‹Sir Edmund› mit dem Bertramschen Vermögen nicht mehr Gutes stiften würde als jeder andere in Betracht kommende ‹Sir›. Wären die Grants daheim, hätte ich Sie nicht belästigt, doch Sie sind jetzt die einzige, an die ich mich wenden kann, da auch seine Schwestern für mich nicht erreichbar sind. Mrs. R. hat die Ostertage mit den Aylmers in Twickenham verbracht (wie Sie ja sicherlich wissen) und ist noch nicht zurück. Julia ist bei den Verwandten, die in der Nähe von Bedford Square wohnen, aber ich habe den Namen und die Adresse vergessen. Doch selbst wenn ich mich unmittelbar an die eine oder andere wenden könnte, würde ich noch immer Ihnen den Vorzug geben, denn es scheint mir, die beiden haben die ganze Zeit hindurch so wenig Lust gezeigt, auf ihr eigenes Amusement zu verzichten, daß sie wissentlich die Augen vor der Wahrheit verschließen. Ich nehme an, Mrs. R.'s Osterferien werden nicht mehr lange dauern. Zweifellos hat sie diese Tage gründlich genossen. Die Aylmers sind angenehme Menschen, und da ihr Mann nicht mit dabei ist, kann sie nur Vergnügliches erlebt haben. Es gereicht ihr zur Ehre, daß sie ihren Mann in seiner Absicht bestärkt hat, pflichtschuldigst nach Bath zu fahren, um seine Mutter abzuholen; aber wie wird sie mit der Schwiegermama unter einem Dach auskommen? Henry ist nicht bei der Hand, darum kann ich von ihm nichts ausrichten. Meinen Sie nicht auch, daß Edmund ohne diese Krankheit längst schon wieder in London wäre? – Herzlichst Ihre Mary.

Ich hatte gerade begonnen, meinen Brief zusammenzufalten, als Henry daherkam, aber er bringt keine Nachrichten, die mich von seiner Absendung abhalten. Mrs. R. weiß, daß man Auszehrung befürchtet. Er hat sie heute morgen gesehen, sie kehrt heute nach Wimpole Street zurück, die alte Dame ist angekommen. Jetzt beunruhigen Sie sich nicht mit allen möglichen krausen Einbildungen, weil er ein paar Tage in Richmond verbracht hat. Das tut er jedes Frühjahr. Seien Sie versichert, daß er keine liebt als Sie. Auch in diesem Augenblick brennt er darauf, Sie zu sehen, und tut nichts als Pläne ersinnen, wie er das bewerkstelligen und sich das Vergnügen verschaffen könnte, Ihrem Vergnügen zu dienen. Zum Beweis dessen wiederholt er, noch eindringlicher als zuvor, den Vorschlag, den er Ihnen in Portsmouth bezüglich Ihrer Rückreise gemacht hat, und ich schließe mich ihm von ganzem Herzen an. Liebste Fanny, schreiben Sie uns unverzüglich, daß wir kommen sollen. Es wird uns allen guttun. Er und ich können im Pfarrhaus wohnen, das wissen Sie ja, so daß wir unsere Freunde in Mansfield Park nicht belästigen werden. Es wäre wirklich beglückend, sie alle wiederzusehen, und eine kleine Erweiterung ihres Kreises würde ihnen nur Nutzen bringen. Und was Sie selbst betrifft, müssen Sie doch das Gefühl haben, dort so



dringend gebraucht zu werden, daß Sie (gewissenhaft wie Sie sind) es nicht auf Ihr Gewissen nehmen können, fernzubleiben, wenn Sie die Möglichkeit hätten, zurückzukommen. Ich habe weder Zeit noch Geduld, Ihnen nur die Hälfte von allem auszurichten, was Henry Ihnen sagen läßt. Es sei Ihnen genug, daß jedes seiner Worte von seiner unwandelbaren Zuneigung zeugt.»

Fanny war von dem wesentlichen Teil dieses Briefes so abgestoßen und empfand solchen Widerwillen gegen die Idee, die Schreiberin und ihren Cousin Edmund zusammenzubringen, daß sie sich schon dadurch außerstande fühlte, unparteiisch zu beurteilen, ob sie das Anerbieten annehmen dürfe oder nicht. Ihr persönlich erschien es ungemein verlockend. In drei Tagen vielleicht schon in Mansfield zu sein, war die beglückendste Vorstellung – doch es wäre ein schwerer Nachteil, diese Beglückung den Menschen zu verdanken, in deren Empfindungen und Verhalten sie im gegenwärtigen Augenblick soviel Verdammenswertes entdeckte: die Einstellung der Schwester – die Aufführung des Bruders – ihr kaltherziger Ehrgeiz – seine hemmungslose Eitelkeit. Daß er mit Mrs. Rushworth noch immer verkehrte, vielleicht sogar flirtete! Sie war gekränkt und empört. Sie hatte eine bessere Meinung von ihm gehabt. Doch glücklicherweise blieb es ihr nicht überlassen, zwischen einander entgegengesetzten Neigungen und zweifelhaften Rechtsbegriffen abzuwägen und zu entscheiden; sie kam gar nicht in die Lage, zu beschließen, ob sie Edmund und Mary zusammenbringen sollte oder nicht. Sie brauchte bloß den einzig gültigen Maßstab anzuwenden, um zu einem Urteil zu gelangen. Die Ehrfurcht vor ihrem Onkel, die Unmöglichkeit, sich ihm gegenüber eine Freiheit herauszunehmen, machten ihr augenblicklich klar, was sie zu tun hatte. Sie hatte den Vorschlag unbedingt abzulehnen.

Wenn ihr Onkel sie brauchte, würde er sie holen lassen; und sogar ihm von sich aus ihre frühere Rückkehr vorzuschlagen, erschien ihr als eine Anmaßung, die durch nichts zu rechtfertigen wäre. So dankte sie Miss Crawford, lehnte aber ihr Anerbieten ab: Ihr Onkel habe, wie sie höre, die Absicht, sie selbst abzuholen, und da die Krankheit ihres Vetters nun schon einige Wochen dauerte, ohne daß man ihre Anwesenheit für notwendig gehalten hätte, müsse sie annehmen, daß ihre Heimkehr augenblicklich nicht erwünscht sei und daß man sie als Belastung betrachten würde.

Den gegenwärtigen Zustand ihres Cousins schilderte sie, genau ihrer eigenen Auffassung entsprechend, derart, daß sie annahm, dem optimistischen Gemüt Miss Crawfords die Hoffnung auf Erfüllung all ihrer Wünsche zu vermitteln. Offenbar sollte Edmund verziehen werden, daß er Pfarrer war, wenn er nur die Bedingung des Reichtums erfüllte – und das war also die Überwindung des Vorurteils, zu der er sich

so herzlich beglückwünschte! Seine Liebste hatte sich nur so weit überwunden, daß sie Geld für das einzig Wichtige und Ausschlaggebende hielt.

## 46. Kapitel

Fanny bezweifelte nicht, daß ihre Antwort aufrichtige Enttäuschung bereiten würde, und wie sie Miss Crawford kannte, machte sie sich auf weiteres heftiges Drängen gefaßt. Obzwar eine ganze Woche lang kein weiterer Brief kam, war sie noch in diesem Gefühl befangen, als schließlich doch einer eintraf.

Sie merkte sofort, daß er nur wenige Zeilen enthielt und einer hastig hingeworfenen geschäftlichen Mitteilung glich. Sein Inhalt konnte nicht fraglich sein. Zwei Augenblicke genügten, um sie erstens von der Wahrscheinlichkeit zu überzeugen, daß das Blatt nichts anderes bezwecke, als sie vom Eintreffen der Crawfords an diesem selben Tag zu verständigen und sie zweitens in die aufgeregtesten Zweifel zu stürzen, wie sie sich in diesem Fall verhalten sollte. Wenn aber zwei Augenblicke so viele Schwierigkeiten zusammenballen können, genügt oft ein dritter, um sie zu zerstreuen; und bevor sie noch den Brief geöffnet hatte, brachte ihr eine neue Vermutung, nämlich daß Mr. und Miss Crawford die Zustimmung ihres Onkels erbeten und erlangt hätten, wieder Erleichterung. Der Brief lautete aber folgendermaßen:

«Ein höchst skandalöses, böswilliges Gerücht hat mich gerade erreicht, und ich schreibe Ihnen, liebste Fanny, um Sie davor zu warnen, falls es bis zu Ihnen dringen sollte. Glauben Sie kein Wort davon. Seien Sie überzeugt, daß es ein Irrtum ist, der sich in ein oder zwei Tagen aufklären wird – jedenfalls ist Henry unschuldig und denkt an niemanden als an Sie, ungeachtet der étourderie eines flüchtigen Augenblicks. Sprechen Sie keine Silbe darüber – hören Sie nichts, vermuten Sie nichts, flüstern Sie nichts, bis ich Ihnen wieder schreibe. Ich bin sicher, alles wird vertuscht werden, und es wird sich nichts anderes erweisen als Rushworths Narrheit. Sollten sie wirklich fort sein, dann lege ich meine Hand dafür ins Feuer, daß sie nur nach Mansfield Park gefahren sind und daß Julia mit ihnen ist. Aber warum wollten Sie nicht, daß wir Sie abholen kommen? Ich wünsche, Sie mögen es nicht bereuen. Ihre etc.»

Fanny stand entgeistert da. Da kein skandalöses, böswilliges Gerücht ihr zu Ohren gekommen, war es ihr unmöglich, diesen sonderbaren Brief einigermaßen zu verstehen. Sie konnte ihm nur entnehmen, daß er sich auf Wimpole Street und Mr. Crawford bezog, und nur vermuten, daß es sich um irgendeine große Unbesonnenheit

in diesem Kreis handelte, die geeignet war, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken und, nach Miss Crawford's Meinung, ihre, Fannys, Eifersucht zu erregen, falls sie davon hörte. Ihretwegen brauchte Miss Crawford sich nicht zu beunruhigen. Es tat ihr nur leid um die Beteiligten und um Mansfield, falls das Gerücht so weit dringen sollte – was sie aber kaum glaubte. Wenn die Rushworths nach Mansfield gefahren waren, wie aus Miss Crawford's Zeilen hervorzugehen schien, war es unwahrscheinlich, daß irgendeine peinliche Nachricht ihnen vorausgeeilt wäre oder zumindest, daß sie dort irgendwelchen Eindruck machte.

Was Mr. Crawford betraf, hoffte sie nur, diese Geschichte könne ihn Selbsterkenntnis lehren und ihn überzeugen, daß er seiner Natur nach nicht fähig sei, irgendeiner Frau auf Erden treu zu bleiben, so daß er sich schämen würde, auf seiner Werbung zu beharren.

Es war sehr sonderbar! Sie hatte zu glauben begonnen, daß er sie wirklich liebte und daß seine Zuneigung etwas Außergewöhnliches sei – und seine Schwester behauptete noch immer, er liebe keine als sie. Dennoch mußte er ihrer Cousine auffällig den Hof gemacht, er mußte eine schwerwiegende Indiskretion begangen haben, denn eine kleinere Entgleisung hätte die Briefschreiberin, wie Fanny sie kannte, wohl kaum ihrer Beachtung wert gefunden ...

Fanny fühlte sich sehr beunruhigt und mußte es bleiben, bis sie wieder von Miss Crawford hörte. Es war ihr einfach unmöglich, nicht weiter an den Brief zu denken, und sie konnte ihr Herz nicht erleichtern, indem sie mit irgendeinem Menschen darüber sprach. Miss Crawford hätte es nicht nötig gehabt, sie so dringend zur Geheimhaltung zu ermahnen, sie hätte sich darauf verlassen können, daß Fanny selbst wußte, was sie ihrer Cousine an Diskretion schuldig war.

Der nächste Tag brachte keinen weiteren Brief. Fanny war enttäuscht. Sie konnte den ganzen Morgen kaum an etwas anderes denken; doch als ihr Vater nachmittags wie gewöhnlich mit der Zeitung erschien, war sie so weit davon entfernt, irgendeine Aufklärung auf diesem Wege zu erwarten, daß sie gerade in diesem Augenblick nicht mehr an die Geschichte dachte.

Ihr Sinnen ging in eine andere Richtung. Sie versenkte sich in die Erinnerung an ihren ersten Abend in diesem Zimmer, als ihr Vater ebenfalls seine Zeitung las. Jetzt brauchte man keine Kerze mehr. Die Sonne stand gewiß noch anderthalb Stunden am Himmel. Ja, Fanny war jetzt wahrhaftig seit drei Monaten hier, und die Sonne, die ihre kräftigen Strahlen ins Wohnzimmer sandte, heiterte sie nicht auf, sondern machte sie nur noch schwermütiger. Es schien ihr, daß der Sonnenschein in der Stadt etwas ganz

anderes wäre als auf dem Lande. Hier war es nur ein grelles Licht, ein peinigendes, widerlich grelles Licht, das zu nichts anderem diente, als Schmutz und Flecken an den Tag zu bringen, die sonst verborgen blieben. In der Stadt hatte der Sonnenschein nichts Gesundes, nichts Fröhliches. Sie saß in einem Schwall bedrückender Hitze, in einer Wolke tanzender Stäubchen, und der einzige Ausblick, der sich ihren Augen bot, waren die Wände, die deutlich zeigten, wo ihr Vater den Kopf anzulehnen pflegte, die von den Taschenmessern ihrer Brüder zerhackte Tischplatte und das Teebrett darauf, das niemals richtig gereinigt wurde, mit den streifig gewaschenen Tassen und Tellern, der dünnen, bläulichen Milch, in der weiße Flöckchen schwammen, und den Butterbrotten, die mit jedem Augenblick noch schmieriger wurden, als sie schon aus Rebeccas Händen hervorgegangen waren ... Ihr Vater las die Zeitung, ihre Mutter jammerte wie üblich, während man auf den Tee wartete, über den zerrissenen Teppich, den Rebecca doch endlich einmal stopfen sollte – und Fanny wurde erst aus ihren trüben Betrachtungen aufgeschreckt, als ihr Vater, der einen bestimmten Absatz, pfeifend und brummend, mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen hatte, sie plötzlich anrief: «Wie heißen doch gleich deine noblen Cousins in London, Fan?»

Ein Augenblick der Besinnung genügte ihr, um zu sagen: «Rushworth, Papa.»

«Und die Adresse ist Wimpole Street?»

«Ja, Papa.»

«Dann sitzen sie in einem verdammt Schlamassel, mehr kann ich nicht sagen. Da ... (indem er ihr die Zeitung hinhielt). Ich gratuliere dir zu deiner feinen Verwandtschaft. Ich weiß nicht, wie Sir Thomas über solche Dinge denkt; wahrscheinlich ist er ein zu vornehmer Gentleman, um etwas Schlimmes dabei zu finden. Aber Gottverdammich, wenn das meine Tochter wäre, würde ich ihr den Hintern verdreschen, bis mir die Hand lahm wäre. Prügeln sollte man sie alle beide, sie und den Mann, dann käme es nicht erst so weit.»

Fanny las, daß die Zeitung, zu ihrem unsagbaren Bedauern, der Welt einen ehelichen fracas in der Familie von Mr. R. in Wimpole Street zu melden hatte. «Die schöne Mrs. R., deren Name noch nicht lange in Hymens Buch eingetragen ist und die einer der glänzendsten Sterne der vornehmen Welt zu werden versprach, hat das Haus ihres Gatten zusammen mit dem bekannten, faszinierenden Mr. C. verlassen, der ein intimer Freund von Mr. R. ist.» Wohin sich das Paar gewandt hatte, war leider nicht bekannt – nicht einmal der Redaktion der Zeitung.

«Das ist ein Irrtum!» rief Fanny rasch. «Es muß ein Irrtum sein, Papa – es kann nicht wahr sein – es muß sich um jemand anderen handeln!»

Sie rief es aus dem instinktiven Wunsch heraus, die Schande hinauszuzögern, sie sprach mit einer Entschlossenheit, die reiner Verzweiflung entsprang, denn sie sagte etwas, was sie selbst nicht glaubte und nicht glauben konnte. Beim Lesen hatte sie die Überzeugung wie ein Schlag getroffen. Die Wahrheit sprang ihr ins Gesicht – und wie sie es vermocht hatte, überhaupt zu sprechen, ja nur zu atmen, konnte sie nachträglich selbst nicht fassen.

Mr. Price interessierte sich zu wenig für die Geschichte, um viel zu antworten. «Es kann auch alles erlogen sein», gab er zu. «Aber heutzutage gehen so viele feine Damen auf diese Art zum Teufel, daß man für niemand mehr einstehen kann.»

«Ich hoffe, daß es nicht wahr ist», sagte Mrs. Price in klagendem Ton. «Das wäre ja schrecklich. – Wenn ich Rebecca nicht mindestens ein dutzendmal das Loch im Teppich gezeigt habe! Nicht wahr, Betsey? Dabei wäre es in zehn Minuten getan!»

Was in Fannys Gemüt vorging, als sie sich der Tatsache einer so schweren Schuld nicht länger verschließen konnte und langsam zu erfassen begann, was nun alles an Leid und Kummer folgen mußte, ist kaum zu beschreiben. Zuerst war sie wie betäubt, doch mit jedem Augenblick wurde ihr das entsetzliche Unheil klarer. Sie konnte nicht mehr zweifeln. Daß der Zeitungsbericht eine Falschmeldung sei, wagte sie nicht zu hoffen; er stimmte aufs erschreckendste mit Miss Crawfords Brief überein, den sie so oft gelesen, daß sie ihn Wort für Wort auswendig wußte. Die eifrige Verteidigung ihres Bruders, die Hoffnung, es könne vertuscht werden, ihre offenkundige Aufregung, all das deutete auf etwas sehr Schlimmes hin; und wenn es überhaupt eine Frau ihres Standes gab, die auch nur versuchen konnte, eine Sünde dieser Größenordnung zu bagatellisieren und zu beschönigen oder zu wünschen, daß sie ungestraft bliebe, dann konnte Fanny Miss Crawford für diese Frau halten! Nun erkannte Fanny auch ihren eigenen Irrtum. Verschwunden – oder angeblich verschwunden – waren nicht Mr. und Mrs. Rushworth, sondern Mrs. Rushworth und Mr. Crawford!

Es schien Fanny, als hätte sie niemals vorher einen wirklichen Schock erlitten. An Ruhe war nicht zu denken. Der Abend verging, ohne daß ihre Qual einen Augenblick nachließ, die Nacht war vollkommen schlaflos. Sie litt abwechselnd an Übelkeit und Angstschauern, an Anfällen von Fieberhitze und Schüttelfrost. Das Geschehene war so haarsträubend, daß ihre Seele sich in manchen Momenten dagegen als eine Unmöglichkeit empörte und sie einfach meinte, es könne nicht sein. Eine Frau, die erst sechs Monate verheiratet war, ein Mann, der behauptete, einer anderen ergeben, ja

anverlobt zu sein – und diese andere eine nahe Verwandte – die ganze Familie, beide Familien, durch vielfache Bande verknüpft, alle so eng miteinander befreundet! Es war eine so gräßliche Verwirrung von Schuld, eine so krasse Häufung von Untaten, daß die menschliche Natur, sofern sie nicht im Zustand tiefster Barbarei befangen war, ihrer unfähig schien! Und doch bestätigte ihre eigene Vernunft, daß es so war. Crawfords unbeständiges Gemüt, das von seiner Eitelkeit leicht ins Schwanken gebracht wurde, Marias blinde Verliebtheit, das Fehlen sittlicher Grundsätze auf beiden Seiten – das alles ließ das Geschehene als möglich erscheinen, und Miss Crawfords Brief stempelte es zur Tatsache.

Was würden die Folgen sein? Ach, wen würden sie nicht treffen? Sie mußten die Hoffnungen, den Frieden jedes einzelnen auf immer zerstören. Miss Crawford selbst – Edmund ... Doch sich auf dieses Gebiet begeben, war vielleicht gefährlich. Fanny beschränkte sich (oder versuchte es wenigstens) auf das einfache, unbezweifelbare Unglück, das die ganze Familie in Mitleidenschaft ziehen mußte, falls die Schuld wirklich erwiesen war und es zu einer öffentlichen Bloßstellung kam. Wie würden sie alle leiden, die Mutter, der Vater – hier stockte sie. Julia, Tom, Edmund – hier hielt sie noch länger inne. Zwei Menschen würde es am schwersten treffen: Sir Thomas in seiner väterlichen Sorge und seinen hohen Begriffen von Ehre und Anstand, Edmund in seinen aufrechten Grundsätzen, seinem arglosen Gemüt und der Aufrichtigkeit seines starken Gefühls. Sie meinte, daß sie kaum fähig sein würden, angesichts einer solchen Schande Leben und Verstand zu bewahren – und es schien ihr, wenn es nur um die irdische Welt ginge, könnte es für jeden, der mit Maria Rushworth verwandt war, kein größeres Glück geben als augenblickliche Vernichtung.

Nichts geschah am nächsten wie am übernächsten Tag, was ihr Entsetzen gelindert hätte. Die Post kam zweimal, ohne einen öffentlichen oder privaten Widerruf zu bringen. Von Miss Crawford langte kein zweiter Brief ein, der den ersten befriedigend erklärt hätte, und es kam keine Nachricht aus Mansfield, obwohl ein Brief ihrer Tante überfällig war. Das war ein schlimmes Zeichen. Sie vermochte ihr Gemüt mit keiner Spur von Hoffnung zu beschwichtigen und ging so elend, bleich und zitternd umher, daß keine nicht ganz entmenschte Mutter – außer eben Mrs. Price – ihren Zustand hätte übersehen können. Am dritten Tag ertönte schließlich doch das fieberhaft erwartete Klopfen des Postboten, und ein Brief wurde ihr übergeben. Er trug den Londoner Poststempel und kam von Edmund.

«Liebe Fanny, Du kennst unsere gegenwärtige Verzweiflung. Möge Gott Dir Deinen Anteil daran tragen helfen. Wir sind seit zwei Tagen hier, doch es ist nichts zu machen. Ihre Spur ist nicht aufzufinden. Von dem letzten Vorfall hast Du vielleicht noch nichts

gehört – Julia ist durchgegangen. Sie ist mit Yates nach Schottland geflohen. Ein paar Stunden bevor wir nach London kamen, sind sie abgereist. Zu jeder anderen Zeit wäre das ein furchtbarer Schlag gewesen. Jetzt scheint es nichtig, trotzdem ist es eine schwere zusätzliche Belastung. Vater ist nicht zusammengebrochen, mehr durfte man nicht hoffen. Er ist noch imstande, zu denken und zu handeln, und ich schreibe Dir auf seinen Wunsch, um Dich zur Heimreise aufzufordern. Es liegt ihm um Mutters willen sehr daran, Dich in Mansfield zu wissen. Ich werde einen Tag, nachdem dieser Brief in Deine Hand gelangt, frühmorgens in Portsmouth sein und hoffe, Dich reisefertig zu finden. Vater wünscht, daß du Susan einlädst, für einige Monate mitzukommen. Richte es ein, wie Du willst, sag ihr, was Du für richtig hältst. Ich bin sicher, daß Du einen solchen Beweis seiner Güte in diesem Augenblick zu würdigen weißt. Laß seiner freundlichen Absicht Gerechtigkeit widerfahren, wie verworren ich sie auch ausdrücken mag. Du kannst Dir meinen Zustand einigermaßen vorstellen. Es ist noch kein Ende des Unheils abzusehen, das uns getroffen hat. Ich komme zeitig in der Früh mit der Postkutsche an. Dein etc.»

Niemals hatte Fanny dringender eine Herzstärkung gebraucht, niemals hatte ihr etwas solchen Trost gebracht wie dieser Brief. Morgen schon! Morgen würde sie Portsmouth verlassen! Sie war, wie sie zu ihrem Schrecken merkte, in der größten Gefahr, sich überglücklich zu fühlen, während so viele andere litten. Ihr brachte das Unglück dieses Glück! Sie fürchtete nur, daß sie jemals dagegen abstumpfen könnte. So bald heimkehren zu dürfen, so liebevoll heimgeholt zu werden, zum Trost heimgeholt zu werden und Susan mitnehmen zu dürfen – das war eine solche Fülle des Glücks, daß ihr Herz vor Freude entbrannte und jedes Leid fern schien. Sie fühlte sich kaum imstande, gebührend am Kummer derjenigen teilzunehmen, an deren Kummer sie doch vor allem dachte. Im Vergleich dazu konnte Julias Entführung sie nur wenig berühren. Sie war darüber verblüfft und empört – aber es beschäftigte sie nicht, sie konnte nicht dabei verweilen. Sie mußte sich geradezu zwingen, daran zu denken und sich einzuprägen, daß es eine schreckliche, schmerzliche Sache war, sonst entfiel es ihr wieder mitten in den aufregenden, dringenden, freudigen Sorgen, die ihre rasche Abreise mit sich brachte. Nichts hilft so gut gegen Kummer wie Tätigkeit, energische, unaufschiebbare Tätigkeit. Selbst eine melancholische Beschäftigung vermag die Melancholie zu bannen – und sie war hoffnungsvoll beschäftigt. Sie hatte so viel zu tun, daß nicht einmal die furchtbare Geschichte von Maria (die jetzt bis ins letzte bestätigt war) sie so aufrührte wie bisher. Sie hatte keine Zeit, sich der Verzweiflung hinzugeben. In vierundzwanzig Stunden hoffte sie, von hier fort zu sein. Sie mußte mit ihren Eltern sprechen, Susan vorbereiten, alles fertigmachen. Eine Arbeit löste die andere ab, der Tag war kaum lang genug. Auch die Freude, die sie bereiten durfte und

die kaum durch die traurigen Mitteilungen getrübt wurde, die ihr vorangingen – die freudige Einwilligung ihrer Eltern, daß Susan sie begleiten dürfe – die allgemeine Befriedigung, mit der die Abreise beider Schwestern offenkundig betrachtet wurde – und vor allem das Entzücken von Susan selbst – all das trug dazu bei, ihr Glück zu erhöhen.

Das Unglück der Bertrams erregte in der Familie kein großes Mitgefühl. Mrs. Price bedauerte ein paar Minuten lang ihre arme Schwester – aber es beschäftigte sie viel mehr, wie man Susans Kleider einpacken sollte, wo doch Rebecca alle Schachteln wegzunehmen und zu verderben pflegte. Was Susan selbst anbelangte, so war ihr unerwartet der größte Herzenswunsch in Erfüllung gegangen, und zudem kannte sie sowohl die Sünder wie die Betroffenen persönlich gar nicht; wenn sie sich zurückhalten konnte, vom ersten bis zum letzten Augenblick laut zu jubeln, war dies das Äußerste, was man von der Seelengröße einer Vierzehnjährigen erwarten durfte.

Da nichts der Entscheidung von Mrs. Price oder den guten Diensten Rebeccas überlassen blieb, wurde alles der Reihe nach ordentlich und vernünftig erledigt, und abends waren die beiden Mädchen reisefertig. Doch es erwies sich als unmöglich, den Vorteil des Ausschlafens vor der langen Reise richtig auszunützen. Wie es nicht anders sein konnte, geisterte der Vetter, der sich auf dem Wege zu ihnen befand, durch ihre aufgeregten Gemüter und erfüllte das eine mit eitel Glück, das andere mit mannigfacher, unbeschreiblicher Beunruhigung.

Um acht Uhr morgens betrat Edmund das Haus. Die Mädchen hörten ihn oben in ihrem Zimmer, und Fanny ging hinunter. Der Gedanke, daß sie ihn im nächsten Augenblick sehen würde, und das Bewußtsein, wie tief er leiden mußte, erweckte alle ihre früheren Gefühle. So nahe war er ihr – und in solcher Verzweiflung! Sie vermochte sich kaum aufrecht zu halten, als sie das Wohnzimmer betrat. Er war allein und kam ihr rasch entgegen. Dann fühlte sie sich an seine Brust gepreßt und vernahm kaum hörbar die Worte: «Meine Fanny – meine einzige Schwester – mein einziger Trost jetzt ...» Sie vermochte nichts zu sagen, und auch er war ein paar Minuten lang nicht imstande, weiterzusprechen.

Er wandte sich ab, um seine Fassung wiederzugewinnen, und als er wieder redete, bebte seine Stimme zwar noch, aber seine Haltung zeugte von dem Bestreben, sich zu beherrschen, und dem Entschluß, jede weitere Anspielung zu vermeiden. «Hast du schon gefrühstückt? – Wann könnt ihr bereit sein? – Kommt Susan mit?» lauteten die ersten raschen Fragen. Sein einziges Ziel war, so bald wie möglich wegzukommen. Wenn er an Mansfield dachte, war die Zeit kostbar, und sein eigener Gemütszustand



ließ ihn nur in ständiger Bewegung einige Erleichterung finden. Es wurde abgemacht, daß der bestellte Wagen in einer halben Stunde vorfahren sollte. Fanny verbürgte sich, daß sie bis dahin gefrühstückt haben und bereit sein würden. Er hatte schon gegessen und lehnte es ab, ihre Mahlzeit zu teilen. Inzwischen wollte er einen Spaziergang über die Wälle machen und gleichzeitig mit dem Wagen wieder erscheinen. Dann war er gegangen, froh, selbst von Fanny loszukommen.

Er sah elend aus und litt offensichtlich unter der heftigsten Gemütsbewegung, die er entschlossen zu unterdrücken suchte. Fanny wußte, daß es nicht anders sein konnte, doch es war schrecklich für sie.

Der Wagen kam. Edmund betrat im gleichen Augenblick wieder das Haus, gerade nur um ein paar Minuten mit der Familie zu verbringen und mitanzusehen – hätte er nur überhaupt etwas wahrgenommen – wie gleichgültig man sich von den Töchtern trennte; er kam just zur rechten Zeit, um sie daran zu hindern, sich zum Frühstück zu setzen, das dank einer geradezu unerhörten Betriebsamkeit tatsächlich fix und fertig auf dem Tisch stand, als der Wagen gerade wieder abfuhr. Fannys letzte Mahlzeit in ihrem Elternhaus trug das gleiche Gepräge wie die erste. Sie wurde ebenso gastlich entlassen, wie man sie empfangen hatte.

Daß ihr Herz vor Freude und Dankbarkeit schwoll, als sie den Schlagbaum von Portsmouth passierten, und daß Susans Gesicht ihr strahlendstes Lächeln trug, kann man sich vorstellen. Doch da sie vorne saß und von ihrem Kapotthut beschirmt wurde, blieb ihr Lächeln unbemerkt.

Die Reise mußte wohl schweigend verlaufen. Edmunds tiefe Seufzer drangen oft an Fannys Ohr. Wäre er mit ihr allein gewesen, hätte er ihr wohl, all seinen Vorsätzen zum Trotz, bald sein Herz ausgeschüttet. Doch Susans Anwesenheit bewirkte, daß er sich ganz in sich zurückzog, und seine schwachen Versuche, von gleichgültigen Dingen zu plaudern, wurden immer bald wieder aufgegeben.

Fanny beobachtete ihn mit unermüdlicher Besorgnis, und wenn sie hin und wieder seinen Blick auffing, wurde sie mit einem liebevollen Lächeln belohnt, das sie tröstete. Doch der erste Reisetag verging, ohne daß sie von ihm ein Wort über die Dinge vernahm, die so schwer auf seiner Seele lasteten. Der nächste Morgen brachte ein wenig mehr. Gerade bevor sie von Oxford aufbrachen, während Susan am Fenster des Gasthofs Posten bezogen hatte und eifrig der Abfahrt einer großen Familie zusah, standen die beiden anderen vor dem Kamin. Jetzt erst fiel Edmund Fannys schlechtes Aussehen auf, und da er in Unkenntnis der täglichen Mißlichkeiten in ihrem Elternhaus einen unverhältnismäßig großen Teil der Veränderung, ja eigentlich alles

auf die letzten Ereignisse zurückführte, ergriff er ihre Hand und sagte leise, aber mit tiefem Gefühl: «Kein Wunder – auch du mußt es empfinden – auch du mußt leiden. Wie ein Mann, der dich einmal geliebt hat, dir untreu werden konnte! Aber deine – deine Zuneigung war neu im Vergleich zu ... Fanny, denk an mich!»

Die erste Etappe ihrer Reise füllte einen langen Tag und brachte sie, fast völlig erschöpft, bis nach Oxford, doch der zweite Reisetag ging viel früher zu Ende. Lange vor der üblichen Essensstunde waren sie in der Umgebung von Mansfield, und als sie sich dem geliebten Ort näherten, sank beiden Schwestern der Mut. Fanny graute es vor dem Wiedersehen mit ihren Tanten und Tom unter so demütigenden Umständen, und Susan sah mit nicht geringer Angst dem Augenblick entgegen, da ihre besten Manieren und ihre erst kürzlich erworbenen Kenntnisse der hier üblichen feinen Lebensart sich praktisch bewähren sollten. Visionen von gutem und schlechtem Benehmen, von vulgären Gewohnheiten und neuen Feinheiten jagten einander, und sie meditierte angestrengt über den Gebrauch von silbernen Gabeln, Servietten und Fingerschalen. Fanny hatte den ganzen Weg lang mit wachem Auge die Veränderungen der Landschaft seit Februar beobachtet, doch als sie in den Park einfuhren, steigerten sich ihr Wahrnehmungsvermögen und ihre Beglückung aufs höchste. Es war drei Monate, drei volle Monate her, daß sie ihn verlassen hatte, und aus dem Winter war Sommer geworden. Ihr Blick fiel überall auf Wiesen und Pflanzungen, die im frischesten Grün prangten, und die Bäume waren, wenn auch noch nicht vollbelaubt, in der entzückenden Phase, da man sie täglich schöner werden sieht und, so lieblich sie jetzt schon dem Auge erscheinen, der Phantasie noch viel mehr zu erhoffen bleibt. Doch sie mußte ihre Freude allein auskosten. Edmund vermochte sie nicht zu teilen. Sie sah ihn an, doch er lehnte, tiefer denn je in düsteres Sinnen versunken, in seinem Sitz und hielt die Augen geschlossen, als könne er den heiteren Anblick nicht ertragen und müßte die lieblichen Bilder der Heimat ausschließen.

Das machte auch sie wieder traurig, und das Bewußtsein, wieviel Leid es barg, verlieh selbst dem Haus, wie modern und luftig und malerisch es sich jetzt auch dem Blick darbot, ein trauriges Aussehen.

Von einer der Leidtragenden dort drinnen wurden sie mit solcher Ungeduld erwartet, wie diese selbst es nie erlebt hatte. Fanny war kaum an den feierlich dreinblickenden Bedienten vorbei, als Lady Bertram in Person aus dem Salon trat, um sie zu begrüßen, und diesmal kam sie nicht mit trägen Schritten. Sie fiel Fanny um den Hals und rief aus: «Liebste Fanny! Jetzt werde ich es wieder gut haben!»

## 47. Kapitel

Ja, sie waren eine traurige Gesellschaft, und jeder von den dreien glaubte sich am schmerzlichsten betroffen. In Wirklichkeit war Mrs. Norris, die am meisten an Maria hing, die Hauptleidtragende. Maria war von jeher ihr besonderer Liebling, sie hatte sie allen anderen vorgezogen, und es war ihr Stolz gewesen, daß sie ganz allein ihre Heirat zustande gebracht hatte. Daß es nun so endete, war ein Schlag, den sie kaum zu überwinden vermochte.

Jetzt schien Mrs. Norris ein ganz anderer Mensch: stumm, wie betäubt, gleichgültig gegen alles, was um sie vorging. Der Vorzug, daß man ihre Schwester und ihren Neffen sowie das ganze Haus ihrer Leitung überlassen hatte, war an sie verschwendet; sie war nicht fähig gewesen, zu raten oder zu befehlen, ja nicht einmal sich selber einzubilden, daß sie sich nützlich machte. Der erste wirkliche Schicksalsschlag hatte sie ihrer ganzen Tatkraft beraubt, und weder Lady Bertram noch Tom hatte an ihr den geringsten Halt oder Trost gefunden. Sie hatte nicht einmal versucht, ihnen beizustehen. Das war jedoch gegenseitig. Jeder von ihnen hatte sich gleichermaßen hilflos, verloren und verlassen gefühlt. Die Ankunft der anderen bestätigte jetzt nur, daß Mrs. Norris am schlimmsten daran war. Ihre Leidensgefährten fühlten sich erleichtert, doch ihr war nicht zu helfen. Edmund wurde von seinem Bruder fast ebenso beglückt begrüßt wie Fanny von ihrer Tante, während Mrs. Norris sich überhaupt nicht freute. Der Anblick Fannys, die sie in ihrer zornigen Verblendung als den bösen Dämon der Tragödie ansah, erboste sie nur noch mehr. Wenn Fanny Mr. Crawford genommen hätte, wäre das alles nicht geschehen!

Auch Susan war ihr ein Dorn im Auge. Mrs. Norris war zwar nicht in der Stimmung, anders als durch ein paar feindselige Blicke von ihr Kenntnis zu nehmen, doch sie betrachtete sie als Spionin, als Eindringling, als bedürftige Verwandte – kurz als alles, was ihr verhaßt war. Von ihrer anderen Tante wurde Susan mit stiller Freundlichkeit empfangen. Lady Bertram vermochte ihr nicht viel Zeit oder Worte zu widmen, doch Fannys Schwester hatte in ihren Augen ein selbstverständliches Anrecht auf Mansfield, und sie war durchaus bereit, sie in ihre Arme und ihr Herz zu schließen. Susan war damit mehr als zufrieden, denn sie wußte ja schon, daß von Tante Norris nichts als üble Laune zu erwarten war. Übrigens war sie so selig, so gestärkt durch das beglückendste aller Gefühle, die Gewißheit, einem unglücklichen Zustand entronnen zu sein, daß noch weit mehr Gleichgültigkeit von seiten der anderen ihr nichts hätte anhaben können.

Vorerst blieb sie viel sich selbst überlassen, um auf eigene Faust das Haus und die nähere Umgebung zu erforschen, und verbrachte damit sehr vergnügt ihre Tage, während die beiden, die sich ihrer unter anderen Umständen angenommen hätten, sich ganz der Aufgabe widmeten, den Menschen Trost zu spenden, deren einzige Tröster sie waren. Edmund versuchte, über der Sorge um das Wohlbefinden seines Bruders seine eigenen schmerzlichen Gefühle zu vergessen, und Fanny widmete sich ganz ihrer Tante Bertram, indem sie all ihre früheren Pflichten mit vermehrtem Eifer wieder aufnahm; es schien ihr, sie könne einem Menschen, der sie offensichtlich so notwendig brauchte, gar nicht genug zuliebe tun.

Es war Lady Bertrams einziger Trost, mit Fanny über die furchtbare Geschichte zu sprechen und immer wieder die gleichen Bemerkungen und Klagen zu äußern. Ihr geduldig zuzuhören, ihr Mitgefühl und Sympathie zu bezeugen – das war alles, was man für sie tun konnte. Sie anderweitig zu trösten, war unmöglich, für einen solchen Fall gab es keinen Trost. Lady Bertrams Gedanken gingen nicht sehr tief, doch unter Sir Thomas' Leitung hatte sie gelernt, in allen wesentlichen Fragen richtig zu denken. Sie erkannte die ganze Ungeheuerlichkeit des Geschehenen und versuchte weder selbst, die Schuld und die Schmach zu bagatellisieren, noch Fanny zu solchen Ansichten zu verleiten.

Ihre Gemütsbewegungen waren nicht heftig, ihr Geist nicht beharrlich. Nach einer Weile fand Fanny es nicht unmöglich, ihre Gedanken auf andere Dinge zu lenken und ihr wieder etwas Interesse an ihren gewöhnlichen Beschäftigungen einzuflößen. Doch wenn Lady Bertram an das Vorgefallene dachte, konnte sie es stets nur in dem gleichen Licht betrachten: sie hatte eine Tochter verloren, und die Schande war niemals wieder auszulöschen.

Fanny erfuhr von ihr alle Einzelheiten, die bis jetzt an den Tag gekommen waren. Lady Bertram war keine sehr systematische Berichterstatteerin, doch mit Hilfe einiger Briefe an und von Sir Thomas und auf Grund dessen, was Fanny selbst schon wußte oder sich vernünftigerweise zusammenreimen konnte, war sie bald imstande, die Begleitumstände gründlicher, als ihr lieb war, kennenzulernen.

Maria war über Ostern nach Twickenham gereist, und zwar mit einer Familie, mit der sie erst seit kurzem intim befreundet war: Leute von angenehmer, lebhafter Wesensart, die offenbar auch die ihr zusagende Einstellung und Diskretion besaßen – denn ihr Haus stand Mr. Crawford jederzeit offen. Daß er sich in dieser Gegend aufgehalten hatte, war Fanny bereits bekannt. Mr. Rushworth war zum gleichen Zeitpunkt nach Bath gefahren, um dort einige Tage mit seiner Mutter zu verbringen und sie

anschließend nach London zurückzubegleiten, so daß Maria die Gesellschaft ihrer neuen Freunde ohne jede Einschränkung genießen konnte. Nicht einmal Julia war bei ihr; sie war zwei oder drei Wochen früher zu entfernten Verwandten von Sir Thomas übersiedelt – ein Arrangement, das ihre Eltern jetzt nachträglich ihrem Wunsch zuschrieben, unbehindert mit Mr. Yates zu verkehren. Sehr bald nach der Rückkehr der Rushworths nach Wimpole Street hatte Sir Thomas einen Brief von einem alten, ihm besonders nahestehenden Freund aus London erhalten, der allerlei gehört und gesehen hatte, was ihn beunruhigte, und darum Sir Thomas nahelegte, selbst nach London zu kommen, um seine Tochter durch das ganze Gewicht seiner Autorität zu bewegen, einer Freundschaft ein Ende zu machen, die sie bereits peinlicher Nachrede aussetzte und offenbar auch schon Mr. Rushworth störend auffiel.

Ohne irgendeinem Menschen in Mansfield etwas von dem Inhalt des Briefes mitzuteilen, machte sich Sir Thomas daran, seinem Rat zu folgen, als er von dem gleichen Freund per Eilpost einen weiteren Brief erhielt, der ihn von der so gut wie ausweglos gewordenen Lage in Kenntnis setzte. Mrs. Rushworth hatte das Haus ihres Gatten verlassen. Mr. Rushworth war, in Zorn und Schmerz aufgelöst, zu ihm (Mr. Harding) gekommen, um seinen Rat zu erbitten. Mr. Harding fürchtete, es seien im besten Fall sehr schwerwiegende Unbesonnenheiten begangen worden. Die Zofe der alten Mrs. Rushworth drohte auf das alarmierendste mit Enthüllungen. Er tat, was in seiner Macht stand, um alle zum Schweigen zu bringen, während er noch immer auf Mrs. Rushworths Rückkehr hoffte, doch unter dem Einfluß der alten Mrs. Rushworth wurde ihm von Wimpole Street aus so mächtig entgegengearbeitet, daß das Schlimmste zu befürchten war.

Diese schreckliche Nachricht konnte den anderen Familienmitgliedern nicht mehr verheimlicht werden. Sir Thomas machte sich auf den Weg, Edmund bestand darauf, ihn zu begleiten. Die anderen blieben im Zustand äußerster Verzweiflung zurück, die durch die aus London einlangenden Briefe nur noch gesteigert wurde. Als Sir Thomas dort ankam, war bereits alles an die Öffentlichkeit gedrungen. Das Mädchen der alten Mrs. Rushworth hatte Beweise in der Hand; es lag in ihrer Macht, die junge Frau bloßzustellen, und da ihre Herrin sie dazu antrieb, war sie auf keine Weise zum Schweigen zu bringen. Die beiden Damen waren schon in der kurzen Zeit, die sie zusammenlebten, hart aneinandergeraten, und die Erbitterung der älteren gegen ihre Schwiegertochter war vielleicht nicht minder auf die Respektlosigkeit zurückzuführen, die sie persönlich erfahren hatte, als auf ihren Wunsch, die Ehre ihres Sohnes zu schützen.

Was immer der Grund sein mochte, sie ließ nicht mit sich reden. Doch wäre sie auch zugänglicher gewesen oder hätte sie weniger Einfluß auf ihren Sohn gehabt – der sich immer von der Meinung des letzten Gesprächspartners leiten ließ, dem es jeweils gelang, ihn zu erwischen und zum Schweigen zu bringen – so war die Situation doch hoffnungslos geworden, denn Mrs. Rushworth kehrte nicht zu ihrem Gatten zurück. Es bestand Grund zu der Annahme, daß sie sich mit Mr. Crawford irgendwo verbarg, denn dieser hatte just am Tage ihres Verschwindens das Haus seines Onkels verlassen, als begäbe er sich auf eine Reise.

Trotzdem blieb Sir Thomas noch eine Weile in der Stadt, in der Hoffnung, seine Tochter ausfindig zu machen und sie wenigstens vor weiterer Sünde zu bewahren, wenn auch ihre Ehre und ihr Ansehen nicht mehr zu retten waren.

Fanny brachte es kaum über sich, sich den Gemütszustand ihres Onkels auszumalen. Von allen seinen Kindern blieb jetzt nur eines, das ihm keinen Anlaß zu Sorge und Kummer gab. Toms Zustand hatte sich durch den Schock über die Aufführung seiner Schwester jäh verschlechtert, und er schien in seiner Genesung so weit zurückgeworfen, daß es sogar Lady Bertram auffiel – die natürlich alle ihre Besorgnisse und Ängste prompt ihrem Gatten weitergab. Julias Flucht, der zusätzliche Schlag, der ihn bei seiner Ankunft in London getroffen hatte, mußte sich mit der Zeit immer schmerzlicher fühlbar machen, nachdem im ersten Augenblick die anderen Ereignisse seine Wucht etwas gedämpft hatten. Aus Sir Thomas' Briefen ging hervor, wie sehr er diese Verbindung beklagte. Sie wäre ihm unter allen Umständen unerwünscht gewesen, doch daß sie heimlich und gerade zu jenem Zeitpunkt geschlossen wurde, stellte Julias Einsicht und Feingefühl das schlechteste Zeugnis aus und ließ die Torheit ihrer Wahl in noch ungünstigerem Licht erscheinen. Sir Thomas nannte ihre Heirat eine schlimme Sache, im schlimmsten Moment und in der schlimmsten Form vollbracht – und obwohl Julias Narrheit verzeihlicher schien als Marias Sünde, konnte er sich der Befürchtung nicht erwehren, daß der Schritt, den sie so unbedacht getan, sie auf den gleichen Weg und zu dem gleichen schlimmen Ende führen könnte wie ihre Schwester. Eine so schlechte Meinung hatte er von dem Gesellschaftskreis, dem sie jetzt angehörte.

Fanny fühlte unsagbares Mitleid mit ihm. Es blieb ihm jetzt kein Trost als Edmund, denn der Gedanke an jedes seiner anderen Kinder mußte ihm das Herz zerreißen. Im Gegensatz zu Mrs. Norris hielt Fanny sich nicht für die Hauptschuldige und hoffte darum zuversichtlich, daß ihr Onkel ihr nun nicht mehr zürnen würde. Mr. Crawfords Aufführung mußte sie in seinen Augen glänzend rechtfertigen und von jedem Vorwurf freisprechen. Doch so wesentlich dies für sie persönlich schien, war es wohl ein

magerer Trost für den armen Sir Thomas. Sie hatte schwer unter der Unzufriedenheit ihres Onkels gelitten – doch wie wenig konnten ihm ihre Rechtfertigung und ihre dankbare Zuneigung bedeuten! So blieb ihm keine andere Stütze als Edmund.

Sie irrte jedoch, wenn sie annahm, daß Edmund seinem Vater jetzt keinen Kummer mache. Es war ein Kummer viel milderer Art als der um seine anderen Kinder, doch Sir Thomas bedachte sehr wohl, daß Edmund durch das Vergehen seiner Schwester und seines Freundes aufs tiefste in seinen persönlichen Glückshoffnungen getroffen war; es mußte ihn auf ewig von der Frau scheiden, die er mit so offenkundiger Liebe umworben und höchstwahrscheinlich auch errungen hätte und die, abgesehen von ihrem nichtswürdigen Bruder, in jeder Hinsicht eine so begehrenswerte Schwiegertochter gewesen wäre. Sir Thomas wußte genau, was Edmund während ihres Aufenthalts in London, zusätzlich zu allem anderen, um seiner selbst willen zu leiden hatte. Sir Thomas hatte beobachtet oder seine Schlüsse gezogen, und da er wußte, daß mindestens eine Zusammenkunft mit Miss Crawford stattgefunden, die Edmunds Verzweiflung nur noch gesteigert hatte, lag ihm aus diesem wie aus anderen Gründen viel daran, ihn möglichst rasch aus London zu entfernen. Als er ihm auftrug, Fanny zu ihrer Tante nach Mansfield zu bringen, hatte er dabei nicht zuletzt Edmunds Wohl im Auge gehabt. Fanny war nicht in die geheimen Gedanken ihres Onkels eingeweiht, und Sir Thomas ahnte nichts von Miss Crawfords wahren Charakter. Wäre er Zeuge des Gesprächs zwischen ihr und seinem Sohn gewesen, hätte er sich nicht gewünscht, sie in seine Familie aufzunehmen, auch wenn sie statt ihrer zwanzig-, vierzigtausend Pfund besessen hätte!

Daß Edmund nun für alle Zeiten von Miss Crawford geschieden war, unterlag für Fanny keinem Zweifel – doch ihre eigene Überzeugung genügte ihr nicht, solange sie nicht wußte, daß er der gleichen Meinung war. Sie konnte nichts anderes annehmen, doch sie wollte es aus seinem eigenen Mund hören! Wenn er jetzt zu ihr mit der gleichen Rückhaltlosigkeit gesprochen hätte, die sie früher manchmal kaum zu ertragen glaubte, wäre ihr das ein großer Trost gewesen. Doch sie sah, daß sie darauf nicht hoffen durfte. Sie war nur selten mit ihm zusammen und niemals allein – er schien es absichtlich zu vermeiden. Was war daraus zu schließen? Daß seine Vernunft sich dem bitteren Verzicht unterwarf, den das allgemeine Familienunglück ihm auferlegte, daß sein Herz dies jedoch allzu schmerzlich empfand, um ihn auch nur andeutungsweise darüber sprechen zu lassen. So mußte es in ihm aussehen. Er unterwarf sich seinem Los, jedoch unter Qualen, die ihm jede Aussprache unmöglich machten. Lange, sehr lange würde es dauern, bis er Miss Crawfords Namen wieder

über die Lippen brachte und Fanny auf eine Erneuerung ihrer einstigen vertraulichen Gespräche hoffen durfte.

Ja, es dauerte lange. Sie waren Dienstag in Mansfield angekommen, und es wurde Sonntag abend, bis Edmund mit ihr über das Thema zu sprechen begann. Es war ein regnerischer Sonntagabend, genau so ein Abend, an dem, wenn nur ein Freund zur Hand ist, das Herz nicht anders kann, als sich aufzutun und seinen Kummer auszuschütten. Er war mit ihr so gut wie allein im Salon; seine Mutter hatte sich nach dem Anhören einer rührenden Predigt in den Schlaf geweint – es wäre einfach unmöglich gewesen, nicht zu sprechen. Und nach der üblichen Einleitung: wenn sie ihm nur ein paar Minuten lang zuhören wolle – er würde sich ganz kurz fassen und ihre Güte niemals wieder mit diesem Thema in Anspruch nehmen – sie brauche keine Wiederholung zu fürchten – der Gegenstand würde von nun an absolut verpönt sein – nach allen diesen Erklärungen, von denen man kaum wußte, wie sie begonnen hatten, gab er sich dem schmerzlichen Genuß hin, die Ereignisse und Empfindungen, die für ihn so ungeheuer bedeutsam waren, einem Menschen zu schildern, von dessen liebevollem Mitgefühl er unbedingt überzeugt war.

Wie hingeeben Fanny lauschte, mit welcher Neugier und Besorgnis, mit welcher Mischung von Kummer und heimlicher Freude, wie aufmerksam sie jeden erregten Ton verzeichnete und wie gewissenhaft sie darauf bedacht war, ihre Blicke überallhin, nur nicht auf ihn zu richten – das alles kann man sich vorstellen. Die ersten Sätze klangen beunruhigend. Er hatte Miss Crawford gesprochen. Sie hatte ihn aufgefordert, zu ihr zu kommen. Er hatte ein Billet von Lady Stornaway erhalten, das ihn einlud, sie zu besuchen. Und da er annahm, daß dies als die letzte, die allerletzte Begegnung gedacht war, und da er sie in seinem Geist mit allen Gefühlen der Scham und der Demütigung ausstattete, wie sie Crawfords Schwester jetzt überwältigen mußten, hatte er sich in einer so weichmütigen, so verliebten Stimmung zu ihr aufgemacht, daß Fanny es an diesem Punkt der Erzählung für unmöglich halten mußte, an die Letztmaligkeit dieser Zusammenkunft zu glauben. Doch als er mit seinem Bericht fortfuhr, schwanden allmählich ihre Befürchtungen. Miss Crawford hatte ihn, wie er erzählte, mit ernster – ja, ohne Zweifel – mit ernster und sogar aufgeregter Miene empfangen. Doch bevor er selbst noch imstande war, einen verständlichen Satz hervorzubringen, hatte sie das Gespräch in einer Weise begonnen, die ihn, wie er gestehen mußte, tief schockierte. «Ich habe gehört, daß Sie in der Stadt sind», sagte sie, «und ich wollte Sie sehen. Also reden wir über diese traurige Geschichte. Kann man sich närrischer aufführen als unsere beiden lieben Geschwister?» – «Ich vermochte nicht zu antworten», setzte Edmund seine Erzählung fort, «aber ich glaube,



meine Blicke waren beredt genug. Sie empfand den Vorwurf. Wie fein sie doch manchmal empfindet! Mit ernsterem Blick und Ton fügte sie hinzu: «Ich habe nicht die Absicht, Henry auf Kosten Ihrer Schwester zu verteidigen.» Mit diesem Satz begann sie – aber wie sie fortfuhr ... Es ist nicht zu wiederholen – Fanny, es ist vor deinen Ohren kaum zu wiederholen. Ich erinnere mich nicht genau an jedes ihrer Worte, ich würde sie auch nicht zitieren, wenn ich sie noch wüßte. Worauf es hinauslief, war ihr großer Ärger über die Narrheit der beiden. Sie tadelte die Narrheit ihres Bruders, der sich von einer Frau, die ihm niemals etwas bedeutete, in eine Sache hineinziehen ließ, die ihn um die wahrhaft geliebte Frau bringen mußte. Noch schlimmer schien ihr die Narrheit unserer armen Maria, die eine so günstige gesellschaftliche Position opferte, Fanny – und sich in solche Schwierigkeiten einließ, weil sie sich einbildete, von einem Mann geliebt zu werden, der ihr doch längst seine Gleichgültigkeit bewiesen hatte ... Du ahnst, was ich dabei empfinden mußte. Zu hören, daß die Frau, die ich ... Nichts Schlimmeres darin zu sehen als eine Narrheit! – So kühl, so freimütig, so sachlich darüber zu sprechen! – Keine Spur von Widerwillen, von Entsetzen, von weiblichem – soll ich das Wort aussprechen? – von züchtigem Abscheu! – Das ist der Einfluß der großen Welt. Denn wo, Fanny, wo werden wir noch eine Frau finden, die von der Natur mit so reichen Gaben bedacht wurde! Verdorben, bis ins Mark verdorben!»

Nach kurzem Nachdenken fuhr er mit einer Art verzweifelter Ruhe fort: «Ich will dir alles sagen und es dann für immer hinter mir haben. Sie sah darin nichts als Narrheit – und Narrheit nur, weil es nicht heimlich genug betrieben wurde. Der Mangel an Vorsicht, an der einfachsten Diskretion – daß er sich, während sie in Twickenham war, die ganze Zeit in Richmond aufhielt – daß sie einem Dienstmädchen Macht über sich gegeben hatte – kurz, es war die Bloßstellung ... Ach, Fanny! Sie verurteilte nicht das Vergehen, sondern daß es ans Licht kam! Sie tadelte die Unbesonnenheit, die die Dinge auf die Spitze trieb und schließlich ihren Bruder zwang, jeden ihm teuren Plan aufzugeben, um mit ihr zu fliehen.»

Er hielt inne. – «Und was», fragte Fanny (die sich verpflichtet fühlte, etwas zu sagen), «was hast du ihr darauf geantwortet?»

«Nichts – nichts Verständliches. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Dann begann sie von dir zu sprechen – ja, sie begann von dir zu sprechen und zu beklagen – mit wie großem Recht! – was sie an dir verloren hätte. Da sprach sie sehr vernünftig – aber dir hat sie immer Gerechtigkeit widerfahren lassen. «Er hat sich eine Frau verscherzt», sagte sie, «wie er sie nie im Leben wiederfinden wird. Sie hätte ihn zurechtgebogen und ihn lebenslänglich glücklich gemacht.» – Liebste Fanny, ich hoffe, ich bereite dir mehr Freude als Schmerz mit diesem Rückblick auf etwas, was hätte sein können –

aber jetzt niemals mehr möglich sein wird. Wünschst du, daß ich davon schweige? Es braucht nur ein Wort, nur einen Blick von dir, und ich höre auf.»

Kein Wort, kein Blick gebot ihm Einhalt.

«Gott sei Dank!» sagte er. «Wir wußten alle nicht recht ... Doch es scheint, eine gütige Vorsehung hat dafür gesorgt, daß das Herz, das keine Schuld auf sich geladen, auch nicht leiden soll. Sie sprach von dir mit höchster Bewunderung und herzlicher Zuneigung. Doch sogar das ging nicht ohne eine Beimischung, eine winzige Prise von Gemeinheit ab. Mitten in ihren Lobpreisungen war sie imstande, auszurufen: «Aber warum, warum wollte sie ihn nicht nehmen? Alles ist ihre Schuld. Das einfältige Ding! Ich werde ihr das nie verzeihen! Wenn sie eingewilligt hätte, wie es sich für sie gehörte, stünden sie jetzt wohl knapp vor der Hochzeit, und Henry wäre zu glücklich und zu beschäftigt gewesen, um an eine andere zu denken. Er hätte sich nicht erst angestrengt, um Maria wieder zu betören, und alles wäre mit einem netten, regulären Dauerflirt bei den alljährlichen Begegnungen in Sotherton oder Everingham abgetan!» – Hättest du so etwas für möglich gehalten, Fanny? Aber jetzt ist der Zauber gebrochen. Die Schuppen sind mir von den Augen gefallen.»

«Wie herzlos!» sagte Fanny. «Einfach herzlos! In einem solchen Augenblick leichtfertig zu scherzen – mit dir! Das ist eine absolute Herzlosigkeit.»

«Herzlosigkeit nennst du es? Da bin ich anderer Meinung. Nein, sie ist keine grausame Natur. Ich glaube nicht, daß sie die Absicht hatte, mir wehzutun. Nein, das Übel liegt noch tiefer – in ihrer vollkommenen Ahnungslosigkeit, daß es überhaupt edlere Gefühle gibt, in einer Perversion des Gemüts, die es ihr ganz natürlich scheinen läßt, die Sache auf diese Art anzusehen. Sie redete einfach, wie sie es zu hören gewohnt ist, wie sie meint, daß jeder andere Mensch reden würde. Ihre Fehler liegen nicht in ihrem Charakter. Sie würde niemanden mit Absicht kränken, wenn es nicht unbedingt sein müßte, und – vielleicht täusche ich mich – aber ich kann mir nicht vorstellen, daß sie mich, daß sie meine Gefühle ... Nein, es liegt an ihren falschen Grundsätzen, Fanny, an der Abstumpfung jedes natürlichen Zartgefühls und der Verderbtheit des Gemüts. Vielleicht ist es für mich besser so – da mir nur so wenig Grund zum Bedauern bleibt ... Aber nein, nein, nicht so! Wieviel lieber würde ich den Schmerz ertragen, ein wertvolles Wesen verloren zu haben, als so schlecht von ihr denken zu müssen! Das habe ich ihr auch gesagt.»

«Das hast du ihr gesagt?»

«Ja, bevor ich ging, habe ich es ihr gesagt.»

«Wie lange warst du bei ihr?»

«Fünfundzwanzig Minuten. Ja, sie sagte dann noch, jetzt bliebe nur eines zu tun, eine Heirat zwischen den beiden zuwege zu bringen. Fanny, sie hat mit festerer Stimme davon gesprochen, als es mir jetzt noch möglich ist.»

Er war gezwungen, mehr als einmal innezuhalten, während er fortfuhr: ««Wir müssen Henry dazu bewegen, sie zu heiraten», sagte sie, «und bei seinem Ehrgefühl und angesichts der Gewißheit, daß er sich Fanny endgültig verscherzt hat, halte ich das gar nicht für aussichtslos. Fanny muß er natürlich aufgeben. Ich glaube, nicht einmal er kann sich jetzt noch einreden, daß er ein Mädchen wie Fanny bekommen könnte, und darum hoffe ich, daß wir nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen werden. Mein Einfluß, der nicht gering ist, soll ganz und gar in dieser Richtung eingesetzt werden. Und wenn sie erst wieder verheiratet ist und die moralische Unterstützung ihrer Familie genießt, die ja soviel Ansehen besitzt, wird sie bis zu einem gewissen Grad auch wieder in der Gesellschaft Fuß fassen. Zu bestimmten Kreisen, das wissen wir, wird sie niemals Zutritt haben, aber wenn sie gute Dinners und große Gesellschaften gibt, werden sich immer Leute finden, die gern ihre Bekanntschaft pflegen. Und unzweifelhaft denkt man heute in diesem Punkt liberaler und weniger engherzig als früher. Was ich Ihnen raten möchte, ist, daß Ihr Vater sich still verhält. Lassen Sie nicht zu, daß er durch sein Eingreifen seiner eigenen Sache schadet. Überreden Sie ihn, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Wenn sie durch irgendwelche übereifrigen Bemühungen von seiner Seite gezwungen wird, Henrys Schutz aufzugeben, besteht viel weniger Aussicht, daß er sie heiratet, als wenn sie bei ihm bleibt. Ich weiß, wie leicht er sich beeinflussen läßt. Lassen Sie Sir Thomas auf Henrys Ehre und Mitleid vertrauen, und alles kann noch ein gutes Ende nehmen. Aber wenn er seine Tochter zurückholt, gibt er seine beste Karte aus der Hand.»»

Nachdem Edmund diese Worte wiederholt hatte, war er so erschüttert, daß Fanny, die ihn schweigend und mit zärtlicher Besorgnis beobachtete, beinahe bedauerte, daß er überhaupt begonnen hatte. Es dauerte lange, bis er imstande war, weiterzusprechen. Schließlich sagte er: «Jetzt bin ich bald fertig, Fanny. Ich habe dir alles Wesentliche berichtet. Sobald ich meiner Stimme trauen konnte, sagte ich ihr, in dem Zustand, in dem ich das Haus betreten, hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß irgend etwas meinen Schmerz noch steigern könnte, doch sie hätte mich fast mit jedem einzelnen Satz noch tiefer verwundet. Ich hätte zwar im Laufe unserer Bekanntschaft oft gefühlt, daß wir nicht immer der gleichen Ansicht wären, auch wo es um grundlegende Dinge ging, doch niemals hätte ich mir vorstellen können, daß unsere Meinungsverschiedenheiten so unüberbrückbar seien, wie es sich jetzt gezeigt hätte.

Die Art, in der sie von dem furchtbaren Verbrechen sprach, das ihr Bruder und meine Schwester begangen hatten (wer daran die größere Schuld trüge, wolle ich mir nicht anmaßen zu entscheiden) – aber die Art, in der sie von dem Verbrechen selbst sprach – daß sie es aus allen möglichen Gründen verurteilte, nur nicht aus dem einzig richtigen – daß sie seine traurigen Folgen nur daraufhin betrachtete, wie sie durch Verleugnung jedes Anstands- und Schamgefühls überwunden oder ignoriert werden könnten – und schließlich das Allerschlimmste, daß sie uns anempfahl, die Fortdauer des sündigen Verhältnisses zu dulden, zu begünstigen, ja zu fördern, um der Chance einer Heirat willen, die – wie ich ihren Bruder jetzt beurteilte – weit eher zu verhindern als herbeizuwünschen wäre – all das hätte mir auf das schmerzlichste bewiesen, daß ich sie bisher gar nicht richtig gekannt hatte und daß es ein Geschöpf meiner eigenen Phantasie war und nicht Miss Crawford, das ich seit vielen Monaten wohl allzu innig geliebt hatte. Vielleicht wäre es für mich besser so; es würde mir weniger wehtun auf eine Freundschaft – auf Gefühle – Hoffnungen – zu verzichten, die ich jetzt doch auf alle Fälle aus meinem Herzen reißen müßte. Ich müsse und wolle ihr jedoch gestehen – könnte ich nur ihr früheres Bild in meinem Herzen wiederherstellen, so würde ich unendlich lieber den schlimmeren Schmerz der Trennung ertragen, wenn ich mir nur dafür das Recht bewahren dürfte, sie weiterhin zu lieben und zu achten. Das sagte ich ihr – dem Sinn nach – aber wie du dir denken kannst, nicht so gefaßt und zusammenhängend, wie ich es dir jetzt wiederhole. Sie war erstaunt, ungeheuer erstaunt – mehr als erstaunt. Ich sah, wie sie die Fassung verlor. Sie wurde blutrot. Ich bildete mir ein zu sehen, wie widerstreitende Gefühle in ihr kämpften – es war ein heftiger, wenn auch kurzer Kampf der Wunsch, sich der Wahrheit zu beugen – ein Gefühl echter Scham – doch die Gewohnheit, die gemeine Gewohnheit trug den Sieg davon. Sie hätte gelacht, wäre sie dazu fähig gewesen. Es war tatsächlich eine Art Lachen, mit dem sie antwortete: «Eine vortreffliche Predigt, das muß ich sagen! Haben Sie sie letzten Sonntag in der Kirche geprobt? Wenn Sie so weitermachen, werden Sie bald jedermann in Mansfield und Thornton Lacey auf den Weg der Tugend zurückgeführt haben, und wenn ich nächstens von Ihnen höre, sind Sie vielleicht ein berühmter Methodistenprediger oder Missionar bei den Wilden.» Sie versuchte, unbekümmert zu sprechen, aber sie war nicht so unbekümmert, wie sie sich zeigen wollte. Ich antwortete nur, daß ich ihr von ganzem Herzen alles Gute wünschte und aufrichtig hoffte, sie würde bald richtiger denken lernen und die kostbarste Erkenntnis, die es gibt – die Erkenntnis unseres eigenen Wesens und unserer Pflichten – nicht erst den bitteren Lehren von Leid und Unglück zu verdanken haben ... Darauf verließ ich sogleich das Zimmer. Ich hatte kaum ein paar Schritte getan, Fanny, als ich hörte, wie sich die Tür hinter mir öffnete. «Mr. Bertram ...» sagte sie. Ich blickte mich um. «Mr.

Bertram ...› wiederholte sie mit einem Lächeln – aber es war ein Lächeln, das schlecht zu unserem Gespräch paßte, ein neckisches, kokettes Lächeln, das mich wohl dazu verführen sollte, mich wieder ihrer Macht zu unterwerfen – so schien es mir wenigstens. Ich widerstand ihm. Ich folgte dem Gefühl des Augenblicks – ich widerstand und ging. Seither habe ich manchmal – einen Moment lang – bereut, daß ich nicht umgekehrt bin. Aber ich weiß, ich habe richtig gehandelt. Das war das Ende unserer Freundschaft! Und was für einer Freundschaft! Wie täuschte ich mich – in beiden, in der Schwester und dem Bruder! – Ich danke dir für deine Geduld, Fanny. Das war für mich die größte Erleichterung, und jetzt sind wir damit für immer fertig.»

Fanny verließ sich so blind auf seine Worte, daß sie fünf Minuten lang wirklich glaubte, sie wären damit fertig. Dann aber begann er von neuem, genau so oder ganz ähnlich, und erst das vollständige Erwachen Lady Bertrams konnte dem Gespräch ein Ende machen. Bis dahin redeten sie weiter von Miss Crawford, und wie sie ihn gefesselt hatte und wie entzückend sie von Natur aus war und welch ein herrlicher Mensch sie geworden wäre, wäre sie nur rechtzeitig in bessere Hände gekommen ... Fanny, die sich jetzt berechtigt fühlte, offen zu sprechen und zu seiner Erkenntnis von Miss Crawfords wahren Charakter einiges beizutragen, deutete ihm an, daß die schwache Gesundheit seines älteren Bruders an Miss Crawfords Wunsch, sich wieder mit ihm auszusöhnen, nicht ganz unbeteiligt sein mochte. Das war keine angenehme Eröffnung, und die menschliche Natur sträubte sich zuerst dagegen. Es wäre viel erfreulicher gewesen, an eine uneigennützigere Zuneigung glauben zu dürfen – doch Edmunds Eitelkeit war nicht groß genug, um der Vernunft lange Widerstand zu leisten. Er mußte sich zu dem Glauben bequemen, daß Toms Krankheit sie beeinflusst hatte, und behielt sich nur den Trost vor, daß in Anbetracht so vieler Dinge, die ihrer ganzen Erziehung und Einstellung nach gegen ihn sprachen, ihre Zuneigung doch stärker gewesen war, als man hätte erwarten sollen, und daß sie um seinetwillen näher daran gewesen war, das Rechte zu tun. Fanny war genau der gleichen Meinung. Sie stimmten auch in der Überzeugung überein, daß diese Enttäuschung sich seinem Gemüt unauslöschlich und unveränderlich einprägen würde. Die Zeit würde seinen Schmerz zweifellos etwas lindern, aber gänzlich überwinden würde er ihn niemals im Leben; und daß er jemals wieder einer Frau begegnen könnte, die ... Das war so völlig ausgeschlossen, daß man einen solchen Gedanken nur aussprechen konnte, um ihn mit Entrüstung von sich zu weisen. Nein, Fannys Freundschaft war alles, was ihm auf dieser Welt blieb.

## 48. Kapitel

Mögen andere Federn bei Schuld und Jammer verweilen. Ich wende mich, so bald ich nur kann, von so widerwärtigen Themen ab, voller Ungeduld, jedermann, der nicht allzuschwer gesündigt hat, halbwegs glücklich werden zu lassen, und mit allen übrigen rasch fertig zu werden.

Meine Fanny muß zu dieser Zeit, das sage ich mir mit großer Befriedigung, allem zum Trotz sehr glücklich gewesen sein. Ja, sie muß ein glückliches Geschöpf gewesen sein, so innig sie an dem Kummer der Menschen um sie herum teilnahm oder teilzunehmen glaubte. Sie hatte so viel Anlaß, sich zu freuen, daß die Freude sich nicht unterdrücken ließ. Sie war wieder in Mansfield Park, sie fühlte sich nützlich und geliebt; sie war vor Mr. Crawford sicher, und als Sir Thomas heimkehrte, bewies er ihr, soweit er in seiner bedrückten Stimmung dazu fähig war, auf jede Weise, daß er sie billigte und daß sie in seiner Achtung gestiegen war. Und so glücklich sie das alles auch machte, so wäre sie ohne jeden weiteren Grund schon deshalb glücklich gewesen, weil Edmund jetzt nicht mehr von Miss Crawford betört wurde.

Es stimmt, daß Edmund selbst nichts weniger als glücklich war. Er litt an Enttäuschung und Liebeskummer, er grämte sich um alles, was gewesen war, und dachte voll Sehnsucht an das, was niemals sein konnte. Fanny wußte das, und er tat ihr leid. Doch diese Kränkung wurzelte in einer so tiefen Befriedigung und Erleichterung, sie stimmte so harmonisch mit ihren beglückendsten Empfindungen überein, daß wohl die meisten Menschen gern die größte Lustbarkeit gegen einen solchen Kummer eintauschen würden.

Sir Thomas, der arme Sir Thomas, ein Vater, der sich bewußt war, seine Vaterpflichten schlecht erfüllt zu haben, litt wohl am längsten von allen. Er fühlte nun deutlich, daß er die Heirat seiner Tochter niemals hätte zulassen dürfen, daß er ihren damaligen Gemütszustand gut genug gekannt hatte, um durch sein Nichteingreifen selbst schuldig zu werden, daß er sein Rechtsgefühl dem äußerlichen Vorteil geopfert und sich von selbstsüchtigen, weltlichen Beweggründen hatte leiten lassen. Das waren Überlegungen, denen nur die Zeit ihren Stachel nehmen konnte. Doch die Zeit ist ein mächtiger Heilkünstler. Obwohl er in Marias Verhalten auch weiterhin wenig Trost für das von ihr verschuldete Unglück fand, erlebte er an seinen anderen Kindern bald größere Freude, als er erwartet hatte. Julias Heirat betrachtete er nun nicht mehr als eine so völlig aussichtslose Angelegenheit wie im ersten Augenblick. Sie bemühte sich demütig um die Verzeihung der Eltern, und Mr. Yates, dem viel daran lag, wirklich in die Familie aufgenommen zu werden, war ganz bereit, zu Sir Thomas aufzuschauen

und sich von ihm leiten zu lassen. Ein sehr gefestigter Charakter war er nicht, doch man durfte hoffen, daß er mit der Zeit weniger oberflächlich, daß er wenigstens halbwegs häuslich und solid werden könnte – und jedenfalls war es tröstlich, zu entdecken, daß sein Vermögen beträchtlich größer und seine Schulden viel unbedeutender waren, als Sir Thomas befürchtet hatte; auch mißfiel es ihm nicht, daß dieser Schwiegersohn ihn bei jedem Anlaß um Rat fragte und als höchste, ehrwürdigste Instanz betrachtete. – Über Tom durfte man sich gleichfalls freuen, denn er erlangte allmählich seine Gesundheit wieder, ohne jedoch in seine frühere gedankenlose, egoistische Lebensweise zurück zu verfallen. Seine Krankheit hatte einen besseren Menschen aus ihm gemacht. Er hatte Schmerzen erduldet und nachdenken gelernt, zwei Vorteile, die er vorher niemals genossen; und die Vorwürfe, die er sich machte, durch seine unentschuldbare Theaterspielerei eine gefährliche Intimität gefördert und sich dadurch zum Mitschuldigen an dem unseligen Skandal gemacht zu haben, blieben nicht ohne dauernden Einfluß auf ein sechsundzwanzigjähriges Gemüt, dem es weder an guten Anlagen noch an der günstigen Umgebung gebrach. Er wurde, was er sein sollte: eine Stütze für seinen Vater, ein zuverlässiger, standhafter Mensch, der nicht ausschließlich an sich selbst dachte.

Hierin ließ sich wahrlich Trost finden! Und bald begann auch Edmund Stoff zu erfreulichen Betrachtungen zu liefern, da er sich in dem einen Punkt besserte, in dem er seinem Vater zuvor Kummer bereitet hatte – seine Stimmung hob sich beträchtlich. Während er an allen schönen Sommerabenden mit Fanny im Park herumspazierte oder unter den alten Bäumen saß, hatte er sich in eine so große Schicksalsergebenheit hineindiskutiert, daß man ihn jetzt eigentlich recht fröhlich nennen konnte.

Das waren die erfreulichen Umstände, die Sir Thomas allmählich Erleichterung und neue Hoffnung brachten, ihn das Verlorene nicht mehr ganz so schmerzlich empfinden ließen und ihn bis zu einem gewissen Grad mit sich selber aussöhnten – wenn auch das schmerzliche Bewußtsein, seine Töchter falsch erzogen zu haben, niemals gänzlich schwand.

Zu spät erkannte er, wie ungünstig es sich auf den Charakter jedes jungen Menschen auswirken mußte, in der eigenen Familie so gegensätzlich behandelt zu werden wie Maria und Julia: die übermäßige Nachsicht und Schmeichelei, die ihre Tante ihnen angedeihen ließ, hatte ständig in krassem Gegensatz zu seiner eigenen Strenge gestanden. Er sah nun, wie sehr er geirrt hatte, wenn er die falschen Erziehungsmethoden von Mrs. Norris dadurch zu korrigieren hoffte, daß er selbst ins andere Extrem verfiel; er hatte das Übel damit nur vergrößert, indem er seine Töchter

bewog, ihr lebhaftes Temperament in seiner Gegenwart zu unterdrücken, so daß ihre eigentliche Wesensart ihm verborgen blieb und sie sich mit allen ihren Launen und Wünschen an die Tante wandten, die sie einzig durch ihre blinde Affenliebe und ihre übertriebenen Lobhudeleien an sich zu fesseln mußte.

Das war ein schwerer Fehler gewesen, doch so schlimm er war, begann Sir Thomas zu ahnen, daß darin noch nicht einmal der unheilvollste Irrtum seines Erziehungssystems bestand. Es mußte an einem inneren Mangel gekrankt haben, sonst hätte die Zeit viele seiner schädlichen Auswirkungen gemildert. Er fürchtete nun, daß es seinen Töchtern an Grundsätzen, an einer festen moralischen Grundlage gefehlt, daß man ihnen niemals richtig beigebracht hatte, ihren Trieben und Aufwallungen jenes strenge Pflichtbewußtsein entgegenzusetzen, das allein imstande ist, sie zu beherrschen. Man hatte sie theoretisch in den Lehren ihrer Religion unterwiesen, doch niemals verlangt, daß sie etwas davon in die tägliche Praxis umsetzten. Das allgemein anerkannte Ziel der ganzen Erziehung – sich durch Vornehmheit und Bildung auszuzeichnen – konnte deshalb auf ihren Charakter keinen günstigen Einfluß, keine moralische Wirkung ausüben. Er war ehrlich bestrebt gewesen, gute Menschen aus ihnen zu machen, doch seine Bemühungen hatten sich auf die Ausbildung ihres Geistes und auf die Tadellosigkeit ihrer Manieren gerichtet und nicht auf ihr inneres Wesen; daß es notwendig sei, sich in Selbstverleugnung und Demut zu üben, hatte ihnen, wie er jetzt befürchtete, niemals jemand gesagt, an dessen Autorität sie glaubten.

Bitterlich bereute er nun diese Unterlassung, die er gegenwärtig kaum mehr für möglich hielt. Schmerzlich empfand er, daß seine Töchter trotz dem vielen Geld und den vielen Überlegungen, die er auf ihre sorgfältige und kostspielige Erziehung verwendet hatte, aufgewachsen waren, ohne ihre vordringlichsten Pflichten zu erfassen, und ohne daß er ihren Charakter und ihre Wesensart erkannt hätte.

Insbesondere Marias Trotz und Leidenschaftlichkeit offenbarten sich ihm erst jetzt in ihrem ganzen Ausmaß. Sie war nicht dazu zu bewegen, Mr. Crawford zu verlassen. Sie hoffte, er würde sie heiraten, und so lebten sie weiterhin zusammen, bis sie selbst einsehen mußte, wie vergeblich diese Hoffnung war – und bis die Enttäuschung und Verzweiflung darüber ihr Wesen so unerträglich und ihr Gefühl für ihn dem Haß so ähnlich werden ließen, daß schließlich beide das Zusammenleben als Strafe empfanden und sie freiwillig auseinandergingen.

Sie hatte mit ihm gelebt, um ständig den Vorwurf zu hören, daß sie sein Lebensglück, seine glückliche Zukunft mit Fanny zerstört hätte – und als sie sich von ihm trennte, nahm sie keinen anderen Trost mit, als daß sie die beiden tatsächlich



auseinandergebracht hatte. Was kann es Schlimmeres geben als die Empfindungen eines so stolzen Gemütes in einer so demütigenden Lage?

Es fiel Mr. Rushworth nicht schwer, die Scheidung zu erlangen; und so endete eine Ehe, die ihrer ganzen Grundlage nach kaum anders enden konnte, sofern nicht besondere, kaum zu erwartende Glücksfälle eintraten. Sie hatte ihn verachtet und einen anderen geliebt – er hatte es wohl gewußt. Dummheit ohne Würde und die Enttäuschung einer egoistischen Leidenschaft können nur wenig Mitleid erregen. Rushworth wurde bestraft, wie er es verdiente, so wie der schwereren Schuld seiner Frau eine schwerere Strafe folgte. Er gewann seine Freiheit zurück – gedemütigt und enttäuscht, bis es einem anderen hübschen Mädchen gelingen mochte, ihn wieder an den Ehestand denken zu lassen und ihn zu einem zweiten, hoffentlich glücklicheren Versuch zu bewegen – wenn schon düpiert, dann wenigstens auf angenehmere, erfreulichere Art gleichlich heftigeren Gefühlen zu einem Dasein der Abgeschiedenheit und des Verzichts verdammt war, das keinerlei Hoffnung auf einen zweiten Frühling bot.

Die Frage, wie und wo man sie unterbringen sollte, bildete das Thema höchst gewichtiger und kummervoller Beratungen. Mrs. Norris, deren Anhänglichkeit zu wachsen schien, je weniger ihre Nichte sie verdiente, wünschte, daß man sie wieder

zu Hause aufnähme, als ob nichts geschehen wäre. Davon wollte Sir Thomas absolut nichts hören, und Mrs. Norris' Erbitterung gegen Fanny wurde noch größer, weil sie den Grund für diese Weigerung in Fannys Aufenthalt in Mansfield Park zu sehen glaubte. Sie blieb starrsinnig dabei, Sir Thomas' Bedenken auf Fannys Konto zu buchen, obwohl er ihr auf das feierlichste versicherte, auch wenn kein junges Mädchen im Hause wäre, ja überhaupt kein junger Mensch, der durch den Umgang mit Maria gefährdet oder durch ihren Ruf geschädigt werden könnte, würde er seine Nachbarn niemals mit der unerhörten Zumutung beleidigen, Maria gesellschaftlich begegnen zu müssen. Als seiner Tochter – einer reumütigen Tochter, wie er hoffte, würde er ihr seinen Schutz angedeihen lassen und ihr jede Bequemlichkeit und jede Unterstützung gewähren, die mit ihrer und seiner Stellung vereinbar wären, doch weiter könne er nicht gehen. Maria hätte selbst ihren Ruf und ihr Ansehen zerstört, und er wäre nicht gewillt, durch einen von vornherein aussichtslosen Versuch, das nicht mehr Gutzumachende gutzumachen, ihr Vergehen nachträglich gutzuheißen, ihre Schande zu vertuschen oder sonstwie dazu beizutragen, daß eine andere Familie in ein ähnliches Unglück gestürzt würde, wie es ihn getroffen.

Es endete damit, daß Mrs. Norris beschloß, Mansfield zu verlassen und sich ganz ihrer armen Maria zu widmen. Man richtete ihnen im Ausland einen Hausstand ein, wo sie in Stille und Abgeschiedenheit, beinahe ausschließlich aufeinander angewiesen, zusammen hausten; und da auf der einen Seite keine Zuneigung und auf der anderen keine Vernunft vorhanden war, darf man in Anbetracht ihrer Charaktere wohl annehmen, daß sie einander gegenseitig zur Strafe wurden.

Daß Mrs. Norris Mansfield verließ, war für Sir Thomas vielleicht der allergrößte Trost. Seit seiner Rückkehr aus Antigua hatte seine Meinung von ihr sich verschlechtert; von diesem Tag an war sie ständig in seiner Achtung gesunken; im täglichen Umgang, in häuslichen Geschäften, im Gespräch empfand er immer deutlicher, daß entweder sie sich mit der Zeit sehr verändert oder daß er ihre guten Eigenschaften beträchtlich überschätzt hatte. Er verstand selbst nicht mehr, wie er es früher mit ihr ausgehalten hatte. Jetzt empfand er sie täglich und stündlich als Qual, die um so größer schien, als keine Aussicht bestand, sie jemals loszuwerden; sie schien ein Stück von ihm zu sein, mit dem er sich bis an sein Lebensende abfinden mußte. Von ihr befreit zu werden, beglückte ihn so sehr, daß er, hätte sie keine bitteren Erinnerungen zurückgelassen, beinahe in Gefahr geraten wäre, das Unglück zu segnen, das ihm dieses Glück beschert hatte.

Sie wurde von keinem Menschen in Mansfield vermißt. Sie war niemals imstande gewesen, sich Sympathien zu erringen, nicht einmal die Gegenliebe der Menschen, die sie am meisten liebte, und seit Marias Skandal war sie in einem derartig gereizten Zustand gewesen, daß niemand es mit ihr aushielt. Nicht einmal Fanny weinte Tante Norris eine Träne nach, auch dann nicht, als sie endgültig verschwunden war.

Daß Julia besser davonkam als Maria, lag zum Teil an ihrer besseren Natur und an glücklicheren äußeren Umständen, doch hauptsächlich daran, daß eben diese Tante sie weniger geliebt und verzogen hatte. Sie hatte nicht ständig Schmeicheleien zu hören bekommen. An Schönheit und Begabung stand sie an zweiter Stelle, und sie selbst hatte stets Marias Überlegenheit anerkannt. Sie besaß einen verträglicheren Charakter, und wenn sie auch leicht aufbraute, vermochte sie doch ihre Gefühle besser zu beherrschen. Auch hatte man sie nicht zu einem so schädlichen Übermaß von Selbstbewußtsein erzogen wie Maria.

Die Enttäuschung über Henry Crawfords Wankelmuth überwand sie leichter. Nachdem die erste bittere Empörung verraucht war, dachte sie nicht mehr dauernd an ihn und den ihr zugefügten Affront. Als die Bekanntschaft dann in London erneuert wurde und Crawford sich mehr und mehr im Hause Rushworth aufhielt, bewies Julia Vernunft

und Würde, indem sie es verließ. Sie wählte diesen Zeitpunkt, um ihren anderen Verwandten einen Besuch abzustatten, damit sie nicht wieder seiner gefährlichen Anziehungskraft verfiel. Mit Mr. Yates hatte dieser Entschluß nichts zu tun. Sie hatte sich seine Aufmerksamkeiten eine Zeitlang gefallen lassen, dachte aber kaum daran, ihn jemals zu erhören.

Und hätte die Aufführung ihrer Schwester nicht einen Eklat provoziert und ihre Angst vor ihrem Vater und ihrem Elternhaus maßlos gesteigert (sie war überzeugt, daß man sie jetzt viel strenger halten würde, und so beschloß sie schleunigst, diesen Schrecken um jeden Preis zu entgehen), wäre Mr. Yates wahrscheinlich niemals ans Ziel gelangt. Sie hatte sich von ihm nur entführen lassen, weil eine rasche Heirat ihr als der einzig mögliche Ausweg erschien. Marias Vergehen war schuld an Julias Torheit.

Das schlechte Beispiel seines Onkels und allzu frühe Selbständigkeit wurden Henry Crawford zum Unheil. Er hatte für einmal zu oft den Einflüsterungen seiner herzlosen Eitelkeit nachgegeben. Einmal hatte sie ihn unverhofft und unverdient auf den Weg zum wahren Glück geführt, und alles sprach dafür, daß er sein Ziel erreichen würde – hätte er sich nur damit begnügt, die Zuneigung einer liebenswerten Frau zu erringen, wäre er es nur zufrieden gewesen, Fannys Sträuben zu überwinden und sich ihre Achtung und Liebe redlich zu erarbeiten. Einiges hatte er bereits erreicht. Der Einfluß, den sie auf ihn ausübte, verlieh ihm schon etwas Einfluß auf sie, und hätte er mehr verdient, wäre ihm zweifellos mehr gewährt worden – besonders wenn es zu der Heirat gekommen wäre, die es Fanny zur Gewissenspflicht machen mußte, ihre erste Liebe zu überwinden, und die ein häufiges Zusammentreffen begünstigt hätte. Hätte er Ausdauer und Aufrichtigkeit bewiesen, dann wäre ihm nicht allzulange nach der Hochzeit von Edmund und Mary Fanny als Belohnung zugefallen, und zwar als willig gewährte Belohnung.

Wäre er, wie er es sich vorgenommen und als recht erkannt hatte, gleich nach seiner Rückkehr aus Portsmouth nach Everingham gereist, dann hätte er sich dadurch aller Wahrscheinlichkeit nach sein Glück gesichert. Doch man drang in ihn, zu Mrs. Frasers Gesellschaft zu bleiben, man schmeichelte ihm, daß seine Anwesenheit notwendig wäre. Er sollte dort Mrs. Rushworth treffen. Seine Neugier, seine Eitelkeit waren geweckt, und die Verlockung erwies sich als zu stark für ein Gemüt, das nicht gewöhnt war, der Pflicht ein Vergnügen zu opfern. Er beschloß, seine Reise nach Norfolk aufzuschieben, beschloß, daß ein Brief den gleichen Dienst tun würde oder daß es überhaupt nicht wichtig wäre – und blieb. Er sah Mrs. Rushworth wieder. Sie begegnete ihm mit einer Kälte, die ihn zurückweisen und ihm ihre Gleichgültigkeit unmißverständlich dartun sollte. Das verletzte sein Selbstgefühl. Er fand es

unerträglich, daß eine Frau, über deren Herz er noch kürzlich geboten hatte, jetzt scheinbar nichts mehr von ihm wissen wollte. Mußte er nicht alles daran setzen, ihren so hochmütig zur Schau getragenen Groll alsbald zu überwinden? Sie zürnte ihm Fannys wegen. Um so mehr reizte es seine Eitelkeit, sie aufs neue zu erobern und Mrs. Rushworth dazubringen, ihm ebenso freundlich zuzulächeln, wie Maria Bertram es getan.

So leichtfertig begann er seinen Angriff und hatte durch seine Lebhaftigkeit und Beharrlichkeit bald wieder die Art von vertraulichem Verkehr – von Courschneiderei – von Flirt – hergestellt, über die seine Wünsche nicht hinausgingen. Doch indem er über ihre betonte Zurückhaltung triumphierte, die zwar keinem edleren Gefühl als ihrem Zorn entsprang, aber beide vor Schlimmerem bewahrt hätte, erlag er selbst der Macht ihrer Leidenschaft, die heftiger war, als er ahnte. – Sie liebte ihn. Er konnte nicht mehr zurück. Er hatte sich im Netz seiner eigenen Eitelkeit gefangen – ohne eine Spur von Liebe, die sein Verhalten allenfalls entschuldigt hätte, aber auch ohne jede Absicht, ihrer Cousine wirklich untreu zu werden. Seine größte Sorge war, daß Fanny und die Bertrams nichts von seiner kleinen Eskapade erfahren sollten; sie geheimzuhalten konnte für Mrs. Rushworths Ruf nicht lebenswichtiger sein als für seinen eigenen. – Als er von Richmond zurückkehrte, wäre er froh gewesen, Mrs. Rushworth nie wieder zu begegnen. – Alles weitere war die Folge ihrer eigenen Unbesonnenheit, und er ging schließlich mit ihr durch, weil ihm nichts anderes übrigblieb; selbst in diesem Augenblick dachte er mit tiefem Bedauern an Fanny, doch unvergleichlich größer war seine Reue, als der erste Reiz der Intrige dahin war und sehr wenige Monate ihn durch die Macht der Kontrastwirkung gelehrt hatten, ihr sanftes Wesen, ihr reines Gemüt und ihre unerschütterlichen Grundsätze höher denn je zu schätzen.

Die Forderung, daß die Strafe der öffentlichen Verachtung in entsprechendem Maß auch den Mann treffen sollte, gehört bekanntlich nicht zu den Schranken, die die Gesellschaft gegen das Laster aufrichtet. Die Bußen, die in dieser Welt verhängt werden, sind weniger gerecht, als man wünschen könnte. Doch auch ohne uns zu erdreisten, von höherer Vergeltung zu sprechen, dürfen wir wohl annehmen, daß ein Mensch von Henry Crawfords Verstand seine Schuld schon hienieden durch kein geringes Maß an Ärger und Bedauern büßte – Ärger, der bis zu den schwersten Selbstanklagen, und Bedauern, das bis zur Verzweiflung gehen mußte, wenn er bedachte, auf welche Weise er Gastfreundschaft gelohnt, den Frieden einer Familie zerstört, sich die besten, schätzenswertesten und teuersten Freunde verscherzt und

dadurch die Frau verloren hatte, die er nicht nur aufs höchste achtete, sondern auch leidenschaftlich liebte.

Nach allen Ereignissen, die die beiden Familien so tief verwundet und einander entfremdet hatten, wäre es für die Bertrams und die Grants höchst peinlich gewesen, weiterhin in so enger Nachbarschaft zu leben. Doch die Abwesenheit der letzteren, die sie mit Absicht auf einige Monate ausdehnten, endete glücklicherweise mit der Notwendigkeit oder wenigstens der Durchführbarkeit ihrer endgültigen Übersiedlung nach London. Es gelang Dr. Grant, durch Beziehungen, auf die er kaum mehr Hoffnungen gesetzt hatte, einen Chorstuhl in Westminster zu erhalten – was als willkommene Gelegenheit, Mansfield zu verlassen und mit einem beträchtlich erhöhten Einkommen in London zu leben, den Abziehenden ebenso wünschenswert schien wie den Zurückbleibenden.

Mrs. Grant mit ihrem liebevollen und liebenswerten Wesen konnte wohl die Gegend und die Menschen, an die sie sich gewöhnt hatte, nicht ohne Bedauern verlassen; doch das gleiche glückliche Temperament bot die Gewähr, daß sie an jedem Ort und in jedem Kreis viel Erfreuliches finden würde – und vor allem konnte sie Mary wieder ein Heim bieten. Mary ihrerseits hatte genug von ihren eigenen Freunden, genug von aller Weltlichkeit und Eitelkeit, aller Liebe und Enttäuschung, die das letzte halbe Jahr ihr gebracht hatte, um dringend nach der aufrichtigen Herzensgüte und der ruhigen Vernunft ihrer Schwester zu verlangen. – Sie lebten zusammen; und als Dr. Grant sich mit Hilfe von drei großartigen offiziellen Banketten, die er im Lauf einer Woche bewältigte, einen Schlaganfall und den Tod geholt hatte, blieben die Schwestern weiterhin beisammen. Mary war zwar fest entschlossen, ihre Zuneigung nie wieder einem jüngeren Bruder zu schenken, aber sie brauchte sehr lange, um unter den schneidigen Gesellschaftslöwen oder müßig dahinlebenden Titelanwärtlern, die sich von ihren Reizen und ihren zwanzigtausend Pfund angezogen fühlten, einen Mann zu finden, der ihre in Mansfield erworbenen höheren Ansprüche erfüllte, einen, dessen Charakter und Wesensart Hoffnung auf das häusliche Glück boten, das sie schätzen gelernt hatte; kurz gesagt, sie brauchte lange, um Edmund aus dem Kopf zu bringen.

In dieser Hinsicht war Edmund in einer günstigeren Lage als sie. Er brauchte sich nicht erst lange nach einer würdigen Nachfolgerin für den freigewordenen Platz in seinem Herzen umzusehen. Kaum hatte er aufgehört, den Verlust Marys zu beklagen und Fanny immer wieder zu versichern, wie unmöglich es wäre, jemals wieder einer solchen Frau zu begegnen, als er sich zu fragen begann, ob nicht eine ganz anders geartete Frau genau so erstrebenswert – oder noch viel erstrebenswerter sein könnte; ob nicht gar Fanny und Fannys Lächeln und Fannys Wesen ihm so teuer geworden

waren, wie Mary es einst gewesen – und ob es nicht ein denkbares, ja ein aussichtsreiches Unternehmen wäre, sie davon zu überzeugen, daß ihre warme schwesterliche Zuneigung zu ihm eine sichere Grundlage für eine andere Art der Liebe bilden könnte.

Mit Absicht vermeide ich es hier, Daten zu nennen. Möge jeder sie nach seinem eigenen Belieben einsetzen, denn ich bin mir bewußt, daß die Überwindung unüberwindlicher Leidenschaft und der Wandel unwandelbarer Gefühle bei verschiedenen Menschen verschieden lange brauchen. – Ich ersuche nur jedermann, mir zu glauben, daß genau zu dem Zeitpunkt, zu dem es für ihn ganz natürlich war, und auch nicht eine Woche früher, Edmunds Liebe zu Mary erloschen war und sein Wunsch, Fanny zu heiraten, so mächtig wurde, wie Fanny selbst es nur wünschen konnte.

Angesichts der Zuneigung, die er längst für sie empfand, einer Zuneigung, die sich anfänglich auf die lebenswürdigsten Ansprüche kindlicher Unschuld und Hilflosigkeit gründete und allmählich durch den immer deutlicher hervortretenden menschlichen Wert Fannys aufs schönste gerechtfertigt wurde, konnte nichts natürlicher sein als eine solche Wandlung. Er hatte sie seit ihrem zehnten Jahr geliebt, beschützt und geleitet – ihr ganzes Denken war in hohem Maß von ihm gemodelt, ihr Wohlsein hing von seiner liebevollen Fürsorge ab – sie war von jeher der Gegenstand seines zärtlichsten Interesses gewesen und, weil er ihr selbst so teuer war, teurer als jeder andere Mensch in Mansfield: was brauchte es jetzt noch mehr, als daß er lernte, sanfte helle Augen blitzenden dunklen vorzuziehen? – Und da er ständig mit ihr zusammen war und so vertraulich mit ihr sprach und sich außerdem in dem empfänglichen Gemütszustand befand, der einer kürzlich erlebten Enttäuschung folgt, konnte es nicht lange dauern, bis die sanften hellen Augen den Sieg errangen. Als er erst einmal diesen Weg zum Glück betreten hatte und sich dessen bewußt geworden war, erhoben sich von Seiten der klugen Vorsicht keinerlei Hindernisse, um ihn aufzuhalten oder seinen Schritt zu verlangsamen: keine Zweifel, ob sie seiner wert sei, keine Befürchtungen, daß sie nicht harmonieren würden – und auch nicht die geringste Notwendigkeit, seine Glückshoffnungen auf die Verschiedenheit ihrer Temperamente zu gründen ... Ihre Art zu denken, ihr Charakter, ihre Anschauungen zwangen ihn zu keinem verschämten Kompromiß; er brauchte sich nicht stündlich selbst zu täuschen und sich nicht vorzugaukeln, daß die Zeit vieles bessern würde. Noch auf dem Höhepunkt seiner jüngsten Verliebtheit hatte er Fannys moralische Überlegenheit anerkannt. Wie mußte er sie jetzt erst betrachten? Natürlich war sie viel zu gut für ihn! Doch da niemand sich heftig dagegen sträubt, etwas zu bekommen, was er nicht verdient, strebte er mit

großem Eifer danach, dieses Kleinod zu erringen, und es konnte nicht lange dauern, bis er sich von ihr ermutigt sah. So schüchtern, bescheiden und ängstlich sie auch war, war es doch unmöglich, daß eine Liebe wie die ihre nicht manchmal auf ihren schließlichen Sieg zu hoffen gewagt hätte – wenn es auch erst einer späteren Zeit vorbehalten blieb, ihm die ganze beglückende und erstaunliche Wahrheit zu gestehen. Wie mußte es ihn beglücken, zu erfahren, daß ein solches Herz ihn so lange heimlich geliebt hatte! Die feurigsten Worte genügten wohl kaum, um seine Seligkeit auszudrücken! Doch auch ein anderes Herz war von einem Glück erfüllt, das Worte nicht beschreiben können. Möge niemand sich anmaßen zu schildern, was ein Mädchen empfindet, wenn sie das Geständnis einer Liebe vernimmt, auf die sie kaum zu hoffen wagte.

Sobald sie miteinander einig waren, gab es keine weiteren Hindernisse, weder Geldschwierigkeiten noch elterliche Bedenken. Die Heirat entsprach Sir Thomas' innigsten Wünschen. Er hatte mehr als genug von ehrgeizigen oder gewinnsüchtigen Projekten und erkannte immer deutlicher, daß Grundsätze und Charakter den einzigen wahren Wert bedeuten. Im Bestreben, alles, was ihm von seinem häuslichen Glück geblieben war, mit den stärksten Bindungen zu sichern, hatte er mit inniger Befriedigung die so naheliegende Möglichkeit vorausbedacht, daß die beiden jungen Menschen ineinander Trost für ihre Enttäuschungen finden könnten. Die Freude, mit der er Edmunds Bitte gewährte, die Überzeugung, daß er sich überglücklich schätzen durfte, Fanny als Tochter zu gewinnen, standen in so großem Gegensatz zu den Bedenken, die er über diesen Punkt geäußert hatte, als man zum erstenmal über die Aufnahme des armen kleinen Mädchens beratschlagte, wie die Zeit ihn immerdar zwischen den Plänen und den Beschlüssen der Sterblichen schafft – zu deren eigener Belehrung und zur Belustigung ihrer Nächsten.

Fanny war genau die Tochter, die er sich wünschte. Sein Wohltun hatte ihm den schönsten Lohn gebracht. Seine Großmut trug reiche Zinsen, und da er es mit ihr wirklich gut gemeint hatte, verdiente er sie auch. Freilich hätte er ihre Kindheit glücklicher gestalten können. Doch es war nicht böse Absicht gewesen, sondern nur ein irriges Urteil, das ihn bewog, ihr gegenüber barsch und streng aufzutreten, und ihn so um ihre kindliche Liebe brachte. Jetzt, da sie einander wirklich gut kannten, hingen sie innig aneinander. Nachdem er mit rührender Aufmerksamkeit dafür gesorgt hatte, daß sie in Thornton Lacey nichts vermissen sollte, was ihrem Behagen und ihrer Bequemlichkeit diene, verging kaum ein Tag, an dem er sie nicht dort besuchte oder sie von dort wegholte.

Lady Bertram, die sie selbstsüchtiger geliebt hatte, war nicht so leicht bereit, sich von ihr zu trennen. Sie konnte diese Heirat nicht wünschenswert finden, auch wenn das Glück eines Sohnes oder einer Nichte davon abhing. Doch sie war imstande, auf Fanny zu verzichten, weil Susan blieb, um den Platz ihrer Schwester auszufüllen. Susan wurde die Nichte im Hause – und wie gern! Ihr munteres, bewegliches Gemüt und ihr Hang, sich nützlich zu machen, ließen sie für diese Stellung so geeignet erscheinen, wie Fanny es durch ihr sanftes, fügsames Wesen und ihr ausgeprägtes Dankgefühl gewesen war. Susan war nicht mehr zu entbehren. Anfänglich als Trost für Fanny, dann als ihre Helferin und schließlich als Ersatz für sie, hatte sie sich in Mansfield einen festen, dauerhaften Platz errungen. Ihr furchtloses Temperament und ihre guten Nerven ließen ihr jede Aufgabe leicht erscheinen. Dank einer natürlichen Begabung, die Menschen, mit denen sie zu tun hatte, richtig zu behandeln, und frei von hemmender Schüchternheit, war sie bald allen eine willkommene, nützliche Hausgenossin, und nach Fannys Übersiedlung übernahm sie so selbstverständlich die Sorge für das Behagen ihrer Tante, daß diese sie mit der Zeit vielleicht sogar Fanny vorzog. – Susans Tüchtigkeit, Fannys Vortrefflichkeit, Williams ausgezeichnete Führung und rühmliches Ansehen sowie der Aufstieg seiner anderen Geschwister, die einander gegenseitig halfen und förderten und sich somit seines Vertrauens und seiner Unterstützung würdig erwiesen, all dies gab Sir Thomas immer neuen Grund, sich zu freuen, daß er soviel für sie getan hatte, und bestätigte ihm immer wieder, daß es kein Nachteil ist, schon früh die Härte des Lebens kennenzulernen und zu erfahren, daß der Mensch geboren ist, um zu kämpfen und zu dulden.

Auf innige Liebe und wahren menschlichen Wert gegründet, mußte das Eheglück von Edmund und Fanny so gesichert erscheinen, wie das Glück hienieden es nur sein kann. Es mangelte ihnen weder an Freunden noch an Geld. Sie glichen

einander in ihrer Vorliebe für ein stilles häusliches Leben und die Freuden des ländlichen Daseins, und ihr Heim war von Liebe und Behaglichkeit erfüllt. Um ihr Glück voll zu machen, fiel infolge Dr. Grants Ableben die Pfarre von Mansfield Edmund gerade zu dem Zeitpunkt zu, als sie lange genug verheiratet waren, um langsam eine Aufbesserung ihres Einkommens gebrauchen zu können und die Entfernung vom elterlichen Haus als unbequem zu empfinden.

Sie übersiedelten nach Mansfield, und das alte Pfarrhaus, das Fanny unter seinen beiden früheren Eigentümern niemals ohne ein peinliches Gefühl von Schüchternheit oder Ängstlichkeit hatte betreten können, war ihrem Herzen bald so teuer und erschien ihr so vollkommen wie alles andere, was in Blickweite und unter dem Schutz von Mansfield Park lag.



[Jane Austen](#), 1814

## NACHWORT

Ein englisches Landhaus mit hellen, großen Räumen, mit Park und Stallungen, mit Dienerschaft und pfarrherrlichen Nachbarn, alles fernab von London, in der stillen Landschaft von Northamptonshire, das ist Mansfield Park.

Der erste Eindruck, den das Buch auf uns macht, ist der eines stattlichen Familiengemäldes. Jane Austen setzt ihre Gestalten klar und scharf umrissen vor uns hin. In der Mitte steht das Familienoberhaupt, Sir Thomas Bertram, Parlamentsmitglied, Besitzer des Erbgutes und westindischer Plantagen. Er wirkt etwas steif und gewichtig, doch doppelt kraftvoll neben seiner Gattin, die verschlafen mit ihrem Schoßhündchen neben ihm sitzt. Die Kinder sind alle da: der verwöhnte Playboy Tom, sein ernster, jüngerer Bruder Edmund, die beiden Töchter in ihrer Jungdameneleganz. Abseits und etwas weiter hinten steht, einfacher gekleidet und mit blassen, schönen Zügen, die Nichte Fanny Price und vor ihr, sie halb verdeckend, Tante Norris.

Dann verzerrt sich dieses Bild patrizischer Geruhsamkeit und Fülle. Der Herr und Hüter des Hauses verschwindet; in die Lücke drängt sich die geschäftige Usurpatorin Norris. Das Drama beginnt. Neue, fremde Gestalten treten auf. Das elegante, sprühende Geschwisterpaar der Crawfords bringt großstädtisches Brio in das stille Herrenhaus. Das Spiel der Liebeleien und Begierden und die Kuppelei der Tante Norris setzen ein. Wir fahren nach Sotherton und schauen mit Fanny dem verfänglichen Treiben Henry Crawfords mit Rushworths Braut Maria jenseits des verschlossenen Gittertores zu, sehen Edmund mit Mary Crawford lustwandeln. Dann kommt vom Windbeutel Yates inszeniert, das Spiel im Spiel, das die Wirrnis und Verblendung fördert, bis die Rückkehr des Hausherrn den Lustbarkeiten ein Ende setzt und den ersten Akt abschließt, Äußere Ruhe zieht wiederum in Mansfield Park ein. Henry Crawford entfernt sich. Maria, enttäuscht und des häuslichen Zwanges müde, heiratet den ungeliebten, aber reichen Rushworth, und Julia, auch sie von Crawford im Stich gelassen, begleitet ihre Schwester nach London. Zwischen dem Pfarrhaus und dem Herrenhaus entspinnt sich ein neues, weit spannenderes Spiel. Das brillante Weltkind Mary Crawford umgarnt Edmund und versucht, ihn von seiner Bestimmung zum geistlichen Amt abzubringen. Ihr Bruder faßt nach seiner Rückkehr den Plan, ins

Herz der scheuen, reizenden Fanny ein kleines Loch zu bohren. Der Versuch mißlingt, denn Fanny ist gefeit durch die geheime Liebe zu ihrem Beschützer Edmund. Crawford aber, dem bisher kein Mädchenherz zu widerstehen vermochte, wird durch Fannys Standhaftigkeit und Strenge im Innersten seines Wesens getroffen. Der zweite Akt treibt seinem Höhepunkt zu. Auf Fanny, dieses stets zurückgesetzte, in seiner dienenden Stille unbeachtete Wesen, wenden sich plötzlich aller Augen, Sie hat gewagt, den Heiratsantrag Crawfords abzuweisen. Qualvoll bedrängt von allen Seiten, beharrt sie auf ihrer Ablehnung und muß es erleben, von ihrem Onkel und Gönner, an dem sie in Ehrfurcht und Treue hängt, der schwarzen Undankbarkeit beschuldigt zu werden. Sie wird, so will es Sir Thomas, zu ihren Eltern nach Portsmouth zurückgesandt. Es folgen im dritten und letzten Teil die in ihrer Lebenswahrheit erstaunlichen Kapitel, in denen Fanny das unordentliche, lärmige, halb verfallene Heim ihrer Eltern, ihren oberflächlich dahinlebenden Vater und ihre Mutter kennenlernt, welche ihren Haushalt, ihre Kinder und Dienstboten nicht zu meistern vermag. Fanny verzehrt sich in der quälenden Ungewißheit über den Ausgang von Edmunds Liebeswerben um die schöne Rivalin Mary Crawford und ebenso sehr in der Sehnsucht nach der Stille und Geborgenheit von Mansfield Park, ihrem eigentlichen, seelischen Heim. Crawfords unerwarteter Besuch bringt sie in neue äußere und innere Bedrängnis. Durch die Briefe, Lady Bertrams weitschweifige Episteln und Mary Crawfords berechnende, kalt brillante Berichte, erfahren wir von den Geschehnissen in Mansfield Park und werden auf die dramatische Wendung, auf den durch Crawford leichtsinnig verursachten Ehebruch Marias und auf die schwere Erschütterung des edeln Hauses vorbereitet.

Mit Fanny, Edmund und der neuen Adoptivnichte Susan kehren wir in das alte Haus zurück. Es ist Frühling, und die innige Freude Fannys läßt uns das Heilende spüren, das nach dem Absturz der Treulosen einkehrt: Edmunds Entrinnen aus der Umgarnung durch die schöne Sirene Mary, Toms Genesung und die Erfüllung von Fannys stummer, nie gestandener Liebe.

Es ist die Geschichte eines ganzen Hauses, die wir hier miterleben, seine brüchige Grandezza, die Bedrohung durch die Gier der Norris und die Lockungen der geistvoll zynischen Weltkinder, die Heilung durch Fannys Standhaftigkeit.

Von allen Romanen aus der Hand von Jane Austen ist «Mansfield Park» der kontrastreichste, mannigfaltigste. Er stand lange im Schatten von «Pride and Prejudice», der unter dem Titel «Stolz und Vorurteil» seinerzeit in der Manesse Bibliothek erschien, aber auch von «Emma» und «Persuasion», welche letzteren der Leser unter dem Titel «Anne Elliot» in der gleichen Reihe findet. Alle diese sind

«Mansfield Park» in ihrer Grazie und künstlerischen Ausgewogenheit und Rundung überlegen. «Mansfield Park» wiegt die fehlende, letzte Rundung und Beschwingtheit – soweit sich solche künstlerischen Eigenschaften überhaupt aufwiegen lassen – durch stoffliche und geistige Fülle und verborgener Qualitäten auf, die man erst heute wieder zu würdigen beginnt. Bevor wir aber auf diese besonderen Züge des Romans, seine eigene Schönheit, seine Probleme und seine Schwächen eintreten, sei vorerst das genannt, was er mit seinen Geschwistern, den übrigen Romanen aus Jane Austens Feder gemeinsam hat.

Gemeinsam ist allen das klare, helle Licht, das in ihren Seiten auf Menschen und Dinge fällt. Die Menschen: es sind junge Mädchen, ihre Geschwister, Eltern und Verwandte aus dem Familienkreis und die Männer und Frauen, denen sie begegnen,

eine durchaus diesseitige und alltägliche Welt, «zwei bis drei Familien in einem Dorfe», wie Jane Austen selbst einmal sagte. Es ist eine sehr eng begrenzte Welt. Man ist bei Jane Austen meist unter Leuten aus dem gehobenen Mittelstand oder, wie bei den Bertrams, des ländlichen Kleinadels, der sogenannten gentry. Beim näheren Zusehen erweist sich die Begrenzung als hohe künstlerische Ökonomie.

Es geschehen keine Wunder und keine großen Katastrophen in Jane Austens Romanen. Da, wo sich Abgründe auftun, wie beim Ehebruch von Maria Rushworth, wendet sich unsere Dichterin mit dezidierten Worten davon ab. Schuld und Elend sind nicht ihre Sache, wohl aber menschliche Schwäche und Verblendung.

Was diese kleine Welt vor biedermeierlicher Niedlichkeit und Idyllik und vor selbstgefälliger Spießigkeit bewahrt, ist das scharfe Salz von Jane Austens Ironie. Ihre Menschen mögen gewöhnliche, ja trockene und schwunglose Wesen sein, ungewöhnlich, ja einzigartig ist der durchdringende, illusionslose, ironische Blick, der auf ihrem Treiben ruht, meisterhaft und souverän die Hand, die sie so natürlich führt und die Erzählung so durchsichtig und formvollendet gestaltet.

Jane Austen will uns nicht erschüttern, sie will uns nur ruhig erzählend unterhalten, und siehe, aus ihren ganz unsensationellen Seiten steigen leibhaftige Gestalten von herrlicher Lebendigkeit, wie die Tante Norris oder Mary Crawford. Wir hören ihre Stimmen, die etwas feierlichen, sorgfältig überdachten Äußerungen des Hausherrn, das Gekeif der Norris, das lustige Geplauder von Mary Crawford, die sanft abwehrende Stimme von Fanny. Der Leser errät und ergänzt, lebt mit, hin- und hergerissen in seiner Teilnahme, hingegeben an das Schauspiel eines unerschöpflich und vollkommen natürlich scheinenden Lebens.

So ist es immer in Jane Austens reifen Werken. Alles hängt in ihnen zusammen in sinnvoller Beziehung. Die äußeren Geschehnisse, auch die kleinsten, wie z.B. das Kartenspiel, das im fünfundzwanzigsten Kapitel Fanny mit Crawford und seiner Schwester kontrastiert, stehen im Dienst der Menschenschilderung. Die Charaktere stellen sich selber in ihrem Tun, ihrem Gespräch, ihrem Verhalten zu den Mitmenschen dar. Sie grübeln nicht über sich selber noch über die Welt, in die sie die Dichterin stellt. In den schönsten ihrer Romane, an sehr vielen Stellen auch in «Mansfield Park», scheinen die Geschöpfe ihrer Phantasie ein Eigenleben zu führen, das an die Freiheit und Fülle dramatischer Gestalten gemahnt.

Was von der gegenseitigen Erhellung und Durchdringung von Charakter und Handlung gilt, gilt auch für das Verhältnis der Figuren zu ihrer Umwelt, insbesondere zu den Häusern und Räumen, in denen sie leben. Das verlassene, abseitige, ungeheizte alte Schulzimmer oben im Herrschaftshaus gehört ebensosehr zu Fanny wie das Sofa zu Lady Bertram und das lärmige, unordentliche Gehäus in Portsmouth zu Fannys Mutter. Mit dieser Kunst der Menschendarstellung und der Erhellung und Beseelung aller Teile vermochte Jane Austen aus ihrem alltäglichen Stoff unvergeßlich schöne, lebensvolle Romane zu machen.

Was nun den besonderen Ton und Charakter von «Mansfield Park» und seine Stellung im Gesamtwerk betrifft, so geben uns einige Stellen in den Briefen der Dichterin an ihre Schwester Cassandra Austen wertvollen Aufschluß. Ende Januar 1813, in einem Zeitpunkt, da die Geschichte Fannys und der Bertrams schon ziemlich weit gediehen sein mußte, erschien ihr Vorgänger «Pride and Prejudice» endlich im Druck. In dem langen Brief vom 29. Januar, in welchem Jane Austen ihrer Schwester das Erscheinen – wiederum, wie früher und wie auch bei «Mansfield Park», ohne Namensnennung – froh verkündete und die verstohlene Freude am Eindruck schildert, den das Buch beim Vorlesen auf ahnungslose Bekannte macht, findet sich der Satz: «Jetzt will ich versuchen, von etwas anderem zu schreiben, und zwar soll es ein total anderes Thema sein, nämlich Ordination» (d.h. die Priesterweihe).

Es ist schon sehr viel über diesen Satz und vor allem über sein etwas verblüffendes Ende gerätselt und theoretisiert worden. Das soll hier nicht geschehen, denn die Erklärung für den Hinweis auf die Einsegnung des Pfarrers scheint sehr einfach zu

sein. Sie bezieht sich natürlich auf Edmunds Fahrt nach Lessingby zur Ordination (Kap. 25), und wir vermuten, daß Jane Austen damals gerade an der Niederschrift jener Seiten war. So erklärt sich der Hinweis auf gerade dieses Thema, das ja im

Roman sonst nirgends weiter entwickelt wird, obschon es den Grund für die Spannung zwischen Edmund und Mary Crawford bildet.

Weit wichtiger ist Jane Austens deutlicher Wink, der die Schwester, vor der die Dichterin ihr jüngstes im Entstehen begriffenes Werk offenbar geheimgehalten hatte, auf ein neues, viel ernsteres Thema vorbereitet.

Diese Wendung in Ton und Thema zu strengeren Dingen hängt mit dem inneren Reifeprozess zusammen, der in «Mansfield Park» seinen ersten Niederschlag findet. «Pride and Prejudice» war ursprünglich von der zwanzigjährigen Jane Austen konzipiert und in einer von der Dichterin später stark gekürzten und umgegossenen Fassung niedergeschrieben worden. In seiner siegreich lebensfrohen Liebesgeschichte und vor allem auch in der herrlich frischen, kecken Heldin Elizabeth Bennet bewahrt dieser Roman noch etwas vom Frohsinn, ja vom Übermut der Mädchenjahre. \* Der Quell solch frohen Fabulierens versiegte, als Jane Austen der ländlichen Kultur ihrer Heimat entrissen und in städtische Enge (Bath und Southampton) versetzt wurde. Das lärmige Portsmouth, in das Fanny Price verbannt wird, trägt die Spuren jener Leidensjahre. Erst nach der Rückkehr in die heimatliche, ländliche Welt erwachte die alte Schaffenslust wieder. Zuerst überarbeitete sie die lange liegengelassenen Fassungen früher Romane, dann wandte sie sich neuen, größeren Aufgaben zu.

Es war nicht mehr das zu Parodien und zur Verulkung aufgelegte Mädchen, es war die gereifte und erprobte Künstlerin, die nun in einer durch die inneren und äußeren Umwälzungen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts und den Krieg gegen Frankreich veränderten Welt und mit ernsterem Lebensgefühl zu dem großen, beziehungsreichen Roman ausholt, der hier vorliegt.

«Mansfield Park» stellt im Gesamtwerk Jane Austens einen Neubeginn, ja recht eigentlich ein Experiment dar. Leicht übersieht man bei der stilistischen Ähnlichkeit ihrer Romane, die alle den unverkennbaren Stempel ihrer klassizistischen Schulung tragen, daß eine geheime Dialektik die einzelnen Werke gegeneinander abhebt. Jeder Roman ist gleichsam eine Antwort auf den vorangegangenen, eine Ergänzung, oft eine Überwindung, ja zum Teil eine Kritik und Rebellion gegen den Vorgänger. Dies ist nirgends so deutlich wie in dem scharfen Gegensatz zwischen «Pride and Prejudice» und «Mansfield Park». Eine lustige Briefstelle vom 4. Februar 1813, unmittelbar nach der oben genannten Äußerung über das neue Thema geschrieben, beweist dies. Jane Austen ist nach der ersten Freude über das Erscheinen von «Pride and Prejudice» mit dem Ton des Romans unzufrieden. «Das Werk ist eher zu leicht, zu hell und spritzig; es fehlt ihm an Schattierung; man sollte es da und dort durch ein langes, verständiges

Kapitel ergänzen ... durch irgend etwas, das einen Kontrast bilden und den Leser mit neuer Freude zum muntern und witzigen Stil des Restes zurückführen würde.»

Hinter den natürlich nicht allzu wörtlich zu nehmenden Worten errät man die künstlerische Intention, welche beim Schreiben von «Mansfield Park» wirksam war. Dieser Roman sollte kontrastreicher, aber auch besinnlicher sein. Eine einfache Liebesgeschichte genügte Jane Austen nun nicht mehr. Sie setzt nun an zu einem mehrschichtigen, zwei verschiedene Gesellschaftsklassen und gegensätzliche Lebensauffassungen schildernden Familienroman. In diesem tauchen Fragen auf, die man in ihren früheren Werken nirgends findet, wie der Zusammenhang zwischen Charakter und Umwelt, Fragen der Erziehung, und jene, zwar nur selten angetönte, aber für Jane Austen angelegene Frage der Berufung zum geistlichen Amt, die sich weitet zur Gegenüberstellung männlicher Gestalten, die im Pflichtkreis eines Berufes stehen, wie William Price und Edmund, und den moralisch unverpflichteten Playboys Yates, Tom Bertram und Henry Crawford.

All dies, und die Vermehrung der Schauplätze durch den Einbezug von Sotherton und Portsmouth und das im Hintergrund lockende, verführerische London, gibt dem Buch eine neue Weite und Fülle.

Die wichtigste Änderung indessen, die «Mansfield Park» mehr als alles andere von seinen Vorgängern und auch von «Emma» abhebt, ist die Wahl der Aschenbrödelfigur Fannys zur Heldin und zum Sprachrohr der Dichterin selbst. Auf die tieferen Gründe, die Jane Austen zur Wahl dieser Schlüsselgestalt führten, können wir erst am Schlusse eingehen. Zuvor soll die Kunst der Charakterisierung und der Handlungsführung in «Mansfield Park» gewürdigt werden.

«Mansfield Park» ist das erste Werk in Jane Austens späterer Manier. Das Hauptmerkmal dieser Manier ist eine bedeutende Verfeinerung der Charakterschilderung sowie der Handlungsführung. In ihren früheren Werken liebt es Jane Austen, ihre Hauptgestalten einander pointiert gegenüberzustellen, was schon im Titel der zwei bedeutendsten Beispiele «Sense and Sensibility» und «Pride and Prejudice» zum Ausdruck kommt. In «Mansfield Park» tritt an die Stelle der Gegenüberstellung die feiner nuancierte Variation. Die Schwestern Maria und Julia Bertram haben ähnliche Anlagen und Züge, ihre Stellung als führende, ältere und als nachgeborene, jüngere Schwester schärft im einen und dämpft im andern Falle die angeborene wie auch die, noch wichtigere, anerzogene Äußerlichkeit. Noch feiner und beziehungsreicher ist das Verhältnis der drei Schwestern der älteren Generation, Lady Bertram, Fannys Mutter und Tante Norris. Um diese Gestalten, um Fanny, ihren

Lieblingsbruder William, um Edmund herum entfaltet sich das Bild eines großen Familienwesens, wie es selten reicher und schöner dargestellt wurde. Was die Darstellung der einzelnen Figuren betrifft, so muß auffallen, daß ihr Äußeres nur selten beschrieben wird. Wir erfahren beispielsweise nie, wie Tante Norris aussieht, wissen aber sehr genau, wie sie denkt und wie sie spricht. Einzig Fanny wird kurz beschrieben, alle andern entfalten sich im Gespräch, das nie Monolog, sondern immer Mitteilung, d.h. Ausdruck der Beziehung und des Verhaltens zum andern, ist. Jane Austen setzt ihre Menschen in Szene, betrachtet sie belustigt – man denke an das liebevoll neckische Spiel mit Lady Bertram – und läßt sie sich im Netz ihrer Begierden und Eitelkeiten verfangen. Wir müssen es uns versagen, diese Kunst der Menschendarstellung mit den Mitteln ihrer raffinierten Prosa im einzelnen zu behandeln. Der Leser von «Mansfield Park» sieht die Frucht dieser reifen Kunst in Gestalten wie Henry und Mary Crawford, welche mit einem solchen Glanz sprühenden Lebens, solcher Plastizität ausgestattet sind, daß der Leser dazu kommt, gegen die Autorin für diese Weltkinder Partei zu nehmen. Das geht so weit, daß wir es am Ende des Buches nicht wahrhaben wollen, daß ein so netter Kerl wie Henry Crawford solch kopfloser Flatterhaftigkeit und Eitelkeit fähig ist, wie es die verhängnisvolle, letzte Liebelei mit Maria Rushworth zeigt.

Das Neue ist hier, wie übrigens auch in der prächtigen Gestalt des patriarchalischen Hausherrn, daß Jane Austen ihre Kunst der Darstellung gemischter Charaktere widmet. Der Unterschied zwischen diesen Figuren der späteren Romane und den schon im Frühwerk zu brillanter Wirkung gediehenen, komisch-satirischen Gestalten wird deutlich, wenn man die Figur der Mary Crawford mit derjenigen der Tante Norris vergleicht. Die unwiderstehliche komische Kraft und Evidenz der letzteren stammt aus der satirischen Verve, mit der gewisse begrenzte, unveränderliche Grundzüge: blinde Geschäftigkeit, Geiz, enge Machtgier und Mißgunst in immer neuen, köstlichen Wandlungen hervorbrechen. Die Erfindungskraft, die Fülle der Einfälle beim ergötzlichen Schildern dieses Monstrums scheint unerschöpflich. Jane Austen konnte, lange nach dem Erscheinen des Romans, ihre Neffen und Nichten mit weiteren Einzelheiten über Tante Norris unterhalten; so verriet sie ihnen, daß der Beitrag der Tante an die Seemannsausrüstung des jungen William Price genau ein Pfund betragen habe!

Anders ist es bei den gemischten Figuren. Bei ihnen sind Schwächen und lebensvolle, vielversprechende Gaben in der Schwebe. Sie sind wandelbar, der Einsicht und Entfaltung wie auch der Versuchung zugänglich. Dem leidgeprüften Sir Thomas erwächst aus dem Unheil späte Einsicht, für Tante Norris gibt es am Ende nur ein

Erlöschen ihres Einflusses und ihrer Kraft. Weit interessanter ist der Verlauf bei den Crawfords. Obschon die Dichterin mit diesen, wie mit so vielen andern ihrer Gestalten, zuletzt ins unerbittliche Gericht geht, Henry Crawford zur Zwangsehe mit Maria Bertram verdammt und Mary leer ausgehen läßt, so sind diese Figuren doch so reich angelegt und so lebensnah geschildert, daß es Momente gibt, da wir uns einen Ehebund von Henry Crawford mit Fanny und selbst zwischen Edmund und Mary vorstellen können.

Ein weiteres Merkmal der Charakterzeichnung, ein Merkmal von Jane Austens Kunst überhaupt, liegt in der Dichte und Innigkeit der menschlichen Beziehungen. Die Menschen ihrer Romane wälzen keine Probleme. Einige unter ihnen, Lady Bertram zum Beispiel, sind des Denkens gar nicht fähig. Ein gutmütiges, warmes Lächeln geht bei ihr über allen Verstand. Die andern aber, die Harmlosen wie die Berechnenden, werden durch ihr Verhalten inmitten des großen Familienwesens, d.h. in ihren Beziehungen zu den Mitmenschen, geschildert. Die Stufenleiter geht von völliger Beziehungslosigkeit bei Fannys Vater bis zu inniger Sorge für alle bei Fanny selbst. Menschliche Beziehungen sind selbstverständlich ein wichtiger Teil aller Romane; aber hier, in Jane Austens späteren Familienromanen, sind sie der eigentliche und fast ausschließliche Gegenstand aller Gefühle, aller Überlegungen und Berechnungen. In den sechshundert Seiten von «Mansfield Park» werden alle Grundbeziehungen im Zusammenleben von Familiengliedern berührt, von der Sorge des Hausvaters und der Geschwisterliebe, die Fanny mit ihrem fernen Bruder verbindet, bis zu den Spannungen, welche Eltern und Kinder einander entfremden und bis zur Usurpation und Verzerrung der Familiengewalt durch Tante Norris. Menschliches Rücksichtnehmen verbindet alle Wohlgesinnten unter den Hausgenossen und auch Nachbarn, wie Mrs. Grant. Ein Gefühl der mitmenschlichen Verantwortung führt Edmund zur Seelsorge, so, wie es ihn früher zum spontanen Ausdruck seines Mitgefühls für die kleine, verschüchterte Fanny gedrängt hatte, jenem Mitgefühl, das den Keim zu Fannys nie eingestandener Liebe gelegt hatte. Das Gefühl der Angehörigkeit erreicht in Fannys Treue eine fast religiöse Tiefe und höchste sittliche Kraft. Zweifellos liegt in diesem Sinn für die Bedeutung, ja Heiligkeit wie auch für die Verletzlichkeit der innersten menschlichen Beziehungen eine der Quellen von Jane Austens Kunst.

Es ist oft genug darauf hingewiesen worden, daß keine ihrer Gestalten je aus der strengen Ordnung der ländlich-aristokratischen Gesellschaft ausbricht noch sie jemals in Frage stellt. Man hat dies mit Recht als eine Begrenzung empfunden. Allzu wenig hat man darob beachtet, welche künstlerischen Qualitäten Jane Austen aus dieser



bewußten Beschränkung und aus dem überzeugten Bejahen der ländlich-adligen Welt erwächst. So ist z.B. die schöne künstlerische Einheit unseres Romans nicht nur eine Sache des Stils; sie beruht auf jenem Geflecht der menschlichen Beziehungen, die jede Gestalt mit jeder anderen verbindet. Es ist so dicht, daß wir in den späteren Kapiteln fast an jeder Stelle – auch wenn wir fern vom Hause sind – stets das Ganze des Familienwesens vor uns haben.

Ein Wort zum äußeren Geschehen, zur Handlung unseres Romans. «Mansfield Park» ist trotz der Fülle der Kontraste ein sehr stiller Roman. Er enthält keine lauten, keine großen Geschehnisse. Ein einziges Mal, am Ende des achtzehnten Kapitels, das in der ursprünglichen Ausgabe den Abschluß des ersten Bandes bildete, wird die Handlung durch das unerwartete Erscheinen des Hausherrn höchst effektiv unterbrochen. Der zweite Höhepunkt, der ebenso unerwartete Heiratsantrag Henry Crawfords an Fanny, bringt zwar die entscheidende Wendung und führt zur erregendsten, tiefsten Bedrängnis der Heldin, wird aber ohne jeglichen éclat erzählt. Die eigentliche Katastrophe, Maria Rushworths Ehebruch und Flucht mit Crawford, geschieht fernab vom Mittelpunkt und wird uns durch Brief und Zeitung berichtet.

Jane Austen mied alles Drastische soweit wie immer möglich. Als junges Mädchen hatte sie sich über die Moritaten der modischen Schauerromane lustig gemacht und ihre Morde und Entführungen in ihren Parodien verulkt. Im reifen Werk, insbesondere in den späteren Romanen, hat sie sichtlich Mühe, dramatische Wendungen, wie sie sich notwendigerweise in den Schlußkapiteln aufdrängen, zu schildern. Von den Schwierigkeiten, denen sie am Ende unseres Romans begegnete, wird noch zu reden sein.

Es war wohl ihre Scheu vor heftigem äußerem Geschehen, welche sie das Theaterspiel als Handlungsmotiv wählen ließ. Die Wahl war außerordentlich glücklich, denn die Aufregungen um die Inszenierung der «Liebesschwüre» gibt den frühen Kapiteln ihre Lebendigkeit, ohne daß die Dichterin von der eigentlichen Handlung des kleinen Dramas etwas zu sagen braucht. \* Jane Austens ruhiges Erzählen, das allem Sensationellen aus dem Wege geht, hat der Zeit besser widerstanden als die viel farbigere und in mancher Beziehung reichere Kunst von Walter Scott. Immerhin sind auch in unserem Roman gewisse Wirkungen verlorengegangen, Anspielungen, die den damaligen Lesern deutlich waren, uns aber dunkel sind. Es lohnt sich, zwei davon zu erklären.

\* «Liebesschwüre» (Lovers' Vows) ist die um 1800 in London oft gespielte, englische Fassung eines in jener empfindsamen Zeit sehr beliebten Rührstückes Kotzebues,

«Das Kind der Liebe». Darin trifft der heimkehrende Soldat Frederick, den Henry Crawford spielt, seine, vom adligen Verführer im Elend zurückgelassene Mutter Agatha, Maria Bertrams Rolle, was den beiden Gelegenheit zu etlichen rührseligen und verfänglichen Szenen gibt. Noch verfänglicher ist die Nebenhandlung des Stücks, in welcher Amelia, die Tochter des adligen Verführers aus dessen späterer, liebloser Ehe, ihrem Hauslehrer, dem jungen Geistlichen Anhalt, in verblühten und später in unverblühten Worten zu verstehen gibt, daß sie ihn zum Mann begehrt. Dies ist die Rolle, die Mary Crawford zufällt. Sie gestattet ihr, an Edmund, der zögernd die Rolle Anhalts übernommen hat, jene verlockenden Tiraden über Eheglück zu richten, die Fanny beim Einüben mitanhören muß.

Das Bangen um das Schicksal von Sir Thomas Bertram während seiner Abwesenheit und insbesondere während seiner erwarteten Rückkehr wird verständlich, wenn man an die damalige Weltlage denkt, da feindliche französische Kriegsschiffe und Piraten die westindische Welt und vor allem die nordatlantischen Gewässer unsicher machten. Lustbarkeiten, wie das Theaterspielen, von dem Edmund wußte, daß der Hausherr sie mißbilligt hätte, mußten doppelt unpassend erscheinen, solange er in wirklicher Gefahr schwebte.

Das zweite: wenn in den späteren Kapiteln unseres Romans die Hauptstadt als Zentrum frivolen Lebens erscheint, so ist dies nicht nur ein Ausfluß von Fannys Ängstlichkeit. Das elegante London der sogenannten Regency, d.h. der Jahre 1810-1820, ist berühmt für den Übermut und die Sittenlosigkeit seiner jeunesse dorée. Es war die Zeit, da Byron in den Salons, wo eine Lady Caroline Lamb verkehrte, eine Rolle spielte, die derjenigen von Henry Crawford nicht unähnlich ist. Der jüngste Herausgeber von «Mansfield Park», Tony Tanner \*, hat wohl nicht unrecht, wenn er vermutet, daß Jane Austen in den Crawfords das Heraufkommen einer Welt schildert, von der sie ahnte, daß sie alle Werte, die im Herkommen und in der uralten ländlich-adligen Kultur wurzeln, in Frage stellen würde.

Eines ist uns heute klar: die soziale und auch die politische Wirklichkeit wurde von Jane Austen nicht ignoriert, wie man früher immer wieder behauptete. Sie war den hellhörigen, denkenden Lesern – und nur für solche schrieb sie – spürbar genug, etwa in dem betonten Preis des Lebensvollen in der Erwartung des jungen Marineoffiziers William Price, baldmöglichst gegen den Feind in See zu stechen. Auch uns ist sie spürbar, doch erst durch die tiefe Verwandlung in Jane Austens Phantasie. Napoleon, London, sie sind in «Mansfield Park» die gierige, berechnende, brillante und treulose Welt, die Edmund, Fanny und das alte Haus umstricken und bedrängen.

An dieser Stelle, wo von der Handlungsführung in «Mansfield Park» die Rede ist, wäre nun auch die Frage aufzuwerfen, warum das Geschehen in den letzten Seiten des Romans so auffallend rasch, ja hastig dem Ende entgegeneilt. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns zuvor der Hauptgestalt des Romans, Fanny Price, zuwenden.

Fanny, die stillste und scheueste aller Bewohner von Mansfield Park, ist die Schlüsselfigur des Romans. Selbst Tante Norris bestätigt dies auf ihre hämische Weise, wenn sie sagt, Fanny sei an allem Unheil schuld; hätte sie Crawford geheiratet, so wäre weder er noch Maria in jene letzte Versuchung geraten, die zur Katastrophe führt. Die äußerlich passive Fanny entscheidet in der Tat über das Los der zentralen Gestalten, ja eigentlich des ganzen Hauses. Als verschüchtertes Kind tritt sie ein; als Schutzgeist, fast als Herrin kehrt sie am Ende zurück.

In Jane Austens Familien- und Bekanntenkreis, dessen Urteil über ihre Bücher sie belustigt und gespannt für sich niederschrieb, fand Fanny ungeteilte Bewunderung. Nur eine einzige ihrer vielen Nichten «konnte sie nicht ausstehen»; und die Mutter der Dichterin, die alle Romane ihrer Tochter kannte und gerne aus ihnen vorlas, fand Fanny fad. Im bürgerlichen Zeitalter der Königin Viktoria waren «Mansfield Park» und seine Heldin sehr beliebt. Mit dem Beginn der Frauenemanzipation schlug das Urteil um. Leserinnen, welche von Ibsen und Bernard Shaw herkamen, fanden Fanny mit Sheila Kaye-Smith «duckmäuserisch», und die Bewunderung männlicher Leser für den Roman erschien verdächtig.

Es war ein Aufsatz des amerikanischen Kritikers Lionel Trilling aus dem Jahre 1955, der neues Licht auf die Gestalt Fannys warf. Trilling weist darauf hin, daß in Fanny Price, der dienenden, keuschen und scheuen Jungfrau, gewisse uralte, christliche Tugenden wirken, die unserer modernen, vitalistischen Überbewertung aktiver Energie und bewußter Pflege und Bewunderung individualistischer Originalität und geistvoller Brillanz zuwiderlaufen. Fanny ist demütig und still, wie die Sanftmütigen und wie die Einfältigen im Geiste. Sie ist selbstlos und dient. Ihre Kämpfe und Anstrengungen sind innerliche, welche ihren ohnehin schon zarten Körper belasten. Ihre Kränklichkeit, das Kopfweg nach dem Pflücken einiger Blumen im heißen Garten befremdet uns; woran wir aber noch mehr Anstoß nehmen, ist die unbeugsame Strenge und für uns schwer erträgliche Unfehlbarkeit ihres moralischen Urteils. Wir empfinden es oft als eng und lebensfeindlich.

Wieso soll es – um ein Beispiel zu nehmen – für Fanny eine so gräßliche Zumutung sein, eine kleine Nebenrolle im Theaterstück zu übernehmen, nachdem ihre Basen und Vettern, zuletzt sogar Edmund, sie darum bitten?

Trilling vermutet, daß hinter ihrer standhaften, erst im letzten Moment überwundenen Abneigung die Furcht vor dem Verlust der unter Leid und Anfechtung erkämpften moralischen Integrität liegt. Sie ahnt, daß die andern, Crawford und seine Schwester, Maria und zuletzt sogar Edmund im Schutz der Maske ihre sittlichen Hemmungen loswerden und sich ausleben wollen. Es ist nicht sauertöpfisches Spielverderben, dieses Zurückschrecken vor der Verwandlung, denn Fannys Freude an harmlosen Lustbarkeiten, ihre reine und mächtige Freude während des Hausballs zum Beispiel, ist allzu echt – und wir wissen zudem, daß Jane Austen als junges Mädchen selbst größte Freude am Theaterspielen hatte. Nein, es ist etwas ganz anderes: es ist die schon erwähnte Gewißheit, daß das Inszenieren dieser «Liebesschwüre» gegen den Willen des abwesenden, auf gefährlicher Fahrt abwesenden Hausherrn unschicklich und angesichts der Tändeleien und Verlockungen der Crawfords gefährlich war. Ihr innerstes Gefühl, aber auch ihre eifersüchtige, geheime Verliebtheit in Edmund lassen Fanny ahnen, daß bei den Crawfords nicht nur die Lust, sich in allen möglichen Rollen des Theaters zu gefallen, unwiderstehlich ist, daß auch im wirklichen Leben der Crawfords kein richtiger Ernst liegt. Beim Kokettieren der Schwester wie bei den Liebeleien des Bruders ist im Grunde das Herz nicht dabei.

Fanny aber ganz auf sich selbst gestellt, ohne Stellung und Ehrgeiz, hat nichts als ihr Herz. In der Einsamkeit des verlassenenen, ungeheizten Schulzimmers, wo sie ihre Blumen und Bücher mit den Versen ihrer Lieblingsdichter hat, ist das schwärmerische Mädchenherz erwacht; im Umgang mit den Insassen des großen Hauses, in der Liebe zu Edmund und der Anfechtung durch Tante Norris ist es herangewachsen und wächst vor unseren Augen weiter, bis es zum sittlichen Gewissen, zur Seele des ganzen Hauses wird. Fannys Kraft liegt nicht im aktiven Widerstand, noch weniger in irgendwelcher Auflehnung. Sanfte Abwehr ist alles, was sie vorerst vermag, bis der Antrag Crawfords sie zum einen, großen und zähen «Nein» ihres Lebens zwingt. Die Rebellion einer Jane Eyre, die elementare Leidenschaft einer Emily Brontë sind ihr fremd. Fannys Stärke liegt in der Innerlichkeit des Gemüts und in ihrer Treue, ihrem Verantwortungsgefühl den Mitmenschen gegenüber und dem daraus erwachsenen sittlichen Gefühl.

Aus der Anhänglichkeit des jungen Mädchens an das Haus, das ihr Geborgenheit und in Edmund einen Beschützer und Freund geschenkt hat, wächst zweierlei: die nie eingestandene Liebe zu Edmund mit ihren geheimen Schmerzen und Wonnen und

etwas noch Stärkeres, Unpersönliches, das Idealbild von «Mansfield Park» als des stillen, edeln Hauses, in welchem alles Harmonie, Würde und Ordnung ist, das Ideal- und Wunschbild, wie es im schwärmerischen Gemüt des reinen Mädchens heranwächst, wie es schließlich im Lärm und Gewühl von Portsmouth als ihr eigentliches Heim von Fannys Seele steht. Es ist das Ideal einer tief konservativen Lebensform, in welchem sich aristokratisch-patrizische mit bürgerlichen Auffassungen und fraulichen Idealen vereinigen und sublimieren. «Mansfield Park» erscheint als Hort aller bewahrenden Kräfte, aller althergebrachten Sitten, ein Ort der Selbstbeherrschung und der Würde, still, hell und herrschaftlich inmitten seiner Gärten und Wälder. In das Sehnsuchtsbild Fannys mischen sich fast klösterliche Züge: der stille Ablauf der alltäglichen Dinge, der Mahlzeiten, der kleinen Pflichten des Vorlesens, der Gespräche mit Lady Bertram. Solch winzige, triviale Dinge, die Gänge durch die Räume und über die breiten Treppen des großen Hauses, folgen sich in einem beinahe feierlichen Ritus.

In Fannys Bereitschaft zu selbstlosem Dienen, in ihre Sanftmut und in die Verehrung, die sie dem Haus ihrer Beschützer widmet, gehen christliche Züge ein, wie Trilling mit Recht betont; doch sind sowohl das Ideal wie Fannys eigenes Wesen so sehr mit der konkreten Wirklichkeit der englischen Welt Jane Austens und mit den Gesellschaftszuständen im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert verhaftet, daß wir beide als durchaus diesseitige Verkörperungen einer künstlerischen Vision empfinden. Es gehört zum Reichtum unseres Romans, daß sich Wirklichkeit und Wunschbild in seinen Seiten gegenüberstehen, daß Fanny keine Heilige, sondern ein verliebtes Mädchen ist, das seine Liebe und Güte verströmt, das aber auch katzenhaft am Hause hängt und seine Ordnung und Wärme liebt.

Fanny ist ein Ausbund der Tugend und bringt den Leser mit ihrer Lammesgeduld recht oft in Verzweiflung. Wir müssen bis zum vierundvierzigsten Kapitel warten, bis ihre Geduld Edmund gegenüber endlich einmal reißt und sie ihrem Unmut über die zynische Rivalin und den blinden, törichten Vetter Luft macht. Fanny, das brave Lamm, beginnt in den letzten Kapiteln überhaupt etwas zu zeigen, das gefährlich wie Krallen aussieht. Im fünfundvierzigsten Kapitel hören wir ihr Urteil über London, dessen Einfluß «sich auf jede achtbare menschliche Bindung schädlich auswirkte», was im Munde Fannys seltsam altklug tönt, altklug und tantenhaft wie die anschließenden Worte über Mary Crawford: «Ihre Beziehung zu Edmund war achtbar gewesen, das Achtbarste an ihrem ganzen Charakter, ihre Freundschaft für Fanny zumindest ohne Fehl und Tadel.» Was ist mit Fanny geschehen? Wir kommen hier zu

der künstlerischen, aber auch psychologisch-menschlichen Problematik, die mit der Gestalt Fannys als Haupt- und Schlüsselfigur zusammenhängt.

Es war für den Gehalt wie für den Ton und Stil von «Mansfield Park» ein entscheidender Entschluß, als Jane Austen ihrer kecken Elizabeth Bennet die Aschenbrödefigur der kleinen Fanny entgegenstellte. Mit Fanny und ihrer Gegenspielerin Mrs. Norris wird die wertende, urteilende Komponente, die moralische Dimension, in den Roman eingeführt, und zwar auf eine Weise, wie sie so klar und unverhüllt in keinem ihrer übrigen Romane zu finden ist. Sie gibt dem Buch sein eigenes Gewicht und jenen Ernst und jene Fülle, die niemand missen möchte. Doch erwachsen der Dichterin aus der Wahl ihrer jungen, zarten und wehrlosen Heldin eine Reihe von Schwierigkeiten, die nicht zu übersehen sind.

Alle Hauptgestalten der früheren Romane sind, mit einer einzigen Ausnahme, lebensvolle, frohmütige, intelligente Wesen, die sich in harmlose oder ernstliche, doch immer auch komische Verstrickungen, in ihre eigenen kleinen Dummheiten verfangen. Jane Austens Kunst der Darstellung in Handlung und Rede, die sich in unseren Seiten an Mary Crawford und Tante Norris, an Yates und William Price und vielen kleineren Gestalten zeigt, hebt alles ins hellste, plastisch umreißende Licht, hält aber auch alles in kühler, ironischer Distanz.

Bei Fanny ist alles ganz anders. Zu Fanny haben wir selten Distanz. Sie ist stets in unserer unmittelbaren Nähe. Wenn wir sie zum erstenmal sehen, ist sie ein verschüchtertes, reisemüdes Kind. Von der ersten Stunde an ist sie der herrisch-hämischen Behandlung der Tante Norris ausgesetzt und damit unserem

Mitgefühl nahegebracht. Die Dichterin sorgt dafür, daß sie uns stets nahe bleibt. Fanny ist unser und Jane Austens Adoptivkind, das sich dem Andrang einer fremden Welt erwehren muß. Durch ihre Augen sehen wir «Mansfield Park» und alle seine Insassen und Besucher. Durch diese Adoption, die in den späteren Kapiteln zur vollständigen Identifikation der Dichterin mit ihrer Heldin geht, gewinnt der Roman einen archimedischen Punkt, von dem aus alles gemessen und beurteilt wird.

Fanny ist die romantische Seele, die, inmitten von Weltkindern, ausschließlich aus dem sittlichen Gefühl heraus lebt und uns darum von fern ans Religiöse und Unbedingte gemahnt. Darum hat sie als einzige im Hause zutiefst ein Verständnis für die Berufung Edmunds zum geistlichen Amt.

Zugleich ist sie aber auch die Richterin, die schon zu Beginn des Romans, als blutjunges Mädchen, die Verweltlichung der Rushworths in der pompösen Schloßkapelle in Sotherton spürt und rügt.

Solange Fanny leidet, solange sie sich in unerwiderter Liebe zu Edmund verzehrt und gegen ihre sehr menschliche Eifersucht zu kämpfen hat, besitzt sie unser Mitgefühl, nie mehr als dort, wo sie in ärgster Bedrängnis die harten Worte des Hausherrn hören muß. Auch in Portsmouth noch, wo sie von Tag zu Tag auf die Nachricht von Edmunds Verlobung mit Mary Crawford wartet, ist sie uns nah; dort aber wo sie richtet, wo sie über ihre eigenen Eltern den Stab bricht, tritt sie aus dem Kreis der Mitspieler im häuslichen Drama heraus. Sie ist nicht mehr die sanfte Fanny der früheren Seiten, die allen hilft und alle anhört; es ist Jane Austen, ihre Schöpferin, die durch ihre Gestalt hindurch jene altklugen Worte fallenläßt, die wir oben zitierten. Es ist nicht Jane Austen, die Künstlerin, die eine Lady Bertram schuf und uns mit den Ausreden der Tante Norris ergötzt, auch nicht mehr die Erzählerin, die Fanny durch ihre ersten Jahre in «Mansfield Park» begleitet und sie zum Hausball führt; nein, es ist Jane Austen die Moralistin, die altjüngferlich zu Gericht sitzt über Unsauberkeit und ungeschickte Behandlung von Dienstboten, deren verhärtetes, unduldsames Herz zuletzt Maria Rushworth, die Gefallene, ins Inferno des Exils schickt.

Ein lehrhafter Zug schleicht sich in die letzten Kapitel des Buches ein. Fanny, einst so scheu und blöde, erteilt nun ihrer jüngeren Schwester Lektionen im sittsamen Betragen. Wenn die Gestalt dieser Susan auch nicht ohne Reiz ist und wir die Erneuerung des Lebens in ihr begrüßen, so tröstet sie uns dennoch nicht über die Härte und Kargheit der übrigen Seiten hinweg.

Der Schluß, das «happy end» unseres Romans, d.h. die Hochzeit von Fanny und Edmund und ihr Einzug ins Pfarrhaus von «Mansfield Park», ist weder der glücklichste noch der überzeugendste Teil des Buches. Er bringt uns nicht jenes Gefühl echter Erfüllung, welche die Vermählung von Elizabeth Bennet mit Darcy in «Pride and Prejudice» oder die Heirat der Heldin von «Emma» mit Mr. Knightley gibt, geschweige denn die tiefe Befriedigung, welche die späte Vereinigung der leiderproben Anne Elliot mit ihrem Jugendgeliebten Wentworth in «Persuasion» dem Leser schenkt.

Der Verdacht steigt in uns auf, daß das Schicksal ihrer Gestalten, das Schicksal Fannys und Edmunds, die Verfasserin nicht mehr sehr interessierte, nachdem «Mansfield Park», das Haus und all das, wofür es steht, vom bösen Geist der Norris befreit ist, gerettet und gefestigt dasteht. Fannys Hauptrolle als Schutzgeist des Hauses ist damit

erfüllt, ihre Liebe war immer im Schatten der übrigen Geschehnisse gestanden, war nichts als ein banges, ohnmächtiges Zuschauen und Warten gewesen. Wir glauben an ihr inniges, tiefes Gefühl für Edmund. Wenn uns bei der Erfüllung ihres geheimsten Traumes dennoch nicht wohl wird, so liegt dies nicht so sehr an Fanny als am Versagen von Jane Austens Kunst bei der Gestalt Edmunds, dem einzigen ernstlichen Versagen im Rahmen des Werkes. Die Einbrüche engen Moralisierens und herben Verdammens der Schuldigen lassen sich durch die leidenschaftliche Strenge und das sittliche Pathos des Romans erklären und sind als Explosionen des Unwillens sogar interessant; die Bläßheit und Schattenhaftigkeit der zentralen Figur Edmunds ist schwerwiegender. Was Jane Austen bei Fanny über weite Strecken hinweg gelang, die überzeugende Darstellung eines tugendhaften, verinnerlichten Wesens, blieb bei Edmund in den Anfängen stecken. Die Gestaltungskraft und Charakterisierungskunst, die sich bei den übrigen männlichen Figuren, bei Henry Crawford und Sir Thomas Bertram, bei William Price und selbst bei Rushworth und in den flüchtigen Skizzen des Gecken Yates und des Bonvivants Dr. Grant so leuchtend bewährte, wollte sich hier nie entzünden. Was Edmund an glaubhaftem Leben hat, empfängt er von der sprühenden Kraft Mary Crawfords. Seine eigene Vorbildlichkeit, sein gutes Herz und seine Pläne, im Dienste der Nächsten als Pfarrer zu wirken, enden für uns in nichts als Langeweile. Als schattenhaften Doppelgänger Fannys können wir uns Edmund nur mit Mühe als Lebensgefährten an ihrer Seite vorstellen, und es ist bezeichnend, daß uns Jane Austen als Fernziel des gemeinsamen Glücks der beiden einzig die Rückkehr in die Nähe des schönen alten Herrenhauses bieten kann.

Dem Leser von «Mansfield Park» birgt das Romanwerk Jane Austens eine letzte, schöne Überraschung und Erfüllung. Wenn er den schmalen, zarten, letzten Roman der Dichterin, «Persuasion»\*, öffnet, entdeckt er dort in der Gestalt Anne Elliots eine reifere, mildere, von allen Schlacken der Lehrhaftigkeit und Enge befreite Schwester unserer kleinen Fanny. Ihr schenkt Jane Austen, was sie Fanny versagte, die Fähigkeit zu allerfüllender, starker Liebe, und an ihre Seite stellt sie die schönste ihrer Männergestalten im siegreich lebensfrohen, stolzen Frederick Wentworth.

Max Wildi

\* Erschienen im Manesse Verlag in der Übersetzung von Ilse Leisi, unter dem Titel «Anne Elliot».

### **Empfehlungen:**



[Emma](#), [Die Abtei von Northanger](#), [Stolz und Vorurteil](#) . Jane Austen

[Vater Goriot](#), [Das Chagrinleder](#) . Honoré de Balzac

[Onkel Toms Hütte](#). Harriet Beecher Stowe

[Das Dekameron](#), [Fiammetta](#), [Die Nymphe von Fiesole](#). Giovanni Boccaccio

[Pinocchio](#). Carlo Collodi

[Die Göttliche Komödie](#) . Dante Alighieri

[Oliver Twist](#), [David Copperfield](#) , [Dombey und Sohn](#). Charles Dickens

[Der Idiot](#), [Die Brüder Karamasow](#), [Verbrechen und Strafe](#). Fjodor Dostojewski

[Die Abenteuer des Sherlock Holmes](#) . Arthur Conan Doyle

[Die Drei Musketiere](#), [Zwanzig Jahre nachher](#) . Alexandre Dumas

[Die Rote Lilie](#). Anatole France

[Faust. Eine Tragödie](#), [Die Leiden des jungen Werther](#). Johann Wolfgang von Goethe

[Der Mantel](#). N. Gogol

[Der Glöckner von Notre-Dame](#), [Die Elenden](#). Victor Hugo

[Der Process](#), [Die Verwandlung](#). Franz Kafka

[Martin Eden](#), [Ruf der Wildnis](#), [Wolfsblut](#). Jack London

[Moby-Dick; oder: Der Wal](#). Herman Melville

[Also sprach Zarathustra](#). Friedrich Nietzsche

[Eugen Onegin](#), [Pique Dame](#). Alexander Puschkin

[Der Altertümpler](#). Walter Scott

[Othello, der Mohr von Venedig](#). William Shakespeare

[Die Schatzinsel](#). Robert Louis Stevenson

[Väter und Söhne](#). Iwan Turgenew

[Die Abenteuer des Tom Sawyer](#). Mark Twain

[Das Bildnis des Dorian Gray](#). Oscar Wilde

[Der Amokläufer](#), [Brennendes Geheimnis](#), [Schachnovelle](#). Stefan Zweig